Die Grenzboten

Digitized by Google

0902
.407
v.43,pt.1

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

43. Jahrgang.

Erstes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1884.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1884. Erstes Vierteljahr.

Politik und Volkswirtschaft. Rechtspflege, Heerwesen, Unterrichtswesen.

Die antisemitische Episode. S. 38.
Friedensaussichten. S. 113.
Aus dem preußischen Landtage. S. 456.
Zur Reform der Einkommensteuer. S. 506.
Die parlamentarischen Fraktionen. S. 665.

Austriacae res. S. 57.
Die Westmächte und die ägyptische Krisis. S. 197.
Die ägyptische Krisis. S. 217.
Neufrankreich. S. 257.
Der Umschwung in Spanien. S. 302.
Die Staatssprache in Oesterreich. S. 321.
Der Notstand in Paris. S. 353.
Eine neue Niederlage Englands im Sudan. S. 369.
Die Ministerkrisis in England. S. 425.
Rußland und die armenische Frage. S. 431. 486.
Der Sprachenstreit in Oesterreich. S. 481.
Die Einverleibung von Merw. S. 511.
Der Verfassungskonflikt in Norwegen. S. 633.

Die elektrische Industrie. A. Wilke. S. 10.
Die Praxis der deutschen Feuerversicherungsgesellschaften. S. 326. 439. 622.
Mode und Patriotismus. S. 349.
Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Fischerei. S. 534.
Gegen den Staatssozialismus. L. H. Müller. S. 593.

Unser Wuchergesetz. S. 6.
Die Schwurgerichtsverhandlung gegen Dickhoff. S. 118.
Der neue Unfallversicherungsentwurf. S. 161.
Die Kritik zum neuen Aktiengesetz. S. 273.
Humanität im Strafrecht. S. 599.

Arabische Kriegführung. S. 617.
Zur Frage der zweijährigen Dienstzeit. S. 639.

Die deutsche Universitätsentwicklung in den letzten fünfzig Jahren. S. 448.

Philosophie.

Natur und Kultur. Th. Achelis. S. 375.

Geschichte und Biographie. Länder- und Völkerkunde.

Der erste wissenschaftliche Sozialist. S. 61.
Ein Vorläufer Lassalles. G. Adler. S. 167. 244.
Karl von Noorden. G. Buchholz. S. 223.
Unser Reichskanzler. A. Niemann. S. 492.
Eduard Lasker. S. 585.

Aus dem neuen Griechenland. Constantin Koliatsos. S. 177. 286.
Die jüdische Einwanderung in Deutschland. S. 278.

Literaturwissenschaft. Presse.

Die Sage vom ewigen Juden. S. 642.

Wilhelm Scherers Deutsche Literaturgeschichte. S. 291.
Der Literarische Verein in Stuttgart. H. A. Lier. S. 548.
Gedanken über Goethe. Viktor Hehn. 3. S. 334. 387.
Zur Geschichte der Theaterleitung Goethes. C. A. H. Burkhardt. S. 68.
J. P. Hebel in seinen Briefen. S. 346.
E. Geibels und F. A. von Schacks sämtliche Werke. S. 17.
Hermann Hettners Kleine Schriften. S. 649.
Bissula. S. 90.
Neue Dichtungen von Richard Voß. S. 141.

835681
1884
Digitized by Google

Uhlenhans. G. Hartung. S. 603.

Ein Wort an die Presse. S. 1.
Das Schriftstellerelend. S. 297.
Zur Geschichte der Kreuzzeitung. S. 519.
Die Nationalzeitung und die Kunstpflege. S. 625.

Kunstwissenschaft und Kunstpflege.

Kaiser Maximilian I. als Kunstfreund. R. Muther. S. 124. 185.
Die niederländische Genre- und Landschaftsmalerei. A. Rosenberg. 1. S. 232. — 2. S. 396. — 3. S. 653.
Michael Munkacsy. A. Rosenberg. S. 563.

Künstler und Kritiker. A. Rosenberg. S. 31.
Die Erhaltung und Wiederherstellung älterer Bau- und Kunstdenkmäler. H. Ehrenberg. S. 77.
Ein Wort über Kunstschulen. S. 612.

Musikalische Phrasirung. H. Kretzschmar. S. 408.

Novelle.

Auf der Leiter des Glücks. R. Waldmüller (Ed. Duboc). S. 43. 97. 146. 209. 261. 308. 358. 413. 464. 517. 572.

Notizen.

Zur Lotteriefrage. S. 52.
Der wirtschaftliche Niedergang Bremens. S. 108.
Zur Charakteristik unsrer Preßzustände. S. 213.
Aus Schwaben. S. 268.
Ein Italiener über Bismarck. S. 314.
Zum Verständnis des Nathan. S. 316.
Universitätsstudium und Richteramt. S. 419.
Sollen wir unsre Statuen bemalen? S. 422.
Der Islam im Sudan und in Westafrika. S. 472.
Der Weg nach Chartum. S. 474.
Das preußische Beamtentum unter Friedrich Wilhelm I. S. 521.
Metternich redivivus. S. 525.
Eine Philosophie der Erlösung. S. 581.
Die Lehre vom Mahdi. S. 584.
Johann Heinrich von Thünen. S. 628.
Zur Höhe der Prozeßkosten. S. 630.
Die Bedeutung Merws. S. 669.
Die Reichstagsvorlage des Aktiengesetzentwurfs. S. 671.
Der Kolportageparagraph. S. 671.
Zu einem preußischen Schuldotationsgesetz. S. 673
Antispiritismus in Wien. S. 675.
Francesca von Rimini. S. 677.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Aufsätzen behandelt.)

*E. Geibel, Sämtliche Werke. Stuttgart, Cotta, 1883. S. 17.
*F. A. v. Schack, Sämtliche Werke. Ebda., 1883. S. 17.
*E. Lehnhardt, Die antisemitische Bewegung in Deutschland. Zürich, Verlagsmagazin, 1884. S. 38.
M. B. Lindau, Lucas Cranach. Leipzig, Veit & Co., 1883. S. 53.
O. Sievers, Akademische Blätter. Braunschweig, Schwetschke & Sohn, 1884. S. 54.
*G. Adler, Rodbertus. Leipzig, Duncker & Humblot, 1884. S. 61.
*F. Dahn, Bissula. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1884. S. 90.
*D. Lahnsen, Bremen und seine Sonderstellung. Bremen, Kühtmann, 1884. S. 108.
R. van der Borght, Statistische Studien. Jena, Fischer, 1883. S. 111.
J. Meißner, Die englischen Komödianten in Österreich. Wien, Konegen, 1884. S. 112.
*R. Voß, Rolla. Frankfurt a. M., Könitzer, 1883. S. 144.
*R. Voß, Regula Brandt. Ebda., 1883. S. 144
*R. Voß, Der Mohr des Zaren. Ebda., 1883. S. 145.
L. v. Stein, Das Bildungswesen des Mittelalters. Stuttgart, Cotta, 1883. S. 156.
G. A. v. Helbig, Russische Günstlinge. Stuttgart, Scheible, 1883. S. 157.
J. W. Braun, Leising im Urteile seiner Zeitgenossen. Berlin, Stahn, 1884. S. 158.
H. A. Köstlin, Geschichte der Musik. Freiburg und Tübingen, Mohr, 1884. S. 159.
K. F. Meyer, Das Leiden eines Knaben. Leipzig, Haessel, 1883. S. 160.
Kleines Staatshandbuch. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1884. S. 215.
K. Neumann-Strela, Thron und Reich. Oldenburg, Schulze. S. 216.
A. Hesse, Drei Grafen von Reinstein. Halle, Pfeffer, 1884. S. 216.
L. Pfeiffer, Taschenbuch für die Krankenpflege. Weimar, Böhlau, 1883. S. 271.
A. Rutari, Ernst Kossak. Berlin, Eckstein Nachfolger, 1884. S. 272.
P. Lang, Der Bildhauer von Kos. Stuttgart, Bonz & Co., 1883. S. 272.
K. E. Edler, Peire de Cinqtors. Wien, Faesy, 1883. S. 272.
*E. v. Bergmann, Zur Geschichte der Entwicklung deutscher, polnischer und jüdischer Bevölkerung in Posen. Tübingen, Laupp, 1884. S. 278.
*W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. Berlin, Weidmann. S. 291.

Digitized by Google

*G. Spielhoff, Die Großmacht Presse und das deutsche Schriftstellerelend. Düsseldorf, Bagel, 1883. S. 297.
F. Liszt, Die Zigeuner und ihre Musik. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1883. S. 320.
*O. Behagel, Briefe von J. P. Hebel. Karlsruhe, Reuther, 1883. S. 346.
C. Mündel, Elsässische Volkslieder. Straßburg, Trübner, 1884. S. 366.
W. Robert-Tornow, Goethe in Heines Werken. Berlin, Haude & Spener, 1883. S. 367.
O. Zeuschner. Internationaler Zitatenschatz. Leipzig, Schloemp, 1884. S. 367.
L. Hänselmann, Unterm Löwensteine. Wolfenbüttel, Zwißler, 1883. S. 368.
G. Treu, Sollen wir unsre Statuen bemalen? Berlin, Oppenheim, 1884. S. 422.
C. Sterne, Sommerblumen. Prag und Leipzig, Tempsky und Freytag, 1883. S. 424.
*Conrad, Das Universitätsstudium in Deutschland. Jena, Fischer, 1884. S. 448.
Dölters, Ueber die Capverden nach dem Rio Grande. Leipzig, Frohberg, 1883. S. 472.
Wiener, Der Aktiengesetzentwurf. Leipzig, Veit & Co., 1884. S. 477.
O. Bähr, Zum neuen Aktiengesetz. Jena, Fischer, 1884. S. 477.
P. Kayser, Gewerbeordnung für das deutsche Reich. Berlin, H. W. Müller, 1884. S. 478.
F. Franke, Die praktische Spracherlernung. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1884. S. 478.
J. Overbeck, Pompeji. Leipzig, Engelmann, 1884. S. 479.
B. Bucher, Real-Lexikon der Kunstgewerbe. Wien, Faesy, 1883. S. 480.
*M. Busch, Unser Reichskanzler. Leipzig, Grunow, 1884. S. 492.
*S. Isaacsohn, Geschichte des preußischen Beamtentums.
Verstaatlichung des Versicherungswesens. Berlin, Mittler & Sohn, 1883. S. 527.
E. H. Bergmann, Hermaea. Leipzig, Drescher, 1883. S. 527.
K. Abel, Ueber den Gegensinn der Urworte. Leipzig, W. Friedrich, 1884. S. 527.
Ch. Winther, Die Flucht des Hirsches. Leipzig, Fleischer, 1883. S. 528.
*Wagener, Erlebtes. Berlin, Pohl. S. 529.
*Ph. Mainländer, Die Philosophie der Erlösung. Frankfurt, Könitzer, 1883. S. 582.
*F. Spielhagen, Uhlenhans. Leipzig, Staackmann, 1883. S. 603.
Schumacher, Johann Heinrich von Thünen. Rostock, Hinstorff, 1883. S. 628.
T. Wödiker, Die Unfallgesetzgebung der europäischen Staaten. Leipzig, Duncker & Humblot, 1884. S. 678.
E. Jäger, Die Agrarfrage der Gegenwart. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht, 1884. S. 679.
Zeitschrift für allgemeine Geschichte. Stuttgart, Cotta, 1884. S. 681.
A. Kirchhoff, Unser Wissen von der Erde. Leipzig, G. Freytag, 1884. S. 682.

Digitized by Google

Ein Wort an die Presse.

Die Gegenwart sieht sich in gewisser Beziehung ungefähr in der Lage eines Menschen, der ein Besitztum von einem Vorfahren mit gutem Herzen, unklarem Kopf und schwachem Willen geerbt hat. Da der Verstorbene Leben und Lebenlassen zu seinem Grundsatz erhoben hatte, nicht gut etwas abschlagen konnte, ungern rechnete und sich um die Zukunft nicht sorgte, so ist der schöne Besitz überlastet, die Disziplin gelockert und, die Leute sind gewöhnt, sich allerlei Freiheiten herauszunehmen. Der Erbe erkennt nun, daß so nicht fortzuwirtschaften wäre, er muß sich bemühen, wieder Ordnung herzustellen, Einnahmen und Ausgaben in das richtige Verhältnis zu bringen, auf strenger Pflichterfüllung zu bestehen, eingerissenen Mißbräuchen zu steuern. Darob natürlich große Entrüstung, bittre Klagen über Schmälerung angeborner oder wohlerworbner Rechte. Er hat gut predigen: Was ich thue, geschieht auch in euerm Interesse, auch eure Existenz hängt von dem Gedeihen des Ganzen ab. Begreifen würden das die meisten wohl, aber im Wirtshause sitzt der entlassene Amtsschreiber, der ihnen eindringlich auseinandersetzt, daß sie unterdrückt, betrogen und bestohlen werden, daß der neue Herr ein Tyrann sei u. s. w. Und der verstehts ja, dem muß man glauben, was man übrigens so gern glaubt.

Die schlimme Erbschaft, mit welcher die Gegenwart sich abzufinden hat, sind politische Glaubenslehren, die im vorigen Jahrhundert in die Welt gesetzt und seitdem rastlos verbreitet worden sind, und die nun fast überall unbedingt geglaubt werden. Hier gedrängt, da gezwungen, dort freiwillig haben die Regierungen aller west- und mitteleuropäischen Staaten sich nach und nach zu jenen Lehren bekannt, Serben und Bulgaren haben deren Anerkennung erlangt, und wäre es nach dem großen Midhat und der liberalen Journalistik gegangen, so

Digitized by Google

würden auch die Türkei und Rußland sich bereits der Segnungen erfreuen, welche unmittelbar mit der Proklamirung der Dogmen eintreten — wie man sagt.

Inzwischen sind die Sätze in den beglückten Ländern auf den Prüfstein der praktischen Erfahrung gebracht und, wie es scheint, nirgends ganz probehaltig gefunden worden. Überall äußern sich kritische Stimmen. Ziemlich schüchtern allerdings, denn so entschieden sonst das unbeschränkte Recht der Kritik in Anspruch genommen und verteidigt wird: die Artikel des, um es mit einem Worte zu bezeichnen, progressistischen Katechismus auf ihre Wahrheit prüfen zu wollen, ist ein Verbrechen oder vielmehr das Verbrechen, der Inbegriff aller Verworfenheit, und wird, solange Guillotine und Galeere noch nicht der Partei zur Verfügung stehen, mit der äußersten Verachtung bestraft. Erst die allerjüngste Zeit hat wieder derartige Ausbrüche eines tobsüchtigen Fanatismus gebracht, daß man sich sagen muß, bei günstiger Gelegenheit würde auch Deutschland seine Kommunards und Septembriseurs stellen. Im Augenblicke freilich machen solche Schreier sich ganz nützlich, weil ihre Übertreibungen so manchen, der ihnen sonst willenlos folgte, zum Nachdenken und dadurch zur Einsicht bringen, wo die eigentliche Tyrannei zu suchen sei. So dürfen wir hoffen, nach und nach die dem heutigen Geschlecht anerzogene Scheu vor dem Gebrauche der eignen Urteilskraft weichen zu sehen. Dann wird auch der Mut wieder allgemeiner werden, sich zu einer Überzeugung zu bekennen, welche den Demagogen unbequem ist, der Mut, sich als reaktionär und servil und so weiter verketzern zu lassen, wenn man wirklich die salus reipublicae als höchstes Gebot anerkennt, welchem jede Doktrin untergeordnet werden muß.

Daß den größten Sturm entfesselt, wer das Prinzip absoluter Preßfreiheit nicht über jeden Zweifel erhaben findet, ist begreiflich; und wenn trotzdem überall jetzt diese Frage angerührt wird, so beweist das zur Genüge, wie arg das Übel geworden sein muß.

Der Sturm, sagen wir, ist begreiflich, und wir beziehen dies nicht allein darauf, daß die Organe und nur zu oft die Fabrikanten der öffentlichen Meinung ihre eigne Haut verteidigen. In der That wäre es unsäglich beklagenswert, wenn die Welt sich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts genötigt sehen sollte, auf die Schutzmittel zurückzugreifen, mit welchen die geistliche Gewalt im fünfzehnten und sechzehnten die Gedankenfreiheit glaubte unterdrücken zu können. Allein man verrückt unsers Erachtens die Frage, welche heute sich nicht ignoriren und nicht zurückdrängen läßt, von vornherein, wenn man nur die beiden Gegensätze unbeschränkte Preßfreiheit und Zensur gelten lassen will. Sicherlich denkt im zivilisirten Europa kein Mensch daran, wieder einzelnen Personen die Befugnis der Entscheidung einzuräumen, was durch den Druck veröffentlicht werden dürfe und was nicht. Und die Zeitungen, welche es mit ihrem Beruf ernst nehmen, auf ihre Würde halten, sollten selbst dem Vorurteil entgegenarbeiten, daß nur die Wahl freistehe zwischen jenen beiden Extremen. Sie mögen ihr

Digitized by Google

Recht verteidigen und werden das umso wirksamer thun, wenn sie sich nicht gleichzeitig zu Anwälten des journalistischen Freibeuter- und Rowdytums hergeben. Dieses, welcher Farbe immer es Unehre bringen mag, muß gebändigt werden, wenn nicht unser öffentliches Leben gänzlich verrohen soll, das ist offenbar, und niemand wird von den Folgen jenes Treibens unmittelbarer berührt als die ernste, anständige Publizistik, deren Angehörige längst empfunden haben müssen, daß die gebildete Gesellschaft mehr und mehr eine Mauer zieht zwischen sich und allem, was mit der Presse zusammenhängt. Die Mittel zu suchen, welche Abhilfe schaffen können, ohne das freie Wort zu beschränken, müssen wir uns alle angelegen sein lassen. Und es giebt solche Mittel.

Vor allem werfen wir die hohlen Phrasen entschlossen über Bord, welche uns soviele Jahrzehnte lang über die Bedeutung der Presse im Staate vorgeredet worden sind. Wenn dieselben die Wahrheit ausdrückten, so bedürften wir keiner Regierung, keiner Verfassung, keiner Justiz, keiner Kirche, keines Sittengesetzes, vor allem keiner Armee: alles würde die freie Presse besorgen, richten und schlichten. Was das Sittenrichteramt der Presse betrifft, wollen wir einen Mann sprechen lassen, dessen Autorität, soviel wir wissen, auch im Lager der Radikalen unangefochten ist. „Welcker hat die freie Presse als die einzig mögliche Sittenzensur der neuen Zeit erklärt. Auch wir sind der Ansicht, daß eine wirkliche freie Presse einigen Ersatz für den Mangel der Institution biete. Aber wo diese Freiheit entweder nicht oder nur zum Scheine geübt wird, fällt auch dieser Ersatz weg; und selbst wo sie geübt wird, reicht sie nicht aus, um jene Lücke zu decken. Teils ist die Presse meistens ein sehr parteiischer Sittenrichter — die besten Zeitungen sind Parteiorgane und sind ebenso freigebig im Lob ihrer Freunde wie tadelsüchtig gegen ihre Feinde —; teils ist das Wesen der [Sitten-] Zensur staatliche Autorität, welche der Presse gänzlich abgeht." So schrieb J. C. Bluntschli im Jahre 1857, und er konnte auf Grund persönlicher Erfahrung sprechen, denn der nachher auf Juristen-, Abgeordneten- und Protestantentagen Vielgefeierte gehörte zu den meistgeschmähten, als er es gewagt hatte, dem Züricher Radikalismus entgegenzutreten und den kommunistischen Schneidergesellen den Daumen aufs Auge zu drücken. Ob die Entwicklung der Presse in den letzten fünfundzwanzig Jahren ihn wohl heute bestimmen würde, den damaligen Ausspruch zurückzunehmen? Jene Sittenzensur, für welche er sogar den besten Zeitungen den Beruf bestritt, maßen sich bekanntlich die schlechtesten mit größter Dreistigkeit an.

Im besondern verweisen wir die Meinung, daß der Schaden, welchen die freie Presse etwa verursachen könne, von ihr selbst wieder gutgemacht werde, in das Reich des Aberglaubens. Nur Gedankenlosigkeit kann das beliebte Bild vom Speer des Achill immer aufs neue vorbringen. Selbst wenn die Verleumdung in einer so direkten Form auftritt, daß der Verleumdete einen Widerruf zu erzwingen vermag, weiß die journalistische Praxis den letztern so zu ver-

Digitized by Google

zögern, zu verklausuliren und zu glossiren, daß dessen Wirkung völlig illusorisch gemacht wird. Und der politischen Lüge und Verdächtigung, dem Aussäen von Mißtrauen, der Erfindung von Nachrichten zu Partei- oder Spekulationszwecken ist vollends garnicht beizukommen. Die Leser des Lügenblattes erfahren ja in zahllosen Fällen garnicht, wie schmählich sie getäuscht werden, denn sie lesen kein andres Blatt, und das ihrige nimmt von den Zurechtweisungen entweder garnicht Notiz oder doch in einer Einkleidung, welche zur neuen Entstellung der Wahrheit wird. Und solch gemeinschädliches Treiben sollte in alle Ewigkeit geduldet werden müssen, weil die frühere Gesetzgebung keine Waffe dagegen bietet? Wenn neue Erfindungen in den Verkehr oder in das Fabrikwesen eingeführt werden, sieht sich die Gesetzgebung genötigt, ihnen gegenüber Stellung zu nehmen; die Ausnutzung neu entdeckter Naturkräfte, die Entwicklung der Großindustrie, das Wachstum der Städte und hundert andere Erscheinungen müssen sich im Recht abspiegeln, und nur die Großindustrie des Zeitungswesens sollte nach wie vor behandelt werden wie das Kleingewerbe, aus welchem sie hervorgegangen ist? Irgend ein Stoff kann Jahrtausende lang für völlig unschädlich angesehen worden sein, plötzlich wird entdeckt, daß er unter gewissen Umständen, in gewissen Verbindungen verheerend wirken kann, und nun sollte es uns versagt sein, Schutzmaßregeln gegen dessen Mißbrauch zu ergreifen? Wer eine erfundene Nachricht verbreitet, weiß entweder, daß sie erfunden ist, und dann betrügt er die Abnehmer der Zeitung, welche Wahrheit von derselben zu erhalten glauben, oder er unterläßt es, sich seines Gewährsmannes zu versichern oder Erkundigungen einzuziehen, weil er darüber die Zeit versäumen könnte, die interessante oder pikante Neuigkeit „zuerst“ zu veröffentlichen. Und in beiden Fällen müßte es möglich sein, ihn zur Verantwortung zu ziehen. Damit würde den einen das unsaubere Handwerk erschwert, und die andern würden zur Vorsicht gemahnt.

Diese atemlose Hast, dieser Wetteifer, nicht das Beste, Durchdachteste, am meisten von patriotischem Geist Erfüllte, sondern das Neueste, Überraschendste, das Unglaublichste oder das Geheimste zu bringen, ist in die Publizistik eingeführt worden, seitdem sie sich in den Dienst der Zeitungsindustrie begeben hat. Wir gönnen jedem Arbeiter seinen Lohn, wir freuen uns, wenn der Tag und Nacht an den Redaktionstisch Geschmiedete nicht mehr Ursache hat, mit Neid auf den Kommis eines Bankgeschäfts zu blicken und wenn beliebte Romanschreiber in einem Jahre mehr Honorar einnehmen als unsre größten Dichter zusammengenommen in ihrem ganzen Leben — so wenig wir auch zugeben können, daß die Literatur davon Vorteil habe. Allein die Besserung dieser Verhältnisse wäre zu teuer erkauft, wenn die Zeitung gänzlich Objekt der Spekulation werden sollte, wozu wir augenscheinlich auf dem besten Wege sind. Man spekulirt in diesen wie in andern Papieren, und sie sind besonders beliebt, weil sie nicht nur direkt Zinsen und Dividenden bringen, sondern indirekt einen viel höher zu veranschlagenden

Digitized by Google

Einfluß. Und die Verquickung der Publizistik mit dem Geschäfte offenbart sich von Tag zu Tag ungenirter. Wie muß einem politischen Schriftsteller von Ehrgefühl zu Mute sein, wenn nicht nur die Blätter für Freiheit, Volkswohl und Insertion sich in einem Stil anpreisen, als ob es sich um einen „Ausverkauf" handelte, sondern die „Kollegen" selbst sich in dem Jargon und den Usancen der Börse und des Marktes bewanderter zeigen als in irgend etwas anderm! Nicht zufällig sind Organe dieses Schlages die erbittertsten Gegner eines jeden Versuches, die ehrliche Arbeit und das solide Geschäft gegen Schwindelkonkurrenz zu schützen; sie verteidigen ihre eigne Sache. Und gewiß muß auch auf dem Gebiete der Presse auf entsprechenden Schutz gedacht werden, nicht aus Sentimentalität, nicht aus romantischem Hange, nicht um einzelnen Unternehmungen eine Wohlthat zuzuwenden, sondern weil eine ehrenhafte Presse eine Notwendigkeit ist, und man sie nicht ersticken lassen darf unter den — Schlinggewächsen.

Der vor kurzem in diesen Blättern zitirte Ausspruch Holtzendorffs über die Anomalie, das höchste politische Lehramt als freies Gewerbe zu behandeln, während in jedem andern Verhältnisse von dem Lehrer der Nachweis seiner Lehrbefähigung gefordert wird, ist Tausenden aus der Seele gesprochen, die nur nicht den Mut fanden, mit ihrer Meinung herauszurücken, weil gewöhnlich auch diejenigen, welche eine Prüfung nicht zu scheuen brauchten, aus Korpsgeist oder Befangenheit glauben, sich gegen jede Beschränkung der Preßfreiheit erklären zu müssen.

Aus denselben und andern Gründen haben die Berufsjournalisten fast ausnahmslos den Gedanken abgewiesen, daß der unwürdigen Abhängigkeit der Publizistik von dem Ankündigungswesen ein Ende gemacht werde. Die technischen Schwierigkeiten einer jeden derartigen Reform sind nicht zu verkennen, ohne vorübergehende Härten ist keine solche Operation auszuführen. Allein man nenne uns ein andres Mittel, den Stand von Elementen zu reinigen, welche sich dem journalistischen Erwerbe zugewandt haben, ohne im mindesten Beruf für denselben zu haben, und welche sofort mit etwas anderm handeln werden, sobald jener weniger lukrativ wird.

Noch einmal: die Fragen, welche hier berührt worden sind, lassen sich heute nicht mehr totschweigen und nicht mehr einfach zur Ruhe verweisen. Sache der ernsten Zeitungen wird es sein, zu beweisen, daß sie nicht blind sind gegen die Schäden, welche sich in ihrer Welt ausgebildet haben, und dafür zu sorgen, daß die Kur nicht ohne sie vorgenommen werden müsse. Derjenigen, welche im Vollgefühl ihrer Gemeinschädlichkeit schon bei dem bloßen Gedanken an eine rettende Operation schreien, sollten sich Leute von Charakter und nationaler Gesinnung doch nicht annehmen.

Digitized by Google

Unser Wuchergesetz.

Bei Gelegenheit der Beratung des landwirtschaftlichen Etats im preußischen Landtage wurde auch die Wucherfrage gestreift, allein von einer sachlichen Diskussion war keine Rede, vielmehr gab sie nur dem Führer der Antisemiten und seinen Gegnern eine vom Zaun gebrochene Gelegenheit zu persönlichen Invektiven. Das ist um der Sache selbst willen zu bedauern. Auf einen ernsthaften Statistiker muß es einen geradezu lächerlichen Eindruck machen, daß die Ergebnisse der preußischen Kriminalstatistik für das Jahr 1881 in ihren Bemerkungen über den Wucher zur Erörterung der Frage benutzt wurden, ob verhältnismäßig mehr Juden oder mehr Christen an diesem saubern Gewerbe beteiligt seien. Wie viel Wucherfälle zur Kenntnis der Behörden gelangt sind, darüber giebt jene Statistik überhaupt keine Auskunft, sie behandelt bloß die Zahl der Angeklagten. Nun wird man zugeben, daß bei einer Bevölkerung von mehr als 25 Millionen Einwohnern, von denen 309 879 Personen überhaupt wegen strafbarer Handlungen verfolgt und 259 654 Personen verurteilt worden sind, die wegen Wuchers und Darlehngebens an Minderjährige 32 verurteilten und 44 freigesprochenen Angeklagten kein genügendes statistisches Substrat bilden. Wenn sich nun unter diesen Verurteilten 16 Protestanten, 7 Katholiken und 5 Juden befinden, so sind diese Zahlen an sich so unbedeutend und so verschwindend, daß ein ernster Mann wahrlich aus diesen Zifferchen keine Schlüsse für die Beteiligung der Konfessionen ziehen wird, denn wenn man konsequent sein will und auf Grund dieser Zahlen weiter forscht, so kann man z. B. in einzelnen Oberlandesgerichtsbezirken zwei Verurteilte finden, von denen einer Jude und einer Christ war, und muß daraus schließen, daß in diesem 50 Prozent Juden und 50 Prozent Christen bei dem Wucher beteiligt waren — ganz abgesehen davon, daß es, wie wir hundertmal auseinandergesetzt haben, nicht die Konfession ist, welche den Juden macht oder aufhebt. Dagegen bieten diese Zahlen zu ernsteren Erwägungen genügenden Grund, besonders wenn man sie mit den Resultaten der deutschen Kriminalstatistik für das Jahr 1882 vergleicht, soweit diese schon jetzt gedruckt vorliegt. Im ganzen deutschen Reiche kamen im Jahre 1882 wegen Wuchers nur 261 Fälle zur gerichtlichen Verfolgung, darunter endigten 153 mit einer Verurteilung und 108 mit einer Freisprechung; angeklagt waren im ganzen 176 Personen, von denen 98 verurteilt und 78 freigesprochen wurden. Niemand wird leugnen können, daß ein großer Teil unsrer Bevölkerung, und namentlich der ländlichen, vom Wucher schwer bedrückt wird. Dies ergeben nicht nur die schon mehrfach besprochenen Veröffentlichungen des Vereins für Sozialpolitik über die bäuerlichen

Digitized by Google

Zustände Deutschlands, das ergeben die allgemeinen Klagen ehrenhafter Männer aus allen Gebieten. Betrachtet man dagegen diese statistischen Zahlen, so werden entweder alle jene Klagen und Berichte Lügen gestraft, oder man muß zu der Erwägung gelangen, daß der gesetzliche Begriff des Wuchers ein sehr mangelhafter ist, daß das Gesetz die Mehrzahl der Schuldigen nicht trifft, daß demnach eine Abhilfe nicht in den gegenseitigen Rekriminationen der Anti- und Philosemiten, sondern in einer Abänderung der Gesetze gefunden werden muß. Zu dieser Erwägung führt auch die große Zahl der Freigesprochenen. Während bei den übrigen strafbaren Handlungen diese nur 16 Prozent beträgt, steigen beim Wucher die Freisprechungen in Preußen auf mehr als 57 Prozent, im ganzen Reich auf mehr als 41 Prozent. Das sollten unsre Volksvertreter und alle diejenigen bedenken, denen das Wohl der Bedrückten am Herzen liegt, und auf diesem Gebiete sollten sich Christen und Juden vereinigen, letztere umsomehr, als infolge einer jahrhundertelangen geschichtlichen Entwicklung die niederen Klassen des Judentums in einer entschieden unverhältnismäßigen Zahl noch diesem schmählichen Gewerbe obliegen, das umsoweniger abschreckend wirkt, als man die reichgewordenen Wucherer sogar mit Adel, Orden und Titeln ausgezeichnet sieht.

In der That ist der Wucherbegriff, wie er durch das Reichsgesetz vom 24. Mai 1880 festgestellt ist, geeignet, nur in den seltensten Fällen zur Anwendung zu gelangen, denn er ist so verklausulirt und die Voraussetzungen zu einer Bestrafung sind so verwickelt, daß nur wenige Schuldige von der rächenden Themis ergriffen werden können und die überwiegende Mehrzahl straflos bleibt und dem Gesetz ein Schnippchen schlägt. Denn zur Strafbarkeit gehört nach diesem Gesetze:

1. Die Ausbeutung der Notlage, des Leichtsinnes oder der Unerfahrenheit,
2. die Gewährung eines Darlehns oder die Stundung einer Geldforderung,
3. das auffällige Mißverhältnis der Leistung des Schuldners zu der des Gläubigers.

Schon ein Blick auf diese Erfordernisse genügt, um zu sehen, daß ein geriebener Wucherer leicht die Maschen findet, um durchzuschlüpfen.

Bereits die Voraussetzungen unter Nr. 1 bereiten dem Richter Schwierigkeiten in einer Zeit, welche von der freien Selbstbestimmung des Menschen so durchtränkt ist wie die unsrige, und auf welche die manchesterlichen Doktrinen noch immer ihren verheerenden Einfluß üben. Von solchen Anschauungen vermag sich der Richter nicht freizuhalten, und der Gesetzgeber, statt ihn zu unterstützen, erschwert ihm sein Amt. In dreißig Fällen — soweit sie zur Veröffentlichung gelangt sind — hat das Reichsgericht sich mit diesem neuen Wuchergesetz beschäftigt, aber allen seinen Bemühungen ist es nicht gelungen, dem Gesetz ein größeres Anwendungsgebiet zu verschaffen, denn für den Richter gilt der leidige Satz: dura lex, sed lex. Zur Ausbeutung gehört nach dieser Rechtsprechung die bewußte Ausnutzung des Darlehnssuchenden zur Erlangung eines übermäßigen

Digitized by Google

Gewinnes. Ein solches Bewußtsein, da es eine innere Thatsache ist, läßt sich nur schwer nachweisen; ein geschickter Wucherer läßt sich in eine Erörterung der Vermögenslage seines Schuldners garnicht ein, er verweigert sogar, Referenzen über dieselbe entgegenzunehmen, er zieht insgeheim seine Erkundigungen ein und vermeidet Erörterungen mit dem Schuldner, die ihm nur gefährlich werden können. Als eine Notlage wird aber nicht schon die öftere Geldverlegenheit des Schuldners angesehen, vielmehr gehört dazu das dringende Bedürfnis des Geldes zur Bestreitung der Lebensnotdurft oder zur Befriedigung andrängender Gläubiger. Man wird zugeben, daß ein Kreditsuchender, welcher sich in dieser Lage befindet, wohl auch bei dem ärgsten Halsabschneider keinen Kredit mehr findet, sodaß also auch hier wieder eine ganze Reihe wucherischer Geschäfte ins Freie fällt. Eine noch größere Schwierigkeit bieten die Begriffe Leichtsinn und Unerfahrenheit; höchstens können dieselben mit Sicherheit auf Minderjährige angewendet werden, und diese schützt schon der § 302 des Strafgesetzbuches. Handelt es sich aber um Großjährige, um selbständige Handwerker und Bauern, um Leute, die ihren Beruf verstehen, wie soll dann der Richter sie als leichtsinnige und unerfahrene Menschen hinstellen? Viele Schuldner aber werden die Anzeige scheuen, um sich nicht in öffentlicher Gerichtssitzung mit solchen Prädikaten brandmarken zu lassen. Zur Strafbarkeit gehört ferner, daß die wucherischen Vorteile für die Gewährung des Darlehns versprochen sind; ein geschickter Wucherer, der den Schuldner in seinen Klauen behält, läßt sich erst bei der Rückgabe des kleinern Darlehns die Vergütung gewähren und streckt dann die weitere Summe vor, wenn er straflos bleiben will. Und in wie freier Weise können hier mehrere Wucherer, ohne daß der Schuldner etwas merkt, zusammen operiren! Ebenso fällt ein rein persönlicher Nutzen, den sich ein Dritter bei Gelegenheit des Geschäftsabschlusses ausbedingt, also eine hohe Provision, nicht unter die Strafe. Auch diese dem Gesetz nur zu sehr entsprechende Auffassung gewährt dem Wucher neue Beute, denn bekanntlich hat Harpagon nie selbst das Geld geliehen, sondern sich dazu eines Courtiers bedient. Wenn es nun auch gleichgiltig ist, ob bei dem Abschluß des wucherischen Geschäfts der Gläubiger persönlich in den Vordergrund tritt, so läßt sich durch solche Mittelspersonen das wucherische Geschäft nur allzuleicht verdecken, die Verhältnisse verwickeln sich noch mehr, und die Unterscheidung, was wucherische Leistung oder erlaubte Provision ist, wird so schwer, daß in solchen Zweifelsfällen das Gesetz wiederum versagen muß. Sind aber schon diese Klippen geeignet, die Machtlosigkeit des Gesetzes zur Erscheinung zu bringen, so bleibt noch die stärkste, „das auffallende Mißverhältnis von Leistung und Gegenleistung," übrig. Auf diesem Gebiete ist der Richter souverän, hier entscheidet sein Ermessen in jedem einzelnen Falle. Um dieses Mißverhältnis festzustellen, genügt nicht, wie das Reichsgericht auf Grund der Materialien mit Recht ausführt, die bloße Vergleichung des landesüblichen Zinssatzes mit den dem Bewucherten abgenommenen Prozenten, sondern

Digitized by Google

es müssen konkret die Leistungen nach den gegenseitigen Verhältnissen abgewogen, namentlich auch das von dem Gläubiger übernommene Risiko in Betracht gezogen werden. Ein solches Risiko wird in sehr vielen Fällen vorhanden sein, denn erfahrungsmäßig spielt der Wucher seine Hauptrolle bei den kleinen Leuten, die ihren Personalkredit in übertriebener Weise anstrengen, oder deren überschuldetes Besitztum den Realkredit zu einem leeren Schein herabdrückt.

Unter diesen Gesichtspunkten erscheinen die statistischen Zahlen, wie sie eingangs erwähnt worden sind, freilich in einem andern Lichte, als in der trüben Dämmerung der Etatsdebatte im Abgeordnetenhause. Diese Zahlen beweisen zu voller Überzeugung, daß das Gesetz vom 24. Mai 1880 den Wucher nicht unterdrückt hat und auch garnicht geeignet ist, ihn zu unterdrücken. Es ist bekannt, daß dieses Gesetz ein Kompromiß der Parteien darstellt; als es aus der Initiative des Reichstages nach schweren Kämpfen hervorgegangen war, vermochte die Reichsregierung bei der Aussichtslosigkeit des Erfolges nicht erst andre Mittel in Vorschlag zu bringen. Es hat freilich nicht an Stimmen gefehlt, welche die Mißerfolge des Gesetzes vorhergesagt haben. Der damalige Reichstagsabgeordnete Graf Wilhelm von Bismarck bekämpfte das Gesetz mit aller Entschiedenheit und beantragte die Fixirung eines Zinsmaximums, dessen Überschreitung unter allen Umständen als Wucher bestraft werden sollte. Sein Antrag fand keinen Anklang, aber sieht sich jetzt vollkommen gerechtfertigt. Es muß heute nach diesen Erfahrungen ernstlich gefragt werden, ob ein so unvollkommenes Gesetz noch länger bestehen soll, ob noch länger dem Volke, das nach Brot verlangt, statt dessen Steine oder schöne Reden seiner Abgeordneten gewährt werden dürfen. Eine wirksame Begrenzung des Wuchers wird sich in der That nur durch Bestimmung eines Zinsmaximums erreichen lassen. Kaufleuten gegenüber mag man eine volle Zinsfreiheit hinstellen und nur die im Art. 10 des Handelsgesetzbuches genannten kleinen Geschäftsleute und Handwerker ausnehmen. Für alle übrigen Fälle mag das Gesetz oder der Bundesrat mit nachträglicher Genehmigung des Reichstags dieses Zinsmaximum bestimmen, das sich freilich bei unsern jetzigen Verhältnissen nicht auf die landesüblichen Zinsen belaufen darf, sondern dieselben wenigstens um das Doppelte überschreiten muß. Nur dann wird man hoffen können, des Wuchers Herr zu werden, dieser schmarotzenden Giftpflanze, welche an dem Marke unsres Volkes zehrt, ganze Geschlechter vernichtet und den innern Frieden raubt. Auf dieses Ziel sollten aller Bestrebungen gerichtet sein; sie würden fruchtbringender sein als alle Debatten mit den gegenseitigen Vorwürfen und Beschwerden.

Digitized by Google

Die elektrische Industrie.

n der Geschichte des Kapitals werden die drei oder vier letzten Jahrzehnte als die Zeit der großen Eisenbahnbauten bezeichnet werden, weil diese Unternehmungen mittelbar oder unmittelbar die Bewegung des Kapitals während jener Zeit bestimmt haben. Zunächst findet dieser Einfluß seine Erklärung in der außerordentlichen Absorptionsfähigkeit der Eisenbahnen, welche die freien Kapitalien in bisher unbekanntem Maße aufsaugten und in Kapitalbildner verwandelten. Neben dieser direkten Einwirkung auf das Kapital war aber dann noch der mittelbare Antrieb thätig, welchen die Eisenbahnbauten auf die Industrie ausübten, die ihrerseits hierdurch veranlaßt wurde, die Hilfe des Kapitals in Anspruch zu nehmen. In dieser Weise entwickelte sich durch Wirkung und Rückwirkung eine Art Kreisprozeß im wirtschaftlichen Organismus, indem durch die erwähnten Unternehmen große Kapitalmassen absorbirt, alsdann im Laufe der Zeit in vergrößertem Maße neu erzeugt und so für neue Verwendung frei wurden, um darauf aufs neue in den Kreisprozeß einzutreten. Bei einem solchen Prozesse ist es wesentlich, daß der einmal gebildete Organismus, auf dessen Funktion jener Kreisprozeß beruht, entweder erhalten bleibe oder in seinen Funktionen durch einen andern ersetzt werde, weil andernfalls der Verfall desselben eine Störung der gesamten wirtschaftlichen Thätigkeit bedeutet.

Einem solchen Verfall eines großen wirtschaftlichen Organismus nähern wir uns, und dieser Organismus sind die Eisenbahnen, soweit es sich um ihre Absorptions- und Assimilationsfähigkeit für das Kapital handelt. Denn die Hauptlinien der großen Eisenbahnnetze sind ausgebaut und wo sie es, wie in Amerika, noch nicht sind, wird es im Laufe des nächsten Jahrzehnts oder jedenfalls vor Ablauf des Jahrhunderts geschehen. Der Ausbau der Sektionen der Netze dürfte einen bedeutenden Einfluß auf das Kapital kaum noch ausüben können, und was eventuelle große Eisenbahnbauten in China u. s. w. betrifft, so ist wohl kaum zu erwarten, daß hier eine sehr intensive Bauthätigkeit eintreten werde. Aber wenn wir auch wirklich den günstigsten Fall annehmen, so werden wir doch sagen müssen, daß einmal der Zeitpunkt kommen wird, in welchem die Absorptionsfähigkeit der Eisenbahnen im Verhältnis zur gesteigerten Kapitalproduktion so gesunken sein wird, daß sie das freie Kapital nicht mehr aufnehmen können, jenes sich also in wachsendem Maße anhäufen und eine neue Verwendung suchen wird. Ein solcher Zustand hat aber eine erhebliche nationale Bedeutung, denn die künftige Gestaltung der Verhältnisse und das Geschick eines Volkes ist eng verbunden mit der Verwendung seiner erarbeiteten

Digitized by Google

Kapitalien. Somit gewinnt jene Erscheinung, der Verfall der Funktionsfähigkeit der Eisenbahnen in Bezug auf den erwähnten Kreisprozeß, an Wichtigkeit für den Nationalökonomen wie für den Politiker, und es wird jeden interessiren, eine Industrie kennen zu lernen, welche nicht nur die Eisenbahnindustrie in den erwähnten Beziehungen ersetzen, sondern die Funktionen derselben in weit höherem Maße ausüben kann. Diese Industrie ist die elektrische Industrie.

Um die Bedeutung dieser Industrie für die Zukunft zu zeigen, will ich kurz die volkswirtschaftliche Bedeutung der Elektrizität auseinandersetzen, sowie zwei Probleme der Elektrotechnik besprechen, von deren Lösung die allgemeine Einführung der Elektrizität und damit die vollständige Umbildung der technischen Verhältnisse abhängt.

Wie bekannt ist, sind die Wärme, die mechanische Kraft, das Licht, die Elektrizität und die chemische Kraft nicht etwas durchaus Verschiednes, sondern nur verschiedne Formen der Kraft schlechthin; jede dieser Formen läßt sich in die andre verwandeln, und wir haben also in der einen Form zugleich auch alle andern. Für die verschiednen Zwecke des Lebens und der Technik bedürfen wir nun bald dieser, bald jener Form, und wir erzielen heutzutage diese verschiednen Formen mittels verschiedner Verfahren, so die Wärme durch Verbrennung, das Licht ebenfalls durch Verbrennung, die mechanische Kraft in sehr verschiedner Weise, indem wir sie teils den Wasserfällen oder dem Muskelapparat der Tiere entnehmen, oder sie mittelst der Dampfmaschine aus Wärme erzeugen u. s. w. Es erweist sich nun technisch als vorteilhaft, die aus den Kraftquellen fließende Kraft, gleichviel in welcher Form wir sie erhalten, zuerst in Elektrizität zu verwandeln und diese dann nach Bedarf in die verlangte Kraftform umzusetzen, sich also der Elektrizität als allgemeiner Übergangsform zu bedienen. Die Gründe für die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens sind folgende. Zunächst ist die Umsetzung in und aus Elektrizität die leichteste; es empfiehlt sich daher, in alle Umwandlungen aus einer Kraftform in eine andre die Elektrizität als Zwischenform einzuschieben. Ich gebe ein Beispiel. Wir können heute mittelst der Dampfmaschine Wärme in bewegende Kraft umsetzen; allein dieses Verfahren ist durchaus kein sehr rühmenswertes, weil der Dampfkessel und die Dampfmaschine gefährlich und teuer sind, und weil sie die in den Kohlen aufgespeicherte Kraft kaum zu einem Zehntel ausnutzen. Wäre es nun möglich, Wärme direkt in Elektrizität umzuwandeln — womit eines der Hauptprobleme der Elektrotechnik bezeichnet ist —, so könnten wir diese zum Bewegen eines Motors benutzen und so unter Einschiebung von Elektrizität Wärme in mechanische Kraft verwandeln. Dieses Umwandlungsverfahren wird aber in ökonomischer, technischer und sanitärer Beziehung dem heutigen ohne allen Zweifel weit überlegen sein, und wie hier, würde sich auch für die andern Umwandlungen, z. B. von Wärme in chemische Kraft oder in Licht, von chemischer Kraft in mechanische und umgekehrt, die Einschiebung von Elektrizität als ein Vorteil erweisen.

Digitized by Google

Ein weiterer Vorteil der Verwendung der Elektrizität zur Erzeugung andrer Kraftformen liegt darin, daß wir mittels der Elektrizität die andern Kraftformen in einer solchen Intensität erzeugen können, wie es uns auf andre Weise garnicht oder nur schwer möglich ist. Es sei in dieser Beziehung nur an das elektrische Licht erinnert, das wir in solcher Intensität erzeugen können, daß es hierin selbst die Sonne überbietet. Gleiches gilt aber auch von der Erzeugung der Wärme, der chemischen Kraft u. s. w. durch Elektrizität. Endlich — um die kleinern Vorzüge der Elektrizität, namentlich auch die größere Sicherheit derselben unberücksichtigt zu lassen — hat die Elektrizität noch eine Eigenschaft, welche sich bei andern Kraftformen nur in geringem Maße findet, welche aber von der größten Bedeutung ist, nämlich die Übertragungsfähigkeit von einem Ort auf den andern und von einem Zeitpunkt auf den andern, die Leitungs- und die Aufspeicherungsfähigkeit. Die Bedeutung dieser Fähigkeit gründet sich auf die lokale und zeitliche Verschiedenheit zwischen Krafterzeugung und -Verbrauch. Im allgemeinen fällt nämlich der Ort des Verbrauches und derjenige der Kraftquelle nicht zusammen, sodaß also an dem einen Orte der Verbrauch, an dem andern die Produktion von Kraft überwiegt. Diese Inkongruenz erfordert einen Ausgleich, und zu diesem Ausgleich erweist sich einzig die Elektrizität geschickt, welche man ohne Schwierigkeit auf weite Entfernungen hin leiten kann. Eine zweite Inkongruenz zwischen Verbrauch und Erzeugung findet sich bei der Kraft in zeitlicher Beziehung, indem sowohl der Verbrauch als auch die Erzeugung mit der Zeit wechselt, ohne daß beide Bewegungen zusammenfielen, vielmehr im allgemeinen eine Nichtübereinstimmung zwischen beiden herrscht, welche einen Ausgleich erfordert. Wir erzielen diesen, indem wir die zu dem einen Zeitpunkt erzeugten Kraftmengen, an welchem die Produktion überwog, auf einen andern Zeitpunkt übertragen, an welchem der Verbrauch größer ist als die Erzeugung. Zu diesem Zwecke bedarf es aber einer Überführung der Kraft aus ihrer wirkenden Form in eine nichtwirkende, aus welcher sie leicht wieder wirksam gemacht werden kann. Diese Umformung der Kraft nennen wir die Aufspeicherung von Kraft, eines der größten und folgenschwersten Probleme der modernen Technik. Auch in Bezug auf diese zeitliche Übertragung erweist sich die Elektrizität als die überlegenere Kraftform, und so kann es denn kein Zweifel sein, daß die Verwendung der Elektrizität eine so allgemeine werden wird, daß wir etwas ähnliches bis heute noch nicht kennen gelernt haben.

Welche Umwandlungen diese Einführung der Elektrizität haben wird, läßt sich schon aus einem flüchtigen Überblick erkennen, den wir nach einigen Worten über die beiden Hauptprobleme der heutigen Elektrotechnik, von deren Lösung jene allgemeine Einführung abhängt, geben wollen.

Die Elektrizität ist heute noch zu teuer. Stehen Wind- oder Wasserkraft zu Gebote, so sind die Kosten für die Erzeugung von Elektrizität allerdings nicht sehr hoch; wo aber die Dampfmaschine zur Elektrizität angewendet werden

Digitized by Google

muß, und dies ist vorderhand noch im überwiegenden Maße der Fall, so wird der Preis der Elektrizität zu hoch, um eine allgemeine Verwendung derselben zuzulassen.

Nun erhebt sich die sehr natürliche Frage, ob nicht die Dampfmaschine bei der Erzeugung der Elektrizität umgangen und die in den Kohlen aufgespeicherte Kraft direkt in Elektrizität umgesetzt werden könne, und ferner, ob wir die billige, durch Wind- oder Wasserkräfte gewonnene Elektrizität nicht etwa allgemein nutzbar machen können. Hiermit sind die erwähnten beiden Hauptprobleme genannt. Das erstere derselben ist die direkte Erzeugung von Elektrizität aus Wärme. Mit Lösung dieses Problemes wird der Preis der Elektrizität bedeutend geringer werden; denn bei der jetzigen Erzeugung der Elektrizität mittels der Dampfmaschine werden etwa nur acht Prozent der in der Kohle aufgespeicherten Kraft als elektrische Energie wiedergewonnen, während wir für die direkte Erzeugung von Elektrizität durch Wärme einen mindestens zehnfachen Nutzeffekt annehmen dürfen. Damit sinkt aber auch der Preis der Elektrizität auf ein Zehntel, und falls die Einrichtungen für die genannte Umwandlung billiger sind als die Dampfmaschine, was sehr wahrscheinlich ist, auf einen noch geringeren Bruchteil.

Mit Lösung dieses Problemes wird also die Elektrizität zu einem Konkurrenten, dem alles Entgegenstehende unterliegen muß. Dann fällt die Gas- und jede andre nicht elektrische Beleuchtung, die Dampfmaschine, die Feuerheizung, welche durch elektrische Zentralheizung ersetzt wird, und die Anwendung des Feuers für Erzgewinnung. Wie diese Veränderungen aber in die Verhältnisse der Industrie eingreifen, braucht wohl nicht auseinandergesetzt zu werden.

Noch durchgreifender werden aber die Veränderungen mit der Lösung des zweiten Hauptproblemes, der Aufspeicherung der Elektrizität, weil hierdurch die großen Kraftquellen, Wind und Wasser, im ausgedehntesten Maße nutzbar gemacht werden können, und infolge hiervon der Preis der Elektrizität noch weiter sinkt. Abgesehen von diesem Einfluß auf den Preis bewirkt aber auch die Lösung des Aufspeicherungsproblemes eine erhebliche Änderung auf jenen Gebieten, wo aufgespeicherte Kraft gebraucht wird, und wo man heutzutage entweder die Kohle oder bei geringerem Bedarf die tierische Kraft anwendet, wie bei den Wagen ꝛc.

Im allgemeinen können wir sagen, daß eine rationelle Bewirtschaftung der Kraftquellen nur mit Hilfe der Aufspeicherung der Kraft möglich ist, oder, da Aufspeicherung von Kraft und Aufspeicherung von Elektrizität identifizirt werden können, nur mit Hilfe der Aufspeicherung der Elektrizität, und dies wird die außerordentliche Bedeutung des genannten Problemes am besten erkennen lassen.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so werden wir verstehen, daß eine allgemeinste Verwendung der Elektrizität eintreten und von den größten Umände-

Digitized by Google

rungen in Bezug auf die gesamten Lebensverhältnisse begleitet sein wird. Der Durchbruch dieser neuen Verhältnisse ist nur noch eine Frage der Zeit und hängt einzig von der Lösung der beiden genannten Probleme ab; diese Lösungen können wir aber stündlich erwarten, da sie durchaus nicht etwas Fernstehendes für unsre Wissenschaft bedeuten. Hiermit ist die wirtschaftliche Bedeutung der Elektrizität und die der elektrischen Industrie ausgesprochen, und wir werden uns dereinst nicht zu wundern brauchen, wenn die letztere sich mit größter Rapidität entwickeln und hierbei den größten Teil des freien Kapitals an sich ziehen und absorbiren und auf das gesamte freie oder angelegte Kapital in bestimmender Weise einwirken wird. Man wird dies zugeben, wenn man sich das ungeheure Thätigkeitsgebiet der neuen Industrie etwas näher betrachtet.

Zunächst umfaßt dieses die Einrichtungen für Erzeugung der Elektrizität und unter diesen die Arbeiten zur Nutzbarmachung der ungeheuern, noch unbenutzten Kraftquellen unsrer Flüsse, sowie des Windes. Verbunden mit diesen Arbeiten sind die Einrichtungen für die Leitung, die Aufspeicherung und den Transport der aufgespeicherten Elektrizität. Noch größer und jedenfalls viel mannichfaltiger aber ist das Gebiet der Anwendungen der Elektrizität. Wenn wir überlegen, welche enormen Kapitalien und Arbeitsmengen die Umgestaltung unsers heutigen Beleuchtungswesens und der Bewegungsmaschinen, die Herstellung der elektrischen Bahnen, der elektrischen Heizung, der Kleinkraftmotoren, die elektrischen Einrichtungen für die Landwirtschaft, der Bau der durch Elektrizität bewegten Wagen, Schiffe und was sonst alles hier noch aufzuführen wäre, erfordern, wenn wir uns dies im Geiste vorführen, so werden wir die außerordentliche industrielle Bewegung einigermaßen begreifen können, welche sich als natürliche Folge der Anwendung der Elektrizität ergeben wird. Eine zahlenmäßige Bemessung dieser Bewegung soll hier nicht versucht werden, einfach weil eine zuverlässige Aufstellung nicht möglich ist, eine solche auf unvollständige und unrichtige Daten hin aber nicht von großem Nutzen sein würde. Jedenfalls wird die elektrische Industrie nicht nur die Eisenbahn-, sondern auch die gesamte Dampfindustrie weit hinter sich lassen und zudem sich weit intensiver entwickeln, weil ihr die technischen Errungenschaften der vorhergehenden Periode zu Gute kommen.

Das Gesagte mag die finanzielle Bedeutung der elektrischen Industrie ahnen lassen. Neben dieser finanziellen hat aber die elektrische Industrie auch ihre politische Bedeutung, und auch auf diese mag hier noch in Kürze eingegangen werden.

In einer unlängst erschienenen Schrift „Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Elektrizität und das Elektromonopol" habe ich den Nachweis zu führen gesucht, daß die Verstaatlichung der Kraftquellen und des Gewinnes von Elektrizität aus denselben, wie die des Handels mit Elektrizität nicht nur empfehlenswert, sondern geradezu notwendig sei. Dieser Satz ist mehrfach dahin mißver-

Digitized by Google

standen worden, als sei in demselben die Verstaatlichung der gesamten elektrischen Industrie gemeint gewesen. Eine solche Verstaatlichung ist überhaupt unmöglich.

Zur Verstaatlichung irgend eines Zweiges der wirtschaftlichen Thätigkeit ist als erstes und unerläßliches Erfordernis anzusehen, daß jener Zweig seinen „generellen" Charakter habe. Dieser besteht darin, daß die betreffende Industrie nicht von individuellen, lokalen und sonstigen Verhältnissen abhängt und auch in zeitlicher Beziehung nicht einer raschen Veränderung unterworfen ist, sondern in Produktion und Verkauf in allen Teilen und an allen Orten des Landes im wesentlichen dieselben Erscheinungen zeigt, ihr Betrieb also durch allgemeine Grundsätze und Einrichtungen geleitet werden kann und spezielle Dispositionen von Fall zu Fall nicht nötig macht. Eine „individuelle" Industrie, bei welcher der Industrielle sich den Wünschen und Eigenheiten eines jeden Kunden, den besondern lokalen Verhältnissen und der Mode anpassen muß, bei welcher auch die Produktion nicht eine Massenproduktion ist, sondern in kleinen Stücken, an vielen Stellen und in zahllosen Formen stattfindet, eine solche Industrie kann schlechterdings nicht verstaatlicht werden, weil sie die Erhaltung der Individualität des Produzenten voraussetzt, was bei dem Staatsbetriebe nicht in vollem Maße möglich ist.

Die Grenzscheide zwischen generellen und individuellen Industrien ist nun keine feste und scharf bestimmte. Es kann ein Artikel, welcher bisher den individuellen Charakter hatte, sehr wohl im Laufe der Zeit ein Massenartikel und damit seine Herstellung im Staatsbetriebe möglich werden. Es kann auch bei gewissen Artiken Zweifel bestehen, ob sie den individuellen oder generellen Charakter haben, wie dies die vielfachen Verhandlungen über das Tabaksmonopol gezeigt haben. Immerhin giebt es Dinge, bei denen ein Zweifel über ihren generellen oder individuellen Charakter nicht besteht. Zu den ersteren gehört das Produkt der nationalen Kraftquellen, welches wir in der Form der Elektrizität gewinnen werden, zu den letzteren der größere Teil der bei der Verwendung der Elektrizität für die verschiedenen Zwecke des Lebens dienenden Vorrichtungen und Maschinen. Hiermit ist die Frage, ob die elektrische Industrie ein Privat- oder ein Staatsbetrieb sein soll, schon entschieden; denn soweit ihr nicht der generelle Charakter zukommt — und dies wird für absehbare Zeiten nur bei ihrem kleinsten Teile der Fall sein —, kann sie nur von Privaten ausgeübt werden.

Hierzu kommt aber noch ein besondrer Vorzug der Privatindustrie: die „Findigkeit" derselben, welche sich besonders in kommerzieller Hinsicht geltend macht, indem sie neue Artikel und Einrichtungen viel besser einzuführen vermag, als es eine Staatsindustrie kann.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Bemerkung einschalten, daß ein eigentlicher feindseliger Gegensatz zwischen Privat- und Staatsindustrie nicht besteht, sondern daß vielmehr beide bestimmt sind, einander zu ergänzen. Die

Digitized by Google

Privatindustrie ist ihrer ganzen Anlage nach berufen, den ersten Anbau und die erste Ausbeutung eines neuen Industriegebietes vorzunehmen und so den Staatsbetrieb vorzubereiten, dem dann die dauernde und rationelle Bewirtschaftung gehört. Bei diesem Zusammenarbeiten stehen beide Wirtschaftsformen sich nicht schlecht. Die Staatsindustrie profitirt von der Initiative der Privatindustrie, und diese gewinnt durch den vorteilhaften Verkauf ihrer Unternehmungen an den Staat die Mittel zu neuen Unternehmen, die ihrem Geiste viel angemessener sind, als das Bebauen alter Exploitationsfelder.

Im Gegensatz zu der elektrischen Bewirtschaftung der nationalen Kraftquellen, das heißt der Erzeugung und dem Verkauf der Elektrizität, für welche der Staatsbetrieb notwendig ist, soll für die elektrische Industrie, welche die Elektrizität verwendet und die zu ihrer Verwendung nötige Einrichtung, Maschinen, Apparate ꝛc., erzeugt, die freie Ausübung durch Private gefordert werden. Doch ist daraus keineswegs der Schluß zu ziehen, daß der Staat sich um jene Industrie und ihre Entwicklung durchaus nicht zu bekümmern habe, im Gegenteil soll er diese so wichtige und mächtige Industrie nach allen Kräften unterstützen.

Das erste Erfordernis in dieser Beziehung ist offenbar das elektrische Unterrichtswesen, dessen Bedeutung von den Regierungen durch Errichtung von Lehrstühlen für die gedachte Disziplin anerkannt worden ist. Aber dies genügt noch nicht; es müssen auch Stätten für die Ausbildung der Arbeiter geschaffen werden, und ebenso scheint es zweckmäßig, durch Errichtung eines elektrischen Museums das Publikum zu belehren und für die neuen Einrichtungen empfänglich zu machen. Der Einfluß eines solchen Museums darf nicht unterschätzt werden. Man sehe nur die Wirkungen der elektrischen Ausstellungen auf das Publikum; jede derselben hat den elektrischen Unternehmungen neue Anhänger zugeführt, und eine ähnliche Wirkung dürfen wir auch von einem elektrischen Museum erwarten, welches gewissermaßen eine permanente elektrische Ausstellung darstellen würde. Diese Beeinflussung des Publikums ist für den Fortschritt der elektrischen Industrie unentbehrlich, weil das Publikum das Geld hergiebt, sei es als Aktionär, sei es als Käufer.

Als ein weiteres Mittel zur Beförderung der Elektrotechnik betrachte ich die Aussetzung von Staatsbelohnungen. Der Durchbruch der elektrischen Ära hängt, wie wir schon sahen, von der Lösung zweier Probleme ab, der direkten Erzeugung von Elektrizität aus Wärme und der Aufspeicherung von Elektrizität. Durch die Aussetzung einer Belohnung würden zunächst die Erfinder auf die Bedeutung dieser großen Probleme aufmerksam gemacht, ihre schaffende Thätigkeit auf ein bestimmtes Ziel gelenkt, und ihr Eifer durch die Hoffnung auf den Gewinn angespornt werden. Wenn das Versprechen einer solchen Belohnung auch nicht ein unfehlbares Mittel ist, welches die endliche Erfindung und Lösung des Problems notwendig zur Folge haben muß, so darf man doch einen Erfolg

Digitized by Google

dieses Mittels für wahrscheinlich halten. Und gegenüber dem in dem Erfolg erzielten Gewinn würden die paar tausend Mark für die Belohnung vollständig verschwinden. Jedenfalls wäre es eine Ehre für Deutschland, wenn es mit dem Aussetzen von Belohnungen für die genannten beiden Probleme den andern Nationen voranginge.

Zum Schluß möge noch auf die Notwendigkeit einer gesetzlichen Regelung der bei elektrischen Anlagen und Anwendungen entstehenden Verhältnisse hingewiesen werden. England ist darin mit seiner Electric Light Act 1882 den andern Ländern vorangegangen, wozu es durch die massenhaften und nicht immer soliden Gründungen elektrischer Gesellschaften und Unternehmer, welche die letzten Jahre brachten, genötigt ward. Auch bei uns wird ein solches Gesetz über elektrische Unternehmen und über die Sicherheitsmaßregeln bei elektrischen Anlagen bald notwendig werden, für welches dann von vornherein festgestellt werden muß, ob das Elektromonopol eingeführt werden soll oder nicht. Sicherlich wird es gut sein, diese Frage sobald wie möglich zu entscheiden, weil ein nachheriges Umbilden der eingewachsenen Verhältnisse schwierig werden dürfte; namentlich für den so überaus wichtigen Anbau der nationalen Kraftquellen wird eine gründliche Umänderung nicht mehr möglich sein, nachdem derselbe einmal begonnen ist, und die folgenden Jahrhunderte werden dann die Folgen der Sünden der vorhergehenden zu tragen haben.

Berlin. A. Wilke.

E. Geibels und F. A. v. Schacks sämtliche Werke.

Das ablaufende Jahr hat die erste Sammlung der Werke zweier Dichter gebracht, welche trotz mancher Berührungspunkte und obschon sie gemeinsam jener poetischen Tafelrunde angehörten, die vor einigen Jahrzehnten König Max II. von Baiern in seiner Hauptstadt München versammelt hatte, verschiedne Naturen sind und verschiedne literarische Schicksale gehabt haben. Der Gesamtausgabe der Werke Emanuel Geibels ist ein überaus großes Publikum von vornherein gewiß, und der Ruf und Ruhm, dessen sich der erfolgreichste deutsche Lyriker des jüngsten Menschenalters erfreut, kann demnach kaum noch gesteigert werden. Die Gesamtausgabe der poetischen Werke des Grafen Friedrich Adolf von Schack wendet sich umgekehrt zunächst an eine kleinere Gemeinde, welche der Dichter im letzten Jahrzehnt für sich gewonnen hat, und es ist nur zu hoffen,

Digitized by Google

daß der seltene Reichtum der Anschauung, des Geistes und der Formen, den diese Werke offenbaren, den Kreis der Genießenden und Verstehenden wesentlich erweitern werde. Beide Dichter, deren Lebensresultat in den Bänden dieser Gesamtausgaben vor uns liegt, haben ein gutes und volles Anrecht auf Würdigung, ein umso volleres, als ihre Werke, auch die Geibels, ganz sicher nicht unter jene Literatur gezählt werden, welcher die „zeitgemäße" Kritik das Prädikat der „Aktualität" erteilt. Die „Aktualität" hat bekanntlich den Begriff des „Zeitgemäßen," mit welchem die jungdeutsche Tendenzkritik ihrer Zeit Unheil genug anrichtete, abgelöst, sie ist nur scheinbar synonym mit ihm, insofern dieselben Leute, welche vor einem Menschenalter mit großem Geschrei die Forderung des „Zeitgemäßen" erhoben, heutzutage mit der Forderung der „Aktualität," des „Aktuellen" hantieren. Auf dem Wege von der Tendenzliteratur zur Industrieliteratur hat sich die neueste Deutung des „Wirklichen und Wirksamen" vollzogen. Das „Aktuelle" ist schlechthin dasjenige Element in der Produktion, aus dem sich ein großes Geschäft entwickeln kann. Es mag als Kriminalroman oder Berliner Posse, als Zeitsatire oder Gesellschaftslustspiel, selbst als Tragödie oder romantisches Epos auftreten, es mag das Walten des Geschlechts der Gründer und Stifter oder im Anschluß an die „altdeutsche Trinkstube" und die deutsche Renaissance der Gewerbekunst vergangnes Leben schildern, die Frage ist lediglich, ob es die Kosten der großen Reklame und berechneten Inszenirung lohnt. Was zwei oder drei Auflagen in vier Wochen verspricht, was mit Trompetenstößen und Paukenwirbel angekündigt werden kann, was große Tantiemen für den Autor und einen honetten Profit für den literarischen Agenten in Aussicht stellt, das mag im übrigen so gut sein als es immer kann, oder so verächtlich als es immer will, es hat „Aktualität." Die gesammelten Werke auch des beliebtesten Dichters und Schriftstellers können sie schon darum nicht haben, weil sie von gestern und nicht von heute sind, für die Literatur aber, welche nach „Aktualität" strebt, für die Kritik, welche sie preist, und für das Geschäft, welches sie „fruktifizirt," giebt es nur ein Heute. Und wenn es schon tausendmal gesagt worden wäre, so muß es zum tausendunderstenmale gesagt werden, wie verwüstend und das gesamte Leben verödend diese ganze Behandlung geistiger Angelegenheiten schon gewirkt hat und noch wirkt. Die Bildungsreste, welche aus besserer Zeit noch vorhanden sind, die instinktive Empfindung für das Reine und Schöne, welche trotz alledem in großen Kreisen des deutschen Volkes noch lebt, das einfache Schamgefühl, welches an dem rein industriellen Betriebe und der industriellen Ausbeutung des schaffenden Talents Anstoß nimmt, werden von den Verkündern der „Aktualität" systematisch bekämpft und, soweit es angeht, vernichtet. Wer es anders will, wer sich gegen die ungerechte Verteilung von Licht und Schatten in der literarischen Kritik erhebt, bei der alles Lob auf die modischen Macher der untergeordnetsten Klasse fällt und die äußerste Geringschätzung jeder wirklich poetischen Natur, jedes künstlerischen Gewissens zu Tage tritt, den darf

Digitized by Google

Herr Paul Lindau mit der Parole „Schulmeister“ brandmarken. Schulmeister sind alle, die kritisch andre Maßstäbe als die der Aktualität anlegen, Schulmeister wahrscheinlich auch die Dichter, welche das Prädikat des „aktuellen“ nicht in Anspruch nehmen können.

Emanuel Geibel gehört zu den wenigenpoetischen Naturen des verflossenen Menschenalters, die unter dieser Afterkritik verhältnismäßig wenig gelitten haben. Nicht etwa, daß sie für ihn eine Ausnahme gemacht, für die Anlage, die Bestrebungen und die in der That bedeutende Entwicklung, deren vollgiltiges Zeugnis die „Gesammelten Werke“ (in acht Bänden, Stuttgart, J. G. Cotta) sind, je etwas andres gehabt hätte als das mitleidige Zugeständnis, daß er „schöne Verse“ schreibe. Aber der Dichter der „Juniuslieder“ hatte seinen Weg und sein Publikum so sehr ohne die Tageskritik gefunden, daß er ihrer Souveränität als ein poetischer Rebell trotzen konnte und sogar jene besser berechtigte Kritik unbeachtet lassen durfte, welche bei Geibels erstem Auftreten das liebenswürdige Talent des Dichters voll anerkannte, jedoch die Besorgnis aussprach, daß seine zum Weichen und Zarten neigende Natur und die Frühreife seiner Form, welche schon seine ersten und am weitesten verbreiteten Gedichte an den Tag legten, einer größern Entwicklung hinderlich sein würden. Er hätte sie unbeachtet lassen dürfen, sein Publikum war ihm gewiß genug. Daß er es nicht gethan, daß er selbst den innern Mangel, oder sagen wir besser die enge Begrenzung des poetischen Horizontes seiner ersten und gefeiertsten „Gedichte“ gefühlt hat, daß er höher gewachsen ist, als selbst enthusiastische Freunde seiner Poetenjugend in den vierziger Jahren je für möglich gehalten hätten, das erweisen die „Gesammelten Werke“ unwiderleglich, und das scheint uns des Dichters höchste Ehre.

Ruft man sich ins Gedächtnis zurück, unter welchen Umständen Geibels Name zuerst einen gewissen Klang gewonnen, so muß man auch betonen, in wie hochfahrender Weise zu Ausgang der dreißiger Jahre die Tendenzliteratur aller Lyrik, soweit sie nicht politische Poesie sein wollte, den Krieg auf Leben und Tod ankündigte. Jeder Anschluß an die Dichtung der klassischen und nachklassischen Zeit galt als Zeichen innerer Leere und Unselbständigkeit, jede Aussprache in den alten, gleichsam ewigen Weisen des volkstümlichen Liedes für Gedudel und Leierkastenmusik. Was Wunder, wenn diejenigen, die das Bedürfnis der unmittelbaren und künstlerisch schönen Gefühlsaussprache empfanden, welche die Überlieferungen der klassischen und romantischen Dichtung nicht verloren geben wollten, auf der andern Seite nur zu geneigt waren, einen neuauftauchenden jungen Dichter in ihrem Sinne zu überschätzen. Es war eine kleine Gruppe von besondern Talenten, unter der Geibel mit seinen Anfängen auftauchte. „Vom Boden des Gegebenen und einer gewissen Nachbildung aus erhoben sie sich zur Selbständigkeit, die sonach niemals eine energische, scharfgeprägte, gleichsam in die Augen springende ward, wie diejenige der umwälzenden und kraftgenialen Naturen. Die Behauptung und Weiterbildung des klaren und reinen poetischen Ausdruckes,

Digitized by Google

die Pflege der sprachlichen Schönheit überwiegt bei den Poeten dieser Art die Freude an der Fülle des Lebens und der künstlerischen Bewältigung und Organisation großer Massen." (Ad. Stern, Gottfried Kinkel. „Westermanns Monatshefte," Oktober, 1883.) Was hier von Kinkel gesagt wird, galt um 1840 und 1843 auch von Geibel. Jene erste Sammlung der „Gedichte" Geibels, die so großen Anklang bei der weiblichen Jugend gefunden, daß der Dichter daraufhin unzähligemale als der „Backfischlyriker" charakterisirt und verspottet worden ist, war bei durchgehend musikalischem Wohllaut der Rhythmen, bei allen Einzelreizen der Sprache ein Buch, hinter dem nur die schärfsten Augen eine selbständige Empfindung, eine eigenartige, wenn auch begrenzte Phantasie und plastische Gestaltungskraft wahrnehmen konnten. In drei, vier ganz eigentümlichen Gedichten („Wie es geht," „Im April," „Sanssouci"), in gewissen energischen Bildern, die aus den nachgebildeten Gedichten herausleuchteten, in einem und dem andern plötzlich wie aus der Tiefe heraufdönenden Klange, der rasch wieder in die allgemein gefällige, aber oft gehörte Musik untertauchte, war eigner Geist und eignes Leben zu spüren. In dem Sonett „Gegen den Strom" gab sich ein männlicher Trotz gegen die Pöbelanbetung kund, und der zürnende Zuruf:

Denn Sünde ward es, aus dem Schwarm zu ragen!

gilt leider auch heute noch, und heute — das Strebertum ausgenommen, das wieder einen Schwarm für sich bildet — mehr als je. Schon in den „Zeitstimmen" begann der Dichter zum Teil andre Töne anzuschlagen und verriet, daß er „im Lernen wachsend durch das Leben schreite," und die „Juniuslieder" zeigten ihn reifer, eigentümlicher, als die „Gedichte" erster Sammlung hatten ahnen lassen. Selbst in den rein lyrischen Gedichten, den Frühlingsliedern und Liebesliedern der zweiten Sammlung, spürt man, daß nicht nur die Musik seiner Sprache fester und schwungvoller erklingt, sondern daß ein Wiederschein erlebter Wonnen und Leiden durch sie hindurchgeht. Dazu schreitet die Phantasie des Dichters aus dem engen Kreise, in den sie ursprünglich gebannt schien, energisch heraus, Gedichte wie „Eine Septembernacht," „Morgenländischer Mythus," „König Sigurds Brautfahrt," das Fragment des Gedichts „Julian" erwiesen, daß der Dichter sich nicht mehr mit der Darstellung seiner persönlichen Empfindungen begnügen mochte. In den „Juniusliedern" beginnen auch jene Gedichte, in denen Geibel eine Reflexion so ganz in Stimmung zu tauchen weiß, daß sie lautere Poesie wird („O Heimatliebe, Heimatluft" ist eine treffliche Probe dieser Art), und jene Liedercyklen wie „Der Troubadour," in denen sich eine Folge lyrischer Bekenntnisse zu einem vollen Lebensbilde gestaltet. Allein trotz des innern Wachstums, das die „Juniuslieder" kundgeben, der große Schritt, mit dem sich Geibel den bleibenden Ehrenplatz in der Geschichte der poetischen Literatur und auf lange hinaus in der lebendig wirkenden Poesie gesichert, ist nicht zwischen der ersten und zweiten, sondern zwischen der zweiten und dritten Sammlung seiner Gedichte

Digitized by Google

gethan worden. Diese dritte und vierte Sammlung, die jetzt den dritten Band der „Gesammelten Werke“ bilden, die „Neuen Gedichte“ und die „Gedichte und Gedenkblätter“ enthalten fast alles, was Geibel zu den Dichtern höhern Ranges gereiht hat. Da finden sich die schönsten, tiefsten und unvergänglichsten von seinen Liedern, der „Ada“ überschriebene Cyklus, in dem das reinste Glück nachfunkelt und der seelenergreifende Schmerz nachzittert, da die verwandten Klänge aus späterer Zeit: „Ein Traum“ und „Um Mitternacht,“ da die schönen „Lieder aus alter und neuer Zeit“ und die „Erinnerungen aus Griechenland,“ da die ernsten, formedeln Zeitgedichte: „Der Acker ewig umgewühlt vom Pfluge,“ „Mein Friedensschluß,“ „Geschichte und Gegenwart,“ da die kräftigen und geistvollen Sprüche, da die phantasievollen Dichtungen: „Mythus vom Dampf,“ „Babel,“ „Die Sehnsucht des Weltweisen,“ „Der Tod des Tiberius,“ „Der Bildhauer des Hadrian,“ „Omar,“ aus denen allen ein Klang tönt, der des Dichters eigne Zeit mächtig und ahnungsvoll berührt, da auch die reizenden Lebensbilder: „Ich fuhr von St. Goar,“ „Erste Begegnung,“ „Die Lachswehr“ und zahlreiche andre. Die tiefsten Empfindungen, die farbenreichsten Anschauungen, die kühnsten Gedanken, die ein wechselvolles Leben Geibel verliehen, erscheinen in diesen beiden Sammlungen konzentrirt. Wer dem Dichter des Adacyklus das echte, herzgeborene Gefühl, wer den Dichtungen „Tod des Tiberius“ und „Der Bildhauer des Hadrian“ die Phantasie absprechen kann, der ist um die dürftige Begrenzung seiner eignen Empfänglichkeit nicht zu beneiden.

Auch die „Spätherbstblätter“ sind im großen und ganzen den Hauptgaben der „Gesammelten Werke“ noch hinzuzuzählen. Man muß bei diesem poetischen Spätherbst unwillkürlich jener wunderbaren sonnigen Oktobertage gedenken, in denen einige letzte, aber süße Trauben noch vom Spalier gepflückt werden und die buntgewordnen Laubkronen gewisser stattlichen Bäume noch so voll und stolz dreinschauen, als gingen die Lager welker Blätter zu ihren Füßen sie nichts an. Freilich, sowenig ein solcher Oktobertag trotz seines eigensten Reizes einen Vergleich mit einem thauigen, rosenprangenden Junimorgen oder einem leuchtenden Hochsommerabend zuläßt, sowenig darf man die „Spätherbstblätter“ mit den „Neuen Gedichten“ und den „Gedichten und Gedenkblättern“ unmittelbar vergleichen. Der eigenste Wert dieser Gedichte liegt schon darin, daß sie zumeist nicht mehr dem Erlebnis, sondern der Erinnerung entströmen:

Weithinaus, wohin die Fahrt
Des Lebens einst den nimmermüden Pilger trug,
Schweift wachen Traums in fesselfosem Flug der Sinn
Und sucht die Stätten seiner alten Freuden auf.
Aus Sonnennebeln hell mit ihren Tempeln steigt
Die Burg Athens; das alte Schloß im Habichtswald,
Das forstumrauschte, wo der Dichter still gereift,
Taucht grüßend auf; am Lorleyfelsen braust der Rhein,
Ein Echo weckend ungestümer Jugendlust,

Digitized by Google

Und fern vom weißen Säntisgipfel überragt,
Azurnen Schimmers, wie ein Stück vom Himmel, blaut
Der See von Lindau, dessen üppig Rebgestad
Den schönsten meiner Herbste sah.

Beinahe durchgehend knüpfen die Gedichte, die den ergreifendsten Empfindungslaut und den reinsten Wohlklang haben, an vergangene Momente an und verbinden vergangene mit gegenwärtigen. Die Lieder „Mitsommernacht," „An eine junge Sängerin," „Eine Sommernacht" (wohl das lieblichste und innigste der „Spätherbstblätter"), „In den mondverklärten Lüften," „Nun ist auch dieser Bann gebrochen" mit ihrem elegischen Hauch und ihrer schönen Ergebung erweisen dies ebenso wie die epischen Bilder „Nausikaa" und „Der Tod des Perikles," in denen die jugendliche, freudige Begeisterung für griechische Schönheit und griechisches Leben noch einmal auflebt. In vielen andern Gedichten macht sich freilich ein Ermatten und Erstarren geltend. Am bedenklichsten erscheint die allzugroße Zufriedenheit des sonst so edelstolzen Dichters mit dem Laufe des Tages, es ist, als ob er gewissen Erscheinungen gegenüber die Augen, welche einst so scharf und fest Herz und Nieren der Zeitstimmung geprüft hatten, geradezu schlösse. Freilich nicht immer; von Zeit zu Zeit bricht auch durch seinen Optimismus der heilige Zorn über den Troß und das Gesindel hervor, welche sich unter seinem eignen, einst glorreichen Banner gesammelt haben. In dem Gedicht „An einen Schulmann" entringt sich dem Dichter der Stoßseufzer:

Flacher Afterweisheit Sätze
Werden unsres Tiefsinns Schätze,
Unsrer Bildung Hort zerwühlen
Und hinweg die Ehrfurcht spülen,
Bis zuletzt im seichten Schwalle
Sich die Gleichheit fand für alle.

Wenn die Roheit dann entbunden,
Jedes Ideal verschwunden,
Wohl ein Grausen mögt ihr spüren;
Denn ihr halft es selbst vollführen:
Die ein Volk des Geistes waren,
Ihr erzogt sie zu Barbaren.

Begreiflich ist es immerhin, daß der Dichter nur selten zu dergleichen Empfindungen gelangt. In den „Gesammelten Werken" folgen den „Spätherbstblättern" unmittelbar die „Heroldsrufe," jene Zeitgedichte, mit denen Geibel die Entwicklung der vaterländischen Verhältnisse zwischen 1849 und 1870, anfänglich in Trauer und Besorgnis, dann mit wachsender Hoffnung, zuletzt mit Jubel begleitet hat. Es liegt in der Natur solcher Dichtungen, daß hier die Geibelsche Poesie rhetorischer erscheint als in den Bildern und erzählenden Dichtungen. Doch wird in den schönsten der „Heroldsrufe" auch wahrhaft

Digitized by Google

poetische Stimmung im anschaulichen Bilde verkörpert. Die Gedichte „Böse Träume“ (1850), „Den Bauleuten, bei Eröffnung des ersten norddeutschen Parlaments“ (1866), „Am 3. September“ (1870) belegen dies am besten, andre erheben sich wenigstens in einzelnen Versen zu gleich mächtiger und nachhaltiger Wirkung. Wer aber so wie Geibel den Umschwung der Dinge sehnend begleitet hat, dem mag es schwer fallen, die Kehrseite erfüllter Hoffnungen zu erblicken.

Der fünfte Band der „Gesammelten Werke“ bringt eine Dichtung „Judas Ischarioth,“ die zu den bei Gelegenheit der „Neuen Gedichte“ charakterisirten ergreifenden Monologen und Phantasiestücken gehört, die „Dichtungen in antiker Form“ und das „Klassische Liederbuch,“ Übertragungen aus dem Griechischen und Lateinischen, in denen Geibels Altersmuse der deutschen Literatur manche schöne Ode glücklich gewonnen hat. Unter den eignen Dichtungen in antiken Maßen sind die „Distichen vom Strande der See“ vielleicht die anmutendsten, die Oden charakterisirt Geibel selbst als Versuche, die Rhythmen Klopstocks, Hölderlins und Platens aus unsrer Poesie nicht verschwinden zu lassen.

Der sechste und siebente Band umfassen Geibels dramatische Dichtungen unter die der Dichter sein ältestes Trauerspiel „König Roderich“ nicht aufgenommen hat. Wir erhalten nur die Tragödien „Brunhild“ und „Sophonisbe,“ das Lustspiel „Meister Andrea,“ das dramatisirte Sprichwort „Echtes Gold wird klar im Feuer“ und die für Felix Mendelssohn gedichtete, von diesem leider nur zum kleinsten Teil komponirte Operndichtung „Loreley,“ endlich „Die Jagd von Beziers,“ das Bruchstück einer beabsichtigt gewesnen, aber unvollendet gelassenen Albigensertragödie. Geibels dramatische Dichtung steht zweifellos nicht auf der Höhe seiner lyrischen und lyrisch-epischen Dichtung. Während das Fehlen der bisher charakterisirten Schöpfungen eine wahrhafte Lücke in unsrer Literatur bezeichnen würde, haben die Tragödien „Brunhild“ und „Sophonisbe“ weder in den Entwicklungsgang des neuern deutschen Dramas eingegriffen, noch offenbaren sie eine Eigentümlichkeit oder einen Teil des innern Lebens des Dichters in entscheidender Weise. Natürlich läßt sich diesen ernsten Anläufen nicht die armselige Weisheit jener „theatralisch-praktischen“ Bühnenkundigen gegenüberstellen, für die es ausgemacht ist, daß eine dramatische Dichtung verfehlt sei, sobald sie überhaupt einer poetischen Phantasie entstammt und eine formvolle künstlerische Haltung behauptet. Der Grundmangel der Geibelschen Tragödien liegt nach unsrer Empfindung darin, daß der Dichter dem modernen Drama eine falsche Aufgabe stellte. Ob ihm überhaupt die Fähigkeit gebrach, in die Tiefen des Lebens hinabzusteigen, aus denen die großen dramatischen Leidenschaften und Konflikte erwachsen, ob er jene feste Gestaltungskraft besaß, welche dramatische Charaktere durch den ganzen Verlauf einer Handlung gleichmäßig und doch wechselreich zu entfalten weiß, kann dabei zunächst unerörtert bleiben. Geibels Tragödien, namentlich „Brunhild,“ aber auch „Sophonisbe,“ legen der

Digitized by Google

Natur des Dichters zufolge auf die klare Darstellung der streitenden innern Empfindungen mit allem Licht und Schatten der Augenblicksstimmungen und allen feinsten Übergängen ein Gewicht, welches nur da wirksam ist, wo die Dramatiker einen bestimmten gegebenen Stoff wieder und wieder behandeln und ihm immer neue Seiten abzugewinnen trachten. Doch auf diesen Vorzug, oder sagen wir besser auf diese Besonderheit der griechischen Tragödie muß der Dramatiker der Neuzeit verzichten. Wenn er es nicht vermag, wird er zur Bühne immer nur ein vorübergehendes Verhältnis gewinnen. Geibels „Brunhild" verdankte ihren theatralischen Erfolg nicht den dichterischen Vorzügen, die sie in Wahrheit hat, nicht dem reifen Gleichmaß der einzelnen Teile, nicht der klangvollen Sprache, sondern dem Versuch, die übermächtigen Gestalten der Nibelungensage auf ein Maß zurückzuschrauben, welches gewissen Anschauungen und Gewöhnungen des heutigen Theaterpublikums entsprechender ist, und dem Eintreten einiger Heroinen wie der Damböck, der Ziegler und der Janauscheck für die Tragödie. Allein dieser theatralische Erfolg entscheidet nicht. Es fehlt den beiden Geibelschen Tragödien eine Handlung, deren Eigenart und Besonderheit sich der Phantasie unverlöschlich einprägt, es fehlen ihnen Gestalten, die, einmal geschaut, unvergeßlich bleiben. Die Gründe des Erfolges auf der Bühne sind mannichfach, aber in der dramatischen Dichtung wiegen doch die Worte am schwersten, die solche Handlung und solche Gestalten besitzen. Der feine Künstlersinn Geibels kann sich nicht mit der Wahrheit abfinden, daß im Drama weniger oft mehr ist. Den Beleg dazu giebt beispielsweise der eine Lustspielversuch „Meister Andrea," die Dramatisirung einer altflorentinischen Novelle „Der dicke Tischler," die abwechselnd dem Baumeister Brunelleschо und dem Humanisten Antonio Manetti zugeschrieben worden ist. Ein toller, an die Posse streifender Schwank, der auch nur als solcher zu wirken vermag, der mit rücksichtsloser Lebendigkeit in Szene gesetzt werden müßte, damit Zuschauer und Hörer zur Erwägung seiner Möglichkeit garnicht gelangen können. Statt dessen versucht Geibel die lustige Geschichte zu vertiefen, den Vorgang psychologisch wahrscheinlich zu machen und erreicht damit eher die entgegengesetzte Wirkung, so reizend und anmutig auch einzelne Szenen sind und so fein und sorgfältig auch der Prosadialog des kleinen Stückes bearbeitet erscheint. Dem Dichter von Geibels Art ist schließlich nur wohl, wenn er sich in gebundener Rede bewegt. Mit ihr hebt er einen so unbedeutenden Vorgang, wie den im Sprichwort „Echtes Gold wird klar im Feuer" dargestellten, in eine höhere Region, mit ihr giebt er einem Fragment wie der „Jagd von Beziers" einen Reiz, der freilich mehr der episch frischen Schilderung der südfranzösischen Zustände als der dramatischen Anlage gilt, welche wenigstens in diesem Vorspiel nicht eben zwingend ist.

Der Schlußband der „Gesammelten Werke" unsers Dichters enthält die größeren Gelegenheitsdichtungen, darunter namentlich die schöne Dichtung „Beim

Digitized by Google

Tode Felix Mendelssohn-Bartholdys," die Übertragungen französischer Lyriker, die Geibel einst zusammen mit dem unglücklichen Heinrich Leuthold herausgegeben, drei Gedichte Lord Byrons und die „Spanischen Romanzen," die unsers Wissens gleichfalls einer frühern Zeit angehören. Jeder längst anerkannte Vorzug des Dichters: die edle Reinheit seiner gesamten Weltanschauung, die „tiefe Sehnsucht nach dem Ewigschönen," die Ehrfurcht vor dem Genius unsrer Sprache, mit der er nie leichtfertig gespielt, bewähren sich auch hier. Die Gesamtausgabe läßt keine Täuschung zu über die Grenze von Geibels Kraft und Kunst, aber sie gewährt dem Dichter ein volles Anrecht auf den Dank und dereinst auf das ehrende Gedächtnis seines Volkes, sie mahnt mit dem Dichter selbst die großen Kreise, denen die Literatur unsers Volkes noch ein teures Gut ist, um Gerechtigkeit:

Denn eure Gunst zwar ließet ihr vor vielen
Mir angedeihn, doch hat mich eins verdrossen,
Daß bei des Jünglings unvollkommnen Spielen
Ihr allzufrüh in Beifall euch ergossen,
Doch als er vorwärts drang zu würd'gen Zielen,
Ein halbes Ohr nur seinem Ernst erschlossen,
Als wär' allein der leichte Schmelz der Jugend,
Nicht reife Kunst, des Dichters Zier und Tugend.

Von oben freilich flammt in Feuerzungen
Die Kraft herab, doch uns gehört das Streben;
Noch keinem ist, was Dauer hat, gelungen,
Der nicht das Pfund gewahrt, das ihm gegeben.
So hab auch ich beharrlich fortgerungen
Und schritt, im Lernen wachsend, durch das Leben;
Drum seid mir endlich unbefangne Richter,
Und wägt ihr mich, so wägt den ganzen Dichter!

Wenn man sagen darf, daß die Geibelschen Werke eben nur den Zusammenhang und die Folge einer poetischen Entwicklung verdeutlichen, die jederzeit unter großer Teilnahme weiter Kreise stattgefunden, daß sie in diesem Sinne, ein paar Gedichte und Fragmente ausgenommen, wenig neues enthalten, so gilt von den „Gesammelten Werken" von Adolf Friedrich von Schack das Gegenteil. Sie bringen neben manchem längst Veröffentlichten viel Ungedrucktes, aber auch das längst Veröffentlichte hat verschiedene Schicksale gehabt. Gleichwohl läßt sich nicht sagen, daß diese Schicksale allzu ungewöhnliche seien. Die Gleichgiltigkeit, welcher der phantasievolle und formenreiche Dichter meist begegnet ist, haben vor ihm verwandte Dichternaturen erfahren und, wenn überhaupt, nur sehr allmählich überwunden. Sie hängt mit einer aus der ganzen Entwicklungsgeschichte unsrer Literatur entspringenden Thatsache zusammen. Von alten Tagen her fehlt in unserm Volke die Genußfreude an der poetischen Darstellung, die mit rein künstlerischen Ansprüchen und Zwecken auftritt; die unbefangenste Teilnahme — das

Digitized by Google

hat Geibel erfahren — herrscht im ganzen für den Lyriker. Aber an jede Wiederspiegelung des Lebens in allen Formen der erzählenden und dramatischen Dichtung werden in Deutschland Forderungen gestellt, denen bestimmte poetische Talente, wirkliche Talente, nicht zu entsprechen vermögen. Die deutsche poetische Literatur hat bekanntlich in trüben Zeiten an der Erziehung unsers Volkes einen weit über ihre nächsten Aufgaben hinauswachsenden Anteil nehmen, hat unter gedrückten Verhältnissen jenes echte und erscheinungsreiche Leben, welches die Dichtung eigentlich poetisch erfassen, darstellen und verklären soll, meist erst erschaffen und erwecken müssen. Trotz des Erstarkens andrer Lebensmächte und völlig veränderter Verhältnisse werden diese aus einer andern Zeit stammenden Anforderungen auch heute noch gern an Dichtung und Dichter gestellt. Nun soll und wird es unbestritten bleiben, daß der Poet, dessen Weltanschauung dem Leben der Nation über die Dichtung hinaus zu Gute kommt, dessen Werke etwas von den alten großen Sonderleistungen vergangener Tage in sich einschließen, der vorausschauend die Zukunft des Lebens erkennen und schaffen hilft, am höchsten steht. Allein daraus folgt doch nicht, daß keiner ein Dichter sei, der diesen Anspruch nicht erfüllt, und daß die poetische Phantasie, die empfänglich das Schöne in jeder Erscheinung in sich aufnimmt und wiedergiebt, darum nichts zu bedeuten habe. Zugegeben, daß bei poetischen Naturen letzterer Art die Grenze zwischen der Produktion im höchsten Sinne und dem, was man poetische Reproduktion nennen dürfte, unendlich schwieriger zu ziehen ist als bei Dichtern der ersten Gattung, zugegeben auch, daß die Entwicklung der Literatur im wesentlichen an die Naturen gebunden bleibt, welche unmittelbarer in die Seele ihrer Zeit hineinwirken als diejenigen Dichter, zu denen wir F. A. von Schack rechnen müssen, folgt daraus, daß die Gleichgiltigkeit des deutschen Publikums berechtigt wäre, daß man nichts oder wenig verlöre, wenn man an der Phantasiefülle und dem außerordentlichen Formtalent, die sich in den zahlreichen, mannichfaltigen, nunmehr „gesammelten“ Werken Schacks offenbaren, achtlos vorüberginge?

Die Werke Schacks bringen in bunter Folge die sämtlichen lyrischen und lyrisch-epischen wie die dramatischen Dichtungen des geistvollen, von den umfassendsten Anschauungen getragenen und mit dem Mark der vielseitigsten und reifsten Bildung genährten Dichters. Die „Nächte des Orients,“ das Epos „Die Plejaden,“ die poetischen Erzählungen, welche in den „Episoden“ vereinigt sind, die Romane in Versen: „Durch alle Wetter,“ „Ebenbürtig“ und „Lothar,“ die Tragödien: „Die Pisaner,“ „Timandra,“ „Atlantis“ und „Heliodor,“ die „Politischen Lustspiele,“ die „Lotosblätter,“ die „Weihgesänge“ — welche Reihe von Werken, von denen kein einziges inhaltleer oder mittelmäßig in den poetischen Ausdrucksmitteln genannt werden kann, von denen mehr als eines, die künstlerischen Voraussetzungen des Dichters zugegeben, sogar einzig in unsrer modernen Literatur genannt werden muß. Sollen wir indes den Gesamtein-

Digitized by Google

druck aller dieser Dichtungen kurz charakterisiren, so drängt sich doch das Wort eklektisch in die widerstrebende Feder. Wir denken hierbei ganz unmittelbar an die großen und in ihrer Weise ohne Frage unsterblichen Eklektiker der Malerei. Wie es die Caraccis, Domenichino und Guido Reni unwiderstehlich lockte, gewissen überwältigenden Vorzügen der vorausgegangenen großen Meister ihrer Kunst nachzuringen, eine Vereinigung der Wirkungen Rafaels und Correggios und Tizians in ihren Werken zu versuchen, wie sie diesem Traum nachgingen und darüber die Ausbildung ihres eigensten Lebens und Könnens wenn nicht ganz hintan, so doch in die zweite Linie setzten, so hat unser Dichter von früh auf unter den stärksten Einwirkungen großer Meister gestanden. Der geistvolle Übersetzer des großen Epos des Firdusi hat sich tiefer, als es in bloßer Lektüre geschieht, mit dem poetischen Geist des Morgenlandes durchdrungen, der Geschichtschreiber des spanischen Dramas und poetische Vermittler einer Gruppe der bedeutendsten spanischen Schauspiele ist nicht gleichgiltig gegen den Reiz geblieben, welcher in dem Phantasiereichtum und der erfindenden Kühnheit spanischer Lebensdarstellung liegt. Der hochgebildete Weltwandrer hat auf großen Reisen die Dichtung der Völker sogut wie ihr Leben auf sich wirken lassen. Seine reiche Belesenheit hat Graf Schack empfänglich für die Eindrücke der Dichter, in die er sich versenkte, gemacht, er kennt sie von Sophokles bis Byron alle, und seine eigne Entwicklung hat nicht nur Anregungen, Fingerzeige von ihnen empfangen, sondern gewisse Elemente aller in sich gesogen. Dabei ließe sich doch nicht behaupten, daß der Dichter eigner Elemente entbehre und ein Nachbildner in dem platten Sinne sei, wie es jene Dichter sind, die man akademische nennt. Wir sind überzeugt, daß er niemals nachahmend im schlechten Sinne des Wortes verfahren ist, daß jederzeit eine Regung der eignen Empfindung, des selbstgelebten, selbstgeschauten oder in die eigne Gedankenwelt einbezogenen Lebens die Wahl seiner Stoffe und seine Erfindungen mit bestimmt hat. Allein der Subjektivismus Schacks ist offenbar nur in einzelnen Fällen so stark gewesen, daß er mit seiner Flamme alle nährenden und anregenden Elemente der großen Dichter, in und mit denen er aufgewachsen ist, verzehrt und mit jenem Lichte durchleuchtet hätte, welches den einen, mit keinem zweiten zu verwechselnden Dichter umstrahlt.

Es würde, unsers Erachtens, eine der schwierigsten Aufgaben der Kritik sein, das Verhältnis der einzelnen Schackschen Werke zur innerlichen Welt des Dichters und wieder das eigentümliche Verhältnis dieser innerlichen Welt, der poetischen Grundanschauung, zu den grundverschiedenen künstlerischen Eindrücken, die hier bewußt und unbewußt mitwirken, festzustellen. Daß ein subjektives Element vorhanden ist, erweisen außer einzelnen Gedichten vor allem die „Nächte des Orients," in deren rasch wechselnden Phantasiebildern die eigne Auffassung des Dichters von Welt und Menschen deutlicher und entschiedener zu Tage tritt als in zahlreichen andern seiner Dichtungen. Daß er an die

Digitized by Google

Perfektibilität des Menschengeschlechts glaubt und trotz seiner ursprünglichen Sehnsucht nach den vergangenen goldnen Altern der Welt der Zukunft vertraut, soll gleichfalls in Ehren gehalten werden. Und auch darin mag er Recht haben, daß er fälschlich beschuldigt worden sei, in der ersten Hälfte des Gedichts einem trüben Pessimismus, in der zweiten jenem Optimismus zu huldigen, den die neuesten Elendsphilosophen ruchlos schelten. „Man kann, sagen wir mit Schack selbst, den Jammer, welcher durch alles Leben und durch die ganze Geschichte bis auf den heutigen Tag geht, erkennen und lebhaft empfinden, ohne deshalb der ersten dieser beiden Lehren zuzustimmen, aber wenn man auf Grund der neuesten Naturwissenschaft annimmt, daß der Mensch, der sich im Verlaufe von Jahrhunderttausenden aus den untersten Formen des animalischen Lebens emporgerungen, auch noch einer höheren Entwicklung entgegengehe, und daß dann wie das Böse, so auch das Leiden auf der Welt sich mindern werde, wenn man gegen das viele Gute und Schöne, das doch inmitten alles Weltelends schon zu Tage gekommen ist, das Auge nicht verschließt und in ihm die Keime zu einer noch reicheren Ernte für die Zukunft erblickt, so bekennt man sich dadurch noch nicht zu der Leibnizschen These, die Voltaire so köstlich verspottet hat." Wir rechten auch nicht mit dem Dichter, daß ihm die Retorte des Chemikers und der Sezirtisch des Physiologen der heilige Bronnen sind, aus dem ihm Erquickung quillt, sondern wir wünschten, daß das Erwachen des Dichters von seinem orientalischen Traum, das Gelübde, welches ihn aufs neue an die Heimat bindet, in der indes das Reich erstanden ist, noch viel mächtiger, siegfreudiger, zukunftgewisser klänge und das Bild der Gegenwart die düstern Reminiscenzen vergangener Jahrhunderte aufwöge.

Eine durchaus eigne Bahn schlagen, trotz der Beziehung, die zwischen ihnen und Byrons „Don Juan" und „Beppo" obwaltet, die gereimten Romane ein, in welchen der Dichter seine eignen Lebenseindrücke und Lebensanschauungen am unbefangensten und unmittelbarsten walten läßt. Den Vorzug verdient nach unsrer Empfindung hier „Durch alle Wetter," allein auch „Ebenbürtig," gleich dem erstern in prächtig wechselnden, reichen und bisweilen klangvoll schönen Stanzen geschrieben, weist jene feinste Mischung von ehrlicher Begeisterung und lächelnder Ironie auf, in der wir ein Hauptverdienst Schackscher Dichtung erblicken. Wo wir ein Stück aus diesen Dichtungen herausgreifen, da haben wir den lebendigen, sich selbst und seinem innersten Zuge folgenden Schack vor uns. Und die Art, wie er bald episch seine Helden vorführt, bald für sie, bald in eigner Sache das Wort nimmt, ist köstlich. Die Fahrt des Prinzen Nikolas nach Welschland mag hier statt aller Empfehlungen stehen und die Leser, welche bei dem bloßem Titel „Roman in Versen" leise erschrecken, daran mahnen, daß alles Ding in der Welt, vor allem alles künstlerische Ding, erst geprüft werden will:

Digitized by Google

Schon liegt der See vor ihm, in dessen Welle
Die heilgen Stätten all der Tell-Legende
Sich spiegeln, Rütli, Küßnacht und Kapelle —
Gelesen hat man früher zwanzig Bände
Von jenem Helden und von jeder Stelle,
Wo er gelebt, gewirkt; doch nun am Ende
Noch zwanzig andre, dicke muß man lesen,
Damit man weiß, er sei nie dagewesen.

Wahr ists, es giebt verschiedne Geßlerhüte,
Und Schweden auch hat seinen Apfelschuß,
Doch wenn wir die Geschichte so zur Mythe
Verwandelt sehen, glauben wir zum Schluß,
Beinahe selbst auf mythischem Gebiete
Zu stehn, und mustern uns von Kopf zu Fuß,
Ob wir nicht Fabeln sind; nach hundert Jahren
Beweist man sicher, daß wir niemals waren.

Eins aber steh' ich fest und außer Frage:
Mein Held ist da und lebt, Prinz Nikolas,
Selbst, daß ich jeden Zweifel niederschlage,
Bewahr' ich seinen Taufschein, seinen Paß;
Und findet sich in der Wilkinasage,
In einem Manuskript des Ulfilas,
Daß schon bei Skandinaven oder Gothen
Ein gleicher war — was kümmern mich die Toten?

Wohl! sehn wir, wie der Prinz auf dem Luzerner
Tiefblauen See nach Süden weiter reist!
Trüb sitzt er da, für Arnold Melchthals, Werner
Stauffachers Heimat achtlos bleibt sein Geist,
Und für die Wunder, Firnen, Felsenhörner,
Die ihm des Sees krystallner Spiegel weist;
Nicht Rütlis will er sehn, noch Rigikulme,
Nur Höhn, wo Reben ranken um die Ulme.

Voll ist wie stets der Dampfer von Touristen,
Fast sandte jedes Land sein Exemplar;
In reichen Kleidern, seiden und battisten,
Prangt die Pariserin vom Boulevard;
Ladies mit ihrem Zubehör von Kisten
Und Koffern giebt es eine ganze Schaar,
Und Moskowitinnen mit Schuhn von Juchten
Rüsten zur Fahrt sich durch Gebirg und Schluchten.

Prinz Nikolas aber, nach dem der Blick der schönen Pilgerinnen sich oft wendet, ist unempfänglich für die blonde Schönheit Germaniens und Altenglands, sein Sinn steht nur nach Italien, dort blühen:

mit den Lorberrosen, den Agrumen,
In Glut und Pracht die echten Frauenblumen.

Und jetzt empor auf steilen Schwindelpfaden,
An Schlünden hin, wo gelber Nebel braut,
Hoch oben haben sich die Boreaden
Aus Eis und Schnee den Winterthron gebaut,
Zur Seite schäumt nnd wirbelt in Kaskaden
Die wilde Reuß; auch wo man sie nicht schaut,
Hört man die Flut, wie sie an den gezackten
Felswänden tobt in ew'gen Kataraken.

Die Brücke, nicht gebaut von Menschenhänden,
Bebt bei dem Sturz der Wogen wie ein Rohr;
Durch Nebel flatternd an den Felsenwänden
Und durch das schwarze, nie erhellte Thor
Schwingt sich der Weg, als wollt' er nimmer enden,
In hundert Windungen empor, empor,
Dann endlich — denkt euch Nikolas' Entzücken —
Nach Süden senkt sich des Gebirges Rücken.

Bald stäubt der Nebel hin in leichten Flocken,
Herauf vom Thale wehn die Lüfte lauer,
Und unsers Prinzen Herz bebt süß erschrocken,
Wie blau der Himmel wird und immer blauer,
Wie längs des Stromes, der mit Silberlocken
Nach unten springt, an grüner Rebenmauer
Die erste Myrthe sich, noch halb verzagt
Und schüchtern, an die freien Lüfte wagt.

Und nun Italien! Heimat dieser Stanze,
So wie du bist, ein ewiges Gedicht,
Mit deiner Tage goldnem Sonnenglanze,
Mit deiner Nächte Sternenfilberlicht,
Entfalte meinem Helden deine ganze
Prachtfülle! Was bisher im Traumgesicht
Er nur geschaut, die Farben und Gestalten,
Laß es lebendig sich vor ihm entfalten.

Wo ist ein Land, auf das mit reichern Gaben
Mutter Natur ihr großes Füllhorn leert,

Digitized by Google

Als über dich? Früh hast du mich, den Knaben,
An deinem treuen Busen schon genährt;
Was zart und stark, was lieblich und erhaben,
Wer anders hätt' es mich als du gelehrt,
Wer auf die Lippen mir gleich süßem Seime
Zuerst gelegt die holde Kunst der Reime?

Erschließ denn mir zugleich dein Thor aufs neue,
Du, deren immerdar mein Herz gedenkt!
Wohl häng' ich an dem Vaterland mit Treue,
Wie oft es mich mit Galle auch getränkt;
Allein seit einmal deines Himmels Bläue
In meiner Seele Spiegel sich gesenkt,
Stets wieder, wie mit unsichtbaren Fäden,
Zurückgezogen werd' ich dein Eden!

Auch das Epos von der Salamisschlacht „Die Plejaden" müssen wir Schacks selbständigsten Dichtungen hinzurechnen. Denn die Begeisterung für die individuelle Freiheit der Hellenen gegenüber dem Herdendespotismus des Orients, für den Sieg der freien beweglichen Kraft gegenüber der schweren Masse, ist uns in Fleisch und Blut übergegangen, und stammt sie von den Schulbänken, so mögen die gnädigen Götter geben, daß sie noch Generation auf Generation von dorther empfange! In der Liebe des Kallias zur Arete hat Schack eine seiner reinsten und anmutendsten Erfindungen gegeben, und der gleichsam jauchzende Ton, mit dem die Seeschlacht, die zu den leuchtenden Menschheitserinnerungen zählt, gegen den Schluß des Gedichts geschildert ist, wird immer den stärksten Wiederhall finden.

So mahnt die Sammlung auch dieser „Werke" schließlich doch, sich in ihre Einzelvorzüge zu versenken und zu versuchen, sich in die Intentionen wie in die künstlerischen Neigungen des Dichters hineinzudenken. Leisten die Panegyriker, die Schack den „einzigen Klassiker unsrer Zeit" nennen, ihm einen schlechten Dienst, so wird er damit des Rechtes nicht verlustig, von ernsten Naturen, die an dem Wohl und Wehe unsrer Literatur Anteil nehmen, in vollem Maße beachtet und gewürdigt zu werden. Kann man sich der Empfindung nicht entschlagen, daß hier eine eigentümlich angelegte Kraft durch die üppigen Ranken ihrer Bildung nicht so hoch, frei und stark gewachsen ist, wie ihr wohl von Haus aus zugedacht war, so mag man sich der zahllosen Dichter aus jüngster Zeit erinnern, deren Subjektivität um nichts stärker und deren Bildung dabei viel schwächer und ärmlicher ist als die des farbenreichen und weltkundigen Poeten. Der deutschen Literatur ist in den „Gesammelten Werken" Geibels wie Schacks ein Weihnachtsgeschenk der erfreulichsten Art zuteil geworden.

Digitized by Google

Künstler und Kritiker.

Lauter als jemals zuvor schallt aus den Reihen der Künstler der Ruf: „Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent!“ und am lautesten hört man ihn zur Zeit in Berlin, wo allerdings die Künstler mehr als irgendwo Ursache haben, die mahnende Stimme des schlechten Gewissens durch ein wildes Geschrei zu betäuben. Wir sind human genug, diesen Grund als mildernden Umstand anzuerkennen und die Wortführer und den Troß der Beifalljohlenden zu entschuldigen. Kann es härtere Schläge für die Einzelnen und für die Masse geben, als sie das Jahr 1883 den Berliner Künstlern gebracht hat? Eine gänzlich verunglückte Kunstausstellung in den eignen Mauern, doppelt verunglückt, weil sie dem Publikum nichts bot und den Künstlern nichts brachte. Dann der unrühmliche Kanossagang nach München, wo die Arbeiten der Berliner Künstler nur dazu dienten, für die Münchener eine Folie herzugeben. Zwar warf man ihnen das Almosen einiger Medaillen hin; aber kein ernsthafter Mensch ist über den wahren Charakter dieser Schmerzenspflaster getäuscht worden. Der große „Maler der europäischen Diplomatie und der zeitgenössischen Geschichte“ wird wegen seines Kongreßbildes von den Künstlern ausgelacht und von den Kritikern wie ein Anfänger behandelt. Ist es bei solchem Mißgeschick nicht natürlich, daß dem Betroffenen die Galle überläuft und daß er zur Feder greift, um seinen eignen Ärger fortzuschreiben und zugleich als Anwalt derer aufzutreten, welche die Feder nicht so geschickt zu führen wissen wie den Pinsel? Und soweit das Auge reicht, keine Aussicht, die auf künstlerischem Felde erlittenen Niederlagen durch künstlerische Thaten wettzumachen. Da wird auch der sanftmütige Domenichino, welcher sonst vor den Kritikern den Hut so tief als möglich zieht, zu einem wütenden Benvennto Cellini, der mit dem Stilet um sich stößt, nur daß in unsern zivilisirten Jahrhundert aus dem Dolche die Feder geworden ist. Und die bösen Kritiker müssen es in erster Linie ausbaden, daß die Maler schlechte Bilder gemalt haben. Sie werden mit dem Instrumente bestraft, durch welches sie gesündigt haben, weil sie es nicht über ihr Herz bringen konnten, die letzte Berliner Kunstausstellung für lobwürdig in allen Punkten zu halten. Manche haben es aus angeborner Gutmütigkeit gleichwohl gethan. Aber das giebt ihnen keine Absolution. Hier heißt es: Mitgefangen, mitgehangen! und alle müssen erbarmungslos über die Klinge der erbitterten Tintorettis springen. Und um das Maß des Ingrimms noch voll zu machen, tritt gerade in dem Augenblick, wo die Verstimmung unter den tonangebenden Künstlern auf das höchste gestiegen ist, das Kultusministerium an den Landtag mit einer außerordentlichen For-

Digitized by Google

derung von zwei Millionen Mark zur Vermehrung der königlichen Kunstsammlungen im Museum heran. Jetzt wird auf der ganzen Front der Mißvergnügten zum Angriff geblasen. Die alten Künstler sind tot, und nur die lebenden haben Recht! Wir brauchen keine alten Bilder, wohl aber stecken unsre Ateliers voll neuer, und der Staat hat die Verpflichtung, uns diese Bilder für die Nationalgalerie und andre öffentliche Sammlungen abzukaufen, damit wir weiter malen können! Was nützt uns die Bildergalerie? Wir gehen doch nicht hinein, weil wir die alten Meister längst überholt haben!

Die Welt ist kraus und bunt genug, als daß uns eine Thorheit mehr in Erstaunen setzen könnte, und auch dieser Streit wird vorübergehen, ohne daß an der bestehenden Ordnung der Dinge etwas geändert wird. Der Weise lacht schon heute darüber, und nur der Menschenfreund empfindet eine leise Wehmut, daß die Leidenschaften von Bosheit und Dummheit im Bunde angestachelt werden, um Haß und Zwietracht auszustreuen.

Wenn man der Theorie oberflächlicher Politiker huldigte, daß kleine Ursachen große Wirkungen hervorbringen, so könnte man auch hier eine solche Ursache namhaft machen, welche den unmittelbaren Anlaß zu dem Sturme gegeben hat, der augenblicklich in der Berliner Künstlerschaft tobt. Ein Berliner Journalist hat unter dem Pseudonym „Quidam“ eine Broschüre herausgegeben, in welcher er die Urteile der Berliner Zeitungen über eine Anzahl von Bildern und Skulpturen der letzten Kunstausstellung einander gegenübergestellt hat, in der Absicht, die Nichtigkeit und Wertlosigkeit der Zeitungskritik nachzuweisen, weil die meisten Urteile über dasselbe Bild einander widersprechen und der eine ein Bild schlecht gemacht hat, welches der andre in den Himmel gehoben. Nichts konnte den Künstlern bei ihrer Mißstimmung erwünschter kommen als eine solche Bloßstellung der Kritik. Niemand fragt darnach, woher der anonyme Herausgeber die Berechtigung zu einem solchen Verfahren habe. Niemand kümmert sich darum, ob die Zusammenstellung eine richtige sei. Niemand nimmt Anstoß daran, daß der Herausgeber nicht einmal die Kourage besitzt, das Pasquill mit seinem Namen zu decken, sondern alles klatscht jubelnd Bravo! und stimmt in das Kreuzige! Kreuzige! ein, mit welchem der anonyme Stegreifsritter seine Betrachtungen schließt. Wer ist Quidam? Ein Berliner Journalist, dem dieselbe wohlwollende Kritik, die er heute mit Schmutz bewirft, einen Ruf gemacht hat, welchen er erst verdienen soll. Sie hat ihn einen „liebenswürdigen Humoristen“ genannt, obwohl er sich in den plattesten Formen des Berliner Witzes bewegt. Sie hat ihn wegen seiner Gelehrsamkeit gerühmt, weil er die wissenschaftlichen Forschungen wirklicher Gelehrten für ein breites Publikum in breite Bettelsuppen umkocht. Wer solche Erfahrungen gemacht hat, der kann freilich vor der Kritik keine besondre Hochachtung haben. Aber er sollte doch aus Dankbarkeit schweigen und sich bescheiden ducken. Denn dieselbe Kritik, welche heute aus kollegialischem Anstands-

Digitized by Google

gefühl Schonung übt, kann morgen ebensogut das hohle Treiben literarischer Spekulanten an den Pranger stellen.

Willkürlich hat der Herausgeber die einzelnen Stellen aus zusammenhängenden Kritiken, die als etwas Ganzes geschrieben worden sind und daher auch als etwas Ganzes gelesen werden sollen, herausgerissen, ohne dabei den Standpunkt zu berücksichtigen, welchen ein jeder Kritiker einnimmt. Der eine ist seinem innern Wesen nach mehr Idealist und wird ein Kunstwerk daher mehr auf seinen Gedankengehalt als auf die Ausdrucksweise seines Urhebers prüfen. Ein andrer sieht in der realistischen Richtung das Heil der Kunst und wird daher mehr auf die zeichnerischen und koloristischen Vorzüge eines Kunstwerkes sehen. Ein dritter glaubt, daß beide Richtungen mit einander vereinigt werden müssen, wenn die Kunst wirklich vorwärts kommen soll, und er wird darnach seine Beurteilung einrichten. Ein vierter endlich berücksichtigt, ohne eine vorgefaßte Meinung oder ein System zu haben, jedes Kunstwerk nach der Individualität seines Schöpfers und spricht seine Anerkennung schon da aus, wo er ein ernstes Streben zu erkennen glaubt, sodaß seine Kritik durchweg eine wohlwollende Färbung annimmt. Ist einer dieser kritischen Standpunkte ein unberechtigter oder gar verwerflicher? Nein! Aber aus ihnen erklärt es sich für jeden Einsichtigen zur Genüge, weshalb über ein und dasselbe Kunstwerk die verschiedenartigsten Urteile abgegeben werden. Das ist immer so gewesen und wird so bleiben, solange Menschen Bilder malen und Bilder beurteilen. Und der Kritiker ist doch kein Halbgott, sondern auch nur ein Mensch, der ebenso gut unter dem Eindruck subjektiver Empfindungen steht wie jeder Laie, der sein Urteil privatim zum besten giebt. Man denke nur, wie schroff sich die Urteile über Raffael und Michelangelo zu Lebzeiten beider Männer gegenüberstanden, wie man sich in Rom nicht scheute, Arbeiten eines Sebastiano del Piombo hoch über Gemälde Raffaels zu stellen, wie man in Amsterdam die prosaischen Schützenbilder eines van der Helst den poesieerfüllten Schöpfungen eines Rembrandt vorzog. Noch heute giebt es Leute, welche diesen Standpunkt teilen, welche für Rembrandt nicht das mindeste Verständnis besitzen und Rubens sogar abscheulich finden. Mit den Urteilen über moderne Kunst verhält es sich genau ebenso. Dieselben Leute, welche sich von den Zeichnungen eines Ludwig Richter kühl und teilnahmlos abwenden, geraten vor Entzücken außer sich, wenn sie vor einer der protzigen Leinwandflächen stehen, welche Hans Makart bemalt hat. In gewissen Gesellschaftskreisen hat sich ein förmlicher Thumannkultus gebildet, und wer sich in einer solchen Gesellschaft erdreistet, Thumannsche Illustrationen fade und abgeschmackt zu nennen, läuft Gefahr, hinausgeworfen zu werden.

Das Verhältnis des Beschauers zu einem Kunstwerke entspricht ungefähr der Stellung des Künstlers zu einem Stoffe, den er behandeln soll. Wie man von zwölf Personen über dasselbe Bild zwölf verschiedne Urteile hören kann,

Digitized by Google

so muß man ebenso von zwölf verschiednen Künstlern, welche dasselbe Thema bearbeiten, zwölf verschiedne Auffassungen erwarten, vorausgesetzt, daß jeder Künstler eine ausgeprägte Individualität besitzt. Nehmen wir z. B. an, daß ihnen die Aufgabe gestellt sei, den Abschied eines preußischen Soldaten, der in den Krieg zieht, von seiner Geliebten zu malen. Piloty würde die beiden Figuren, dem Ernste des Moments entsprechend, mit theatralischem Pathos erfüllen, etwa wie Hektors Abschied von Andromache. Unter Thumanns Händen würde die Braut in Jammer zerfließen, und der Krieger würde auch einer Thränenweide ähnlicher sehen als einem preußischen Grenadier. Knaus würde sich die Szene mit etwas Humor zurechtmachen, etwa nach der Melodie: „Lavise! Lavise! wisch ab dein Gesicht! Eine jede Kugel, die trifft ja nicht!" Gussow würde die beiden Figuren zu Trägern gewagter Farbenexperimente machen, und A. v. Werner würde vor allen Dingen darauf sehen, daß die Uniformknöpfe richtig sitzen, er würde darauf halten, daß die Soldatenstiefel recht natürlich aussehen, der Waffenrock recht blau gemalt ist, und sich im übrigen um die seelische Stimmung der beiden Leutchen nicht im mindesten kümmern. Jeder wird behaupten, daß er von seinem Standpunkte aus Recht habe, weil sich die Situation in seinem Gemüte so wiedergespiegelt hat, wie er sie zum Ausdrucke gebracht hat.

Muß man nicht das gleiche Recht subjektiver Anschauungs- und Empfindungsweise dem Laien zugestehen, welcher ein Bild betrachtet, dem Kritiker, welcher das Resultat seiner Betrachtungen in Worten formulirt? Ebensowenig wie einer jener Künstler von sich sagen kann und wird, daß er einen Gegenstand allein und voll und ganz erschöpft habe, ebensowenig wird ein Kritiker sein Urteil als allein- und allgemeingiltig proklamiren können und wollen. Wenn es hüben und drüben dünkelhafte Leute geben sollte, die solches dennoch thun, so wären das doch nur vereinzelte Ausnahmen, um deretwillen nicht alle übrigen leiden dürfen. Wenn ein Künstler statt eines Literaten die kritische Feder führt, was die Künstler fortwährend verlangen, so ist er genau denselben subjektiven Stimmungen unterworfen wie der Laienkritiker, der nicht zeichnen oder malen kann, und man wird genau ebensoviele, einander widersprechende Urteile finden, wenn man die Kritiken der Maler zusammenstellt, als sie Quidam bei den Literaten gefunden hat. Man vergleiche nur, was Friedrich Pecht und Ludwig Pietsch, zwei Maler, die freilich nicht mehr malen, über Berliner Künstler urteilen. Der erstere verfolgt alles, was in Berlin gemalt, gezeichnet, gemeißelt und gebaut wird, mit unerbittlicher Strenge, während der andre für alle Äußerungen des Berliner Kunstgeistes eine zärtliche Liebe hegt. Beides ist erklärlich: der Süddeutsche Pecht ist mit der Münchner Künstlerschaft so innig verwachsen, daß er den unbefangnen Blick für alles, was außerhalb Münchens geschaffen wird, völlig eingebüßt hat, und zwar bis zu einem Grade, daß er z. B. A. v. Werners Kongreßbild, auf welchem die Zierden der europäischen

Digitized by Google

Diplomatie etwa aus der Perspektive eines Portiers dargestellt sind, als ein rühmliches Werk preisen konnte. Ludwig Pietsch dagegen ist ein Kritiker, der einen ungleich universelleren Standpunkt einnimmt. Auch er ist durch seine Lebensbeziehungen mit den Berliner Künstlern auf das innigste verwachsen. Das macht ihn aber keineswegs blind gegen die Leistungen auswärtiger Künstler und fremder Nationen. Im Gegenteil. Er ist vielmehr der am meisten internationale oder kosmopolitische Kritiker, der überhaupt auf der Welt existirt. Er gehört zu jener vierten Kategorie von Kunstrichtern, die wir oben charakterisirt haben. Es giebt kaum ein antikes oder modernes Kunstwerk auf der Welt, an welchem er mit einem wahrhaft bewunderungswürdigen Talent nicht wenigstens eine lobenswerte Seite herausfände. Dieses ihm zur zweiten Natur gewordene Wohlwollen hat zum großen Teil seine außerordentliche Beliebtheit in der Künstlerwelt begründet. Er thut niemandem wehe, und man muß schon ein sehr scharfes Auge haben, um in seinen Rezensionen die kleinen Bosheiten zu entdecken, welche wie Eidechsen durch das üppig aufschießende Gras des Wohlgefallens huschen. Man muß aber stockblind sein, wenn man Ludwig Pietsch, den vornehmen, durch und durch gebildeten, stilgewandten und geschmackvollen Schriftsteller, mit Friedrich Pecht in eine Linie stellt, wie es oft genug unter unsern Künstlern geschieht. Niemand mag das bittere Unrecht, welches ihm dadurch angethan wird, schwerer empfinden als Ludwig Pietsch. Aber er ist bereits in einem Alter angelangt, in welchem ihm die Resignation keine Selbstüberwindung kostet und das Gleichgewicht der Seele ihm zu einem sichern Panzer geworden ist.

Was in der Tagespresse zum Vorschein kommt, besteht und vergeht mit dem Zeitungsblatt. Pecht leidet aber unter der Unklugheit, seine Zeitungsartikel ab und zu noch einmal in Buchform erscheinen zu lassen, ohne daß er sich die Mühe giebt, sie für diesen Zweck zuzurichten. Kann selbst dem flüchtigsten Leser die Unbeholfenheit seines Ausdrucks, der Mangel an literarischem Schliff und die Oberflächlichkeit seiner Kenntnisse verborgen bleiben? Ein Maler, der so zeichnet und malt, wie Pecht schreibt, würde unter seinen Fachgenossen nur Hohn und Spott ernten. Ebenso dürfen die Literaten fordern, daß jemand, der sich unter sie mischt, auch mit den Anfangsgründen des literarischen Handwerks vertraut sei. Und damit kommen wir zu dem entscheidenden Punkte, welcher die Meinung der Künstler, daß nur einer ihresgleichen über ihre Arbeit zu urteilen berechtigt sei und befähigt sein könne, hinfällig macht. Der literarische Beruf erfordert ebensogut eine Vorbildung, eine strenge Schulung wie jeder andre. Wie die Fähigkeit zum Zeichnen, ist auch die Fähigkeit zum Schreiben eine Mitgift der Natur, die ausgebildet sein will. Eine solche Ausbildung erfordert aber den ganzen Mann, und wer dennoch, wenn ihm die Natur beide Fähigkeiten verliehen hat, beide auszubilden versucht, der giebt gewöhnlich zu einem gewissen Zeitpunkte die Übung in einer von beiden auf, oder er kommt

Digitized by Google

in keiner von beiden über den Dilettantismus hinaus. Pecht und Pietsch sind Beispiele für die erstere Kategorie, Maler Müller, Robert Reinick, Hugo von Blomberg und Arthur Fitger Beispiele für die zweite.

Der berufsmäßige Kunstschriftsteller hat doch nicht bloß die Aufgabe, über die Erzeugnisse der zeitgenössischen Kunst zu urteilen, sondern auch den Zusammenhang der künstlerischen Thaten vergangener Jahrhunderte darzulegen. Er muß zu diesem Zwecke ein umfangreiches Studienmaterial seiner Darstellung zu Grunde legen, er muß Quellenforschungen in Urkunden und Geschichtswerken anstellen, er muß gründliche Sprachkenntnisse besitzen, er muß Philologe und Historiker zugleich sein. Kann ein Künstler, d. h. ein wirklicher Künstler, dessen schöpferische Kraft noch nicht verdorrt ist, solche Studien treiben, ohne seinen eigentlichen Beruf zu vernachlässigen? Aus der Anschauung der Kunstwerke allein, wie die Künstler glauben, lernt man den Gang der Kunstgeschichte nicht kennen. Wer die Dresdner Galerie und die Akademie und die Kirchen Venedigs studirt hat, ist noch lange kein Kenner Tizians. Dazu gehört vor allen Dingen das Studium seiner Vorgänger und der Zeit, innerhalb welcher dieser Genius erwachsen ist, und die Kenntnisse derselben können nur durch literarische Forschungen erworben werden. Die Künstler verachten freilich solche Studien als totes Buchstabenwesen; ihnen ist das Kunstwerk allein der lebendige Quell der Erkenntnis. Anders urteilt aber das große Publikum, zwischen welchem und den Künstlern zu vermitteln die Hauptaufgabe des Kunstschriftstellers ist. Das Publikum will nicht ausschließlich technische Gesichtspunkte berücksichtigt wissen, auf welche es dem Künstler hauptsächlich, man darf beinahe sagen allein ankommt. Das Publikum betrachtet die bildende Kunst nur als ein mit den andern gleichberechtigtes Glied in der Kette der Offenbarungen des menschlichen Geistes. Der Kritiker, der ihm das Verständnis derselben vermittelt, hat die Pflicht, die Musik, die Dichtkunst, die theatralische Kunst von demselben allgemeinen ästhetischen Gesichtspunkte zu beurteilen wie die bildende Kunst. Das Technische jeder Kunst kommt erst in zweiter Linie in Betracht und bildet bei der Beurteilung insofern ein nur untergeordnetes Moment, als bei einem Kunstwerke nicht der Werdeprozeß, sondern das Gewordene die Hauptsache ist. Wenn wir das Technische in den Vordergrund rücken, kommen wir am Ende zu dem Schluß, daß Theaterkritiken nur von Schauspielern geschrieben werden dürfen, Rezensionen über Gedichte nur von Dichtern u. s. w. Denn was dem Maler recht ist, ist den andern Künstlern billig! Man mache sich doch einmal die Konsequenzen der von den Malern erhobenen Forderung klar. Der Bildhauer wird dann auch nicht mehr den Maler als kompetenten Beurteiler seiner Arbeiten anzuerkennen brauchen, sondern nur einen Bildhauer, und am Ende würde statt eines einzelnen Laienkritikers eine ganze Kohorte von Fachkritikern erwachsen, die vor lauter Fachkenntnissen das höchste Ziel der Kunst aus den Augen verlieren würden. Dem Künstler würde am Ende mit diesen fachmän-

Digitized by Google

nischen Kritiken auch nicht mehr gedient sein als unter den jetzigen Verhältnissen. Im Gegenteil. Man weiß, daß die bissigsten Kritiken diejenigen sind, welche mündlich von Atelier zu Atelier getragen werden. Aber angenommen, daß der Künstler eine bittere Wahrheit lieber von einem Kollegen hörte als von einem nichtfachmännischen Kritiker, so wäre mit solchen Kritiken aus Künstlerfedern nur ihm gedient, nicht aber auch dem Publikum. Und für das Publikum, welches in seiner Majorität aus Nichtkünstlern besteht, sind doch in erster Linie die Kunstkritiken in den öffentlichen Blättern bestimmt. Nur einem Künstler, welcher in der Fülle seines Selbstbewußtseins glaubt, daß die Kunst der Mittelpunkt des Weltalls sei, kann es einfallen, anzunehmen, daß die Kunstkritiken um seinetwillen geschrieben werden. Ich glaube schwerlich, daß es heute noch wirklich einsichtige Kunstkritiker giebt, welche vermeinen, durch ihre Kritiken die Künstler bessern zu wollen. Der Kritiker ist nur seinem Publikum verantwortlich, welches sein Richter ist, nicht dem einzelnen Künstler, welchem sein Urteil mißfällt, und deshalb war es nur eine Überschätzung des Wertes der eignen Persönlichkeit, wenn ein Berliner Künstler, indem er sich zugleich ohne Auftrag zum Vertreter der gesamten Künstlerschaft aufwarf, einen Berliner Kritiker zur Rechenschaft forderte, weil derselbe im Gegensatze zu Quidam darauf hinwies, wie außerordentlich viel den Künstlern an dem Wohlwollen der Kritik gelegen ist, und wie sie bestrebt sind, dieses Wohlwollen sich durch Höflichkeit zu erhalten. Herr von Werner, der Verfasser dieses Schreibens, malt sich nur schwärzer, als er selbst ist, wenn er sich über den Verdacht einer solchen Höflichkeit erhaben hinstellt. Auch er, der heute so geringschätzig von der Kritik urteilt, wird, so vermute ich, einmal eine schwache Stunde gehabt haben, in welcher er sich für eine wohlwollende Besprechung seiner Persönlichkeit bedankt hat. Freilich mag er selber Ursache dazu gehabt haben; aber daran ist die Kritik vielleicht weniger Schuld als er selbst. Auch über seine Kongreßbilder haben die Münchner Kritiker so böse Dinge gesagt, daß man sie garnicht wiederholen mag, und daher finde ich es durchaus natürlich, daß er einmal die Gelegenheit ergriffen hat, den Kritikern auch seinerseits gehörig seine Meinung zu sagen, wobei die letztern zu ihrer Genugthuung die Beobachtung gemacht haben, daß sein schriftstellerischer Stil sich durch dieselbe Derbheit und Grobknochigkeit auszeichnet wie sein malerischer. Nur ist es etwas befremdlich, daß der Direktor der Berliner Kunstakademie sich als Vertreter der Berliner Künstler aufwirft. Es wäre natürlich, wenn er sich als Vertreter der unter seiner Leitung stehenden Akademie gerirte. Ob aber auch die erwachsenen alten Leute unter den Berliner Künstlern seiner Vormundschaft bedürfen, ist doch fraglich, und wenn es der Fall wäre, so würde dieser Umstand auf die letztern kein günstiges Licht werfen.

Am Ende wird auch dieser Sturm im Glase Wasser vorübergehen, ohne daß die Frage nach der Berechtigung der Kunstkritik gelöst werden wird. Mir kam es hier nicht darauf an, die Künstler, die ja oft genug triftige Gründe

Digitized by Google

zu Klagen haben mögen, von neuem zu erbittern oder gar der Schreibwut des ſüddeutſchen Champions der Künſtlerſchaft neue Nahrung zu geben, ſondern auf den Faktor aufmerkſam zu machen, der auch ein Wort, und zwar ein gewichtiges, hineinzureden hat — das Publikum. Nicht der einzelne Künſtler, welcher ſich gekränkt fühlt, ſondern das Publikum einer Zeitung oder Zeitſchrift hat ſich mit den Mitarbeitern derſelben abzufinden und zu ihnen eine wohlwollende oder ablehnende Stellung einzunehmen. Als Emile Zola im Jahre 1866 die Kunſtberichte über den Pariſer „Salon“ für die Zeitung Événement ſchrieb, ließ er ſich durch ſeine Überzeugung dazu verleiten, den Impreſſioniſten Manet, den alle Welt abſcheulich fand, für einen bedeutenden Künſtler zu erklären, welcher allein richtig zu ſehen verſtünde. Darob erhob ſich ein ſolcher Sturm der Entrüſtung unter den Leſern des Blattes, daß ſich der Beſitzer der Zeitung genötigt ſah, dem kühnen Naturaliſten einen minder einſeitigen Kritiker an die Seite zu ſtellen. Das iſt eine Revolution, welche natürlich und begründet iſt. Aber die Künſtler haben nicht das Recht, in eigner Sache zugleich Kläger und Richter zu ſein.

Es iſt wahr, daß nicht die Kritik einen Künſtler unſterblich machen kann, ſondern nur er ſich ſelbſt durch ſeine Werke. Aber der Weg zum Tempel der Unſterblichkeit iſt heutzutage mit ſo vielen ſehnſüchtigen Pilgern vollgepfropft, daß die meiſten nicht von der Stelle kommen würden, wenn die wohlwollende Kritik nicht dieſem und jenem mit einem Schlage ein gut Stück vorwärts hälfe.

Berlin. Adolf Roſenberg.

Die antiſemitiſche Epiſode.

Es iſt ruhiger geworden in der Bewegung gegen die Juden, aber man täuſche ſich nicht: es iſt kein völliges Zerfließen der Frage oder auch nur ein Stillſtand in der Entwicklung derſelben, denn dazu iſt ſie hiſtoriſch und politiſch zu tief begründet. Bei ihrer weiteren Verhandlung wird weniger die Leidenſchaft als die Wiſſenſchaft das Wort haben, und ſo ſteht zu hoffen, daß man mit der Zeit zu einer Verſtändigung und zu annähernder Löſung gelangen werde. Als ein leſenswerter Beitrag zur Erreichung dieſes Zweckes erſcheint uns die mit ebenſoviel Sachkenntnis als Mäßigung geſchriebene Schrift: Die antiſemitiſche Bewegung in Deutſchland, beſonders in Berlin, von Erich Lehnhardt (Zürich, Verlagsmagazin, 1884, 102 S.), welche Weſen, Berechtigung und

Digitized by Google

Folgen derselben mit Geschick und Klarheit charakterisirt und eine ziemlich ausführliche Geschichte der Episode enthält. Es ist ein Rückblick auf die Jugendperiode der Bewegung, der am Anfange eines neuen Lebensabschnittes derselben recht zeitgemäß kommt, und den wir infolge dessen im nachstehenden in seinen Hauptzügen soweit wiedergeben, als wir uns die Meinung des Verfassers aneignen können.

Grund und Keim der antisemitischen Bewegung war die Zeit der Gründer und Schwindler mit dem Krach von 1873. Hier war die wunde Stelle, die Lasker in seiner bekannten parlamentarischen Rede auszubrennen versprach, aber nicht ausbrannte, weil das viele seiner politischen Freunde und noch mehr von seinen Glaubensgenossen schwer getroffen hätte, die ja zur Schar der Gründer ein unverhältnismäßig großes Kontingent gestellt hatten. Der ursprüngliche Antisemitismus hatte denn auch seinen Hauptsitz in dem vom Gründertum zunächst geschädigten Mittelstande. Der erste Schlag, den er dem Judentume beibrachte, waren die Glagauschen Artikel über den Börsen- und Gründungsschwindel, die im Dezember 1874 in der „Gartenlaube" zu erscheinen begannen. An Glagau schloß sich die junge Partei der Agrarier an, welche sich die Bekämpfung der unbeschränkten Herrschaft des Kapitals zur Aufgabe machte. Ihr Organ, die „Deutsche Landeszeitung," von Niendorf redigirt, wurde in Verbindung mit Gehlsens „Deutscher Eisenbahnzeitung" Vorkämpferin der Gegner der Juden. Im Niendorfschen Verlage erschien das Buch „Die Sittenlehre des Talmud und der zerstörende Einfluß des Judentums im deutschen Reich," eine Schrift, welche reiches Material zur Beurteilung der Frage brachte, aber in ihren Behauptungen vielfach zu weit ging, wie der Verfasser denn u. a. wissen wollte, „daß unsre Geschichte seit drei Jahrhunderten von jüdischem Geiste geschrieben worden sei." Zu gleicher Zeit trat die liberale „Staatsbürgerzeitung" energisch in den Kampf ein, indem sie ausdrücklich an die Laskerschen Enthüllungen anknüpfte.

Nachdem die Judenfrage da, wo ihre materielle Seite lag, in dem durch das Gründertum geprellten Mittelstande Wurzel gefaßt hatte, suchten auch andre Klassen von ihr zu profitiren und sie politisch auszubeuten. So die Partei der Kreuzzeitung und des Reichsboten, die richtig herausfühlte, daß das moderne Judentum viel zur Zunahme der heutigen Glaubenslosigkeit beigetragen habe. So ferner die Ultramontanen, welche in der „Germania" aus der Sache Kapital gegen den Kulturkampf schlugen. Der Antisemitismus griff von jetzt an sehr rasch um sich. Der Berliner Stadtgerichtsrat Willmanns veröffentlichte seine Schrift: „Die goldne Internationale und die Notwendigkeit einer sozialen Reformpartei," und Marrs Broschüre „Der Sieg des Judentums über das Germanentum," die 1873 erschienen war, erlebte bis 1879 zwölf Auflagen. Epochemachend wurde für die Bewegung der Eintritt des Hofpredigers Stöcker in dieselbe. Stöcker vertrat zunächst die Kirche, die positive Religion, welche

Digitized by Google

durch die frivole und unverschämte Aufklärung, die sich in reformjüdischen Kreisen häufig findet, verletzt worden war, er hatte anfänglich keine radikalen Neigungen, vielmehr die Absicht, durch offnen Tadel des Schlechten und ebenso offne Anerkennung des Guten für Juden und Christen Ersprießliches zu schaffen; die Elemente aber, die sich um ihn scharten und aus denen sich die christlich-soziale Partei entwickelte, gingen weiter und zogen ihn mit sich fort, auch bewog ihn wohl die dreiste und unwürdige Art, wie die von Juden redigirten Zeitungen ihn angriffen und verhöhnten, allmählich zu schärferer Polemik. Die Bewegung schwoll nun immer mehr an. Am 19. September 1878 hielt Stöcker seine erste Rede über die Juden, im Oktober folgte die zweite. Unterdessen bereitete sich, von dem Gymnasiallehrer Bernhard Förster veranlaßt, die bekannte Antisemiten-Petition vor, in welcher vom Reichskanzler Verhinderung der Einwanderung von Juden in Deutschland, Einschränkung des Judentums im Richter- und Gymnasiallehrerstande, Fernhaltung derselben von den Volksschullehrerstellen und Durchführung einer Statistik über die Juden verlangt wurden, und welche Hunderttausende von Unterschriften fand, aber sonst ohne Erfolg blieb. Wieder von Bedeutung war, daß ein angesehener deutscher Publizist wie Heinrich von Treitschke sich über die Bewegung aussließ. Er that dies im November 1879 in den von ihm herausgegebenen Preußischen Jahrbüchern, wobei er die Judenfrage als berechtigt anerkannte und dadurch den beiden bisher bezeichneten Richtungen derselben, der Gegenwirkung gegen die materielle und derjenigen gegen die moralische Schädigung des deutschen Volkes durch die Juden, eine dritte zuführte, die, besonders in den obern Schichten der Bevölkerung fußend, die Reaktion gegen die sich im persönlichen Verkehr geltend machenden unerfreulichen spezifisch jüdischen Eigenschaften zum Wesen hatte. Treitschke dachte nicht daran, sich mit der Bewegung zu identifiziren, ja er wendete sich in gewisser Beziehung ausdrücklich von ihr ab, betonte aber ihre Existenz, und das veranlaßte in der jüdischen Presse lautes Wutgeheul. Sehr charakteristisch für die Kampfweise der Preßjuden war die Flugschrift eines Herrn S. Meyer gegen Treitschke. Von Eingehen auf die Berechtigung des von diesem Gesagten war darin nicht die Rede, es war nur ein dünkelhaftes, anmaßliches Herunterreißen, Verdächtigen und Verunglimpfen, welches bewies, daß der Verfasser einer von den vielen war, welche auch nach Treitschkes milder Meinung mit ihrem jüdischen Wesen dem Germanentum als völlig fremdes Element gegenüberstehen. Besser war das Sendschreiben Professor Breßlaus an Treitschke. Derselbe gestand zu, daß im Judentume viele schlechte Elemente seien, bestritt aber, daß diese das eigentliche Judentum seien, das letztere werde vielmehr durch die „jüdische städtische Durchschnittsbevölkerung“ vertreten, „die ohne den vordringlichen Luxus der Geldaristokratie und ohne den verkommenen Schmutz des Wucherer- und Trödlertums in stiller bürgerlicher Arbeitsamkeit lebt.“ Ein solcher idyllischer Mittelstand existirt aber nicht, und ferner darf man bei Beurteilung eines Volkes dessen Auswüchse nicht unbeachtet lassen.

Digitized by Google

Die Bewegung war inzwischen von Monat zu Monat leidenschaftlicher geworden. Nichts half es, daß im Januar 1880 Pastor Gruber in seiner Schrift „Christ und Israelit" eine Versöhnung der Philosemiten, unter denen sich Professor Mommsen hervorgethan hatte, mit den Antisemiten herbeizuführen versuchte, und vergeblich war es, daß der Kronprinz, dem die Broschüre gewidmet war, dem Verfasser den Wunsch ausdrückte, daß „sein Wort des Friedens in weite Kreise dringen und die verdiente Anerkennung finden möge." Der Kampf nahm, vorzüglich unter der studirenden Jugend, einen ernsten Charakter an. Ihren Höhepunkt erreichte die Krisis mit der vielbesprochenen Pferdebahnaffäre, deren Helden die Gymnasiallehrer Förster und Jungfer und auf der andern Seite der jüdische Kaufmann Kantorowitz waren. Am 11. November 1880 gelangte die Sache in die Berliner Stadtverordnetenversammlung, wo man soweit ging, die Lehrer in ihrer Thätigkeit als solche einer abfälligen Kritik zu unterziehen. Dagegen erfolgte unverweilt in der Broschüre „Die Judenfrage und die Gymnasiallehrer" von Dr. Siecke, einem Kollegen Försters und Jungfers, ein kräftiger Einspruch, dessen schlichter, ruhiger und doch selbstbewußter Ton sehr angenehm berührte. Ungefähr um dieselbe Zeit erschien in der Vossischen Zeitung die sogenannte Notabelnerklärung, ein Protest vieler angesehenen Männer gegen den Antisemitismus, und einer der Unterzeichner derselben, Mommsen, nahm Gelegenheit, sich in einer besonderen Schrift „Auch ein Wort über unser Judentum" über seine Stellung zu der Frage auszulassen. Er gestand das Vorhandensein unberechtigter spezifisch-jüdischer Eigenschaften zu und verlangte von den Juden bewußte Annäherung an das Deutschtum durch Ablegung dieser Eigenschaften. Sonderbar aber klang es, wenn er, von dem Satze ausgehend, daß der Eintritt in eine große Nation stets seinen Preis kostet, die Bemerkung machte, er koste ihn für die Juden ebensoviel wie für die Holsteiner, Hannoveraner u. a. Der Unterschied im Wesen deutscher Stämme ist im Vergleich mit deutschem und jüdischem Wesen verschwindend klein, und überall ist zu beachten, daß die Holsteiner, Hannoveraner u. a. stets Deutsche waren, also wohl in den deutschen Staat, nicht aber in die deutsche Nationalität aufgenommen werden konnten, wogegen die Juden stets Juden waren und blieben, und erst vor wenigen Jahrzehnten Aufnahme nicht nur in einen ihnen fremden Staat, sondern in eine ihnen heterogene Nationalität fanden.

Interessant ist, daß jetzt von jüdischer Seite der Versuch gemacht wurde, das Judentum als etwas Solidarisches in die Bewegung hereinzuziehen. Professor Lazarus berief eine Versammlung angesehener Männer jüdischen Glaubens, die am 1. Dezember 1880 zu dem Zwecke zusammentrat, die Juden als Gesamtheit zu der Bewegung Stellung nehmen zu lassen. Wie das zu geschehen habe, sollte ein Komitee bestimmen. Die Versammlung fand denn auch statt, und ein Komitee von 28 Personen wurde gewählt, aber von einer Wirksamkeit desselben hat bis dato nicht das geringste von Belang verlautet. Dieselbe wäre

Digitized by Google

auch zu spät gekommen; denn auf den Sturm war allmählich ruhiges Wetter und Klärung des Himmels gefolgt. Als Beginn dessen ist die Einbringung und Durchberatung der Hänelschen Antisemiteninterpellation im preußischen Abgeordnetenhause zu bezeichnen, welche bewirkte, daß von den verschiedensten Standpunkten die Ansichten über die Judenfrage klar dargelegt wurden, und daß die Regierung die Erklärung abgab, sie beabsichtige nichts gegen die den Juden zustehenden Rechte zu thun, womit eine private Erklärung des Reichskanzlers zusammenfiel, nach welcher derselbe nicht mit dem Antisemitismus sympathisirte.

Noch folgten einige Blitze nach dem Gewitter. Dr. Jungfer gab seine Schrift „Die Juden unter Friedrich dem Großen" heraus, welche bewies, daß letzterer den Israeliten wenig wohlwollend gegenübergestanden hatte. Dühring ließ ein Pamphlet vom Stapel, das sich „Die Überschätzung Lessings und dessen Anwaltschaft für die Juden" nannte, und worin der Beweis versucht wurde, daß „noch nie eine Nation mit einem Autor so getäuscht worden sei, wie die deutsche durch die Juden mit Lessing." Ein Anonymus veröffentlichte zuerst in diesen Blättern, dann ausführlicher in der Schrift „Israel und die Gojim" Beiträge zum Verständnis der Judenfrage, die reich an wertvollem statistischen und geschichtlichen Material waren. Ein Herr von Schleinitz wandte sich gegen dieses Buch, indem er namentlich davor warnen zu müssen glaubte, in allem Schlechten jüdischen Einfluß zu erblicken. Gegen Stöcker polemisirten die Prediger Baumgarten und Kassel in Schriften, die sich viel mit dem religiösen Gebiete befaßten, neues aber nicht boten.

Unterdes hatte die Einigkeit im radikal judenfeindlichen Lager selbst einen harten Stoß erlitten. Dr. Förster hatte einem Studenten wiederholt Satisfaktion verweigert und war darauf von denselben überfallen und thätlich beleidigt worden, worauf er seiner Stellung als Leutnant der Reserve verlustig gegangen war. Ein Nachspiel der Bewegung, und zwar kein erfreuliches, hatte dann das antisemitische Drama in den Exzessen, die im Sommer 1881 in Pommern gegen die Juden ausbrachen. Es kam dort in den Orten Argenau, Neustettin, Stettin und Schivelbein zu Zusammenrottungen und Angriffen, welche das Einschreiten der bewaffneten Macht erforderten und als Landfriedensbruch bestraft werden mußten. Eine allgemeine und andauernde Beruhigung der Gemüter trat erst ein, als die Reichstagswahlen vom Oktober 1881 vorüber und nicht im antisemitischen Geiste ausgefallen waren. Die Bewegung entwickelte sich von da an mehr aus sich selbst heraus, und eine der Folgen dieser Änderung der Dinge ist die deutsche Bürgerpartei, die sich bei der letzten Stadtverordnetenwahl in Berlin bereits in ansehnlicher Stärke zeigte. Es ist nun zu hoffen, daß man sich fortan in mehr Ruhe und Sachlichkeit zu verständigen suchen werde. Nur so wird verhindert werden, daß die Gegensätze über kurz oder lang abermals aufeinanderplatzen, und zwar heftiger und gewaltsamer als das erstemal.

Digitized by Google

Auf der Leiter des Glücks.

Novelle von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

Erſtes Kapitel.

enige Leute ſind der Meinung, daß ſie dort ſtehen, wo ſie eigentlich ſtehen ſollten. Ich kannte in Rom einen Maler, der eine Leidenſchaft für das Verfertigen von Damenhüten hatte. Das wäre mein Beruf geweſen! pflegte er zu ſeufzen; ihr lobt meine Bilder, aber der Schwerpunkt meiner Begabung liegt anderswo. Ich kannte in London einen Dichter. Mehrere ſeiner Bücher mußten jährlich neu aufgelegt werden. Er lebte in lauter Poeſie. Bei alledem, pflegte er zu ſagen, habe ich meinen Beruf verfehlt. Ich darf in gar keine Handelszeitung blicken. Dieſes Hin- und Herfluten von Erzeugniſſen des menſchlichen Fleißes! Dieſes Kommen und Gehen der Schiffe unter den Flaggen aller denkbaren Nationen! Dieſer raſtloſe, weltumſpannende Verkehr! Kaufmann hätte ich werden müſſen. Es iſt eine Sünde und Schande um das Fehlgehen im Ergreifen der Lebensthätigkeit. Ich kannte in Paris einen beliebten Arzt. Er hatte ein Landhaus unweit der Marne. Sein Obſtgarten erfreute ſich unter den Pomologen eines ſehr günſtigen Rufes, mehr faſt noch unter den kleinen Barfüßlern der Umgegend. Aber ſelten erntete er mehr als ein winziges Bruchteil ſeiner Leſe. Er war, wie er ſelbſt zu klagen pflegte, auf den ſogenannten Zehnten geſetzt. Als ich einſt zufällig bei einem ſolchen Ausplündern ſeines Gartens dazugekommen und ſo glücklich geweſen war, einen der keckſten Schlingel zu erwiſchen, hielt mein Freund ihm eine Strafpredigt, ſchenkte ihm dann aber zu dem Raube, der aus beiden Hoſentaſchen herausguckte, noch einen ſaftigen Pfirſich. Dieſer Menſchenfreund hatte die fixe Idee, in ihm ſei der Welt ein Kriminaliſt erſten Ranges verloren gegangen.

Wenn dieſe drei Sonderlinge nach ihrer Meinung nicht auf dem rechten Platze im Leben ſtanden, ſo hatte das Ehepaar, von welchem in den nachfolgenden

Digitized by Google

Blättern die Rede sein wird, sich die Frage noch nicht beantworten können, ob der Platz, auf dem es nach redlicher Arbeit und Thätigkeit angelangt war, so oder so am schicklichsten einzurichten sei und ob es überhaupt gelingen werde, sich auf ihm einzurichten.

Das ereignet sich weit öfter im Leben, als die Nichtbeteiligten ahnen, und diese Frage hat schon manchem Hausherrn und mancher Ehegenossin graue Haare gemacht, während alle Welt der Meinung war, es wachse das Blümchen Befriedigung aus jeder Dielenritze des Hauses.

Mit sechzig Jahren kann ein Fabrikant sich ohne Gewissensskrupel zur Ruhe setzen. Nach dem Ausspruch eines berühmten Statistikers sollte der Staat sogar jeden Beamten mit dem sechzigsten Jahre pensioniren und solcherart für den Nachwuchs Platz schaffen. Mit dem sechzigsten Jahre hatte der einzige Chef der Firma Gebrüder Hartig, Kaspar Benedikt Hartig, seine Spinnerei denn auch gegen einige hunderttausend Thaler — er liebte nicht die Markrechnung — und ein hübsches kleines Besitztum an der *** Chaussee vertauscht, und nun galt es, unter den veränderten Verhältnissen guter Dinge zu sein.

Die Ehe war nicht kinderlos gewesen, obschon das Ehepaar jetzt in sein neues Heim ohne Kinder und ohne Enkel eingezogen war. Zwei Kinder hatten ein paar Jahre lang dem Bunde Sorge und Freude bereitet. Dann war eins nach dem andern abgerufen worden, und Ersatz hatte sich, trotz allem Hoffen und Harren, nicht eingefunden.

Umsonst war das kurze Dasein der beiden kleinen Wesen aber nicht gewesen. Wenn die erste Mondsichel am Himmel sichtbar wurde, erinnerte sich Frau Anna Hartig allemal eines kleinen blauäugigen Bübchens, das sie auf dem Arme getragen und dem sie das Wort Mond so oft und so geduldig vorgesprochen hatte, bis es ihm gelungen war, das Wort, wenn auch ohne das Schluß-d, nachzusprechen. Und Kaspar Benedikt konnte keine roten Hände sehen, ohne eines kleinen schwarzäugigen Mädchens zu gedenken, dem er einst weh statt wohl gethan hatte, ja das er bitter hatte weinen machen, als er, um die frostkalten Händchen seines kleinen Lieblings zu erwärmen, sie mit etwas derbem Zufassen gerieben hatte.

Das waren so einzelne, aus einer holdseligen Zeit noch nachklingende Töne, nicht gerade fröhliche, eher fröhlich und schmerzlich gemischte, denen sich in einsamen Stunden andre zugesellten, sodaß zuweilen in den beiden alternden Leuten allerlei Gesinge und Gesumme war, das sie gegen einander aber sorglich verschwiegen, denn wozu Wolken aufstören, sagte Kaspar Benedikt vor sich hin, und Frau Anna philosophirte in ihrer Weise, ohne sichs merken zu lassen. Wie mein guter Kaspar über jene schöne verschwundene Zeit denkt, darüber redet er nicht, vielleicht hat er die zwei kleinen Engel glücklich vergessen, und dann gönne ichs ihm auch. Aber es war doch ein großes Geschenk des Himmels! Ich kanns nicht anders auffassen: ein großes, nachhaltiges Geschenk!

Digitized by Google

Und sie fühlte deutlich, daß es nachwirke, obgleich er nicht davon rede; wie und was er sei, geworden sei ers doch, weil er mit ihr durch jene Schule der Freude und der Heimsuchung gegangen sei.

Kleine Engel, Mondsichel, Kaspar Benedikt, Frau Anna, das klingt ziemlich idyllisch, altväterlich und scheint in Verhältnisse zu versetzen, wie sie etwa mit dem Gedicht „Luise“ zusammenklingen, in welchem Johann Heinrich Voß unsern Großeltern von dem Glücke und der Unschuld bescheidener Ländlichkeit erzählt hat. Dergleichen trifft hier aber keineswegs zu.

Abgesehen von ihren nicht gerade neumodischen Namen, waren der Fabrikant Hartig und seine Frau ganz modern geartete Menschen, wie denn ja auch das wehmütige Festhalten einer lieben Erinnerung dem Herzen nicht nur in diesem oder jenem Jahrhundert ein Bedürfnis gewesen ist. Was nun dem Ehepaar zu grübeln gab, war sein neues Besitztum: eine mäßig große, vor wenig Jahren erbaute, mit blauem Schiefer gedeckte zweistöckige Villa, d. h. sie hatte ein hohes, aus fünf bis sechs Räumen bestehendes Parterre und darüber eine gleich große erste Etage, war an passenden Stellen mit Balkons und Veranden und einem Glasanbau, einem Wintergartenzimmer, versehen. Entsprechend wohnliche und sorglich durchgeführte Einrichtungen enthielt das Souterrain. Es fehlten auch nicht, in gebührendem Abstande von dem herrschaftlichen Hause, Gärtner- wie Kutscherwohnung, Stallung für eine oder zwei Milchkühe und für vier Pferde, wie Remise für zwei bis drei Wagen, und daneben Treibhäuser mit Heiz- und Wasserdampfvorrichtungen nach dem neuesten System.

Alles dies war, was ein Mann in den angenehmen Verhältnissen des Fabrikanten Hartig sich füglich vergönnen konnte. Wenn er bis vor kurzem sich in seiner Fabrik ohne allen Luxus beholfen hatte, so brauchte er deshalb noch nicht auf derartige Verschönerungen des Daseins für immer zu verzichten. Er sowie Frau Anna waren mit allen diesen Dingen ganz einverstanden, gerade so sehr wie mit der geschmackvoll aus buntem Ziegelstein und geschmiedetem Eisengitter hergestellten Einfriedigung des Vordergartens, mit den mosaikartigen Backsteintrottoirs, mit den Blumen- und Gemüsepartien des großen Hintergartens, mit dem Teiche und seinen Goldfischen, ja selbst mit dem anderthalb Morgen großen jungen Eichwäldchen, in welchem Fasanen gehegt werden sollten; etwas sehr nach dem Muster der kleinen Privatwäldchen in der Umgebung von Paris, meinte Frau Anna, die mit ihrem Gatten manche Reise gemacht hatte, im übrigen jedoch nicht zu verachten, da ein Fasanenbraten ja von Zeit zu Zeit jetzt auch wohl für etwas Erlaubtes gelten dürfte.

Soweit also hatte das Ehepaar keine Ursache, den gemachten Ankauf zu bereuen. Bei gutem Wetter saß man auf dem Balkon oder auf einer der Veranden und freute sich an dem Verkehr auf der passend entlegenen Chaussee. Bei schlechtem Wetter hatte man das Glashaus, der Gärtner nannte es das Palmenhaus, obschon es nur bescheidnere Blattpflanzen enthielt, Feigenbäume,

Digitized by Google

Rhabarber und Farrenkräuter. Oder man spazierte selbander unter dem Regenschirm auf den Mosaiktrottoirs des Gartens und fand immer neue Befriedigung an der hier endlich bewiesenen Entbehrlichkeit aller Arten von Gummischuhen oder Galoschen. Pferde und Wagen hatte man noch nicht angeschafft. Von Zeit zu Zeit wurde aber zwischen Kaspar Benedikt und Frau Anna das Pferde- und Wagenthema in Gemächlichkeit durchgesprochen.

Im allgemeinen weiß oder beachtet man nur, daß unsre körperliche Einkleidung unter dem Gesetz der Mode steht. Die letztere beherrscht aber so ziemlich alle Erzeugnisse des menschlichen Gewerbfleißes und ist die eigentliche Lebensluft der Industrie. Selbst das Weinglas auf meinem Tische darf ja, wenn ich ein moderner Mensch sein will, nicht diese oder jene Form, diesen oder jenen Schliff, diesen oder jenen Farbenton aus einer überwundenen, oft nur wenige Jahrzehnte oder ein paar Jahre zurückliegenden Geschmacksperiode haben, notabene, wenn ich ein moderner Mensch sein will, wozu mich glücklicherweise niemand zwingen kann. Und gilt in gleichem oder gar in erhöhtem Maße nicht das nämliche von unzähligen Unentbehrlichkeiten des täglichen Bedarfs? Auch das Pferde- und Wagenthema erwies sich als ein dem Diktum der Mode in geradezu staunenswerter Weise unterworfenes Gebiet, sodaß selbst ein auf das Dauerhafte und Nützliche gerichteter Geschmack, wie der des Hartigschen Ehepaares, Ursache hatte, nicht ohne reifliche Überlegung einen Entschluß zu fassen.

Alles dies war aber nicht dasjenige, was immer noch von neuem die Antwort auf die Frage verzögerte: Werden wir uns hier einleben können?

Was war es denn?

Ehe die Verwicklungen zur Sprache kommen können, die aus der endlich gegebenen Antwort hervorgingen und die dann zwei junge Herzen fast zum Zerbrechen brachten — wer hätte das je in der ruhigen Atmosphäre des Hartigschen Ehepaares für möglich gehalten? — muß auch davon noch die Rede sein.

Zweites Kapitel.

Also um was handelte sichs?

Um das Verhängnisvollste, das sich denken läßt, um eine Fessel, die der damit Belastete nur abstreifen kann, wenn er seine wiedereroberte Freiheit mit dem Fluche der Geschmacklosigkeit, ja der Barbarei bezahlen will.

Man wird mich vielleicht der Übertreibung bezichtigen, aber da ich eine wahre Geschichte erzähle, muß für diesen Fall der Schein der Übertreibung auf Rechnung der verhältnismäßigen Flüchtigkeit kommen, die ich dem Gegenstande widmen darf; liegt es mir doch begreiflicherweise daran, bald von den jünger gearteten Wünschen, Hoffnungen und Empfindungen zu berichten, die neben den leichten Stimmungstrübungen des alternden Hartigschen Ehepaares in den schönen

Digitized by Google

Räumen der Villa Anna aus- und einschlüpften. Das Hartigsche Häuschen „Villa Anna“ zu taufen war ein erstes Wagnis in jener Richtung auf das Barbarische gewesen, denn Villa Anna, Villa Augusta, Villa Marie heißen eine Menge geschmackloser Architektur-Machwerke, das in Rede stehende Häuschen oder Haus war aber ursprünglich — wie die Engländer es ausdrücken würden — die Villa gewesen, d. h. der Inbegriff alles Geschmackvollen, was eine Villa sein soll, also gewissermaßen eine Mustervilla, etwas, in dessen Hervorbringung die Vereinigung von Sinn für Raumschönheit, für Farbenreiz, für bildnerischen Schmuck, für geistige Feinfühligkeit und für häusliches Behagen ihren höchsten Trumpf ausgespielt hatte.

Selbstverständlich war sie demnach in den Besitz Kaspar Benedikts nicht als ein Gebäude gelangt, in dem man diesen oder jenen alten Familienhausrat mit unterbringt, an dessen Wänden man eine von der Großmutter ererbte Kukuksuhr oder das stark verzeichnete Kreidebild des Großvaters aufhängt, auf dessen Fensterbrett man eine kränkelnde Myrthe stellt, die von der silbernen Hochzeit herstammt, oder das Glas mit einer Leiter und einem Laubfrosch, das schon vor Jahren einmal aus dem Fenster gefallene Glas, das man, gerade weil es, bis auf einen Sprung, bei dem Fall sich so tapfer gehalten hat, mit einer gewissen verhätschelnden Treue bis ans Ende der Tage zu hegen gedachte.

Als ein so freundlich zu allem ein harmloses Gesicht machendes Gebäude war die namenlose Villa nicht in den Besitz Kaspar Benedikts gelangt. Vielmehr hatte er sie fix und fertig, von oben bis unten möblirt, übernommen, noch nie bewohnt und benutzt, ein Ideal von Vollkommenheit, die Erfüllung der jemals in Bezug auf schöne und liebliche Einrichtung durch Frau Annas Seele gezogene Träume, für Kaspar Benedikt eine Erlösung von dem erwerbsstaubigen Dasein, in dem er vierzig Jahre seines Lebens zwischen knarrenden Maschinen und sausenden Spindeln und dickleibigen Rechnungsbüchern verbracht hatte.

Eine Erlösung — so hatte er gewöhnt. Und der Verkäufer, der erste Architekt des Landes, dem auf einer Industrieausstellung für die jetzt in der Villa befindlichen Möbel und Kunstschätze als Prämie für geschmackvolle Zimmereinrichtungen die große goldne Medaille zuerkannt worden war, hatte bei der Übergabe der Villa gesagt: ihm sei's, als gebe er ein Stück seines Herzens her; aber das sei das Schicksal jedes Architekten; er wolle nicht murren; in bessere Hände wenigstens habe sein kleines Schmuckkästchen wohl nicht gelangen können.

Das kleine Schmuckkästchen kam in dem Anrechnungsgeschäft auf nahe an hunderttausend Thaler zu stehen, aber Kaspar Benedikt und seine Frau waren damals der Meinung gewesen, im Grunde sei es unbezahlbar, und sie würden nie müde werden, die reizend ausgestatteten Räume selbander zu durchwandeln.

Wie übrigens in Bezug auf seine verstorbenen Kinder das Ehepaar sich gegenseitig ein schonendes Schweigen auferlegt hatte, so pflegten auch Trübungen untergeordneter Art nicht ohne Not zur Sprache gebracht zu werden, und es

Digitized by Google

dauerte daher lange, ehe Kaspar Benedikt seinerseits, und ihrerseits wiederum Frau Anna, nur erst jedes für sich die Einrichtung der Villa mit etwas kritischem Auge zu prüfen begannen.

Zunächst hatten sie die in ihnen gesondert aufgestiegenen Bedenken dadurch zu zerstreuen gesucht, daß sie ihre Bildung nach den Forderungen der Einrichtung vertieften.

Ich hatte mich geirrt, sagte der Fabrikant zu seiner Gattin, unser B-Zimmer ist deutsche Frührenaissance, nicht schlechthin deutsche Renaissance; der Baron, der sich eben empfahl, hat sich immer des ersteren Ausdrucks bedient. Er bat um die Erlaubnis, Excellenz den Höchstkommandirenden gelegentlich auch einmal bei uns einzuführen. Wir sind plötzlich berühmte Leute geworden. Ich glaube, seit wir die Villa bezogen haben, ist auf jede Woche wenigstens ein Besucher dieser Art gekommen. Es soll in einem Kunstblatte von einer bevorstehenden Umgestaltung der Einrichtung die Rede gewesen sein. Daher das Drängen um Besichtigungserlaubnis. Ich habe den Baron gebeten, die Leute zu beruhigen. Als ob wir nicht froh sein müßten, wie das blinde Huhn zu einem so guten Funde gekommen zu sein. Wer möchte sich denn hier getrauen, auch nur einen Sessel vom Platze zu rücken!

Frau Anna hatte die Baronin herumgeführt und gestand, daß auch sie einen glücklicherweise unbemerkt gebliebenen Schnitzer begangen habe. Unsre sogenannten Herrenzimmer hielt ich für Frührenaissance, sagte sie, es ist aber im Gegenteil Spätrenaissance, oder vielmehr, wie die Baronin sich ausdrückte, individuelle Beherrschung der Renaissanceformen in freier, verständnisvoller Verwendung für moderne Einrichtungen. Die Baronin erwartet unsern Gegenbesuch. Sie hofft, wir werden gute Nachbarschaft halten. Der Baron hat eine Kegelbahn, wir müssen uns überlegen, wieweit wir über unsre bisherige Stellung hinaus wollen.

Du hast Recht, erwiederte der Fabrikant nachdrücklich; das will sehr überlegt sein. Bis unser Berthold von seiner großen Reise zurückkommt, ergänzte Frau Anna, sind wir ja Herren unsrer Zeit. Man muß keine Vorurteile haben. Unter dem Adel giebt es auch Menschen, denen man nicht aus dem Wege zu gehen braucht.

Unser Berthold, ein Ingenieur, der Adoptivsohn des Paares, konnte von seiner Studienreise durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas noch in Jahr und Tag nicht zurückerwartet werden. Zeit hatte das Ehepaar also in der That.

Vorher aber die Wagen- und Pferdefrage zu erledigen, schien dem Fabrikanten doch ratsam. Die Sache spielte bereits lange genug. Eigentlich war man längst im klaren, wennschon der Gatte immer noch etwas mehr nach der Seite der Arbeitstüchtigkeit der anzuschaffenden Vierbeiner neigte, Frau Anna hingegen nach der Seite einer eleganten Erscheinung derselben.

Digitized by Google

Ich habe oft genug gesehen, daß die prächtigen Isabellwallache unsers Landesherrn in höchsteigner Person ihr Heu von der Wiese einfahren müssen, sagte Kaspar Benedikt; arbeiten ist auch in den vornehmsten Stellungen keine Schande.

Als ob ich daran zweifelte, begütigte Frau Anna, aber sahen die Wallache bei solchen Verrichtungen wie Arbeitspferde aus? Ich denke, man merkte bei solchen Beschäftigungen erst recht, wie stattlich und herrschaftlich ihre Haltung ist.

Gut, du sollst Recht haben, fügte sich der Gatte; nehmen wir also die Fasanenschwänze.

Sie sind schön und stark zugleich.

Abgemacht; sie gefallen mir schließlich auch am besten.

Ein gut empfohlener Kutscher war schon früher gemietet worden. Mit seiner kundigen Hilfe brachte man nun auch die Wagenfrage zum Abschluß. Eine Chaise mit Trittvorrichtungen, die den Lakaien entbehrlich machten, war vor der Hand alles, was man brauchte. Aber den Wagenschlag lackiren Sie mir neu, sagte Kaspar Benedikt zu dem Wagenhändler; das Wappenschild muß weg. Ein H; nichts weiter. Verstanden?

Euer Gnaden befehlen nicht etwa irgendein Emblem, das auf Handel und Industrie Bezug hätte? erlaubte sich der Wagenhändler einzuwenden; denn er hätte gern sein prächtiges Wappenschild gerettet.

Es thut mir um die saubere Arbeit leid, sagte Hartig, aber ein simples H ist alles, was ich brauche.

Mit der Livree ging es ebenso. Es gab bei dem Schneider, der für diesen Artikel am besten empfohlen war, nur Knöpfe mit Wappenschildern; wenigstens kamen Buchstabenknöpfe erst zum Vorschein, als der Fabrikant sich mehrmals gegen die Anrede Herr Baron aufgelehnt hatte.

Ganz wie Herr Hartig befehlen, lautete endlich die resignirte Antwort des Schneiders.

Und Frau Anna fühlte sich im stillen bei dem nichtssagenden Klange „Herr Hartig" zum erstenmale in ihrem Leben unbehaglich.

Es ist lächerlich, dachte bei sich in ähnlicher Verstimmung der Fabrikant, ich verlange, daß er mir keinen Titel andichtet, und nun er mich „Herr Hartig" nennt, ist mirs nicht vornehm genug.

Drittes Kapitel.

Die Mieten müßte natürlich der Staat bezahlen, die Lebensmittel müßten jedem gratis in die Küche geschafft werden, und Schneider, Schuster, Uhrmacher, Ärzte müßten dasjenige, was man von ihnen brauchte, aus reiner Freude an der Ausübung ihres Berufs ohne alles Entgelt liefern, wenn die nicht ganz

Digitized by Google

gutgestellten oder die verarmten unter den betitelten Nachbarn des Fabrikantenpaars die Bekanntschaft der Hartigs ohne alle Nebengedanken gesucht haben sollten.

Der respektabelste dieser Plänemacher, von Waltershausen, ein älterer Herr, dessen Steckenpferd die Politik war, hatte in dem konservativen Klub die Frage ventilirt, ob dem Fabrikanten Hartig etwa Aussichten auf Gunstbezeigungen von höchster Stelle eröffnet werden könnten, für den Fall nämlich, daß er für die „gute Sache" zu gewinnen wäre. Die dem Frager gewordenen Antworten mußten günstig lauten, denn er zeigte für Villa Anna und ihre Bewohner ein immer wärmer sich äußerndes Interesse und benutzte auch jede sich ihm darbietende Gelegenheit, um sich bei dem auf handelswirtschaftlichem Gebiete wohlerfahrenen Fabrikanten Rats zu erholen. Freihandel oder Schutzzoll, Tabaksmonopol oder Tabaksteuer — von Waltershausen behauptete seinem neuen Freunde die unschätzbarsten Belehrungen zu verdanken, und Hartig freute sich, aus dem Schatz seiner langjährigen Erfahrungen zu Nutz und Frommen der Gesamtheit einiges verwertet zu sehen.

Weniger unverfänglich hätte man vielleicht die Absichten des gichtischen Majors a. D. von Stubbe nennen müssen, denn seine Schwäche oder — wie mans nehmen will — seine Stärke war das Geldborgen; doch handelte sichs bei ihm nie um so geringfügige Summen, daß die Sache — wenigstens nach der Meinung der guten oder der bessern Gesellschaft — geradezu für unschicklich gelten konnte. Auch hatte er eine gewisse Fertigkeit, sich hinter allerlei Aktienunternehmungen zu verbergen, die allemal philanthropische Zwecke verfolgten, sei es daß man Sekundärbahnen bauen wollte, sei es daß Suppenanstalten oder Magdalenenstifte oder Moorentwässerungsgesellschaften ins Leben zu rufen waren. Seine ganze Erscheinung hatte denn auch, namentlich seitdem er ergraut war, etwas Ehrwürdiges, und die schwarzen Augen unter den silberweißen Brauen waren von so schwärmerischem Feuer, daß selbst die gebrannten Kinder unter seinen Nachbarn in Zweifel blieben, ob er bei jenen Projektenmachereien seine Finanzen zu verbessern suchte, oder ob er nicht im Gegenteil, wie er versicherte, aus Enthusiasmus für das Wohl andrer von dem Seinigen opfere.

Am interessirtesten sollten, nach dem Urteil einiger scharf beobachtenden Damen der Nachbarschaft, die letzten Pläne einer Frau von Mockritz sein, da diese Pläne nur auf Verheiratung ihrer dritten Tochter Hermione mit dem noch immer unsichtbaren Adoptivsohne des Ehepaares hinauslaufen konnten, eine Behauptung, die einigen Anhalt dadurch erhielt, daß bereits die ältesten beiden Fräulein von Mockritz auf ähnliche Veranstaltungen hin große Partien gemacht hatten. Hermione von Mockritz war übrigens eine bildschöne junge Person, blond, rosig, blauäugig, mit sehr feinem Profil und unglaublich zierlichen Augenbrauen, dazu von gutem Wuchse und sehr gefälligen Manieren. Wenn sie in die Pläne ihrer Mutter nicht eingeweiht war, so hatte sie doch jedenfalls unter den finanziellen Bedrängnissen, von denen Frau von Mockritz erst durch die

Digitized by Google

Verheiratung ihrer beiden ältesten Töchter (an Nichtadeliche) einigermaßen erlöst worden war, den Wert einer guten Partie kennen und schätzen gelernt. Ihr Halbvetter Botho von Falkenberg hatte sich deshalb schon zweimal bei ihr einen Korb geholt. Er war zwar von altem Adel, aber nichts weiter als ein geschätzter Privatdozent der Astronomie an einer, wie sie es nannte, obskuren Universität und konnte höchstens eine Frau Professorin aus ihr machen.

Wir haben wirklich Glück gehabt, sagte Kaspar Benedikt zu Frau Anna, man kann in einer Gegend nicht freundlichere Menschen finden. Etwas freilich müssen wir auf Rechnung dieses merkwürdigen Rahmens bringen, in welche uns die Leute gleich von vornherein kennen gelernt haben. Es ist etwas Eignes darum. Hast du den Major heute auf den Busch klopfen hören? Er ist eine ehrliche Haut und kann sich nicht ruhig schlafen legen, wenn er nicht wenigstens einen Menschen glücklich gemacht hat. Aber ist's denn wahr, daß jeder, der unsre Villa gesehen hat, sich draußen unser Messingschild mit dem simpeln Namen K. B. Hartig kopfschüttelnd ansieht? Zuletzt — was liegt daran? Laß sie schütteln.

Laß sie schütteln, stimmte Frau Anna bei, wenn auch etwas zögernd; denn nicht ganz so stark wie bei ihrem Gatten war bei ihr die Abneigung gegen alles entwickelt, was in eine höhere Standessphäre hinaufführen konnte.

K. B. Hartig klingt freilich etwas kurz angebunden, setzte sie daher hinzu.

Wieso kurz angebunden? fuhr Kaspar Benedikt auf.

Versteh mich recht, Alter —

Das möcht' ich eben.

Du hast mich ganz aus dem Text gebracht.

Ich frage einfach: wieso kurz angebunden?

Als ob du nicht nur den kleinen Finger zu rühren brauchtest, und andern Tags wären wir Kommerzienrat.

Warum nicht gar geheimer Kommerzienrat!

Und andern Tags wären wir geheimer Kommerzienrath, verbesserte sich Frau Anna, ich wollte nur nicht gleich mit der Thür ins Haus fallen, aber Herr von Waltershausen sagte neulich, den Geheimen wollte er für dich in vierundzwanzig Stunden herunterschütteln, der hänge reif am Baum.

Hier griff sich Kaspar Benedikt in die spärlichen Haare. Wie rasch die Weiber vergessen! rief er; geheimer Kommerzienrat! Und dir läuft bei dem bloßen Klange geheimer Kommerzienrat nicht schon eine Gänsehaut über den Leib?

Frau Anna wurde kleinlaut. Du denkst an Gebhardi, sagte sie.

War er etwa nicht geheimer Kommerzienrat?

Du hast Recht.

Auch ein Mann, zu dem sich alles drängte, den man um seiner Millionen willen mit Orden und Titeln überschüttete —

Und der als Fälscher und Bankerotteur im Zuchthaus endete.

Digitized by Google

Nein, er nahm sich am Tage seiner Verurteilung das Leben.

Und gab seine Kinder in Schuld und Ungeduld dem Elende preis. Sie dienen in niedern Stellungen!

Mögen sie! Die Witwen und Waisen, die der geheime Kommerzienrat Gebhardi an den Bettelstab brachte, zehren auch am Hungertuche! Kaspar Benedikt machte einen Knoten in sein Taschentuch; er war mit der Unterstützung einer dieser Verarmten im Rückstande.

Ich bin wie zerschlagen, sagte Frau Anna; wir haben, dächt' ich, weder ihn noch einen von den Seinigen je zu Gesicht bekommen, aber was wurde damals über ihn in die Blätter geschrieben! Dir schmeckte Wochen lang weder deine Cigarre noch dein Schlummerpunsch.

Weder mir noch dir. Der Fabrikant konnte schon wieder spaßen.

Ich rauche doch nicht.

Aber von dem Schlummerpunsch —

Nippe ich — geh, Kaspar Benedikt, wenn du mich nur aufziehen kannst! Von heute an magst du ihn dir selbst bereiten.

Der Fabrikant nahm die Hand seiner schmollenden Ehehälfte und küßte sie. Lassen wirs bei dem einfachen K. B. Hartig bewenden, sagte er; einverstanden?

War ich jemals andrer Meinung als du? antwortete Frau Anna und entzog ihm beschämt ihre Hand. (Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Zur Lotteriefrage. Ein Ereignis, welches geeignet ist, nicht nur in den bei den verschiedneu deutschen Staatslotterien beteiligten Kreisen, sondern auch in der Juristenwelt allgemeines Aufsehen zu erregen, ist aus den letzten Wochen zu verzeichnen. Am 15. November d. J. hat das Reichsgericht zu Leipzig die Revision eines sächsischen Lotteriekollekteurs, welcher von einem preußischen Landgerichte wegen Verkaufs eines Looses der sächsischen Staatslotterie nach Preußen zu einer geringfügigen Geldstrafe verurteilt worden war, verworfen, also den beteiligten sächsischen Lotteriekollekteur wegen seiner in Frage kommenden Handlung für strafällig erklärt, während drei Tage zuvor, am 12. November, das königl. preuß. Kammergericht zu Berlin die Revision der königl. Staatsanwaltschaft beim Landgericht II. zu Berlin, welches das einen andern sächsischen Lotteriekollekteur wegen ganz derselben Handlung wie im ersten Falle, nämlich wegen Verkaufs eines sächsischen Lotterieloses nach Preußen, freisprechende Urteil des Schöffengerichts zu R. bestätigt hatte, verworfen, den beteiligten Lotteriekollekteur also für straffrei erklärt hat.

Wir stehen sonach vor der gewiß nicht leicht zu nehmenden Thatsache, daß zwei oberste Gerichtshöfe im deutschen Reiche über die Strafwürdigkeit einer und

Digitized by Google

derselben Handlung diametral entgegengesetzter Ansicht sind. Denn in beiden Fällen handelt es sich darum, daß die vom Staatsanwalt angeklagten sächsischen Lotteriekollekteure auf vorgängige briefliche Bestellung von seiten eines in Preußen wohnenden oder vorübergehend aufhältlichen Spielers Loose der in Preußen nicht zugelassenen sächsischen Staatslotterie an letztern mittels in Sachsen zur Post gegebener Briefe übersandt hat.

Unter diesen Verhältnissen wird jeder Laie mit Recht fragen: Wie ist so etwas möglich? Was ist in Lotterieangelegenheiten überhaupt Rechtens im deutschen Reiche? Wollte man darauf antworten: Nachdem das Reichsgericht diese Frage entschieden hat, müssen alle übrigen deutschen Obergerichte sich der Ansicht des Reichsgerichts anschließen, so würde man damit schon deshalb sehr irren, weil die Beantwortung der Frage, von welchem Obergerichte jeder künftige derartige Fall in letzter Instanz zu entscheiden sein wird, von strafprozessualen Zufällen abhängt. Die Beantwortung der aufgeworfenen Frage ist vielmehr, wenn überhaupt, nur durch ein näheres Eingehen auf die zahlreichen dabei in Betracht kommenden, zum Teil sehr streitigen Gesichtspunkte möglich.

Auf alle Fälle sind durch die erwähnten beiden richterlichen Entscheidungen Mißstände zutage getreten, unter deren Einfluß der von dem Abgeordneten Löwe (Bochum) bei der Beratung des Lotterieetats im preußischen Abgeordnetenhause vom 10. Dezember für die dritte Etatsberatung angekündigte Antrag, die Regierung aufzufordern, beim Bundesrate die Aufhebung aller Lotterien zu beantragen, erhöhte Bedeutung gewinnt. Wir werden daher in einer der nächsten Nummern dieser Blätter auf diese wichtige Frage ausführlicher zurückkommen.

Literatur.

Lucas Cranach. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation von M. B. Lindau. Leipzig, Veit und Co., 1883.

Der in dem Titel dieses Buches gebrauchte Ausdruck „Lebensbild" läßt etwas andres erwarten, als die Schrift darbietet. Man denkt an jene Art von Lebensbildern, wie sie das Lutherjubiläum zu Dutzenden hervorgebracht hat, harmlose Excerpte, die ihre Existenzberechtigung darin suchen, einen Gegenstand einem bestimmten Leserkreise mundgerecht zu machen. In diesem Sinne ist der Cranach Lindaus kein Lebensbild. Es ist ein auf solide wissenschaftliche Basis gebautes Werk, die einschlägigen Quellen sind dem Verfasser bekannt und von ihm ziemlich vollständig benutzt worden. Wenn er dennoch den Ausdruck Lebensbild brauchte, so wollte er offenbar andeuten, daß er nicht beabsichtigt habe, eine kunstgeschichtliche Monographie, sondern einen Geschichtsausschnitt zu bearbeiten, in dessen Mitte Cranach steht. Diese Auffassung ist darum ganz besonders zu billigen, weil es das Eigentümliche der Reformationszeit ist, daß man kein Gebiet derselben von dem benachbarten ohne Schaden für das Verständnis isoliren kann, und weil die jetzt beliebten Spezialforschungen — mögen sie auch durch die Fülle des zu bearbeitenden Stoffes veranlaßt worden sein — nicht überall der Gefahr der Einseitigkeit entgangen sind. Es giebt Düreristen, Holbeinisten, Raphaelisten, Cranacisten, Renaissanciers, Gothiker und so weiter. Die von den einzelnen Spezialforschern geschriebenen Werke pflegen der allgemeinen Zeitlage durch historische Einleitungen Rechnung zu tragen, es können jedoch hierbei nur die allgemeinsten Linien berührt

Digitized by Google

werden. Man könnte interessante Beispiele beibringen, wie Schriftsteller von großem Verdienste sich in geistreichen Kombinationen erschöpfen, während die Lösung der gerade vorliegenden Frage ganz einfach ist und nur darum nicht gefunden wird, weil sie in einem andern Kapitel der Reformationsgeschichte steht.

Lindau wollte seinen Lucas Cranach in der Umgebung lassen, in welcher er lebte, in den Ideen, unter deren Einfluß er malte; er betrachtet seinen Helden nicht wie ein Einzelbildnis, sondern wie die Hauptperson eines großen, figurenreichen Gemäldes. Das meint er mit der Bezeichnung Lebensbild. Es ist in seinem Buche fast soviel von Luther die Rede wie von Cranach, aber das ist ganz natürlich. Cranach steht mitten in der Reformationsbewegung als einer der Führer der Wittenberger Bürgerschaft, als ein persönlicher Freund Luthers, als Buchdrucker und Kunstverleger, als einflußreiche Person bei Hofe und persona grata selbst bei den Feinden der Reformation. Die bürgerliche Bedeutung Cranachs ist fast noch größer als seine artistische. Die vorliegende Schrift bemüht sich, gerade diese Verhältnisse in das rechte Licht zu bringen. Manche Fragen sind freilich ungelöst geblieben, so z. B. der Grund des Konfliktes zwischen Cranach und Lotter, worüber seiner Zeit in diesen Blättern ausführlich berichtet wurde*); andre, wie die literarische Fehde vor dem Ausbruche des schmalkaldischen Krieges, an der sich Cranach mit seinem Holzschnittwerke wider das Papsttum beteiligte, werden kürzer als wünschenswert ist abgethan, wie denn überhaupt die Schlußkapitel etwas knapp geraten sind; dafür bringt Lindau aber neues, unsers Wissens noch nicht veröffentliches Quellenmaterial. Höchst interessant und von wirklich dramatischem Verlaufe ist die Geschichte des Studentenauflaufes wider Cranach und die Bürgerschaft vom Jahre 1520, welche nach den im Archiv zu Weimar befindlichen Untersuchungsakten erzählt wird. Hier treten die handelnden Personen mit greifbarer Lebendigkeit hervor: die Herren Junker, welche nicht auf das Privilegium, Waffen zu tragen, verzichten wollen, da die Bürger durch das Gebot des Kurfürsten nicht getroffen werden, die Eckianer aus Leipzig und die Barfüßer, welche das Feuer schüren, der Rektor der Universität, welcher für die Studenten eintritt, Lucas Cranach, welcher mit jenem hart aneinander gerät, Luther, welcher jedermann gründlich die Wahrheit sagt und allgemeinen Zorn erregt, endlich der kurfürstliche Marschall Hans von Dolzich, der mit seinem Fußvolke schnell die Ordnung herstellt. Hier liegt ein wahrer Novellenstoff vor.

Während also in der Darstellung Lindaus der eigentlich artistische Teil keineswegs vernachlässigt wird, gewinnt seine auf breitere Grundlage gestellte Schilderung umso größeres Interesse. Das Buch ist nicht bloß dem Spezialisten, sondern jedem zu empfehlen, der sich für Verhältnisse und Personen jener Zeit interessirt.

Akademische Blätter. Organ für wissenschaftliche Behandlung der neueren deutschen Nationalliteratur und ihrer Geschichte. Herausgegeben von Otto Sievers. 1. Jahrgang, Heft 1. Braunschweig, Schwetschke & Sohn, 1884.

Das neue Jahr bringt uns auch wieder eine Anzahl neuer wissenschaftlicher Zeitschriften, von denen die Probehefte bereits vorliegen. Es beschleicht uns eine gewisse Angst dieser immer mehr anschwellenden Zeitschriftenflut gegenüber. Wer soll sie alle noch kaufen und lesen? Die öffentlichen Bibliotheken fangen bereits

*) „Luthers Bibeldrucker," Grenzboten, 1878, 3. Quartal. — Auch die im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig erschienenen „Beiträge zur Kunstgeschichte," in deren zweitem Hefte „Beiträge zur Geschichte der Malerei in Leipzig" eingehend über die Geschichte von Cranachs „Sterbendem" gehandelt wird, ist dem Verfasser leider entgangen.

Digitized by Google

an, sich zu weigern, zu der Unzahl von Zeitschriften, die Jahr für Jahr einen beträchtlichen Teil ihres Budgets verschlingen, alljährlich noch neue hinzuzufügen, die wissenschaftlichen Lesezirkel sträuben sich auch gegen den steigenden Schwall: wenn also die neuen Schöpfungen nicht durch ihre ganz spezifische Färbung eine Anzahl Privatabnehmer herbeilocken, so ist nicht einzusehen, wie sie sich neben den alten halten wollen.

Die „Akademischen Blätter" — der Titel ist recht wunderlich gewählt — wollen eine Nüance zu unsern bisherigen germanistischen und literaturwissenschaftlichen Zeitschriften darstellen, also zur „Germania," zu Haupts Zeitschrift, zu Zachers Zeitschrift, zu Schnorrs „Archiv für Literaturgeschichte." Diese Nüance soll darin bestehen, daß sie zu diesen Zeitschriften „die neuzeitliche Ergänzung bilden" — daher auf dem Titel der Zusatz: 16. Jahrhundert bis Gegenwart (übrigens schön gesagt!) —, und da das Geschäft, die Dichtungen unsrer Zeit zu beurteilen, bisher fast ausschließlich in den Händen der populären Literaturorgane ruhte, so sollen sie zu diesen letztern zugleich die „wissenschaftliche Ergänzung" abgeben.

Sehen wir uns das erste Heft daraufhin an, inwiefern die angegebene Nüance darin zur Erscheinung kommt, so bemerken wir, daß sie sich beschränkt auf die Anzeige der neuen Ausgabe von Eichendorffs poetischen Werken und des Schriftchens von Frankl über Grillparzer, und auf die Rezension zweier Dramen: „Don Juans Ende" von P. Heyse und „Von Gottes Gnaden" von A. Fitger. Der ganze übrige Inhalt des Heftes — Briefe an Bertuch, Jugendgedichte Karl Lachmanns, Hundertjährige Druckfehler in deutschen Klassikern, Zur Chronologie der lyrischen Gedichte Goethes, Minna von Barnhelm und Don Quijote? — könnte ebensogut in einer der obengenannten Zeitschriften, z. B. in Schnorrs „Archiv," stehen. Wenn also die Nüance, durch die sich das neue Unternehmen von den bisherigen ähnlichen unterscheiden will, in Zukunft nicht kräftiger hervortritt, so müssen wir die „Akademischen Blätter" für ein höchst überflüssiges Unternehmen erklären, nur dazu angethan, die bedauerliche Stoffzersplitterung, die ohnehin auf diesem Gebiete herrscht, noch zu vermehren. In der That giebt gleich der erste Beitrag hierfür einen charakteristischen Beleg: die von Ludwig Geiger mitgeteilten Briefe an Bertuch. Seit länger als drei Jahren veröffentlicht nun L. Geiger bruchstückweise Briefe an Bertuch, die er aus dem Bertuch-Froriepschen Archiv in Weimar entnommen hat. Wenn er alle diese Bruchstücke recht absichtlich hätte zerstreuen wollen, er hätte es nicht geschickter anfangen können, als er es gethan hat. In der „Gegenwart" von 1880 stehen die Briefe von Corona Schröter, in der „Deutschen Revue" von 1880 die von Schiller, in den „Grenzboten" von 1881 die von Gleim, im Goethejahrbuch von 1883 die von Goethe, in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" von 1883 die von Bürger, im „Archiv für Literaturgeschichte" werden demnächst die von Weiße erscheinen, und im ersten Hefte der „Akademischen Blätter" stehen die von Herder, Campe u. a. Ist das nicht geradezu toll? Wahrscheinlich sollen alle diese einzelnen Klexchen später einmal auf einen Haufen getragen und ein Buch daraus gemacht werden. Aber warum wird das Buch nicht lieber gleich fertig gemacht und dann erst veröffentlicht? Wozu dieses betriebsame Herumkleckern in allen möglichen Zeitschriften?

Nach unsrer Meinung liegt nicht die geringste Nötigung vor, eine wissenschaftliche Zeitschrift, die sich mit der neuern deutschen Literatur beschäftigt, „bis Gegenwart" auszudehnen. Es klingt recht schön, wenn das Programm sagt: „Die hervorragenderen Dichtungen und sonstigen Werke von nationalliterarischer Be-

Digitized by Google

deutung, welche die Jetztzeit [!] hervorbringt, werden einer ernst gehaltenen Kritik unterzogen werden." Aber diese Kritik gehört vor allem und in erster Linie vor das größere Publikum, das oft förmlich darnach lechzt, also in unsre besseren populären Wochen- und Monatsschriften. Seit Jahren sind diese auch auf dem besten Wege. Haben nicht unsre namhaftesten Literarhistoriker sich herbeigelassen, dichterische Erzeugnisse der Gegenwart in populären Zeitschriften zu besprechen? Wer die ehrliche Absicht hat, Nutzen zu stiften, der helfe mit dafür sorgen, daß diese erfreulichen Anfänge Fortgang finden, daß es immer mehr Sitte werde, daß tüchtige, urteilsfähige, wissenschaftlich und ästhetisch gebildete Männer, welche durch Amt und Beruf in fortwährender Berührung mit dem Besten und Edelsten gehalten werden, was unsre Literatur hervorgebracht hat, sich der Aufgabe der literarischen Kritik in unsern guten populären Zeitschriften annehmen und sie urteilslosen journalistischen Lohnschreibern aus den Händen winden. Diese Kritik in „Akademischen Blättern" zu vergraben, wo sie kein Mensch weiter zu sehen bekommt als ein paar Leute von der Zunft, hat doch wahrlich keinen Sinn.

Die „Akademischen Blätter" werden monatlich erscheinen, und jedem Hefte wird eine bibliographische Übersicht über die neu erschienene, in den Bereich der Zeitschrift fallende Literatur beigegeben werden. In der Bibliographie des vorliegenden Heftes haben auch die „Grenzboten" wiederholt Erwähnung gefunden. Dabei ist einmal einem Artikel, der nicht unterzeichnet war („Eine deutsch-nationale Verslehre"), ein Verfasser angedichtet worden. Der genannte Aufsatz war nicht von Herrn Prof. Stern geschrieben. Wir raten dem Zusammensteller der Bibliographie, in diesem Punkte recht vorsichtig zu sein. Wir haben auch anderwärts in letzter Zeit die Erfahrung gemacht, daß Grenzbotenaufsätze mit größter Dreistigkeit Autoren zugeschrieben worden sind, von denen sie nicht verfaßt waren. Man weiß nicht, worüber man sich dabei mehr wundern soll, über den Mangel an Takt oder über den Mangel an Stilgefühl.

Der Umschlag des vorliegenden Heftes zeigt auf der Rückseite die übliche Liste von Renommirnamen. Es sind natürlich alle die guten alten Bekannten wieder darunter, die sich nie den Kitzel versagen können, in einer solchen Liste zu paradiren, obgleich es ihnen nicht einfällt, der neuen Zeitschrift jemals einen Beitrag zu „liefern." Nun, wir werden ja weiter sehen.

Eine Bitte haben wir noch an den Herausgeber, nämlich die, daß er unerbittlich und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln darauf dringe, daß in seiner Zeitschrift ein anständiges Deutsch geschrieben werde. A. Lindner redet in seinen Rezensionen von dem „Abtritt" einer Prozession und von dem „Menschtum" einer Fürstin. In den Besprechungen von W. Brandes und J. Minor kommen Provinzialismen vor, wie „bislang," „nachgeradezu im vornhinein," „Frankl hat uns mit Mitteilungen über Schillers Beerdigung beteiligt," „da auch sonst an schwächerem nicht gerührt wird," „aus der früheren Ausgabe hinüber nehmen" ꝛc. Wenn diejenigen nicht auf reines und richtiges Deutsch halten wollen, die sich ex professo mit deutscher Sprache und Literatur beschäftigen, wer soll es dann thun?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Austriacae res.

Der Novelliſt Hans Hopfen ſchickt einer neuen Erzählung eine Widmung an den Maler Franz Defregger voraus, welche in glatten Ottaven abgefaßt und von einem Selbſtgefühl erfüllt iſt, über deſſen Berechtigung wir, mit den Werken des Dichters unbekannt, kein Urteil haben. Allein er tritt in dieſem Falle auch weniger als Dichter denn als „Politiker," wie er ſich ſelbſt nennt, auf, und in dieſer Eigenſchaft veranlaßt er uns zu einigen Bemerkungen. Hopfen macht ſich Sorgen um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Tiroler im beſondern und der Deutſchöſterreicher im allgemeinen. Das iſt keinem Deutſchen zu verübeln. Aber auch einem Dichter iſt, wenn er ſich in die Politik miſcht, anzurathen, daß er ſich um die Dinge genau bekümmere, über welche er ſprechen will. Das hat nun Hopfen unterlaſſen, und die Folge iſt, daß er der Sache, für welche er gewiß in beſter Meinung eintritt, durch die Art, wie er es thut, einen ſehr ſchlechten Dienſt erweiſt.

Defreggers Bild der ſogenannten Sendlinger Schlacht giebt dem Dichter den Wunſch ein, alle Öſterreicher hätten damals bairiſch werden ſollen, dann ſtünde jetzt alles beſſer; und darauf folgt eine Viſion: die Eroberung Öſterreichs durch und für Deutſchland.

Wenn ein Dichter aus Baiern durch die Erinnerung an den heldenmütigen Kampf bairiſcher Bauern gegen die öſterreichiſche Okkupationsarmee im Jahre 1705 in patriotiſche Begeiſterung verſetzt wird, ſo iſt das wohl verſtändlich. Der deutſche Politiker aber ſollte ſich auch daran erinnern, daß das Unheil über Baiern durch ſeinen Kurfürſten heraufbeſchworen wurde, welcher im Bündnis mit Ludwig XIV. ſtand. Weiter. Die bairiſchen Bauern ließen ſich

Digitized by Google

bei Sendling hinschlachten, weil sie nicht kaiserlich werden wollten. Ein Jahrhundert später standen die Tiroler auf, um nicht bairisch zu werden, und auch damals war Baiern der Trabant Frankreichs. Wollte ein Tiroler Poet etwa, an die Schlacht am Isel anknüpfend, den Baiern zurufen: Wäret ihr doch damals österreichisch geworden! so würde Herr Hopfen aller Wahrscheinlichkeit nach entrüstet sein, und doch wäre der eine Wunsch genau soviel wert wie der andre. Eine retrospektive Politik, welche an die schlimmsten Zeiten des deutschen Partikularismus mahnt, scheint auf jeden Fall wenig geeignet, Proselyten zu machen! Versuche er übrigens sein Heil, predige er den Tirolern selbst den Anschluß an Baiern — oder nein, versuche ers lieber nicht, wenn ihm seine gesunden Knochen lieb sind! Und vielleicht ein weniger grober, aber gewiß ein nicht weniger deutlicher Bescheid würde ihm werden, wenn er seine Lehre weiter in das Land hineintragen wollte, so weit Deutsche in Österreich wohnen, von der Etsch bis zum Königsboden, wo die Sachsen so mannhaft ihr Deutschtum verteidigen. Es ist noch nicht so weit gekommen, daß der Deutschösterreicher letzte Hilfe die „Verzweiflung der Poeten" wäre, und käme es einmal soweit, dann würde diese ihnen auch nicht viel nützen.

Soviel Worte um ein politisches Gedicht! Haben doch gereimte Leitartikel heutzutage noch weniger zu bedeuten als die gewöhnlichen ungereimten. In der That würden wir uns nicht dabei aufhalten, wenn nicht Kundgebungen wie diese die deutsche Sache in Österreich schädigten. Seit siebzehn Jahren ermüden die „struppigen Karyatidenhäupter" nicht, die Deutschen hierzulande als schlechte Österreicher zu verdächtigen. Je mehr sie selbst auf dem Kerbholze haben, desto munterer schwärzen sie diejenigen an, welche niemals über die Grenze geschielt haben und jetzt allein noch den österreichischen Staatsgedanken hochhalten. Das schöne Wort Preußenseuche taucht immer wieder auf und macht, so unglaublich das klingt, noch häufig einen gewissen Eindruck. Es giebt keine deutschen Irredentisten in Österreich, auch jetzt noch nicht, wo die verbündeten Slawen sich herausnehmen dürfen, die Deutschen wie Eindringlinge zu behandeln; wer politischen Verstand hat, muß sich sagen, daß Deutschland für einen neuen Zuwachs an fremdartigen, wenig disziplinirten Elementen, an katholischer Bevölkerung, an Staatsschuld sich höflich bedanken würde; die deutsche Regierung hat keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß sie im eigensten Interesse Österreich groß und stark zu sehen wünscht — thut nichts, ein Rest von Mißtrauen ist noch von 1866 her übriggeblieben. Und nun kommen unsre guten Freunde daher und stoßen in die Trompete, wie zu einem neuen deutschen Kriege!

Wenn Tschechen und Polen aus dergleichen unverständigen Phantasien Kapital zu schlagen suchen, so kann man sie mit Verachtung strafen. Doch es giebt natürliche und hochwichtige Bundesgenossen der deutschen Partei, welche erfahrungsmäßig leicht scheu zu machen sind.

Digitized by Google

Vor kurzem wußten fremde Zeitungen von einer Liga gegen den Minister Taaffe zu erzählen und wurden dafür von ministeriellen Organen abgeführt. Diesen war die Arbeit bequem gemacht, denn in der That zeugte die Wahl der Namen, welche in jene angebliche Aktion verflochten wurden, von sehr geringer Personenkenntnis. Immerhin lag, wenn die ganze Geschichte erfunden sein sollte, der Erfindung die Wahrheit zu Grunde, daß der Kern des österreichischen Beamtentums und nicht minder die gebildeten Militärkreise durch die jetzige „autonomistische" Politik, die bald wird eine atomistische genannt werden können, mit ernster Sorge erfüllt werden. Militärische Fachblätter haben bereits wiederholt ihre Bedenken gegen ein System ausgesprochen, welches die eine österreichische Armee in eine Anzahl nationaler Armeen aufzulösen droht; und der entsprechende Vorgang auf dem Gebiete der politischen Verwaltung wird nur von versatilen Strebern als ganz unbedenklich dargestellt. Bei diesen Gegnern der herrschenden Politik spielt die Nationalität eine untergeordnete Rolle, und wenn slawische Blätter glauben machen wollen, lediglich die „deutsche Bürokratie" im Zivildienst und im Heere mache dem Ministerium stille Opposition, so reden sie gegen besseres Wissen. Die Überzeugung, daß Österreich nicht zu einem Staatenbunde gemacht werden dürfe, bildet eben das Bindeglied zwischen der national-deutschen Partei und der schwarzgelben, mit welchem Namen wir heute, wo er seine gehässige Bedeutung verloren hat, die Militär- und Zivilbürokraten belegen dürfen. Und die Männer dieser österreichischen oder kaiserlichen Partei sind ebenso mißtrauisch gegen die extremen Parteien im deutschen wie im tschechischen und polnischen Lager; sagt ihnen, sie sollen „preußisch" werden, und sie werden ein Österreich unter slawischer Führung als das kleinere Übel wählen.

Zu dieser Partei kommt eine dritte, die katholische aus den deutschen Alpenländern, welche bisher mit der slawischen Rechten gegangen ist, aber Miene macht, sich von dieser abzulösen. Sie ist, während man die Schwarzgelben hauptsächlich im Herrenhause zu suchen hat, im Abgeordnetenhause durch eine Fraktion vertreten, welche nicht groß an Zahl, aber von großer Bedeutung ist, weil sie für die eine oder die andre Seite den Ausschlag geben kann.

Und in dem Verhältnis zu ihr dokumentirt sich wieder die Geringfügigkeit des politischen Talentes, über welches die leitenden Organe der Verfassungspartei verfügen. Die ebensogut deutschen wie gut katholischen Bauern in Oberösterreich, Salzburg u. s. w. sind die längste Zeit damit einverstanden gewesen, daß ihre Erwählten mit der Rechten stimmten, weil sie von der Linken ihren Glauben bedroht glaubten. Seitdem aber die Tschechen es nicht mehr für nötig halten, ihrem nationalen Fanatismus ein Mäntelchen umzuhängen, die alte Hussitennatur in ihrer ganzen Ungeschlachtheit herauskehren, und die Polen so aufrichtig geworden sind (welche Tugend ihnen sonst selten nachgerühmt wurde), zu bekennen, daß sie gut österreichisch seien, so lange in allem ihr Wille geschieht — seitdem ist den Älplern unheimlich zu Mute geworden und haben

Digitized by Google

ihre Vertreter angefangen, sich unabhängig zu machen. Natürlich setzt die Rechte alle Mittel in Bewegung, um eine förmliche Sezession zu verhüten, während die Blätter der Linken den Schwankenden predigen, es sei ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, sich ihren Stammesgenossen anzuschließen. Daß aber die Linke und deren Blätter jenes Häuflein in die Reihen des Feindes getrieben haben und daß die Bildung einer das gesamte deutsche Element umfassenden Partei ein Ding der Unmöglichkeit ist, solange Deutschtum, politischer und kirchlicher Liberalismus als identisch gelten, das scheinen die Herren noch immer nicht zu begreifen. Und doch ist das Zustandekommen einer solchen Partei die einzige Aussicht des Deutschtums. Früher konnte man an eine Verständigung der Liberalen verschiedener Nationalität glauben; davon ist heute keine Rede mehr. Die Dissidenten unter den Tschechen werden immer wieder unter das Joch der Alttschechen, Feudalen und Klerikalen gezwungen, und — was wichtiger ist — sie sind in den nationalen Fragen womöglich noch verrannter und halsstarriger als ihre konservativen Landsleute; und was polnischer Liberalismus bedeutet, das brauchten uns nicht erst die Herren Smolka, Czartoryski und Konsorten zu lehren.

Ob die Verfassungstreuen endlich von ihren Feinden lernen werden, die Dinge zu sehen und zu nehmen, wie sie sind? Wir haben wenig Vertrauen dazu. Die Herren haben seinerzeit den Namen Herbstzeitlose sehr übel genommen, zeigen aber immer aufs neue, wie passend derselbe ist. Als nach 1868 eine kleine Partei mit der Forderung auftrat, dem Königreich Galizien eine Sonderstellung einzuräumen, erklärte sich die Mehrheit entschieden dagegen. Jetzt, da die Polen beinahe alles, was ihnen Rechbauer damals gewähren wollte, erreicht haben und wahrscheinlich noch vielmehr erreichen werden, taucht jener Gedanke wieder auf. Selbstverständlich wollen die Polen jetzt nichts mehr davon wissen. Sie sind ja ohnehin die Herren in dem Lande, welches jetzt auf Kosten der übrigen Kronländer existirt, und sie geben den Deutschen Gesetze, legen ihnen Steuern auf, strecken die Hände nach Schlesien aus, bekommen ihre eigne Eisenbahnverwaltung und, wenn das Glück ferner gut ist, ihr eignes Heer — was können sie besseres wünschen? Ebenso wurde der Plan, in den Ländern mit gemischter Bevölkerung die Rechte der Nationalitäten gesetzlich zu wahren, vor zwanzig Jahren und später, so lange die Verfassungspartei am Ruder war, abgewiesen; jetzt sucht man ihn hervor, da die Majorität ihn entweder verwerfen oder zum Schaden der Deutschen ausführen wird. Was soll aber dann geschehen? Dann Abstinenz! Noch haben die Besonnenen die Oberhand, welche dieses äußerste Mittel für den äußersten Fall aufgespart wissen wollen. Die Heißsporne der Rechten kündigen an, nicht eher ruhen zu wollen, bis die verhaßten Deutschen auf weniger als ein Drittel im Reichsrate herabgebracht seien, und dann werde man an die Verfassungsrevision gehen. Damit würden freilich die Deutschen vor die Erwägung gestellt werden, ob sie überhaupt noch am

Digitized by Google

politischen Leben teilnehmen sollten oder nicht, und auch dann würden sie alle Möglichkeiten sehr ernst und nüchtern abzuwägen haben. Die Abstinenzpolitik ist stets eine zweischneidige Waffe. Sieht die Opposition sich einer entschlossenen Regierung gegenüber, so spielt sie ein hohes Spiel. Lange Unthätigkeit hält die beste Truppe nicht ohne Schaden aus, und die Deutschösterreicher haben noch keineswegs bewiesen, daß ihnen stramme Zucht zur andern Natur geworden wäre. Auch ist unter ihren vielen „Führern" kein Politiker, welcher den Einfluß und das Ansehen eines Rieger, geschweige eines Deak genösse. Das ist gerade bei den jüngsten Verhandlungen über die Frage der Abstinenz aufs neue zu Tage getreten.

Von regierungsfreundlicher Seite sind die Apostel der Abstinenzpolitik darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Austritt der Deutschen denjenigen Recht geben würde, welche behaupten, der Konstitutionalismus passe nicht für Österreich. Daß der Parlamentarismus für dieses Reich noch weniger paßt als für andre Länder, darüber muß man sich schon heute klar sein.

Der erste wissenschaftliche Sozialist.

Bis zur Mitte unsers Jahrhunderts hatte sich der Sozialismus auf unwissenschaftlichem Wege entwickelt. Er hatte noch nicht verstanden, sich die unstreitigen positiven Ergebnisse der Volkswirtschaftslehre anzueignen und auf ihnen weiterzubauen. Erst in Proudhons Schriften wurde dies versucht, und was hier wegen der mystischen Auffassungsweise des Verfassers nicht gelang, wurde von Karl Johann Rodbertus erreicht. Indem er die Konsequenzen aus den grundlegenden Lehren Adam Smiths und Ricardos vom Werte zog und fern von den Deklamationen der Franzosen in ruhigem, auf gründliches Studium gestütztem Gedankengange die gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart prüfte, wurde er der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus. Von da an hörte der Sozialismus auf, eine Utopie zu sein, er wurde zu einer Theorie, einem System. Dieses in seinen Hauptsätzen darzustellen, seine Keime in der früheren Literatur nachzuweisen und sie selbst möglichst eingehend zu beleuchten, wird in einer kürzlich erschienenen Schrift versucht, die den Titel führt: Rodbertus, der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus. Eine sozial-ökonomische Studie von Dr. Georg Adler. (Leipzig, Duncker und Humblot, 1884, 90 S.) Da eine zusammenfassende, alles wesentliche hervorhebende Darstellung des Rodbertusschen

Digitized by Google

Systems, eine sorgfältig abwägende Kritik desselben und eine Ableitung seiner Lehren aus den Ansichten früherer volkswirtschaftlicher Denker noch nicht existiren, so verdient diese Studie entschieden Beachtung, und so weisen wir durch einige Mitteilungen aus ihr auf sie hin.

Rodbertus geht von folgenden philosophischen Grundanschauungen aus. Der Mensch ist ein dreieiniges Wesen, das aus Geist, Willen und materieller Kraft besteht. Die Einigung der Individuen in diesen drei Elementen führt zum sozialen Organismus, d. h. zu Sprache und Wissenschaft, Sitte und Recht, Teilung der Arbeit und nationaler Wirtschaft. Das Individuum lebt und wirkt in dreifacher Lebensgemeinschaft mit seinesgleichen: in geistiger, ethischer und materieller. Die Geschichte ist die einer vollkommner werdenden Ausbildung des gesellschaftlichen Lebens, die sich so vollzieht, daß der niedere Organismus fortwährend im höheren aufgeht. Dieselbe zerfällt in verschiedene Abstufungen: in eine Familien- oder Stammperiode, eine Staatenperiode und eine Periode der organisirten menschlichen Gesellschaft. Nach dem Grade ihrer größeren Vollkommenheit sind die genannten Hauptperioden wieder in Ordnungen und Arten zu teilen: die Staatenperiode in die heidnisch-antike, die christlich-germanische und die noch höhere Staatenordnung der Zukunft, die heidnisch-antike Ordnung ihrerseits wieder in die Arten Theokratie, Kastenstaat, Satrapie und Polis, die christlich-germanische Ordnung in den kirchlichen Staat, den ständischen, den bürokratischen und den Repräsentativstaat. Von diesen Staaten im weitern Sinne muß man den Staat im engern Sinne unterscheiden, welcher die zentralen Organe eines solchen sozialen Organismus bezeichnet, also nur einen Teil des sozialen Körpers bedeutet; die übrigen Teile stehen im Systeme neben diesem als Gesellschaft. Der Staat im engern Sinne verändert seine Gestalt nach den Entwicklungsstufen seines Lebens, er nimmt an Umfang und Kraft zu, er wird mannichfaltiger und übereinstimmender, d. h. einerseits wird jede Funktion mehr und mehr an ein besonderes Organ gebunden, andrerseits werden die einzelnen Organe von Stufe zu Stufe abhängiger von einem Zentralorgane. Infolge dessen, wegen der wechselnden Natur des Staates im engern Sinne, läßt sich sein Begriff nicht endgiltig gegen den der Gesellschaft abgrenzen. Daraus folgt auch, daß die Konstruktion des Staates a priori, das Suchen nach der besten Verfassung ein vergebliches Bemühen ist. Der Staat ist immer nur das äußerliche Ergebnis der gerade bestehenden Gesellschaft, seine Form wird durch den veränderten Gesellschaftszustand bestimmt.

Nach Rodbertus hat sich ferner das ethische Gebiet ebenso wie das der Wissenschaft und der Wirtschaft erst allmählich entwickelt. Ursprünglich, in der Familie, fallen Sittlichkeit und Recht noch in einer Sitte zusammen, die den positiven Geboten der ersten sozialen Gewalt, des Familienhauptes entspringt und deshalb nur einen positiven Inhalt und einen gebietenden, objektiven Charakter an sich trägt, in welchem sie einzig und allein durch den Zwang der sozialen

Digitized by Google

Gewalt aufrecht erhalten wird. Die Erklärung des Umstandes, daß in diesem faktischen Vorgange doch das ganze ethische Gebiet in nuce enthalten sein kann, liegt erstens in dem individuellen Willen, der die Eigenschaft hat, sich gewöhnen zu können, zweitens in dem in die Geschichte gelegten sozialen Entwicklungsgesetze, das, mit der Familiengemeinschaft beginnend, durch die immer weiteren Gemeinschaftskreise des Geschlechts, des Stammes, des Volkes, des Staates zu jener schließlichen Lebensgemeinschaft des großen Menschentums führt, die zu ihrem wesentlichen Teile in der menschlichen Willensgemeinschaft besteht. Immer mehr tritt der Egoismus zurück. Moralische Urtriebe giebt es nicht, vielmehr sind die Impulse des Willens anfänglich sinnlich-egoistischer Natur, also unsittlich — die christliche Erbsünde. Das Sittliche liegt dagegen „objektiv in derjenigen Seite des zu allgemeiner Lebensgemeinschaft führenden sozialen Entwicklungsgesetzes, subjektiv in der Konkordanz des individuellen Willens mit diesem Gesetz, und hinter der Verwirklichung dieses Sittlichen hat immer eine historische Gewalt gestanden, die dem individuellen Willen erst die Impulse zu einer sittlichen Richtung eingegeben hat, heiße diese Gewalt nun Familienvater, Stammhaupt, Staatsgewalt oder Kirche. Deshalb sind kategorische Imperative, Gewissen u. d. nur geschichtlich anerzogen, nur Anteil des Einzelnen an einem sozialen Sittlichkeitskapital." Wie in der Familienperiode der menschlichen Entwicklung, so blieben auch in der Stammperiode derselben Moral und Recht ungeschieden. Erst mit dem Übergang aus dem schon gesitteten Stamme in den Staat erfolgte die Scheidung, indem es „abermals diese neue soziale Gewalt war, die nach ihrem aus den Umständen geschöpften Ermessen die Pflege eines Teiles dieses Gebietes fortan der Macht der sittlichen Freiheit überließ und nur noch den andern Teil unter seinen eignen Zwangsgeboten behielt. Jener Teil bildete hinfort die Moral, dieser das Recht." Das letztere war zunächst nur positiv, nicht ideal, es hatte nur eine gebietende, objektive, ihm von der sozialen Gewalt zugekommene, nicht auch schon fordernde subjektive, sich an das Individuum knüpfende Natur. Noch im römischen Rechte herrscht diese Einseitigkeit. Es kennt nur Rechtsgebote, die von der Staatsgewalt ausgehen, aber nicht entfernt Forderungen wie die modernen Menschenrechte, und es behält jene Einseitigkeit noch zu der Zeit, als die aequitas, diese höchste Blüte des idealen Teiles des antiken Rechts, alle Lebensverhältnisse umzugestalten beginnt. „Es sind nur Gebote einer sich weiter entwickelnden Gerechtigkeit, welche in dieser Fortbildung des Rechtes walten, nicht der Forderungsdrang unsers subjektiven Rechtsgefühls, wie er sich in den Naturrechtssystemen ausspricht." Erst mit dem christlich-germanischen Staate bildet sich auch der andre Pol des Rechtes aus. „Die Erklärung hiervon liegt in dem individualistischen Selbstgefühl, welches Erdbeschaffenheit und Klima bei den Occidentalen stärker ausprägen als bei den Orientalen, welches auf demjenigen spezifischen Kulturgrade, auf dem die Germanen standen, als sie die antike Erbschaft an-

Digitized by Google

traten, besonders stark prävalirte. Infolge dessen tritt uns jetzt die Erscheinung entgegen, daß in den auf den antiken Kulturstätten sich umbildenden germanischen Staaten das positive Recht mit dem gewonnenen formalen Inhalte des römischen sofort in der Natur eines subjektiven Rechts zutage kommt, und daß sich die Staaten sogar durch und durch aus einem an die Person geknüpften eignen Rechte aufbauen, dergestalt, daß, wenn im römischen Reiche sogar das Privatrecht einen staatsrechtlichen Charakter besitzt, umgekehrt in den germanischen Reichen selbst das Staatsrecht privatrechtliche Natur annimmt." In solcher Form wurde das positive Recht im ganzen Mittelalter gepflegt, und in den Naturrechtssystemen des vorigen Jahrhunderts trat diesem bloß subjektiv gearteten positiven Rechte ein idealer Teil entgegen, „der in seinen Untersuchungen nach Art und Umfang solcher subjektiven Berechtigung anfing, den Menschen als solchen dem Rechtssubjekt unterzuschieben, und damit auf einmal jene Unterscheidung von natürlichen und erworbenen Rechten ins Leben rief, an deren Hand sich in der Neuzeit allein in der Idee des subjektiven Rechts das positive Recht fortgebildet hat." Damit war die antike Allgewalt des Staates gebrochen; denn jetzt wurden dessen Gebote durch die Forderung des subjektiven Rechtsgefühls beschränkt, und er bekam von entgegengesetzter Seite Impulse, und so trat durch neue Begrenzung und neue Antriebe allmählich der ganze grundrechtliche Inhalt des gegenwärtigen Rechts ins Leben, so ist derselbe für die Zukunft besser gesichert als durch seine Aufnahme in Verfassungsurkunden.

Dies sind die allgemeinen Grundlagen, auf denen die nationalökonomische Lehre von Rodbertus ruht. „Ist, so schließt er, die Gemeinschaft in allen Lebenssphären, besonders auch in der wirtschaftlichen, das Hauptprinzip des sozialen Körpers, so muß man auch in der Sozialökonomie anstatt von den einzelnen Individuen vielmehr von der Gesamtheit ausgehen," und dies hat er grundsätzlich und mit vollem Bewußtsein, nicht wie Smith und Ricardo bloß instinktmäßig und flüchtig, gethan. Schon bei Smith findet sich die Andeutung, daß die Grundbesitzer und die Kapitalisten vom Ertrage der nationalen Arbeit leben, aber während dieser Satz bei ihm harmlos auftritt, steht er bei Rodbertus im Mittelpunkte der Darstellung und ist ein wuchtiger Schlag gegen die heutige Gesellschaftsordnung. Der Begriff des verhältnismäßigen Arbeitlohnes ist bereits von Ricardo in die Wissenschaft eingeführt worden, aber Rodbertus zieht daraus kühne Folgerungen, indem er jenen verhältnismäßigen Arbeitslohn nicht genügend bestimmt findet.

Das Ziel der Geschichte ist nach Rodbertus die kommunistisch organisirte Menschheit. Er unterscheidet drei Perioden: die des Menscheneigentums, deren Typus die heidnisch-antike Wirtschaftsordnung ist, die des Grund- und Kapitaleigentums, welche von der christlich-germanischen Staatenordnung repräsentirt wird, und die in etwa fünfhundert Jahren zu erwartende Periode des bloßen Einkommens- oder Verdiensteigentums. Obgleich dieses den natio-

Digitized by Google

nalen Grund und Boden und das Nationalprodukt bis dahin, wo letzteres sich als Einkommen verteilt, als Gesamteigentum dem Staat überläßt, begründet es doch ein so echtes Eigentum, als jemals eins prinzipiell sanktionirt worden ist. „Denn es knüpft die Portion materieller Güter, die es für jedes Individuum einschließt, an den heiligsten Rechtsanspruch, den es giebt, an die Arbeit, und zwar an genau dieselbe Quantität Mühe und Arbeit, mit der sich das Individuum an der gemeinschaftlichen Herstellung des Nationaleinkommens beteiligt hat."

Auf die Frage, wie die nationale Arbeit zu leiten und deren Erzeugnis zu verteilen sein würde, antwortet Rodbertus: „Es würde an der Spitze jeder Produktionswirtschaft statt des heutigen Privatunternehmers ein Beamter der menschlichen Gesellschaft stehen und mit dem in der Unternehmung befindlichen Teile des Gesellschaftskapitals nach einem vom Staate vorher entworfenen allgemeinen Bedürfnisetat produziren, anstatt daß dies wie heute der Privatunternehmer nach der von ihm gemachten Erforschung des gesellschaftlichen Bedürfnisses mit seinem Kapitale thut. Es bedürfte dann nur einer Anordnung der volkswirtschaftlichen Behörde, um das in der Produktion begriffene und immer noch im Besitze der Gesellschaft befindliche Gut von einem Abschnitte und Orte der Produktion zum andern und zuletzt an den Wohnort des Konsumenten schaffen zu lassen. Jene Behörde hätte auch dafür zu sorgen, daß in einem Teile des Nationalprodukts stets der Ersatz des bei der Produktion verbrauchten Kapitals geschaffen, in dem übrigen erst das Nationaleinkommen, d. h. das unmittelbar zur Befriedigung gesellschaftlicher Bedürfnisse notwendige Produkt, hergestellt würde. Die Produktion jedes Gutes zerfiele in mehrere Teile, in verschiedene Gewerke oder Produktionswirtschaften, die sich, weil das Produkt bis zu seiner Vollendung durch alle hindurchgehen muß, als ebensoviele Produktionsstufen darstellen, auf welchen allen zugleich gearbeitet wird. Hiernach ist auch das Nationalkapital verteilt. In jeder Produktionswirtschaft finden sich sowohl die Werkzeuge, mit denen, als das Material, aus dem produzirt wird. Der letztere Teil des Nationalkapitals nimmt aber die Gestalt an, daß, je näher die Produktionsstufe der Vollendung des Gutes steht, desto vorgeschrittener das Material ist, weil es durch desto mehr Stufen hindurchgegangen ist, sodaß auf der letzten nur noch die Arbeit an ihm nötig wird, die es zum vollendeten Gute macht, während auf der ersten das roheste Material erst der Erde abzugewinnen ist. Zugleich indessen existirt, da diese Reihe von Produktionsstufen nur Einkommensgüter schafft, eine Nebenreihe von Gewerken, die stets die unter der Arbeit abgenutzten Werkzeuge zu ersetzen hat. Die Verteilung des Nationaleinkommens vollzieht sich in der Weise, daß der Wert jedes Produkts nach der darauf verwendeten Arbeitszeit bestimmt wird. Jeder Teilnehmer an der nationalen Produktion erhält in einer Bescheinigung über die von ihm geleistete Arbeitszeit die Anweisung auf einen gleichen Wert beliebiger Einkommensgüter, die ihm gegen Abgabe jener Anweisung aus den Staats-

Digitized by Google

magazinen zu ebenso striktem Eigentumsrechte verabfolgt werden als heute sein Lohn... Der Arbeiter erhält jedoch nicht den ganzen Wert seines Produkts. Ein Teil davon wird abgezogen, damit die Beamten, welche die Produktion leiten, die Richter, Lehrer, Ärzte, Künstler, kurz alle, welche die immaterielle Arbeit verrichten, dafür belohnt werden können. Alle diese Verdienste würden natürlich nicht wie die aus mechanischer Arbeit nach Normalarbeitszeit, sondern vielmehr in Gehalt nach autoritativem Ermessen vergütet werden."

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Rodbertussche Zukunftsstaat sich vorteilhaft von den roh kommunistischen Traumgebilden der extremen Sozialisten unterscheidet. Wir haben es hier mit einem wissenschaftlichen Forscher und Denker, nicht mit einem Phantasten zu thun. Trotzdem erweckt sein Plan große Bedenken, die unsre Schrift nicht unterläßt hervorzuheben.

Rodbertus will seinem Zukunftsstaate die Leitung der gesamten agrarischen und gewerblichen Produktion übertragen, aber wird diese Leitung in den einzelnen Produktionswirtschaften mindestens so gut wie die jetzige privatwirtschaftliche, und werden letztere also mindestens so einträglich sein wie die heutigen Produktionsapparate? Rodbertus hat diese Frage unbeantwortet gelassen. Ferner würde im Rodbertusschen Staate die Regierung über hunderttausende von Beamten gebieten, und dies würde, wenn man nicht die sorgfältigsten Vorbeugungsmaßregeln träfe, zur allerschlimmsten politischen Korruption führen. Ist es endlich möglich, das Rodbertussche Verteilungsprinzip: „Jedem nach seiner Arbeit!" durchzuführen? Ist es vor allem möglich, den Wert des Produktes beständig genau auf der kostenden Arbeitsquantität festzuhalten? Unsre Schrift weist, wie uns scheint, mit schlagenden Gründen nach, daß dies unmöglich ist.

Wir geben nur noch einige Notizen über die politischen Meinungen unsers Sozialisten, die, wie man sehen wird, mit denen der Herren Bebel und Liebknecht nichts gemein haben, ja teilweise in direktem Gegensatze zu denselben stehen.

Rodbertus hat einmal den bezeichnenden Ausspruch gethan, die Partei, welche großartige Aussichten in die Zukunft gewinnen wolle, werde eine sozial-monarchisch-nationale sein müssen. Er hat auch thatsächlich einmal die Absicht gehabt, mit Rudolf Meyer und Hasenclever eine solche Partei zu gründen, doch wurde der Plan aufgegeben, ohne daß man über Anfragen bei den beteiligten Personen hinausgekommen wäre. Jener Ausspruch trifft aber wirklich den Kern der Rodbertusschen Anschauungen.

Solange die Ziele der sozialdemokratischen Partei rein wirtschaftliche waren, gehörte ihr Rodbertus mit ganzer Seele an, wenn er auch für die konkrete Form der ökonomischen Bestrebungen der Lassalleaner, für die Produktivassoziationen mit staatlicher Unterstützung, sich nicht erwärmen konnte. Gerade jene Ausscheidung der Politik aus dem Programme der ersten Sozialdemokraten ist für ihn besonders charakteristisch. Vom Komitee des deutschen Arbeitervereins zu Leipzig aufgefordert, über die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen

Digitized by Google

seine Ansicht darzulegen, bekannte er offen, daß ihm die sozialen Fragen über die politischen gingen, und riet den Arbeitern entschieden davon ab, sich an eine politische Partei anzuschließen, ja auch nur das allgemeine Stimmrecht auf ihr Panier zu schreiben. „Seien Sie die soziale Partei, die Sie nun doch einmal sind, auch offen und unumwunden. Keinen politischen Umweg, sondern geradeaus!" so ruft er ihnen in seiner Antwort zu.

Rodbertus war sein ganzes Leben hindurch ein Mann von streng monarchischer Gesinnung. Im Jahre 1848 gehörte er in der preußischen verfassunggebenden Versammlung zur Partei des linken Zentrums, einer Gruppe von Politikern, welche Reformen wünschte, aber zugleich fähig sein wollte, ein Ministerium zu bilden. Am 25. Juni desselben Jahres trat er als Kultus- und Unterrichtsminister in das Kabinet Auerswald-Hansemann ein, nahm aber schon nach vierzehn Tagen seinen Abschied, nachdem er sich überzeugt hatte, daß ein Zusammengehen mit der Frankfurter Nationalversammlung nicht beabsichtigt war. 1849 in die zweite Kammer des preußischen Landtags gewählt, stellte er am 13. April den Antrag auf Anerkennung der Reichsverfassung der Paulskirche, welcher einige Tage später angenommen wurde. Nach Oktroyirung des Dreiklassenwahlgesetzes vertrat er das Prinzip der Wahlenthaltung. Nach Annahme der Verfassung des Norddeutschen Bundes wurde er als Kandidat für den Reichstag aufgestellt, aber nicht gewählt, und seitdem ist er bis zu seinem 1875 erfolgten Tode der Politik ferngeblieben. Zwar hielt er die sozialistische Republik für möglich, doch war er überzeugt, daß derjenige Sozialismus, der in der Geschichte obzusiegen und sich auf die Dauer zu behaupten bestimmt sei, monarchischer Natur sein werde. Er hoffte vor allem, daß ein deutscher Fürst die Rolle eines Sozialkaisers übernehmen, und daß ein solcher den die Fortentwicklung zu einer höhern und vollkommnern Staatenordnung versperrenden „Hexenbann der sozialen Frage" lösen würde. Zugleich aber betonte er, daß eine solche wahrhafte Sozialmonarchie von freiheitlichem Geiste durchdrungen sein und Karlsbader Beschlüsse unbedingt ausschließen müsse.

Endlich freute sich Rodbertus aufrichtig über die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches und die dadurch entstandene bewirkte Einigung der Nation, die er als zur Trägerin der Weltgeschichte berufen und als bestimmt ansah, in Wahrheit an der Spitze der Zivilisation zu marschiren. „Jeder echte Deutsche, sagte er nach Rudolf Meyers Bericht, trägt heute das Vollgefühl in der Brust, daß, obwohl seine Nation schon einmal in der Weltgeschichte die großartigste Titelrolle mit Glanz gespielt hat, sie international und sozial noch zu größeren und zu den größten Dingen berufen ist." Doch war er kein Chauvinist. Er glaubte vielmehr, daß das deutsche Reich noch manche Mängel zu überwinden habe, ja er äußerte sogar, wenn man „zu einer Art Karlsbader Beschlüsse gegen die Sozialdemokratie kommen sollte, dies ein Unglück sein würde, welches das Glück des wiedererstandenen deutschen Reiches aufwöge."

Digitized by Google

Zur Geschichte der Theaterleitung Goethes.

Von C. A. H. Burkhardt.

in klares und zugleich vollständiges Bild von der Theaterleitung Goethes wird sich aus Mangel an Quellen nie entwerfen lassen, da bekanntlich das Theaterarchiv aus der Goethischen Zeit durch üble Verwaltung so schwer geschädigt worden ist, daß wir nur noch Bruchstücke desselben besitzen. Aus diesem Umstande erklärt sich auch zum guten Teil, daß wir bis jetzt nur ganz vereinzelte Arbeiten zur Geschichte dieses hochbedeutsamen Institutes besitzen, die in völligem Zusammenhange nicht stehen können, weil das vorhandne, zum Teil auch gedruckte Material ein planmäßiges Arbeiten nicht gestattet. Man ist deshalb nicht in der Lage gewesen, einen tieferen Einblick in die theatralische Thätigkeit Goethes zu ermöglichen, um das Wesen und die leitenden Grundsätze seiner Verwaltung verstehen und würdigen zu können.

Wie man auch in Zukunft die Theatergeschichte Weimars behandeln mag, über die Betrachtung dessen, was quantitativ geleistet worden ist, wird man nicht hinweggehen dürfen, um das Verständnis für die qualitativen Leistungen zu ermöglichen. Es handelt sich hier zunächst um eine Reihe statistischer Erhebungen, die sich auch auf die Zeit vor Goethes Leitung erstrecken müssen, um die äußerst interessanten Wandlungen kennen lernen zu können, die unter ihm vorgingen.

Bevor Goethe die Theaterleitung übernahm, wirkte als Schauspieldirektor bekanntlich Bellomo von 1784—1791. An das Repertoire Bellomos, das uns nur für Weimar selbst vorliegt, mußte Goethe sich aus einer Reihe innerer Gründe halten, wenn er mit dem Geschmacke des Publikums nicht in Konflikt kommen wollte; erst allmählich vermochte er diesen zu läutern und das Institut ganz nach seinen Absichten zu leiten. Der hauptsächlichste Unterschied der beiderseitigen Leitung beruhte darin, daß Bellomo das Theater als eine Quelle des Erwerbes ansah, woran Goethe nie gedacht hat. Allerdings mußte auch Goethe darauf Bedacht nehmen, daß er zunächst mit äußerst spärlichen Mitteln das Gewollte in Szene setzte, und schon deshalb schloß er sich an das Repertoire Bellomos möglichst eng an, für welches das Weimarische Theater nun einmal eingerichtet war.

Es ergiebt sich dies aus folgenden rechnerischen Nachweisen, welche ich aus einem möglichst vollständig aufgestellten Repertoire von 1784—1817 herzuleiten vermag. In der genannten Periode standen über 800 Theaterstücke auf dem Repertoire, von denen Bellomo von 1784—1791 schon über 100 nach einmaliger,

Digitized by Google

über 40 nach zweimaliger Aufführung absetzte. Goethe brachte von den abgesetzten Stücken keines wieder zur Aufführung, sondern ging während seiner Leitung noch um ein gutes Stück weiter, indem er noch über 100 andre Stücke als ungenügend alsbald absetzte und von Bellomos Repertoire kaum 100 beibehielt, während aus Goethes Leitung sich nachweisen läßt, daß er über 500 Novitäten einführte, d. h. er ließ jährlich im Durchschnitt mehr als 20 neue Stücke geben, was heutzutage ein Theater von dem Goethischen Umfange schwerlich mehr ermöglichen würde.

Auch nach einer andern Seite hin sind die statistischen Erhebungen nicht ohne Bedeutung. Kann man behaupten, daß in Weimar und auf den Filialbühnen von 1784 bis 1817*) im ganzen etwa 5500 Aufführungen gegeben wurden, so fanden durchschnittlich in dieser Zeit nur 6 Wiederholungen eines Stückes statt. Noch interessanter ist es, das Verhältnis der Wiederholung von Stücken der vorzüglichsten Theaterdichter kennen zu lernen. Goethes Freund Klinger hat hiernach die geringste Beachtung gefunden. Goethe gab überhaupt kein Stück von demselben, nachdem Bellomo zwei Klingersche Stücke nur einmal aufgeführt hatte. Besser stand es schon um Körner, der mehr als 40, Shakespeare, der mehr als 60, Lessing, der mehr als 70 mal während Goethes Leitung über die weimarischen Bühnen ging. Daran reihen sich die Goethischen Stücke selbst, die über 270, die Schillerschen, die über 340, die Ifflandschen, die über 380 mal zur Aufführung gelangten, während dem fruchtbarsten aller Theaterdichter, Kotzebue, der Preis der Wiederholung zuerkannt werden muß, da von ihm über 640 Wiederholungen zu verzeichnen sind.

Was die Gattung der Stücke anlangt, die von 1784 bis 1817 auf der Bühne vertreten war, so wurde die Posse am wenigsten gepflegt (etwa 20 Stücke), während das Trauerspiel und das Schauspiel mit je 100 Stücken vertreten waren. Dagegen erforderte die Pflege des Singspiels und der Oper eine große Zahl auf dem Repertoire (über 160); die Zahl der gegebenen Lustspiele betrug über 350.

Sind diese statistischen Verhältnisse, die ich andern Orts eingehender behandeln werde, schon an sich lehrreich, so drängt sich uns die Frage auf, warum sie so waren. Viele Gründe wirkten hierbei mit, am meisten die theatralische Finanzwirtschaft Goethes, die bisher wenig beachtet, noch viel weniger ergründet worden ist.

Näher betrachtet, war es ein geniales und kühnes Unternehmen Goethes, in Weimar ein Hoftheater ins Dasein rufen zu wollen. Eine ständige Truppe für eine Residenz von damals kaum 6000 Einwohnern für eigne Rechnung unterhalten zu wollen, war an sich schon ein äußerst gefährliches Wagnis.

*) Das heißt von 1791 an sind die Aufführungen in Lauchstädt, Erfurt, Rudolstadt Naumburg, Leipzig, Halle ꝛc. mit gerechnet.

Digitized by Google

Weimar war damals nicht dazu angethan, das Unternehmen allein stützen zu können; teils war es zu klein, teils nicht reich und in seinem Publikum nicht nachhaltig genug, um unausgesetzt sich dem Genusse des Theaters hingeben zu können. Dazu kam, daß Goethe auf die breiten Massen zunächst garnicht rechnete, sein Theater war für die geistige Aristokratie berechnet. Fehlte es ihm an genügenden Mitteln, so trat der Hof für diese ein. Für Weimar wollte er ja quantitativ nicht mehr leisten, als was sein Vorgänger Bellomo angestrebt hatte. Aber in künstlerischer Beziehung sollte das Theater intensiver wirken, und er stellte die Haupterfordernisse gleich in seinem Prologe vor das Publikum, das nun sah, daß es sich um die Erfüllung wesentlich andrer Vorbedingungen handelte, wenn er systematische Schulung und Durchbildung der Schauspieler als unerläßlich hinstellte.

Im wesentlichen baute er auf den gegebenen Fundamenten weiter, d. h. er wollte zunächst dem Hofe keine größern Opfer ansinnen, als dieser bisher dem Theater gebracht hatte. Gerade darin zeigt sich auch die Größe des ganzen Unternehmens. Ein äußerst vorsichtiger Voranschlag über die Kosten und die Ertragsfähigkeit wurde dem Plane zu Grunde gelegt, und es bleibt ein äußerst bescheidener Zug, daß Goethe die Fortsetzung des Hoftheaters von dem Erfolge eines einzigen Jahres abhängig machen wollte. Erfolg und Mißerfolg lagen also für ihn sehr eng neben einander.

War nun vor allem weise Sparsamkeit notwendig, so konnte er am wenigsten daran denken, daß die kleine Residenz sein Theater ganz allein stützen und die Fortführung ermöglichen sollte. Nach den Theaterfreuden des Winters zeigte sich, wie schon unter Bellomo, eine gewisse Abspannung des Publikums, dessen Säckel man schonend behandeln mußte. Wenn das Entree verhältnismäßig billig war, so stand dasselbe ja doch zum Werte des Geldes in Verhältnis. So nahm Goethe sofort seine Zuflucht zu dem auswärtigen Spiel, teils um den Ausfall, den Weimars Publikum nicht decken konnte, auszugleichen, teils um die Kräfte nicht unbeschäftigt zu lassen und sie finanziell auszunutzen. Goethe kannte Ferien für Schauspieler überhaupt nicht. Die jetzt üblichen drei Monate Vakanz hätten nach dem Zuschnitt seines Theaters unerhörte Müßigkeit bewirkt. Nach Schluß der achtmonatlichen Vorstellungen wurde die ganze Gesellschaft mit den hauptsächlichsten Requisiten auf etwa neun Wagen geladen und nach Lauchstädt spedirt, wo sie sofort wieder in Thätigkeit trat. War dort die Badesaison zu Ende, so kehrte die Gesellschaft unverweilt zurück und begann ihre Vorstellungen wieder in Weimar. Alsbald beschickte Goethe von dem Standorte Lauchstädt aus auch Erfurt und Rudolstadt, einmal versuchte er es auch mit Naumburg zur Meßzeit, 1807 ließ er in Leipzig und seit 1811 in Halle längere Zeit Vorstellungen geben; ja zu Zeiten trennte er die Gesellschaft und ließ an zwei Orten zugleich Oper und Schauspiel aufführen. Es war eben die höchste Anspannung der Kräfte, die er

Digitized by Google

widerspruchslos voraussetzte. Daher schreibt sich die enorme äußerliche Thätigkeit des Weimarischen Hoftheaters, die ich oben wenigstens in einigen Zahlen anzudeuten versucht habe.

Für die spätere Beurteilung der qualitativen Leistungen des Goethischen Theaters ist es von besonderm Werte, die hauptsächlichsten finanziellen Fundamente kennen zu lernen, auf denen das eminente Werk Goethes ruhte. Auch da will ich meine statistischen Erhebungen teilweise zur Geltung bringen. Einige Zahlen sollen uns erkennen lassen, mit wie geringen Mitteln Goethe Großes erstrebte, Vollendetes erreichte.

Mehrere Jahre hindurch kostete das Weimarische Hoftheater einschließlich der Erhaltung an den auswärtigen Stellen eine Kleinigkeit mehr als 10 000 Thaler, und das höchste, was Goethe jährlich in der Blütezeit seines Instituts bedurfte, überstieg die Summe von 20 000 Thalern nur um ein ganz geringes. Letztere höchste Summe ist nur im Jahre 1814 nötig gewesen, aber mit dieser Summe wurden nicht allein alle Bedürfnisse gedeckt, sondern man arbeitete sogar mit Überschüssen, die im Jahre 1813 bei einem halbjährigen Rechnungsschluß über 4000 Thaler betrugen. Während die Beiträge des Hofes, später auch die der Kammerkasse, höchst schwankend waren und halbjährlich von 8000 bis auf 1000 Thaler herabstiegen, erbrachte das Theater stets soviel, daß ein Defizit so gut wie nicht vorhanden war. In der Regel glichen sich Einnahme und Ausgabe völlig aus. Wenn Weber in seinen Beiträgen zur Geschichte des Weimarischen Theaters die Behauptung aufstellt, Goethe sei bei Karl August bezüglich der Bewilligung von Mitteln auf Widerstand gestoßen, so ist das ein bedeutender Irrtum, der den finanziellen Standpunkt Goethes völlig verrückt. Er ist nie mit exorbitanten Forderungen an den Weimarer Hof herangetreten; arbeitete er mit Überschüssen, so reduzirten sich die Beiträge des Hofes von selbst, und sie wurden planmäßig erhöht, wenn die Erträge des Theaters sich nicht günstig gestellt hatten.

Für die Beurteilung der Wirksamkeit und des theatralischen Finanzwesens ist es wesentlich, die Eigentümlichkeit der Orte festzustellen, wo Goethe seine Hofbühne aufschlug.

Heute kann man von Weimar behaupten, daß in den verschiedensten Schichten der Bevölkerung der Besuch des Theaters als unabweisbares Bedürfnis sich herausgestellt hat. Zu verdanken ist dieser Umstand der stetigen Wirksamkeit des Theaters, seinen hervorragenden Leistungen. Als Goethe mit seiner Thätigkeit einsetzte, war das völlig anders. Der Zudrang im Gründungsjahre war nicht maßgebend. Schon im nächsten Jahre verhielt sich das Publikum kühler: Weimar allein konnte die Existenz des Theaters nicht ermöglichen. Dagegen zeigte sich alsbald, daß ein ständiges Publikum sich durch das Abonnement an den Besuch des Theaters fesseln ließ, ein Umstand, der für die Belebung des Interesses an der Schöpfung Goethes wie finanziell von Bedeutung war.

Digitized by Google

Wenn aber auch die Theaterverwaltung hierdurch sehr früh einen festen Boden gewann und mit dem wichtigen Faktor rechnen konnte, daß durch die Abonnenten in der Regel die Einnahmen des Theaters mehr als durch die Tageseinnahmen gestützt wurden, so war zwar etwas, aber nicht soviel erzielt, daß das Theater ausschließlich auf Weimar beschränkt werden konnte. Denn in den achtmonatlichen Vorstellungen der Wintersaison brachte die Residenz, namentlich was die ersten zehn Jahre anlangt, nicht mehr an Gesamteintrittsgeldern auf, als was die Gagen des Theaterpersonals ausmachten, d. h. beide Faktoren bezifferten sich auf kaum 4000 Thaler.

So war Goethe genötigt, den Fußtapfen der früheren Theaterdirektoren zu folgen, die im Beginn des Frühjahrs dem theatermüden Publikum den Rücken kehrten. Wie sie, so dirigirte auch er seine Truppe nach Lauchstädt.

Der jetzt unbedeutende Ort war, seitdem eine Kurfürstin von Sachsen Heilung dort gefunden, alsbald ein berühmter Kurort und ein Luxus- und Modebad zugleich geworden. Gleichzeitige Zeitungsberichte können nicht genug betonen, wie hoch aristokratisch der Zuschnitt des Ganzen, wie ein armer Nichtadliger in jeder Beziehung eine traurige Rolle zu spielen verurteilt war. Das lag zum guten Teil an der örtlichen Beschaffenheit Lauchstädts, einem langgestreckten Orte, in langweiliger, baumloser Ebene. Aber draußen vor dem Thor des Städtchens hatte kurfürstliche Munificenz ein Stück Erde zu einem Paradiese umgewandelt. Noch heute lohnt es, von Halle oder Merseburg aus sich einige Stunden auf gepflasterter Chaussee im Postwagen von einer Ecke zur andern schleudern zu lassen, um dann unter prachtvollen Lindenalleen der wohlverdienten Ruhe sich hingeben zu können.

Dort hatte Goethe mit herzogliche Genehmigung das bretterne Schauspielhaus angekauft und die Erlaubnis erhalten, auf eine Reihe von Jahren gegen die üblichen Abgaben Vorstellungen zu geben. Beide kontrahirende Teile hatten alle Ursache, mit dem Abschluß des Geschäftes zufrieden zu sein. Am meisten Goethe, dem das Publikum in hohem Maße zusagte. Er wußte seine Schauspieler in guter Gesellschaft, und ihnen ging der Ruhm tüchtiger Leistung schon um des Goethischen Namens willen voraus. Wenn wir hier und da der Behauptung begegnen, daß die Lauchstädter beim Anzug der Goethischen Truppe ausgerufen haben sollen: „Thut die Wäsche weg, die Bande kommt!“ so mögen früher solche weise Vorsichtsmaßregeln Berechtigung gehabt haben, für die Goethische Periode jedenfalls nicht.

Finanziell war Lauchstädt für das Weimarische Theater von hoher Bedeutung. In der Regel trafen die Schauspieler gegen die Mitte des Juni dort ein, und zwar genau so, wie Goethe es vorgeschrieben hatte. Es wäre ein ungemessenes Betragen gewesen, wenn die Reisegesellschaft nach eignem Ermessen in dem oder jenem Wagen Platz genommen hätte, jedes Mitglied mußte sich gefallen lassen, an einen ganz bestimmten Sitz gebannt zu sein. Der Gang

Digitized by Google

der Vorstellungen war schon in Weimar bestimmt. Man brachte in der Regel schon die gedruckten Theaterzettel für eine ganze Woche mit, weil man Repertoireänderungen durch unleidliche Capricen, erdichtete oder faktisch bestehende Unpäßlichkeiten damals noch nicht kannte; und ich darf nach den auch in dieser Beziehung erhobenen statistischen Aufstellungen versichern, daß Repertoirestörungen sich damals um 50 Prozent niedriger als in der heutigen Theaterverwaltung stellten.

Lange Zeit war man gewohnt, in Lauchstädt einige 30 bis 40 Vorstellungen zu geben, welche bis in den August hineinreichten, und es ergiebt sich hieraus, daß man verhältnismäßig mit 40 Spieltagen in Lauchstädt ebensoviel als in Weimar mit 100 an Erträgen des Theaters erzielte. Dieser Umstand war jedenfalls maßgebend, daß Goethe das bretterne Schauspielhaus schon nach 10 jähriger Thätigkeit abbrechen und ein neues, größeres auf Regiekosten erbauen ließ. War es, wie man heute sich noch überzeugen kann, von bewundernswerter Einfachheit, so war die ungleich größere Anlage, dem Weimarischen nachgebildet, hauptsächlich für größern Besuch und Komfort und zur Erzielung noch größerer Erträge berechnet. Leider schlug die Rechnung fehl. Alsbald bewirkten die kriegerischen Ereignisse einen Rückgang des Bades, und die Differenzen, welche Goethe in mehrfacher Beziehung mit der Merseburger Stiftsregierung gehabt hatte, ließen es geraten erscheinen, den Kontrakt nicht zu erneuern und sobald als möglich dem früher ergiebigen Lauchstädt den Rücken zuzuwenden.

Wie angedeutet, versuchte es Goethe 1807, wo Lauchstädt, nur um kontraktlichen Bestimmungen nachzukommen, besucht wurde, mit 25 und 19 Vorstellungen in zwei Abteilungen in Leipzig. War der Ertrag für diese 44 Vorstellungen ein ganz enormer — er betrug über 8500 Thaler, eine Summe, die Weimar bei 100 Vorstellungen kaum zur Hälfte erreicht hat —, so wurde Leipzig mit diesem Besuche doch definitiv aufgegeben. Die Gründe sind mannichfacher Natur, teils liegen sie klar zu Tage, teils entziehen sie sich noch unsrer Kenntnis. Vielleicht spielte der Aufwand eine Rolle mit, da trotz der hohen Erträge für die Saison ein Reingewinn von kaum 100 Thalern übrig blieb.

Es war nicht schwer, alsbald den in Aussicht stehenden beständigen Ausfall durch anderweitige Maßnahmen zu decken. Denn Lauchstädt hatte bereits gezeigt, daß in dem nahen Halle ein ergiebiger Ersatz gefunden werden müsse. Die nahen Ortschaften einer an sich reichen Gegend waren im Grunde genommen für das Goethische Theater bedeutsamer als Lauchstädt selbst, da die Badegäste nur nach wenigen hunderten zu zählen pflegten. Denn während man bei uns das Theater mehr bei schlechtem Wetter aufsucht, war es in Lauchstädt der umgekehrte Fall. Die Bewohner umliegender Ortschaften suchten in Lauchstädt Erholung und Vergnügen, und besonders war es die Masse Hallischer Musensöhne, deren Ankunft lange vorher staubige Wolken zu verkünden pflegten. Wer freilich wollte behaupten, daß die fürsorgliche Universität den zeitraubenden, ver-

Digitized by Google

führerischen Besuch Lauchstädts gern gesehen hätte, wenn auch nicht mehr Verhältnisse wie unter Friedrich dem Großen maßgebend sein konnten, der der Ansicht war, daß der Student überhaupt kein Recht habe, das verderbliche Theater aufzusuchen. Im Gegenteil war in Halle jetzt eine Strömung bemerkbar, welche für die Übersiedlung des Goethischen Theaters von Lauchstädt sich thätig zeigte.

So kam die Zeit, wo Goethe dem ergiebigen Halle selbst zusteuerte. Hinzu kam, daß die alte, fast sprichwörtlich gewordene schmutzige Stadt wie mit einem Zauberschlage sich den Ruf eines Bades erworben hatte, das Goethe von Lauchstädt aus zuerst ganz nebensächlich behandelte, bis er dann 1812 Halle ausschließlich besuchen und sein eignes Schauspielhaus in Lauchstädt einer untergeordneten Truppe überlassen konnte. Nur 1814 ließ er sich auf dringliche Vorstellungen erweichen, ab und zu die Truppe nach Lauchstädt zu entsenden. Dann kehrte er dem Städtchen für immer den Rücken.

Mußte Goethe auf die Ertragsfähigkeit seines Theaters Gewicht legen, so fand er diese in Halle doppelt so hoch als in Lauchstädt, wenn auch die Kosten der Aufführung den Reinertrag vielfach beeinträchtigten. Die Hauptsache war aber, daß in der Universität ein gebildetes Publikum seine Absichten zu würdigen und seine Schauspieler zu ehren verstand. Zwar hat Halle finanziell nie das erzielt, was Leipzig brachte, aber andrerseits muß man auch bedenken, wie mit den Jahren die Ansprüche Goethes und die Forderungen des Publikums sich steigerten, welche gewaltige Entwicklung des ganzen kunstvollen Apparates vorlag, den Weimar allein nicht ermöglichen konnte.

Wenn wir heute auf die Fortentwicklung unsers Theaters in Weimar stolz sein können, so dürfte man nach diesen Ausführungen schwerlich mehr daran zweifeln, daß die Wiege des Weimarer Theaters nicht ausschließlich in Weimar, sondern auch in Lauchstädt und Halle zu suchen ist.

Vor allem lag die gewaltige Arbeit Goethes in dem äußerst schwierigen Erwerb der nötigen Mittel, welche zur Erhaltung des großen Ganzen unumgänglich nötig waren. Er wie die seit 1797 bestehende Theaterkommission hat in wahrhaft umfassender Weise gearbeitet, um den tausendfachen Hindernissen mit Erfolg begegnen zu können. Man war weit entfernt, die Stätten theatralischen Wirkens sozusagen schablonenmäßig zu behandeln; im Gegenteil, man studirte die charakteristischen Eigentümlichkeiten, huldigte bis zu einem gewissen Grade dem Geschmack des großen Publikums, ohne daß man das große Ziel Goethes nur einen Augenblick aus dem Auge verlor, fördernd und läuternd zu wirken.

Wenn man in Ansehung äußerer Mittel erwägt, daß Goethe 1791 sein Theater mit 16 „Akteurs“ in Weimar eröffnete und Raum für 26 allseitig gebildete Künstler geschaffen hat, wenn man erwägt, daß er in Weimar wiederholt den Ausbau des Theaters mit ausschließlich erworbenen Mitteln bestritten, in Lauchstädt das alte Schauspielhaus angekauft und ein neues, den Anforde-

Digitized by Google

rungen der Zeit entsprechendes an seine Stelle gesetzt hat, so beweisen diese Schöpfungen schon, daß in finanzieller Beziehung das Hoftheater Weimars mit großer Umsicht geleitet war, zumal da es bei sich stets steigernden Ansprüchen mit im ganzen mäßigen Unterstützungen des Hofes sich selbst zu erhalten imstande war. Allerdings darf man nicht an die Befriedigung der außerordentlichen Ansprüche denken, welche heute das Publikum an eine Theaterverwaltung erhebt. Die Goethische Einrichtung stand weit hinter der zurück, welche selbst vor mehr als fünfzig Jahren schon dem Weimarischen Theater eigen war. Der Typus des klassischen Theaters hat sich uns annähernd nur in Lauchstädt erhalten. Noch zeigt das Parterre die alten unbequemen Holzbänke, deren vordere Reihen höchstens sich durch ein mangelhaftes Polster auszeichnen. Während das feinere Publikum in Seitenlogen gedrängt war, die bezüglich ihrer Ursprünglichkeit nichts zu wünschen übrigen lassen, war der vierte Platz, den man für den bescheidenen Preis von zwei Groschen einnehmen konnte, in Form der heutigen weit zurücktretenden Galerie über dem Parterre aufgebaut. Immerhin war sie noch besser als in dem von Goethe unterhaltenen Hoftheater in Rudolstadt, wo die Zuschauer des letzten Platzes den Vorstellungen hinter einem Lattenverschlage stehend beiwohnten, dem der Volkswitz alsbald in treffendem Vergleich den Namen „Gänsestall" beilegte.*)

Analog dieser Einrichtung war auch die Beleuchtung auf der Bühne und im Zuschauerraum. Mehr als siebzig gezogene Lichter erhellten das gesamte Theater nicht, der wandelnde Lichtputzer hatte vollauf zu thun, um eine freundliche Begrüßung des nicht allzufernen Nachbars zu ermöglichen. Ein Kronleuchter galt umsomehr als Luxus, als er im Beginn des Lauchstädter Theaters nicht einmal in der Idee vorhanden war. Sieht man sich im übrigen die Ziffern für die Aufwände des ersten Jahres an, so bezeichnen sie die rührende Einfachheit der Ansprüche eines Publikums, das eben in das Theater ging, um sich dem geistigen Genuß in vollem Maße hinzugeben. Zahlen sprechen in dieser Beziehung deutlicher, ihrer Wucht vermag sich auch die glänzendste Darstellung der Verhältnisse nicht zur Seite zu stellen. Als die wandelnde Hofbühne 1791 vom 7. Mai bis zum 25. September in Weimar, Lauchstädt und Erfurt thätig gewesen war, hatte man 73 Spieltage hinter sich. Man muß staunen, daß in der halbjährigen angestrengten Thätigkeit das Theater nicht mehr als 4113 Thaler gekostet hatte. Hatte man für Dekorationen 15, für Garderobe 34, für Musikalien 2, für Rollenschreiber 10, für Beleuchtung 68, für Orchester 162, für Wache und Statisten 28, für Regie 86, für Miete, Abgaben und Erhaltung des Schauspielhauses 156 Thaler aufgewandt, so waren auf Reisediäten nicht

*) Der Leipziger denkt dabei an die „Hühnersteige" im Leipziger Gewandhauskonzertsaal, auf der freilich ein Platz — drei Mark kostet. D. Red.

Digitized by Google

mehr als 43 Thaler und auf die Gagen der Gesellschaft genau 2924 Thaler gefallen. In den glänzendsten, von reichen Einnahmen gestützten Jahren ist man über fünffache Kostenbeträge nicht hinausgekommen.

Es ist nicht möglich, heute von der großartigen Entwicklung des Goethischen Theaters in all den Beziehungen zu sprechen, die bei einem so komplizirten Apparate Beachtung finden müssen. Nur in einer Beziehung will ich es zum Schluß versuchen, indem ich der materiellen Lage der Träger Goethischer Ideen, der der Schauspieler selbst, wenn auch in nicht erschöpfender Weise, näher trete.

Für Goethe war es nicht schwer gewesen, die Kräfte aus allen Teilen Deutschlands für das Theater zu gewinnen. Schauspieler und Sänger mit sehr bescheidenen Existenzen hatte Deutschland genug; Weimar zog bereits wegen seines Namens an, noch mehr versprechend war für den Künstler die Direktion eines Goethe, der ja am besten wußte, daß er den zu gewinnenden Kräften goldene Berge nicht versprechen konnte. Die Schauspieler kamen meist in mittelloser, ja dürftiger Lage in Weimar an. Vorschüsse zu entnehmen war an der Tagesordnung. Die wöchentliche Ablohnung der „Akteurs“ konnte die beständige Finanzkalamität nicht beseitigen, die Direktion sich auf ausgedehntere Zahlungsfristen aber auch nicht einlassen, da die Existenz des Theaters überhaupt fraglich war. Ein Schauspieler war kein gut situirter Mann, eine wöchentliche Gage von 5 bis 8 Thalern mußte für alles ausreichen. Garderobegelder kannte man noch nicht, und wie schon bemerkt, gab es keine Ferien, in denen man zum Gastspiel des Verdienstes wegen hätte auswandern können. Wer die Reise nach Lauchstädt antrat, erhielt als „Akteur“ 19½ Groschen Diäten für die Dauer der Fahrt, um von den untergeordneten Offizianten garnicht zu sprechen. Zuschüsse für den Aufenthalt an fremden Orten gab es kaum; einige Bevorzugte werden auf eine wöchentliche Entschädigung im Betrage von einem Thaler kein besonderes Gewicht gelegt haben. Freilich hatte Goethe im Anfang eine Reihe problematischer Existenzen geschaffen; aber man sei auch gerecht, er arbeitete unablässig an der Besserung der sozialen Stellung aller, welche seiner Kunst dienten. Er ist es ja, welcher die Schauspielkunst zu Ehren gebracht und dem, der sich ihr widmet, die Mißachtung von den Schultern genommen hat.

Allerdings nützte er alles aus, was für die Entfaltung des Theaters sich in irgend einer Beziehung nützlich erwies. Seine Komparserie bestand lange Zeit im wesentlichen deshalb aus Seminaristen, weil er für die Ausbildung der Chöre wohl Mittel genug, aber nicht so billige Wege zu der Erreichung seines Zieles fand, die ihm die Schule gewährte. Der Konflikt, der zwischen Herder und Goethe dadurch entstand, daß ein Seminarist in Gestalt eines Teufelchens in einer Versenkung hängen blieb und sich zum Gaudium des Publikums unter furchtbaren Kraftanstrengungen seines Schwänzchens entledigte, glich sich alsbald aus, nachdem Goethe das Unhaltbare seiner Maßnahmen eingesehen hatte. Nach dieser Seite hin wurde so vieles in der Goethischen Verwaltung gebessert,

Digitized by Google

und eines der bedeutendsten Momente in der äußern Geschichte des Theaters ist es, daß er für seine Künstler unablässig sorgte. Zwar blieb noch lange die wöchentliche Ablohnung, die sich als großer Fehler bezeichnen läßt, bestehen. Dagegen gewährte er bald sich gleichbleibende, von den Erträgen unabhängige vierteljährliche Zuschüsse; er führte die Garderobegelder ein und sonderte einen Fonds zu den geheimen Unterstützungen ab, die dem Strebenden wie dem Institute, das in vieler Beziehung sich von erhobenen Ansprüchen befreit sah, in hohem Maße zu Gute kamen.

Hier will ich stehen bleiben. Es kann sich nicht darum handeln, alle Grundzüge der Goethischen Verwaltung zu vergegenwärtigen. Denn die Eigenartigkeit des Materials, welches für diese Darstellung ausschließlich benutzt ist, verlangt ein noch tieferes Eingehen auf das reiche Detail. Mir kam es hauptsächlich darauf an, einmal einen Einblick in die praktische Thätigkeit Goethes zu gewähren, die, was die theatralische betrifft, noch unerforscht vor uns liegt. Will man für diese allseitiges Verständnis gewinnen, so wird man wohl nicht umhin können, alle die Fragen zu rekonstruiren, vor die Goethe bei der Gründung und weitern Entwicklung seines Institutes sich gestellt sah. Die Antwort auf dieselben liegt aber nicht in rein aktlichem, sondern auch in rein rechnerischem Material und in den leider nicht mehr vollständigen Theaterzetteln, woraus ich ausschließlich die Unterlage zu den vorstehenden Betrachtungen gewonnen habe. Und da muß ich denn gestehen, daß an der Hand solcher, wenn auch lückenhaften, Quellen die Bewunderung der praktischen Thätigkeit Goethes ihr Recht fordert, daß aber auch ein Wort des Dankes unserm weimarischen Fürstenhause gebührt, welches in nachhaltiger Weise gefördert hat, was Goethe für die fernliegende Zukunft und somit auch für uns geschaffen hat.

Die Erhaltung und Wiederherstellung älterer Bau- und Kunstdenkmäler.

Von Hermann Ehrenberg.

Wenn gegenwärtig tagenden preußischen Landtage wird, wie es heißt, von der königlichen Staatsregierung ein Gesetzentwurf vorgelegt werden über Erhaltung und Wiederherstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler. Es wird damit eine Frage in den Vordergrund des Tagesinteresses treten, die schon seit geraumer Zeit Kunstkenner wie Vaterlandsfreunde überhaupt aufs eifrigste beschäftigt hat, die

Digitized by Google

aber bisher noch immer nicht zu endgiltiger Lösung zu bringen war. Auch der zu erwartende Gesetzentwurf wird nur als ein Schritt auf der eingeschlagenen Bahn bezeichnet werden können, aber mit Freude, mit lebhafter, dankbarer Freude ist er darum doch zu begrüßen. Es ist wieder eine jener rühmenswerten Thaten, mit welchen die preußische Regierung in den letzten Jahren Schlag auf Schlag die Meinung zu widerlegen gewußt hat, Preußen sei nur ein Militärstaat und habe für Kulturzwecke, für künstlerische und wissenschaftliche Zwecke weder Interesse noch — Geld. Aus dem Wirrwarr älterer Verordnungen, die zum Teil veraltet sind, zum Teil einander widersprechen, sollen wir nun heraustreten auf den klaren Boden des Gesetzes, und der Staat soll endlich ein Machtmittel gewinnen, um widerwillige Provinzen, Gemeinden und Private zur Ausübung einer ihnen weniger nach streng juristischen, als vielmehr nach ideellen und sittlichen Begriffen obliegenden Pflicht anzuhalten und so für unser Vaterland die schönen, altehrwürdigen Reste seiner großen Vergangenheit zu erhalten und zu sichern.

Zwar hat es seit dem Ende der napoleonischen Kriege nicht an Versuchen gefehlt, dieses Ziel zu erreichen. Aber Mangel an kunstgeschichtlichen Kenntnissen, falscher Puritanismus, ungenügende Geldmittel und, wie schon erwähnt, ein unsicherer Rechtsboden ließen es nie zu einer durchgreifenden, einheitlichen Thätigkeit kommen. Unvergessen sind die hohen Verdienste des verstorbenen Konservators der preußischen Kunstdenkmäler, des Herrn von Quast, rühmend gedenken wir seines Nachfolgers, des geheimen Baurats von Dehn-Rothfelser, wir erinnern uns der eifrigen Bemühungen König Friedrich Wilhelms IV. und des kunstenthusiastischen Ludwig I. von Baiern. Aber was vermögen einzelne Männer, und wenn sie noch so hoch gestellt sind? Der Verlauf hat gezeigt, daß die hingebendste Liebe, die größte Opferfreudigkeit einzelner ohne eine umfassende Organisation nur wenig leisten kann, daß sie an einzelnen Punkten mit dem schönsten und herrlichsten Erfolg einzusetzen, aber ganz Deutschland unmöglich vor Schaden und Verlust zu bewahren vermag.

Darum ist zur richtigen Ausnutzung der nach Erlaß des zu erwartenden Gesetzes geschaffenen günstigen Lage die Organisation über das ganze Land das nächste, was anzustreben ist. Hierzu müssen wir aber uns über die Fehler, die bisher gemacht worden sind, und über die Mittel, wie sie vermieden werden können, klar werden.

Kunstwerke sind zu allen Zeiten zerstört und vernichtet worden, und besonders die Architektur weiß hiervon ein Lied zu singen. Als noch wahres Kunstleben in Deutschland pulsirte, als die Künstler noch innerhalb des gerade herrschenden Stiles in freier Geistesregung erfanden und schufen, war das Kunstbewußtsein, die Kunstanschauung eine so kräftige, daß in jeder Stilperiode die Zeugnisse der vorangegangenen Epoche als veraltet, als nicht mehr zeitgemäß betrachtet und behandelt wurden. Wir müssen es der Naivität unsrer Vorfahren

Digitized by Google

zugute halten, wenn sie z. B. eine romanische Apsis abbrachen, um einen neumodischen, spitzbogigen Chor an deren Stelle zu setzen; verdanken wir doch gerade dieser Naivität die köstliche, reine Entfaltung der Kunst, das eifrige, frische Treiben ihrer Jünger in der Vorzeit. Anders steht es heute. Die ganze Entwicklung, die Deutschlands Kunst während eines Jahrtausends durchgemacht hat, hat sich innerhalb der letzten sechzig Jahre wiederholt. Noch unter der vollen Herrschaft der Schinkelschen hellenisirenden Richtung begann die romantische Strömung, die auf das Mittelalter zurückging. Dem romanischen Stil folgte der gothische, und während wir noch vor wenigen Jahren überall das Lob der Renaissance verkünden hörten und es fast schien, als ob diese dauernd ins Leben zurückgerufen werden sollte, treiben wir jetzt, dank den Bestrebungen der Münchner und Berliner, im Fahrwasser des ausgeprägtesten Barock und Rokoko. Dieser böse, schnelle Wechsel, der durch die Raschlebigkeit unsrer Zeit, die gesteigerte Kultur und besonders durch die Pflege der Kunstgeschichte bewirkt worden ist, hat aber wenigstens das eine gute gehabt, uns die rechte Pietät gegen alles vergangene zu lehren, uns zu lehren, daß wir nicht aus Liebhaberei für den einen oder andern Stil die übrigen bei Seite zu werfen und für nichts zu achten, sondern alle gleichmäßig zu erforschen und unsern Nachkommen als ein teures Vermächtnis der Vorzeit nach Möglichkeit zu erhalten haben. Indem wir während dieses Jahrhunderts in kurzem die ganze bisherige kunstgeschichtliche Entwicklung praktisch noch einmal durchgemacht haben, haben wir jede einzelne Periode umso besser verstehen und schätzen lernen. Wir sind eigentlich erst jetzt in der Lage, mit einiger Berechtigung und mit einiger Aussicht auf Erfolg an unsre Frage heranzutreten.

In dem ersten, größeren Teil unsers Jahrhunderts, in welchem bereits mit großem Eifer und reger Begeisterung restaurirt wurde, ist vielfach, fast gerade so wie früher, alles, was der Anschauung der leitenden Kreise nicht gefiel, beiseite geschoben oder gar vernichtet worden. Ja es ist neuerdings die Behauptung aufgestellt worden, daß die früheren Jahrhunderte sich bei weitem nicht so zerstörungswütig und so erfolgreich im Vernichten erwiesen hätten als das hochgebildete neunzehnte. Es hat das viel für sich, eine Menge von Belegen spricht dafür. Mit puritanistischem Eifer hat man häufig aus Kirchen alles, was nicht in ihrem Stil erbaut war, entfernt, in einen Winkel geworfen oder gar zerhackt, verbrannt, verkauft. Manches schöne Glasfenster, manches prachtvolle Schnitzwerk, mancher herrliche Grabstein ist auf diese Weise verloren gegangen. Wie kahl und wie nüchtern sieht der Bamberger Dom, einer der glänzendsten Bauten, der mit großem Kostenaufwand wiederhergestellt ist, jetzt im Innern aus! So manche nicht restaurirte Kirche, in der die alten Denkmäler, sowie sie historisch geworden und aufgestellt sind, noch unverändert am alten Platze stehen, ist viel behaglicher, gemütlicher und gefälliger. Selbst der Würzburger Dom, der in seiner jetzigen, vorzugsweise dem achtzehnten Jahrhundert

Digitized by Google

entstammenden Gestalt unendlich weit hinter dem Bamberger an Bedeutung zurücksteht, heimelt mehr an als jener.

Anders als durch den Umstand, daß man früher viel zu rücksichtslos und radikal bei Wiederherstellungsarbeiten verfahren ist, läßt sich die auffallende Thatsache garnicht erklären, daß erst seit den allerletzten Jahren so häufig mittelalterliche Wandmalereien gefunden werden und gefunden worden sind. Indem man die häßliche weiße Tünche beseitigte und abklopfte, unterließ man es wohl, genauere Untersuchungen anzustellen, und mit der weißen Tünche mag auch der darunter befindliche alte Kalkaufwurf herabgeschlagen worden sein. Fast jede Woche melden uns die Zeitungen von einem neuen derartigen Funde. In Augsburg, Regensburg, Mainz, selbst an kleinen, sonst ganz unbekannten Orten tauchen mittelalterliche Wandgemälde auf — ich vermeide absichtlich den Ausdruck Fresken, da in Deutschland die Temperamanier vorgeherrscht zu haben scheint. Einem Vortrage, den der Landeskonservator Professor Dr. Paulus etwa vor Jahresfrist im Verein der Altertumsfreunde zu Stuttgart gehalten hat, entnehme ich, daß sich für Württemberg in jüngster Zeit die Zahl der bekannten alten Wandgemälde verdoppelt hat und jetzt schon über sechzig beträgt. Allein in den letzten drei Jahren sind folgende Wandgemälde gefunden worden: aus dem dreizehnten Jahrhundert im Turmgewölbe der Kirche zu Eschach bei Gaildorf, aus dem vierzehnten im Turm der Kirche zu Gemmrigheim, in der östlichen Kapelle der Kreuzkirche zu Gmünd, in der Stadtkirche zu Mengen, im Sommerrefektorium des Klosters Bebenhausen bei Tübingen, der ausgedehnte Cyklus von Wand- und Deckenmalereien im Chor der Kirche zu Schützingen bei Maulbronn u. v. a. Und mit diesen Ergebnissen ist nicht etwa die Hoffnung auf weitere Funde erschöpft; die Forschungen werden aufs eifrigste fortgesetzt, und sicher versprechen Erfolg die Kirchen zu Bronnweiler, Oferdingen und Mühlhausen a. N., ferner die zu Truchtelfingen, Oberstenfeld, Pflaumloch, Thalheim u. a. Dies gilt von einem einzigen deutschen Landesteil! Wie viel läßt sich da nicht bei einer planmäßigen Durchforschung von Gesamtdeutschland erwarten, zumal da Württemberg mit diesen Untersuchungen bis jetzt ziemlich vereinzelt dasteht!

Auch die Bekanntschaft mit den ältesten aller deutschen Wandgemälde ist ganz jung. Vor drei Jahren wurden von dem verdienstvollen Pfarrer Feederle in der Kirche zu Oberzell auf der Insel Reichenau Spuren von Gemälden entdeckt, und bei näherer Untersuchung ergab sich, daß die ganze Kirche mit szenischen und ornamentalen Darstellungen bemalt sei. Bis jetzt sind dieselben im Mittelschiff freigelegt; sie sind im wesentlichen unversehrt, entstammen dem zehnten Jahrhundert und sind von geradezu überraschender Schönheit. Eine Ausdehnung der Arbeiten auf die Nebenschiffe hinderte bis jetzt der Mangel an Geld. Soviel steht aber bereits fest, daß wir es mit einem der allerwichtigsten Funde zu thun haben. Er ist nicht bloß ein großartiges Zeugnis für deutsche Kunst-

Digitized by Google

übung in einer Zeit, aus der wir bisher derartiges garnicht zu hoffen wagten, auch geschichtlich ist er von großer Bedeutung, indem er ein weiterer, durchschlagender Beweis für die von unserm bedeutendsten Kunsthistoriker Anton Springer schon lange und mit immer siegreicherem Erfolg vertretene Ansicht ist, daß die deutsche Kunst nichts oder sogut wie nichts mit der byzantinischen zu thun habe, sondern sich unter Anlehnung an gewisse römische Elemente völlig selbständig entwickelt habe. Da binnen kurzem eine größere Veröffentlichung der badischen Regierung über diese Gemälde zu erwarten steht, so wird sich Gelegenheit bieten, in diesen Blättern ausführlicher auf sie zurückzukommen. Für heute galt es nur, zu zeigen, wie durch sorgsame Beachtung und sachverständige Behandlung uns ein Schatz von der größten Wichtigkeit gehoben worden ist. Mögen auch unter den andern erwähnten Funden manche sein, die unser Schönheitsgefühl nicht befriedigen, so gewähren uns doch viele einen überraschenden Einblick in die reizende, anmutige Naivität und den nicht gering anzuschlagenden Kunstsinn unsrer Altvordern. Auch wirft gerade die große Zahl der schnell hintereinander gemachten Entdeckungen ein neues Licht auf die Kunstentwicklung in Deutschland während des Mittelalters. Während wir bisher für diese Zeit nur die Architektur und Skulptur besonders beachten, die Malerei aber dem Umfange ihrer Ausübung sowohl wie ihrer Bedeutung nach niedriger schätzen zu müssen glaubten, bemerken wir jetzt, daß auch in der Wandmalerei unsre Vorfahren sich eifrig bethätigt und Werke geschaffen haben, die der sorglichen Bewahrung wohl wert erscheinen.

Wir sehen also, daß die radikalen, puritanistischen Restaurationen in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts uns neben großem Nutzen auch viel Schaden gebracht haben. Sie haben uns manches Kunstwerks unwiderbringlich beraubt. Während man im achtzehnten Jahrhundert die alten Gemälde (auf die ich absichtlich etwas näher eingegangen bin, da an ihnen sich die Sache am deutlichsten erläutern läßt) nur mit Tünche zu überstreichen beliebte, hat man sie in unserm Jahrhundert vielfach heruntergeschlagen. Während man im vorigen schöne Lettner, wie den berühmten romanischen am Ostchor des Naumburger Domes, mit einer Holzempore überbaute, hat man in unserm aus Stilfanatismus ein stilistisch etwas abweichendes, technisch und historisch aber hochbedeutendes Werk, den spätgothischen Lettner im Münsterer Dom, gänzlich zerstört. Während man im vorigen Jahrhundert schöne, buntfarbige Renaissancekanzeln, Altäre u. dergl. nach dem eignen Geschmack überpinselte, hat man sie im neunzehnten ganz aus der Kirche entfernt und womöglich als altes Holz verkauft. Dagegen verdanken wir das schöne Ergebnis der letzten Jahre, das jeden Patrioten erfreuen muß, allein der erhöhten Sorgfalt, dem allgemeiner sich regenden Interesse, den tiefer eindringenden historischen Forschungen, und dies glückliche Ergebnis mahnt uns, den gewonnenen Standpunkt ja nicht aufzugeben, sondern ihn überall mit vollstem Nachdruck zur Geltung zu bringen.

Digitized by Google

Leider ist für diese Frage das Reich nicht zuständig; es ist daher Sache der Einzelstaaten, bezüglich der Provinzen, sie in die Hand zu nehmen. Unter den zu lösenden Aufgaben ist eine der dringendsten die Feststellung des gegenwärtigen Bestandes, die Inventarisation. Wie leicht kann ein Krieg oder ein elementares Ereignis unsern gegenwärtig noch so stolzen und schönen Besitz zerstören oder vermindern! Da gilt es Vorsorge zu treffen, daß unsre Nachkommen später auf alle Fälle wissen, was wir gehabt haben und wie es ausgesehen hat. Vor allem müssen wir das selbst genau erfahren. Diese Inventarisation ist jetzt fast überall in mehr oder weniger gutem Gange. Den preußischen Provinzen*) ist durch das Dotationsgesetz von 1874 zwar nicht ein Zwang, aber eine Art sittlicher Verpflichtung auferlegt worden, für die in ihrem Gebiete gelegenen Kunstdenkmäler zu sorgen. Die meisten haben das auch in ihrem wohlverstandenen Interesse gethan, und Posen und Schlesien, die bisher sehr zurückhaltend waren, scheinen jetzt auch willfähriger werden zu wollen. Bereits fertig sind die Arbeiten über Hannover und Hessen-Nassau. Mitten in tüchtiger Ausführung begriffen sind die Provinzen Sachsen und Westfalen. Bei den übrigen sind mit Ausnahme von Posen und Schlesien die Vorarbeiten im Gange. Von Staatswegen waren für die Provinz Preußen die Arbeiten bereits früher begonnen, und Privatunternehmungen liegen mehrere vor. Von den übrigen Staaten haben sich kürzlich die thüringischen Staaten, mit alleiniger Ausnahme von Schwarzburg-Sondershausen, zu einem gemeinsamen Vorgehen zusammengethan; das Königreich Sachsen hat bereits ein zweites Heft herausgegeben, in Baden, Würtemberg, Baiern ist die Sache beschlossen, Elsaß-Lothringen ist bei voller Arbeit. Über die andern deutschen Staaten bin ich im Augenblick nicht genau unterrichtet. Die Veröffentlichungen, die bisher erschienen sind, betreffen zwar nur zum Teil Gegenden, die kunstgeschichtlich wichtig sind, aber trotzdem läßt sich bereits jetzt erkennen, ein wie ungeheures Material bisher noch großenteils unbekannt war, wie viel noch gefunden werden, und wie sich dann erst ein richtiger Überblick gewinnen lassen wird.

Dieses Einzelvorgehen der deutschen Landschaften hat vielleicht das Gute, daß die Arbeiten schneller zum Abschluß gelangen werden. Aber einen Nachteil hat es bisher doch im Gefolge gehabt, nämlich den großer Ungleichheit. Die erschienenen Hefte weichen in der äußern Erscheinung wie in der innern Gestaltung so sehr von einander ab, daß eine gemeinsame Besprechung der Herausgeber zur Hebung dieses Übelstandes dringend wünschenswert erscheint, zumal da eine Einigung garnicht so schwer fallen dürfte. Die vornehmlichsten Punkte möchte ich hier kurz berühren. Als Format wird sich am besten Quart empfehlen, es hält die richtige Mitte zwischen dem unförmlichen, kaum zu hand-

*) Vergl. Jastrow, Zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler im preußischen Staatsgebiet. Mai-Juni-Heft der Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde, 1883.

Digitized by Google

habenden Folianten und dem Oktavband, vor dem es den Vorzug hat, daß größere Tafeln leicht beigefügt werden können. Wichtiger als diese äußerliche Frage ist die nach der Zeit, die das Werk umspannen soll. Nach der oben gegebenen Auseinandersetzung über die kunstgeschichtliche Entwicklung in Deutschland kann als Zeitpunkt, bis zu welchem Denkmäler aufgenommen werden, rund gerechnet nur das Jahr 1800 gewählt werden. Denn am Ende des vorigen Jahrhunderts versiechte allmählich die freie, selbstschöpferische, künstlerische Thätigkeit, es erstarb die bisherige Entwicklung, und es erstand eine Zeit, deren Kunststreben sich vorzugsweise auf Reflexion und geschichtlicher Forschung aufbaute. In dieser Zeit stehen wir noch mitten inne, sie ist im vollen Sinn des Wortes modern und wird daher nicht in dieses Werk gehören. Die von der Kommission der Provinz Sachsen getroffene Grenzbestimmung, das Jahr 1700, erklärt sich wohl nur aus der ästhetischen Abneigung, die man beim Beginn der Arbeiten vielfach gegen den Barock- und Rokokostil hegte, schneidet aber mitten in die künstlerische Entwicklung ein und hat bisher auch schon zweimal überschritten werden müssen. Auf der andern Seite werden die prähistorischen Funde, die Landwehren u. s. w., die von der Provinz Hessen mit aufgenommen sind, im allgemeinen auszuschließen sein. Die Anschauungen über die sogenannten vorgeschichtlichen Altertümer schwanken noch sehr hin und her. Das Material ist ein sehr umfangreiches und eintöniges; der gegenwärtige Bestand bietet durchaus keinen sichern Anhaltepunkt, er wird und muß sich noch bedeutend vervollständigen; die Arbeiten aber, die dazu nötig sind, verursachen übermäßigen Aufwand, denn die meisten hierher gehörigen Gegenstände liegen im Schoße der Erde verborgen, ihre Entdeckung kann immer nur eine zufällige sein, eine planmäßige Erforschung läßt sich garnicht durchführen. Allerdings sind unter den Funden mitunter Arbeiten, die kunstgeschichtlich wichtig und von Bedeutung sind. Aber man wird sie in den Inventarisationen deshalb missen können, weil sie nicht an Ort und Stelle bleiben, sondern den Museen einverleibt werden. Alles Prähistorische wird also, dem Vorbilde der Provinz Sachsen entsprechend, besondern Arbeiten vorzubehalten sein. Im übrigen aber hat sich die Aufnahme über alles zu erstrecken, was nur einigermaßen Streben nach künstlerischer Vollendung zeigt oder was historisch von greifbarer Bedeutung ist, also über die sämtlichen Erzeugnisse der Kunst und des Kunstgewerbes, ferner über die Stadtbefestigungen, Warttürme u. dergl. Das Kunstgewerbe läßt sich so wenig ausscheiden, daß es vielmehr als eine Hauptaufgabe der Inventarisation bezeichnet werden muß, die alten Teppiche, Gewänder, Gerätschaften u. s. w. ans Licht zu bringen; gerade von diesen Sachen wird sich am ehesten unbekanntes finden. Auszuschließen wiederum dürften diejenigen Gegenstände sein, welche in Museen verwahrt werden; dafür ist es ein dringendes Bedürfnis, daß alle deutschen Sammlungen dem Beispiel, welches u. a. die königlichen Museen zu Berlin gegeben haben, nachfolgen und baldmöglichst genaue wissenschaftliche Verzeichnisse herstellen.

Digitized by Google

Ob nach Kreisen oder nach Landschaften vorgegangen werden soll, läßt sich nur im Einzelfall entscheiden; genaue und zuverlässige Register werden derartige Ungleichheiten aufheben. Für die Herstellung des Textes sind Historiker von Fach zuzuziehen; erst dadurch wird es ermöglicht, die Inschriften, welche mitgeteilt werden, richtig aufzulösen, die mittelalterliche Datirungsweise nach Tagen der Heiligen in die moderne nach Monatstagen umzuwandeln, eine genaue chronologische Bestimmung aller Gegenstände herbeizuführen, überhaupt dem Ganzen den richtigen verfassungs- und kulturgeschichtlichen Untergrund zu geben. Bisher sind in dieser Beziehung noch viele Fehler gemacht worden. Die Anfertigung der Abbildungen wird am besten gebildeten und bewährten Architekten zu übertragen sein; auf ihre Zahl und die Art ihrer Wiedergabe werden selbstverständlich die verfügbaren Gelder den größten Einfluß ausüben. Durch Schenkungen und Stiftungen landeseingesessener Privaten werden sich dieselben vielleicht vermehren lassen; auch wird sich durch vorherige Ausschreibung und dadurch gewonnene sichrere finanzielle Grundlage mehr leisten lassen. Bei geringen Mitteln empfiehlt es sich, die Zeichnungen in Zinkographie in den Text drucken zu lassen; keinesfalls sind sie ganz zu entbehren. Gerade durch sie soll mit die Grundlage geschaffen werden zu einer Geschichte der Entwicklung des Ornaments, die uns so sehr notthut, und für die Karl Lamprecht kürzlich eine bahnbrechende und von dem glücklichsten Erfolg begleitete Studie veröffentlicht hat.

Sind endlich durch diese Inventarisationsarbeiten, deren Ausführung Jahre und Jahrzehnte in Anspruch nehmen wird, alle Bau- und Kunstdenkmäler, die uns geblieben, bekannt geworden, so wird die nächste Aufgabe die Sichtung des Materials sein. Nach dem Vorbilde Frankreichs wird durch gemeinsamen Beschluß von Abgeordneten aller deutschen Landesteile, wenn möglich mit Hilfe der Gesetzgebung, festzustellen sein, welche Denkmäler unbedingt vor Untergang zu sichern sind. Unter diese nationalen Heiligtümer, wie ich sie nennen möchte, würden natürlich bloß Werke von allererstem historischen oder künstlerischen Range aufzunehmen sein. Über die Behandlung und Erhaltung der andern wird, unter Regelung durch Landesgesetze, vor allem die Bedürfnisfrage und das vorhandene Geld entscheiden. Alles wird sich ja auf die Dauer nicht erhalten lassen, manches wird den Anforderungen des modernen Verkehrs geopfert werden müssen, andres wird schon zu morsch und baufällig sein, als daß es noch einmal geflickt werden könnte. Das Bessere ist auch hier der Feind des Guten, und das Gesetz, das rundweg die sorgfältigste Erhaltung sämtlicher alten Mauern anbefehlen wollte, würde nur allzubald einen Rückschlag in der für die vorliegende Frage gegenwärtig sehr günstigen öffentlichen Meinung (soweit man hier überhaupt von einer öffentlichen Meinung sprechen kann) hervorrufen. So war die Beseitigung der Beischläge in der Langgasse zu Danzig, so betrübend sie war, doch eine unabweisbare, im Interesse der menschlichen Sicher-

Digitized by Google

heit begründete Notwendigkeit, die Niederreißung der Nürnberger Stadtmauern dagegen fast durchweg ein Akt ärgster Barbarei.

Die durchgreifende Restauration einzelner der klassifizirten oder nichtklassifizirten Denkmäler wird sich wiederum nach den vorhandenen Mitteln richten, nach dem speziellen Interesse, das ein Staat, eine Gemeinde oder eine Privatperson gerade daran nimmt. Im Falle der Gefahr wird der Staat einzuschreiten, widerwillige Besitzer zu zwingen und im Unvermögensfalle ihnen aus den jährlich zur Verfügung gestellten Mitteln beizuspringen haben. Vor jeder Restauration aber sind die Pläne von einer höheren, sachverständigen Behörde zu prüfen und zu genehmigen, damit in Zukunft so arge Verstöße und so stilwidrige Arbeiten, wie sie hie und da vorgekommen sind, nach Möglichkeit vermieden werden. Gut wäre es, wenn von jetzt an an möglichst vielen Orten weniger auf völligen Ausbau einzelner Denkmäler, als auf Sauberkeit und Ordnung, auf Fernhaltung allen Gerümpels, auf Beseitigung der Überpinselung u. dergl. Gewicht gelegt würde. Dadurch wird der allgemeine Geschmack und die Freude an guter Arbeit viel eher gehoben werden, und zu völligen Restaurationen ist es später immer noch Zeit. Mehr als bisher verdienen auch die weltlichen Bauten Berücksichtigung. Die zahlreichen Renaissanceschlösser und -Häuser sind zum Teil in unglaublich schlechtem Zustande, und gerade aus ihren Dekorationsmotiven werden unsre Handwerker viel lernen können. Die schönen Sandsteinskulpturen am Torgauer Schloß hat man erst vor einigen Jahren noch mit dicker Ölfarbe überpinselt!

Von den kunstgewerblichen Gegenständen gehören diejenigen, welche von einzigem Werte sind, in die Museen zu Berlin, München, Dresden; dafür können die bisherigen Besitzer außer dem etwaigen Kaufpreis galvanoplastische Nachbildungen erhalten — ein Verfahren, das z. B. schon bei dem Verkauf des Lüneburger Ratssilberzeugs angewandt worden ist. Beiläufig bemerkt, würde eine Änderung unsers Museumswesens nichts schaden, insofern auch hierbei eine größere Planmäßigkeit und gegenseitige Vereinbarung innerhalb Deutschlands sehr vonnöten wäre. Nach französischem Vorbilde sollten alle Erzeugnisse, die einzig in ihrer Art oder von ganz besondrer Wichtigkeit sind, an die Zentralstelle abgeliefert werden, genaue Nachahmungen davon, sowie alle doppelt vorhandenen oder weniger wertvollen Sachen hätten den — zum Teil erst noch zu gründenden — Provinzialmuseen zu verbleiben.

Die dringendste Frage wird aber nach wie vor die Aufsicht über die im Lande verstreuten Denkmäler sein, und sie muß zugleich mit der Inventarisation je eher je lieber in Angriff genommen werden. Was nützt es, ein Gotteshaus, ein Schloß in einem abgelegnen Orte mit großen Kosten neu herzustellen und zu schmücken, wenn demselben fortwährend doch wieder Unverstand und Leichtsinn Schaden bringen können? Folgendes Beispiel aus meiner persönlichen Erfahrung möge das erläutern. Am Ostabhange des Harzes liegt auf einem

Digitized by Google

mäßigen Hügel, unweit der durch ihre Zuckerfabriken berühmten Stadt Ermsleben, die Konradsburg, ehemals ein Kloster, jetzt das Vorwerk einer Domäne. Von der alten Kirche ist vorzugsweise die Krypta bemerkenswert, die aus romanischer Zeit stammt, in allen kunstgeschichtlichen Büchern rühmend hervorgehoben wird und vor geraumer Zeit stilgerecht erneuert worden ist. Bei einem Besuche, den ich ihr vor wenigen Jahren abstattete, fand ich sie in völlig verwahrlostem Zustande. Die obere Kirche, ein unbedeutender gothischer Bau, war in einen Getreidespeicher umgewandelt worden, der Eingang zur Krypta war zerfallen, ein Abstieg nur mit Gefahr möglich, die Fenster zerbrochen, Feuchtigkeit war in Menge eingedrungen, und die kostbaren Sandsteinskulpturen hatten bereits arg von der Nässe und dem Schwamm gelitten. Das Ganze bot ein Bild traurigster Verwüstung. Auf meine Anzeige an zuständiger Stelle erfolgte natürlich sofortige Abhilfe; aber wäre nicht ein interessirter Besucher zufällig noch zur rechten Zeit dahin gekommen, so wären wir heute vielleicht um ein schönes altes Denkmal ärmer. Und ein derartiger Vorgang war in der dichtbevölkerten, hochkultivirten Provinz Sachsen möglich!

Es beweist das aufs deutlichste, wie man vor allem auf die Organisation der Beaufsichtigung sein Augenmerk richten muß. Herr von Quast, der Sohn des obenerwähnten Konservators, hat vor einigen Jahren im preußischen Abgeordnetenhause, unter allgemeinem Beifall, einen sehr geeigneten Vorschlag gemacht, und es wäre hocherfreulich, wenn derselbe in Preußen und mit den entsprechenden Änderungen auch anderswo zur Durchführung gelangte. Der Vorschlag ging dahin: Unter dem Generalkonservator, der zugleich die Stelle eines vortragenden Rates im Ministerium bekleidet, ist für jede Provinz ein besondrer Bau- und Regierungsrat einzusetzen, der in der Provinzialverwaltung etwa dieselbe Stelle einnimmt, wie sein Vorgesetzter im Ministerium, und der sich ausschließlich der Sache zu widmen hat. Da aber auch er nicht zu jeder Zeit überall zugegen sein kann, so hat er sich mit den historischen Vereinen der Provinz und mit sonstigen kenntnisreichen Persönlichkeiten in derselben in Verbindung zu setzen, die als Mitarbeiter ihm zur Seite stehen, deren Aufgabe jedoch als ein Ehrenamt, höchstens ein besoldetes Nebenamt, jedenfalls ohne autoritative Gewalt, zu denken ist. Eine derartige Verwaltung ist wirksam und — kostet nicht viel. Deutschland wird kaum jemals in der Lage sein, soviel aufzuwenden wie Frankreich, dessen Commission des monuments historiques jährlich drei Millionen Franks ausgiebt und dessen glänzende Leistungen auf der letzten internationalen Kunstausstellung zu München die größte Bewunderung erregten und die wohlverdiente goldne Medaille erhielten. Deutschlands natürlicher Wohlstand ist an und für sich nicht geringer, aber die vielen Kriege, die innern Streitigkeiten, die verkehrte, durch den Zwiespalt bewirkte extreme Schutzzollpolitik und später der extreme Freihandel haben den Wohlstand bei uns bisher nicht in gleichem Maße sich entwickeln lassen wie bei unsern westlichen Nachbarn. Und für

Digitized by Google

die nächste Zukunft sind wir durch Frankreich und Rußland noch in die Zwangslage versetzt, ein großes Heer zu halten, das trotz seiner gewichtigen, leider vielfach unterschätzten wirtschaftlichen Vorteile und Segnungen doch zuviel Mittel beansprucht, als daß noch ebensoviel für Kunstzwecke übrig bleiben könnte wie in Frankreich.

Allerdings dürfte zu befürchten sein, daß wirklich sachverständige Männer, die zur Übernahme des obengenannten Ehrenamtes eines Korrespondenten sich bereit finden würden, vorerst nicht in der genügenden Zahl zu haben sein werden. Trifft man doch in unsern gebildeten Kreisen oft eine wunderbare Unkenntnis in kunstgeschichtlichen, besonders baugeschichtlichen Sachen. Selbst unsre Architekten, die am ehesten in Frage kommen würden, erfreuen sich vielfach der gediegensten Unkenntnis in der Geschichte ihres Faches, während z. B. unsre Gymnasiallehrer viel zu ausschließlich mit der antiken Kunst beschäftigt sind [nicht einmal mit der! D. Red.], als daß sie für die eignen heimatlichen Altertümer Zeit und Interesse übrig hätten. Erst kürzlich wurde in einem der hervorragendsten philologischen Fachblätter in einem sonst sehr verständigen Aufsatze alles Ernstes und nachdrücklichst erörtert, daß für den Unterricht in der Schule lediglich die griechische und römische Kunst heranzuziehen sei. Und hiermit komme ich auf einen sehr wesentlichen Punkt. Ich bin ganz im Gegensatz zu dem Verfasser jenes Artikels der Meinung, daß unsre Jugend vornehmlich mit der vaterländischen Kunst vertraut zu machen sei, damit so für die Zukunft ein tüchtiger Stamm von Mitarbeitern an der Erhaltung der Denkmäler, andrerseits überhaupt ein größeres Interesse, ein besserer Sinn und ein lebendigeres Verständnis für unsre Vergangenheit und für unsre Kunst großgezogen werde.

Man wird mir einwerfen, es sei verfehlt, in einer Zeit, wo überall wegen Überbürdung der Schüler Klagen, und zum großen Teil sehr berechtigte Klagen, erschallen, gar noch einen neuen Unterrichtsgegenstand einführen zu wollen. Aber nichts liegt mir ferner als eine Steigerung dieser Überbürdung; ich glaube vielmehr mit meinem Vorschlage dazu beizutragen, daß unser Gymnasialunterrichtswesen von der falschen Bahn, auf der es gegenwärtig unstreitig wandelt, wieder auf eine richtigere gelenkt werde, vom Buchstaben zurück zum Geist. Unterricht in der Kunstgeschichte darf auf den Schulen, wie auch in dem erwähnten philologischen Aufsatze betont ist, nie und nimmer systematisch erteilt werden, keinesfalls an bestimmten Stunden der Woche. Es müßten vielmehr gemeinschaftliche Spaziergänge unter Leitung eines fachmännisch gebildeten Lehrers unternommen werden, auf welchen von diesem in freier Unterhaltung den Schülern vor der Kirche oder vor dem Profanbau selbst, in einem Museum oder dergleichen die Bedeutung eines Kunstwerkes in verständlicher Weise dargelegt und sein Zusammenhang mit der allgemeinen kunstgeschichtlichen oder überhaupt geschichtlichen Entwicklung gezeigt würde. Auf diesen Ausflügen dürften auch vorgeschichtliche

Digitized by Google

Funde, Pfahlbauten, sogenannte Teufelsmauern und dergl. zu berücksichtigen sein.

Ich habe den Wert solcher gemeinsamen Ausflüge in der Landesschule Pforte kennen und schätzen gelernt. Jährlich wurde dort unter Führung des nunmehr verstorbenen geistlichen Inspektors Dr. Bäßler eine der schönen Kirchen der Umgegend besucht, und ich erinnere mich deutlich, wie anregend diese Besuche wirkten; wurde doch vornehmlich durch sie mein Interesse an diesen Dingen geweckt und gestärkt. Auch noch ein späteres Erlebnis möchte ich als Beleg für die Richtigkeit meiner Ansicht anführen. Als ich in Zürich die Sammlungen der antiquarischen Gesellschaft besuchte, die sich besonders durch ihre reichen und schönen Pfahlbautenfunde auszeichnen, trat eine Klasse der Mittelschule ein, die unter Aufsicht ihres Lehrers die Sammlung besichtigte. In trefflicher Weise erläuterte der Kustos den Buben und Mädchen die Sachen, praktisch führte er ihnen die alte Steinbohrung vor und zeigte den Gebrauch der urtümlichen Geräte. Es war eine Freude, die Begeisterung der Kleinen zu beobachten, zu sehen, wie andächtig und aufmerksam sie den Worten folgten, und wie sie durch Frage und Antwort ihr Interesse und Verständnis bezeugten. Aus dem Munde des Lehrers wurde mir bestätigt, daß diese in der Schweiz allgemein üblichen Museumsbesuche von großem Erfolge begleitet seien. Die Kinder sammeln in ihren freien Stunden am Ufer des Sees die Reste der alten Kultur, die der See jedes Jahr von neuem zu Tage fördert, sehr eifrig, und schon viel und wichtiges Material ist dadurch eingekommen, sodaß auch die Schulen sich kleine Altertumsmuseen haben anlegen können, während früher, als jene Einrichtung noch nicht bestand, unzählige von den alten Stein-, Bronze- und Thongeräten weggeworfen worden, verloren gegangen, vernichtet worden oder in die Hände von Ausländern geraten sind.

In gleicher Weise wird sich auch bei unsrer Jugend ein lebendigerer Sinn für die historische Vergangenheit und deren Denkmale wecken lassen, und der Staat — oder seine Abzweigungen — dadurch ohne weitere Kosten seine Sammlungen bedeutend vermehren können. Selbstverständlich müßte an den Universitäten für eine Vermehrung der Lehrkräfte für mittelalterliche und neuere Kunstgeschichte Sorge getragen und dem Lehrer, der an der Schule den kunstgeschichtlichen Unterricht übernimmt, dieser trotz seiner abweichenden Art als Dienststunde angerechnet werden. Das Interesse, das auf die geschilderte Weise bei den Schülern erzeugt werden würde, würde bei der Mehrzahl kein äußerliches bleiben, es würde sogar von hervorragender Bedeutung für die Ausbildung des Charakters werden. Es würde dadurch eine regere Liebe zur Heimat und ein ausgebildeterer Sinn für ihre Eigentümlichkeiten und Vorzüge großgezogen, es würde den jugendlichen Gemütern Pietät und Patriotismus eingepflanzt, eine größere Seßhaftigkeit erzielt und damit vielleicht ein Gegengewicht gegen die durch die Freizügigkeit hervorgerufenen Nachteile geschaffen werden.

Digitized by Google

Überhaupt wolle man den praktischen, reellen Gewinn nicht unterschätzen, den Staat und Volk aus einer erhöhten Fürsorge für die alten Bau- und Kunstdenkmäler ziehen würden. In einer Zeit, wo vor jeder Unternehmung zuerst nach den Prozenten, die davon zu erwarten sind, gefragt wird, in einer Zeit, die fast in all ihrem Thun und Treiben von materiellen Interessen, von dem Jagen nach finanziellem Gewinn beherrscht erscheint, ist es vielleicht angemessen, auch hierauf die Aufmerksamkeit zu lenken. Eine große Reihe von Techniken, deren Kenntnis unserm Volke im Verlauf der Zeit gänzlich verloren gegangen war, ist ihm allein durch die gelehrte Forschung wieder bekannt geworden. In dem Kampfe der Renaissance gegen die Gothik hatte man z. B. in vornehmer Geringschätzung der veralteten und verwilderten Weise auch deren große Vorzüge, z. B. ihre ausgebildete Kunst des Gewölbebaues, vergessen, und speziell die nordostdeutsche Niederung, die von der Natur nicht durch Gebirge, nicht durch große Lager von Kalk- und Sandstein ausgezeichnet, sondern allein auf den Backstein angewiesen ist, hat den größten Gewinn aus den bekannten Veröffentlichungen von Quast, Adler u. a. gezogen. Durch ihre Bücher, durch ihre Forschungen und Beschreibungen der alten Werke hat man bei uns erst wieder bauen gelernt. Ebenso steht es mit verschiedenen Arten der Goldschmiedekunst, mit der Leinenstickerei, der Glasmalerei und Brennerei, der Thonbildnerei, kurz den mannichfachsten Zweigen des Kunstgewerbes. Es ist erstaunlich, wie schnell unsre Kunsthandwerker in den letzten Jahren durch das eifrige Studium der alten Vorbilder und Techniken, auf die sie von den Gelehrten fast mit Gewalt getrieben werden mußten, vorwärts gekommen sind, wie viel sie gelernt haben. Aber noch gar vieles ist verborgen, noch manche Schätze müssen gehoben, die vorhandenen noch allgemeiner zugänglich gemacht werden. Wenn erst auch in kleinen Orten durchgängig die alten Denkmäler von ihrem Schmutz und ihrer Tünche befreit sein werden, wenn die Schönheit ihrer Profilirungen, die Sorgfalt ihrer Ausführung u. a. erst wieder überall an das Tageslicht gebracht sein wird, so wird das unfehlbar von anspornendem Einfluß auf unsre Baugewerke sein.

Es ist ferner zu berücksichtigen, daß jetzt die Kunstaltertümer infolge der hohen Preise, welche die Liebhaber dafür zahlen, bedeutende Kapitalien und geradezu einen Teil unsers Nationalvermögens darstellen. Und schließlich, welch großartige Einnahmequelle für eine Stadt, für ein ganzes Land schöne Sammlungen zu bedeuten haben, davon wissen München, Dresden und neuerdings auch Berlin zu erzählen, die durch den starken Zufluß von Fremden nicht bloß direkte finanzielle Einkünfte, sondern auch den indirekten Vorteil haben, in den Vordergrund des europäischen Interesses gerückt zu sein.

Aber hoch über diesen materiellen Vorteilen soll uns doch der ideelle Nutzen stehen und stehen bleiben. Durch die Beschäftigung mit der Geschichte und der Kunst seiner Vorzeit wird in jedem Volke der Patriotismus gefördert und die

Digitized by Google

Liebe und Anhänglichkeit zum Vaterlande geſtärkt. Den neueſten Aufſchwung und Zuſammenſchluß des Polentums hat nicht zum mindeſten die unermüdliche Thätigkeit ſeiner Gelehrten, ſeiner Hiſtoriker bewirkt. Möchte doch auch den Deutſchen endlich die Einſicht kommen, daß in ihrer Vergangenheit ein reicher, unerſchöpflicher Born für Unterrichtung und Anregung liegt, und daß ihnen nichts ſo ſehr nützen kann, als eifrige, hingebende Beſchäftigung mit der in Vorzügen und Fehlern gleich großen und lehrreichen Vergangenheit.

Biſſula.

Soziale und politiſche Intereſſen, zu lebhaftem Kampfe erregt, pflegen in unſern Tagen eine Fülle packender Gegenſätze und ſtark geſpannter Leidenſchaften zu entwickeln, in die ein Dichtertalent nur hineinzugreifen braucht, um Stoffe von lebendiger „Aktualität“ und nachhaltigſter Bedeutung zu gewinnen. Umſo wunderlicher nimmt ſich die in den letzten beiden Jahrzehnten aufgetretene Manier aus, bei Darſtellungen romanhafter Begebenheiten nicht ſowohl auf hiſtoriſche Stoffe im allgemeinen, als vielmehr auf jene entlegenen Zeiträume zurückzugreifen, die einer hellen geſchichtlichen Beleuchtung entbehren. An und für ſich wäre dabei ja nicht viel zu erinnern. Der Dichter nimmt ſeinen Stoff, wo er ihn findet, und hat, wenn er ſelbſt einmal von ihm begeiſtert iſt, nur noch zu fragen, ob es techniſch möglich ſei, aus dem vorliegenden Rohmaterial ein Kunſtwerk zu geſtalten. Im allgemeinen haben Stoffe aus der Vergangenheit gerade gewiſſe techniſche Vorzüge, die zur Ausarbeitung verlocken. Die Fabel iſt in ihren größern Zügen gegeben und beſitzt, als wirklich geſchehen, diejenige Folgerichtigkeit und innere Wahrheit, die freierfundenen Stoffen nur ein großes Talent zu geben vermag. Charaktere finden ſich vor, die, ſo wie ſie waren, nur nachgezeichnet zu werden brauchen. Der ganze ſeeliſche Inhalt der handelnden Perſonen läßt ſich mehr oder weniger deutlich aus den Überlieferungen rekonſtruiren. Der Verlauf der Handlung braucht nicht erſt künſtlich mit der Zeit derſelben in Einklang geſetzt zu werden, ſondern ergiebt ſich von ſelbſt. Rechnet man noch das etwas phantaſtiſche Intereſſe hinzu, mit dem die Leſer von vornherein Geſtalten aus der Vergangenheit betrachten, ſo könnte das alles wohl einen einleuchtenden Grund für den Verzicht auf den großen Vorteil lebendiger „Aktualität“ abgeben. Aber das alles — bis auf das letzte, phantaſtiſche Moment — hört mit der vollen kulturgeſchichtlichen Durchſichtigkeit eines Stoffes

Digitized by Google

auf. Von der Handlung stehen, wenn es hoch kommt, einzelne nackte Thatsachen ohne organischen Zusammenhang fest, von den Handelnden eben nur die Bezeichnungen der Handlungen, die sich an ihre Namen knüpfen, vom innern Leben der Persönlichkeiten allenfalls soviel, als man aus den Resten der zeitgenössischen Literatur über Empfindung und Weltanschauung der betreffenden Generationen erschließen kann, ohne jeden Bezug auf die Individualität Einzelner und auf die Motivirung ihres Handelns. Was kann nun ein Stoff, der aus dem Gebiete des Thatsächlichen so ungemein wenig nimmt, für einen irgend denkbaren Vorzug haben vor einer freierfundenen Handlung aus der Gegenwart, die sich mit dem großen Vorteil voller Anschaulichkeit und innerer, seelischer Erfahrung des Dichters darstellen läßt? Welch ungeheure Aufgabe, eine psychologisch detaillirte Handlung und innerlich lebendige Menschen, die volle Individualität besitzen, zu formen aus den spärlichen Brocken, die sich aus einem Dutzend verstümmelt und unvollständig auf uns gekommener gleichaltriger Literaturwerke zusammenlesen lassen! Wo sie nicht gelang, weil sie nicht gelingen konnte, ist dann mit Mühe und Not ein Werk entstanden, dem man beim besten Willen Existenzberechtigung nicht zusprechen kann. Ein Recht zu leben hat nur das Lebendige. Und im Interesse des Lebendigen gehört es sich, daß allem, was künstlich galvanisirt, durch ein paar krampfhafte und widerspruchsvolle Zuckungen den Schein des Lebens vortäuschen will, die Maske vom Gesicht genommen werde. Und nun sei es geradezu gesagt: Werke der oben skizzirten Art haben nicht einmal den gewöhnlichen indirekten Nutzen schlechter Bücher, den guten als Folie zu dienen. Sie sind nicht allein mißlungen, sie sind unwahr und verstecken diese innere Unwahrheit hinter dem die Menge bethörenden Aushängeschild historischer Charaktere und thatsächlicher Begebenheiten.

Oder ist es zu streng, derartige pseudo-historische Romane mit wirklich historischen zu vergleichen? Aber welchen Grund zu milderer Beurteilung könnten sie für sich in Anspruch nehmen? Und giebt es für die Beurteilung von Kunstwerken nicht immer nur ein Maß? Kann man je etwas andres verlangen, als die Innehaltung der jedem Genre eigentümlichen ästhetischen Gesetze? Nun, alle jene Romane, die es unter anderthalb Jahrtausenden der Vergangenheit nicht thun, sie suchen ja Nutzen zu ziehen aus enger Anlehnung an die Geschichte. Noblesse oblige: mögen sie auch den Anforderungen historischer Romane gerecht werden.

Der Mensch ist stets derselbe und ist immer ein andrer. Die einzelnen Bestandteile des Gefühls- und Geisteslebens ändern sich nicht. Aber als Triebfedern für die Handlungen und infolge davon vielleicht auch hinsichtlich ihrer Bedeutung für den einzelnen Menschen und ihrer Wertschätzung bei der Gesamtheit finden doch Verschiebungen unter ihnen statt, je nachdem im Laufe der Generationen das Menschenideal sich ändert und je nachdem durch die Gestaltung des politischen und sozialen Lebens bald diese, bald jene Saiten im Menschen

Digitized by Google

stärker berührt werden. Das historische Kunstwerk, das uns nicht blutlose Schemen, sondern Menschen vorführen will, hat sich deshalb vor nichts so sehr zu hüten, als vor einer gewissen konventionellen Psychologie, die für jedes Zeitalter gleich schlecht paßt. Wir wollen wissen, wie die Menschen einer bestimmten Zeit dazu kamen, so und nicht anders zu sein. Es muß uns deshalb gezeigt werden, in welchem Maße die einzelnen Elemente des menschlichen Seelenlebens bei der Mischung typischer Charaktere in Betracht kamen und durch welche äußern, aus dem Stadium der jeweiligen Kulturentwicklung entspringenden Bedingungen sie an Bedeutung gewannen oder verloren. Und das nicht in abstracto, sondern durch die Gestaltung und den Verlauf der Handlung selbst, die deshalb ebenfalls für ihre Zeit typisch sein muß. Wir sind ferner nicht gewillt, auf Treu und Glauben hinzunehmen, was der Dichter uns als Inhalt zeitgenössischer Charaktere schildert. Wir wollen selbst beurteilen, und fordern deshalb, daß alle jene großen Bezüge, die in ihrer Eigenart jeder Zeit ihr Gepräge geben, im Verlaufe der Handlung zur Geltung kommen.

Das sind Erfordernisse des historischen Romans als solchen; daß darüber die an den Roman als Kunstform im allgemeinen zu stellenden ästhetischen Anforderungen zu Recht bestehen bleiben, versteht sich von selbst.

Und nun aus dem Weiten ins Enge, aus der Beleuchtung des archäologischen Romans zum vorliegenden neuesten exemplum generis. Dahns neue Dichtung*) bezeichnet sich selbst als „historischen Roman," macht also wohl von vornherein keinen Anspruch auf die Schonung, die mancher weichherzige Leser in dankbarer Erinnerung an Ebers' rührselig-pyramidale Kunst den ehrwürdigen uralten Stoffen entgegenzubringen bereit ist. Er spielt im vierten Jahrhundert. Zu dieser Zeit hatte das Römerreich ein Jahrtausend glänzender Entwicklung hinter sich; längst hatte seine Kultur eine feste, reich gegliederte, eigenartige Gestaltung gewonnen; längst bestand ein Grundtypus römischer Charaktere, in dessen Rahmen Individualität und Zeitverhältnisse eine unendliche Zahl interessanter und hochbedeutender Persönlichkeiten sich entwickeln ließen. Aber bereits hatten in dem festen Gefüge römischer Zivilisation jene beiden Elemente Wurzel gefaßt, die bestimmt waren, sie einst zu vernichten. Das Christentum war unlängst zur offiziellen Anerkennung gelangt; kein Charakter konnte sich mehr bilden, ohne von ihm positiv oder negativ beeinflußt zu werden. Daneben war auch das Eindringen der germanischen Welt zu einer geradezu verhängnisvollen Bedeutung gediehen, war zu einem schwerwiegenden Faktor des öffentlichen Lebens geworden und spielte seine Rolle im Leben des Einzelnen und des Staates. Von allen diesen Sachen, sowie von den Elementen römischen Wesens überhaupt ist uns vollkommen genug überliefert, um einer dichterischen Phantasie die Dar-

*) Bissula. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1884.

Digitized by Google

stellung lebensvoller und für ihre Zeit charakteristischer Individualitäten zu ermöglichen. Ungeheure Gegensätze, gewaltige Aktionen wichtigster und für das Jahrhundert bezeichnendster Art waren da und wurden erlebt; auch spannende und typische Handlung konnte mit Leichtigkeit für ein Kunstwerk zusammengestellt und erfunden werden.

Dahn hat darauf verzichtet, die Vorgänge seines Romans im Mittelpunkte der Weltbegebenheiten sich abspielen zu lassen. Und darin hat er Recht. Der römische Kaiser und sein Hof, die Schwankungen der großen Politik waren besser als Hintergrund zu verwerten, durch den das Geschick eines kleinern Kreises von Personen an Intimität und Eindruck gewinnen konnte. Aber nicht eben so Recht hat er mit der starken Hervorhebung des Germanentums, dessen siegreichem Vorschreiten sein Roman fast ausschließlich gewidmet ist. Konsequenter und umsichtiger wäre es gewesen, lieber ganz und gar auf die direkte Benutzung der Zeitereignisse zu verzichten und sie gewissermaßen im reflektirten Lichte, in ihrer Wirkung auf die Lebenslose seiner Hauptpersonen zu zeigen. So hätte er allem gerecht werden können, und viel mehr, als nun geschehen ist, Raum gewonnen, um die mangelnde Extensivität der Fabel durch umso größere Vertiefung zu ersetzen. Aber abgesehen von dieser sehr einseitigen Hervorhebung eines willkürlich herausgegriffenen Elements der Weltlage: einen unglücklicheren Griff hätte er nicht wohl thun können, als diesen sehr zuversichtlichen in urgermanisches Volksleben. Es ist ja sehr zu bedauern, aber es ist doch nun so: wir wissen von dem innern Leben unsrer Vorfahren im vierten Jahrhundert im Grunde weniger als von dem der Griechen zur Zeit Homers. Täusche sich doch niemand darüber! Etwas Mythologie, eine ungefähre Vorstellung von der Form der zeitgenössischen Dichtung und eine oberflächliche Kenntnis der äußern Lebensgewohnheiten: wer ist der Zauberer, welcher aus diesem kümmerlichen Material Menschen zu bilden vermag, die uns in Zeiten schwerer Not und Gefahr ihr innerstes Denken und Fühlen offenbaren, deren seelischen Zustand wir in den heterogensten Stimmungen, unter den denkbar verschiedensten Umständen begreifen sollen? Und nun obendrein Menschen eines bestimmten Jahrhunderts, die in ihrer Art zu sein den Einfluß desselben erkennen lassen? Da das unmöglich ist, hat sich denn auch Dahn darauf beschränkt, uns seine Germanen in Kampf und kriegerischer Beratung zu zeigen, also gerade von einer Seite, in der der Empfindungsinhalt, der Kreis des seelischen Lebens fast garnicht zum Ausdruck kommt. Und so ist denn natürlich von jenen feinern Einflüssen des Zeitalters und seiner treibenden Motive noch weniger die Rede. Nimmt man einige wenige Andeutungen hinweg, so kann der Roman ganz ebensogut vierhundert Jahre früher in Gallien oder Britannien spielen. Nun stelle man sich einmal einen historischen Roman aus dem 18. Jahrhundert und aus Frankreich vor, der beinahe ebensogut auf das 14. und auf Deutschland paßte! Würde es einen einzigen Menschen geben, der nicht überzeugt wäre,

Digitized by Google

eine Karikatur vor sich zu haben? Wenn es aber bestimmten Zeiten und Lebenskreisen so sehr an darstellbarem charakteristischen Inhalt gebricht, sei es aus welchem Grunde man will, so ist das doch für jeden Unbefangnen ein deutlicher Beweis, daß es ihnen eben an allem fehlt, was ihre künstlerische Wiedergabe gestattet.

Und nun denke man sich unter Menschen, von deren Innerm wir nichts wissen, die Entwicklung einer Handlung verteilt. Natürlich kann es nur ein rein äußerliches Handeln sein: Krieg und wieder Krieg. Und so finden wir denn in der That wahrhaft nichtssagende Vorgänge von erschreckender Armut an innerer Gliederung und Entwicklung, eine Begebenheit, für deren völlige Beziehungslosigkeit zu den weltbewegenden Ereignissen keine psychologische Vertiefung, keine anmutige Kleinmalerei, ja nicht einmal eine schlichte Natürlichkeit der Darstellung entschädigt. Bei einem römischen Streifzuge gegen die Alamannen am Bodensee gerät Biffula, die Geliebte eines jungen germanischen Edeln, in römische Gefangenschaft. Die Alamannen unter Führung eines erwählten Herzogs stürmen das feste Römerlager; Biffula, die unterdes den üblichen Anfechtungen ausgesetzt war, wird frei und nach einigen weitern Umständen mit dem Geliebten vereinigt. Das ist eine Episode? Nein, das ist der Roman! Und in dieser entsetzlich dürftigen Handlung, die ihre Armut eben dem Hervorheben des germanischen Elements verdankt, kommen nicht einmal die römischen Charaktere zu ein wenig intimerer Entwicklung. Auch sie sind Krieger, weiter nichts. Ja selbst das, was über andre Kulturbeziehungen unter ihnen geredet wird — denn dargestellt ist absolut nichts —, beschränkt sich auf ein paar Phrasen. Dabei hat der Dichter wohl gefühlt, daß er uns etwas mehr schuldig sei. Er hat an der Seite der Tribunen und Soldaten den Dichter Ausonius eingeführt. Wir müssen ihm glauben, daß er ein Dichter sei. Er sagt es ja und zitirt ein paar Verse aus seiner „Mosella.“ Im übrigen unterscheidet sich sein Seelenleben von dem seiner kriegerischen Freunde kaum anders als durch einen größern Hang zur Bequemlichkeit. Weshalb in aller Welt ist nicht wenigstens die eine sich bietende Gelegenheit ausgenutzt, die Typen der römischen Kulturwelt in einiger Vollständigkeit vorzuführen? Es ist soviel Raum an ganz Nebensächliches verschwendet, daß wenigstens Mangel an Platz nicht zur Entschuldigung dienen kann. Weshalb z. B. die sogar durch eine Abbildung oder besser durch ein Schema verdeutlichte Schilderung des Römerlagers? Kam für die Handlung irgend etwas darauf an, ob dies und jenes Ereignis an der porta praetoria oder der porta decumana vor sich geht? Der Dichter hat offenbar seine Leser orientiren wollen über den Bau eines Römerlagers. Ist ihm denn aber dabei garnicht in den Sinn gekommen, daß ein poetischer Stoff, der zu seinem Verständnis schematischer Zeichnungen bedarf, doch wohl recht mißlich ist? Daß alle diese Einschränkungen auf der einen und Notwendigkeiten auf der andern Seite, die den freien Flug des dichterischen Talents aller Orten hemmen, doch nur daher kommen, weil etwas poetisch dargestellt werden soll, was dieser Darstellung absolut unzugänglich ist?

Damit soll nicht gesagt sein, daß alle Ursachen für das Mißlingen des Werkes in dem stofflichen Fehlgriff enthalten wären. Selbst aus Personen und Begebenheiten, wie sie der Entwurf dieses Romans nun einmal enthielt, hätte sich denn doch noch etwas andres machen lassen. Aber der Dichter hat es sich leicht, unverantwortlich leicht gemacht. Je weniger ihm seine germanischen Charaktere die Möglichkeit reicherer, individueller Ausgestaltung boten, umso

Digitized by Google

mehr hätte er sich in die römischen vertiefen sollen. Und nun machen die erstern trotz aller Einseitigkeit noch einen frischeren Eindruck, als die letztern! Ein ähnliches Arbeiten nach der Schablone, wie es hier stattgefunden, war sonst nur bei der fabrikmäßigen Anfertigung von Leihbibliothekswaare erhört. Wer das zu hart findet, der sehe sie doch genau an, diese Saturninus und Herkulanus! Menschen mit zwei oder drei Gedanken im Kopfe, Leute, die uns von ihrem Denken und Fühlen schlechterdings nichts weiter verraten als eine maschinenmäßige Reaktion auf die von außen herantretenden Störungen. Alles ist für den Bedarf des Augenblicks zugeschnitten. Ist es nötig, daß jemand auf diesen und jenen Anreiz in bestimmter Weise reagirt, so taucht aus der Dunkelheit seines Charakters plötzlich die entsprechende Eigenschaft auf, um sofort wieder zu verschwinden, ohne die leiseste Hindeutung auf einen Mittelpunkt, einen seelischen Kern, von dem aus Gefühl und Leidenschaft als Zusammengehöriges, in dieser eigenartigen Kombination nicht zum zweitenmal Vorhandenes verständlich wird. Natürlich kann unter diesen Umständen von einer Herleitung der Handlung aus den Charakteren nicht die Rede sein. Das, was geschieht, ist mit dem Wesen derer, durch die es geschieht, fast ausnahmslos so locker verbunden, daß man sich alle Charaktere ganz gut in ihr Gegenteil umgewandelt denken könnte, ohne daß die Handlung im wesentlichen eine andre werden müßte. Höchstens der hervorstechende Charakterzug der Germanen, ihre ungestüme Kriegslust, ist davon auszunehmen.

Ein einziges mal hat der Dichter sich an einer detaillirten Charakterzeichnung versucht, und sie ist ihm — mißglückt. Das ist umsomehr zu bedauern, als die erste Anlage in der That viel versprach. Bissula, die Heldin, ist eine pikante Schönheit voll Temperament und ausgeprägter Selbständigkeit des Willens. Allein in dem Bestreben, dies an Vorgängen aufzuzeigen, die innerhalb des Lebens- und Bildungskreises dieses Barbarenkindes lagen, ist ihm die ursprünglich anziehende Figur zum Zerrbilde geworden. Sie „taucht wie eine Otter“ und beißt um sich, als man sie aus Lebensgefahr retten will. Sie klettert, die erwachsene Jungfrau, auf Bäumen herum und rutscht, mit ihren Mädchenkleidern angethan, angesichts ihres Liebhabers am Stamme herab. Und dies Wesen, das doch stark an die Lehre der Abstammung vom Affen gemahnt, ist dann wiederum der zartesten Empfindung und reinsten Mädchenhaftigkeit fähig.

Wir wollen zu des Dichters Entschuldigung annehmen, daß ihn die Art und Weise, wie er das Wesen der Alamannen schildert und wie er sie sprechen läßt, zu diesen speziellen Geschmacklosigkeiten geführt hat. Aber dann muß sich unser Tadel umso schärfer gegen Schilderung und Sprache richten. Sie sind in der That von unglaublicher Gespreiztheit und Unnatur. Daß die Leute, wenn sie von Butter und Käse sprechen, in Stabreimen reden, ist etwas ganz gewöhnliches. Hübsche Mädchen haben „reizend schnuppernde Näslein,“ das Fieber ist eine „heißkalte Katze, die unsichtbar den Leib schüttelt wie eine Maus.“ Woher dann auch der Leib „heißkalt“ wird, ist bei dieser Metapher rätselhaft. Wir wissen nicht, wie die Germanen zu jener Zeit gesprochen haben, denn die Sprachweise ist von der Anschauung über das Ideal des Menschen und sein Verhältnis zu den andern abhängig. Aber gesucht und geziert haben sie im gewöhnlichen Gespräch nicht gesprochen; das dürfte zweifellos sein. Und am allerwenigsten werden sie ihre Phantasie gemartert haben, um so vertrackte Ausdrucksweisen zu finden, wie Adalo: „Sie ist [nämlich die Spottrede] ein stumpfer

Digitized by Google

kleiner Bolz, mit dem man das herzige Rotkehlchen trifft, Donars elbischen Liebling, nicht, es zu wunden, nein, ungefehrt es zu fahen, und in das Gehöft zu tragen, an unsern Herd, auf daß es uns lieblich singe, Jahr für Jahr." Es ist möglich, daß die Wörter „wunden," „fahen" und „ungefehrt" geheime und große Vorzüge vor „verwunden," „fangen" und „unverfehrt" besitzen; sicher ist es, daß die Tage damals länger gewesen sein müssen, um diese entsetzliche Weitschweifigkeit der Rede bei den geringfügigsten Anlässen zu gestatten. Denn auch die Knechte erzählen nicht: „Er nannte mich einen Ochsen," sondern: „Er schrie ein Wort in eurer Sprache ... es bedeutet ein horntragend Tier." Das ist ebenfalls mit einem Worte zu kritisiren, es bedeutet Mangel an Geschmack und Natürlichkeit.

Ein Autor, der etwas auf sich hält, sollte endlich im Dialog nicht zu den verbrauchtesten Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen. Wendungen wie die: „Du mußt deinem Herrn folgen, und der —" „Bin ich," sprach eine tiefe Stimme — erinnern doch allzusehr an den Stil der Kolportageromane, die vom Küchen- und Stallvertrieb leben. Vollends unleidlich werden sie, wenn ihrem wohlfeilen Effekt zu Liebe der Satzbau und die Wortstellung eine gekünstelte Zuspitzung erfahren müssen: „Ich brächte sicher heim unsers Volkes —" „Unterwerfung," schloß der Herzog.

In Summa: Dahns „Bissula" ist ein unerfreuliches Buch, dessen buchhändlerischer Erfolg den Verfasser eigentlich beschämen müßte. Denn er, der soviel besseres kann, weiß doch sehr wohl, daß er ihn nur der Beschränktheit und Kurzsichtigkeit des Publikums verdankt, das eben alles, was ihm im phantastischen Gewande ferner Vergangenheit geboten wird, auf Treu und Glauben annimmt. Diese einfältige Leichtgläubigkeit auszunutzen, überläßt ja ein jeder ernsthafte Mann den Industrierittern von der Feder. Aber man sollte ihr auch nicht entgegenkommen dadurch, daß man Unreifes und Gehaltloses auf den Markt wirft, weil man vielleicht ein Produkt müßiger Stunden gedruckt sehen möchte, oder weil der Verleger, wohl wissend warum, auch einmal mit leichter Waare zufrieden ist.

Und noch etwas andres gilt es hier. Das deutsche Professorentum erfreut sich überall in der Welt, wo Bildung herrscht, hoher Achtung und Ehre. Nun kann ja sicherlich ein tüchtiger Professor zugleich ein guter Dichter sein, und wo ein Stoff ihm die Phantasie erregt, ist nicht abzusehen, warum er ihn nicht poetisch darstellen sollte. Nur sollte er immer bedenken, daß unser Volk gewöhnt ist, seine Professoren an der Spitze der Bildung marschiren zu sehen, und nur Gutes, Gediegenes von ihnen zu erwarten. Es wäre schlimm, wenn in unsern Tagen des Materialismus die Menge in dieser Überzeugung erschüttert würde. Und doch wird selbst der geduldigste Leser Bücher, wie das vorliegende, nicht zur Seite legen, ohne ein parturiunt montes zu murmeln.

Digitized by Google

Auf der Leiter des Glücks.

Novelle von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Ein andres mal war der Politiker von Waltershausen nicht gegen Frau Anna, sondern gegen den Fabrikanten selbst auf ein verwandtes Thema zu sprechen gekommen.

Ich kenne jetzt Ihre loyalen politischen Prinzipien, hatte er gesagt, aber wozu demonstriren Sie immer noch mit dem leeren Knopfloch? Das hatte seinen Sinn, als wir noch junge Tollköpfe waren. Jeder junge Mensch ist zu drei Vierteilen Republikaner. Da will man nicht für einen Fürstendiener gehalten werden. Aber in unserm Alter? Jeder Besitzende hat doch die Pflicht, auch durch seine Haltung auf die Menge zu wirken. Ein Orden ist heutzutage, was Anno 48 die schwarzweiße oder die scharzgelbe Kokarde am Hute war, ein Zeichen, daß man sich nicht schämt, für einen Gutköniglichen, Gutkaiserlichen zu gelten. Sie haben bei der letzten Überschwemmung in ihrer Provinz an der Spitze eines sehr verdienstlichen Komitees gestanden. Ich werde Sie auf die Liste der Ordenskandidaten bringen lassen. Erheben Sie keine Einrede. Wir haben hier sämtlich das nämliche Schicksal über uns ergehen lassen. Bürgerstolz und Adelsstolz wachsen aus der nämlichen Hochmutswurzel. Was wollen Sie den Cato spielen? Auf die Länge müßten wir andern es wahrlich als eine Beleidigung betrachten. Wozu sich solchen Mißdeutungen aussetzen?

Als der Fabrikant seiner Frau davon erzählte, sagte sie: Du bist solcher Auszeichnung nicht minder wert als irgend einer. Daß man sich nicht dazu gedrängt hat, muß einen beruhigen. Wir sind einmal nicht mehr in unsrer entlegenen Provinz. Unsre ganze Einrichtung hat uns zum Gegenstande allseitiger Beobachtung gemacht. Lassen wir werden, was werden muß. Umso weniger können uns die Leute beschreien.

Digitized by Google

Es ist zum Lachen, stimmte der Fabrikant in ungemütlicher Schärfe bei, aber du sprichst ganz meine Gedanken aus: wir sind nicht mehr unsre eignen Herren! Es ist zum Lachen.

Als die Zeitung mit den Ordensverleihungen eintraf, zeigte sichs, daß Herrn von Waltershausens Einfluß von ihm nicht überschätzt worden war; der Fabrikant K. B. Hartig stand richtig auf der Liste.

Wenige Tage darauf langte die Dekoration selbst an. Kaspar Benedikt mußte sie, seiner Gattin zu Liebe, anlegen und dann Arm in Arm mit ihr die schönsten Räume der Villa durchschreiten.

Es ist der Anfang, sagte sie, als beide Gatten vor einem Spiegel Halt gemacht hatten, man kann nicht wissen, was noch werden will.

Doch! man kann es wissen, widersprach der Fabrikant. Es war das erste mal in seinem Leben, daß er in solchem Tone widersprach.

Wieso kann mans wissen? fragte sie verwundert.

Er zog sie von dem Spiegel fort.

Folgendes wird werden, sagte er, wenn man nämlich nicht mehr seinem eignen Kopfe folgt. Man wird seine linke Rockseite von Jahr zu Jahr immer bunter werden sehen und sie doch bald nicht mehr bunt genug finden. Man wird sich dann überlegen, ob es überhaupt nicht schicklich sei, daß man es auch mit dem Von-Titel versuche, und es werden sich gute Menschen finden, die einem dazu verhelfen. Man wird dann merken, daß andre ihrem Namen nicht nur etwas vorsetzen, sondern auch noch etwas anhängen ließen. Und auch dafür wird Rat geschafft werden. Mit einem Wort —

Mit einem Wort, ergänzte Frau Anna, es wird einem ergehen wie der Frau Ilsebill in dem abscheulichen Märchen. Du hast Recht, Kaspar Benedikt. Ich glaubte wahrlich, du wärst mir böse. Wir sind hoffentlich beide schuld, daß es soweit gekommen ist, und nicht etwa ich allein?

Ich allein bin schuld, antwortete der Fabrikant.

Nein, ich nicht minder, widersprach sie.

So ist es ja überhaupt nicht gemeint, beruhigte er sie; man wird uns heute und morgen Glück wünschen, und wir werden kein saures Gesicht dazu ziehen. Im Gegenteil, wir werden uns die Freude nicht vergällen und jedem sagen, daß wir uns geehrt fühlen.

Also wir freuen uns nun dennoch?

Warum nicht? Wenn wir nur darüber einig sind, daß nicht werden soll, was werden will.

Sondern daß wir genügsam sind und nicht immer nach mehr verlangen. So ist es.

Etwas mußte geschehen, sagte sie; du hast gehört, wie der Herr von Waltershausen schon von beleidigendem Bürgerstolz zu reden begann. Jetzt haben wir gethan, was schicklich war.

Digitized by Google

Nicht mehr und nicht weniger.
Und dabei bleibt es.
Dabei bleibt es.
Das heißt: um eine Audienz wirst du jetzt einkommen müssen.
Um mich zu bedanken? Hm.
Das ist nun einmal nicht anders, Kaspar Benedikt.
Ich habe lange keinen Frack angelegt.
Wir werden einen neuen beim Schneider bestellen.
Wohl gar beim Hofschneider! Ei, ei.
Natürlich! Nur keine altmodischen Fracks!
Es ist zum Lachen! brummte der Fabrikant, aber er lachte keineswegs.

Viertes Kapitel.

Es war ein entzückendes Frühjahr, aber nirgends hatte der Mai eine solche Fülle von Duft und Farbenschmelz dem Boden entlockt als in dem Garten der berühmten Villa.

In der That, wenn die Villa für ihre Besitzer auch gar eigenartige Fesseln mit sich brachte, ihr Erbauer hatte alles aufgeboten, um sie so vollkommen wie möglich herzustellen; an ihm lag es nicht, wenn noch etwas zu wünschen übrig bleiben sollte.

Dies Etwas wäre, wenn es überhaupt zur Sprache hätte kommen dürfen, wohl gerade gegen das Übermaß desjenigen gerichtet gewesen, wofür der Architekt prämiirt worden war: gegen die Vollkommenheit seiner Schöpfung. Den Winter über hatte man diese Vollkommenheit im Innern des Hauses als etwas die Persönlichkeit einigermaßen Bevormundendes empfunden oder doch dunkel geahnt. Jetzt kam im Garten etwas Verwandtes zur Geltung. Das kleinste Fleckchen war mit unübertrefflichem Geschick einem bestimmten Zwecke dienstbar gemacht. Dort durften die Bäume nur eine gewisse Höhe erreichen, damit auf die Sonnenuhr kein Schatten falle. Hier mußte ihr Blätterschmuck in solcher Weise gebändigt werden, daß die kleine Kanone Mittags durch den Strahl des Brennglases an sonnenhellen Tagen unfehlbar abgebrannt werde. Die Boskets hatte aus Gefälligkeit gegen den Erbauer der Hofgärtner des regierenden Herrn eigenhändig gepflanzt. Die Farbe derselben, wie sie im Laufe des Jahres wechselt, war bei der Auswahl der Laubhölzer mit einer Feinheit der Berechnung abgestimmt worden, daß von einer musikalischen Durchlaucht, die den Garten mit ihrem Besuch beehrt hatte, die Wirkung in ihrer hellen Heiterkeit einer Haydnschen Symphonie verglichen worden war. Der Boden erfreute sich allerorten genau derjenigen Mischung, in welcher die für ihn vorgeschriebenen Pflanzen sich zu ihrer höchsten Schönheit entwickeln sollten, und auch hier war wie in einem

Digitized by Google

Orchester alles aufs feinste abgestimmt, sodaß jede wirkliche Änderung einen grellen Mißton hervorgerufen haben würde.

Es kamen wiederum zahlreiche von dem Architekten, dem Hofgärtner, dem Lieferanten der Sonnenuhr und dem Verfertiger der Mittagskanone auf die Hartigsche Villa aufmerksam gemachte Besucher, und das Ehepaar erlebte von neuem die Freude — soweit es eine war —, das Besitztum für die gelungenste Lösung der in dem Worte Villa liegenden Aufgabe erklärt zu sehen. Der junge Prinz Ottokar selbst ließ um die Erlaubnis bitten, den Garten und die Treibhäuser besehen zu dürfen, und so wenig das Hartigsche Paar auch in kleinstädtischen Begriffen über die Größe der ihm dadurch zugedachten Ehre befangen war, und so schicklich einfach es sich auch für den Empfang des Prinzen kostümirte, das Geschäft des Herumführens, Zeigens und Erklärens gestaltete sich doch für Kaspar Benedikt zu einem nicht unbefriedigenden Exerzitium im Umgang mit Menschen höherer Gattung, für Frau Anna aber gar zu einem wirklichen Vergnügen, das ihr noch Wochen lang Stoff zu allerhand kleinen Bemerkungen über die beneidenswerte Tournüre vornehmer Leute bot.

Beim Weggehen sagte der Prinz übrigens ein Wort, das den Nagel auf den Kopf traf. Lieber Herr Hartig, sagte er, ich danke Ihnen, und wenn Sie erlauben, spreche ich einmal in andrer Jahreszeit in der Villa Sans-pareil wieder vor. Ich hätte Sie anfangs fast beneidet; aber soweit soll es denn doch nicht kommen. Sie haben das Glück, sich an fertigen Dingen freuen zu können. Ich bin leider von jeher nur im fortwährenden Umgestalten, Einreißen und Neuschaffen zu einiger Befriedigung gelangt. Gäbe der Herrgott mir das Paradies selber in Hut, mit der Bedingung, daß ich zur Rolle eines bloßen Custode darin verurteilt wäre, ich fürchte, ich müßte depreziren.

Custode — ein fatales Wort! Glücklicherweise hatte niemand als der Flügeladjutant das Wort gehört, nicht einmal Frau Anna.

Aber dem Fabrikanten war es im Ohre hängen geblieben. Custode ... es hatte einen sehr empfindlichen Nerv getroffen, das so harmlos hingesprochene Wort.

Custode in dem eignen Besitztum! Man konnte sich nicht beißender ausdrücken. In der That, wem gehörte denn die Mustervilla? Die ganze gebildete Welt hatte hier ein Recht, gegen ein Umgestalten, Einreißen, Neuschaffen, wie der Prinz dergleichen liebte, Protest zu erheben. Der Prinz selbst war unter den leidenschaftlichen Bewunderern der unübertrefflichen Schöpfung gewesen. Er wollte wiederkommen. Es war unmöglich, daran zu rühren. Man hatte in der Mustervilla etwas erworben, das mit dem Hildesheimer Silberfund, mit der Venus von Milo, mit der Pyramide des Cheops auf gleicher Stufe stand. Wie unglaublich die Sache auch war, antasten ließ sich die Villa nicht. Eigentlich hätte sie Staatseigentum werden und solcherart für alle Zeit gegen Barbarenhände geschützt werden sollen.

Digitized by Google

Diese Reflexionen stellte Kaspar Benedikt nach seiner Weise im stillen an. Wozu Frau Anna damit plagen? Im Grunde konnte man sichs ja auch wohl auf andre Weise im Paradiese wohl sein lassen, als auf die Façon des Prinzen Ottokar.

Liebe Frau, sagte er, ich denke mir, dies merkwürdige Besitztum wird den Leuten zeitlebens zu spintisiren geben, und das allein schon wäre für uns ein Grund, uns daran herzlich zu gaudiren. Ich spreche nicht von denen, die es uns nicht gönnen. Deren giebt es hoffentlich nicht gar viele. Neid und Mißgunst sind so üble Seelenkrankheiten, daß unsre gegen alle Krankheiten mit immer wachsendem Erfolge zu Felde ziehende Zeit gewiß auch für die Verminderung jener Krankheiten Sorge getragen hat. Nein, ich spreche von unruhigen Köpfen, wie unser glücklicherweise nicht successionsfähiger Prinz Ottokar.

Er gefiel mir ausnehmend, begütigte Frau Anna.

Auch mir, stimmte der Fabrikant bei.

Aber du sagtest doch —

Daß ihm bei seiner Jugend und seinem ungestümen Temperament im Grunde des Herzens doch kaum ganz verständlich sein mag, wie man jemals über die Lust am Umgestalten, Einreißen und Neuschaffen hinaus gelangen kann. Und solcher Leute giebt es gewiß viele.

Nun, hie und da ein Nelkenstöckchen zu setzen —

Aber als ob uns jemand daran hinderte! fiel der Gemahl ihr ins Wort. Ist unser Eichenwäldchen nicht ein Sammelplatz, auf dem sich unsre Grillen nach Belieben austoben können? Ich hoffe, du willst nicht, den unruhigen Köpfen zuliebe, dir einzureden beginnen, es sei wirkliche Befriedigung dabei, wenn man eine Gesneria pflanze, wo eine Crassula steht, oder ein Zygophyllum, wo sich eine Centaurea wohl fühlt, oder ein Hedysarum, wo eine Lantana gedeiht, oder eine —

Kaspar!

Oder eine Lachenalia, wo sich ein Draco —

Kaspar Benedikt!

Wo sich ein Dracocepha —

Aber bester Hartig!

Wo sich ein Dracocephalum, zu deutsch ein Drachenkopf, wohl fühlt.

Frau Anna mußte sich setzen. Du bist über Nacht ein Lateiner geworden? rief sie.

Wenigstens ein angehender Botaniker, lachte der Fabrikant. Was ich sagen wollte, fuhr er fort, ist nur folgendes. Diejenigen, die sich den Kopf darüber zerbrechen, wie wir nur nicht einfältig genug sind, uns ihrem Spotte auszusetzen, also entweder uns hier nicht ganz und gar behaglich zu fühlen oder dreinzupfuschen nach Art von bornirten Krautköpfen, die müssen wir, wie sies verdienen, abführen. Wie können wir das am besten? Ich denke, indem wir uns die

Digitized by Google

Mühe nicht verdrießen lassen, unser schönes Besitztum so lange und so gründlich zu studiren, bis es in Wirklichkeit ein Teil von uns geworden ist und uns ganz auf den Leib paßt. Mit der innern Ausstattung sind wir schon ziemlich im Reinen. Wir wissen, warum nicht Mahagonimöbel in unser sogenanntes Herrenzimmer taugten, sondern Nußbaum in Verbindung mit Ebenholz und knappem Intarsiaschmuck; wir haben es jetzt schon im bloßen Gefühl, daß zwischen den Nußbaumlambris, der Balkendecke aus lichtem, gemasertem Holz, dem hohen und breiten Serpentinkamin, der Stutzuhr aus Ebenholz mit dem Zifferblatt aus mattem Silber und Schmelz, daß zwischen dieser ganzen, den venetianischen Palästen so gut abgelauschten Ausstattung nicht das nüchterne und gemein gewordene Mahagoni seinen Platz finden konnte; wir wissen, daß —

Du weißt es, mußt du sagen, oder vielmehr ich, der ewig fleißig studirende Kaspar Benedikt, weiß es, fiel ihm Frau Anna in die Rede, denn bei mir im Kopfe sieht es noch erstaunlich dunkel aus, und mein guter Mann muß sich noch auf manche Geduldsprobe gefaßt machen. Aber Recht hast du wie immer, und mir ist plötzlich in der Villa Anna noch einmal so leicht ums Herz. Zu meiner Entschuldigung mag etwas dienen, was nun auch heraus soll — mich drückte der Gedanke: wie wird sich unser Berthold und mit wem wird er sich hier einrichten? Nun, Gott sei Dank! Ich habe für ihn jetzt auch eine Braut — rate!

Daher also in letzter Zeit deine Zerstreutheit? lachte Kaspar Benedikt; wenn ihr Weiber nur Heiratsprojekte schmieden könnt!

Rate! Ich habe meine Zeit hoffentlich auch nicht schlecht angewendet.

Was soll das Raten helfen? Unser Berthold steckt wer weiß wo im Urwalde. Wenn er sich in eine kupferfarbige Indianerin verliebt hat, müssen wir es uns gefallen lassen.

Schäme dich.

Wir sind doch keine regierenden Herren, die, ohne ihre Kinder zu fragen, über deren Hand und Herz verfügen. Dir ist wohl die Verlobungsgeschichte von dem spätern Erbauer des Meißener Schlosses, von der wir neulich lasen, zu Kopfe gestiegen. Wie alt oder wie jung vielmehr war die kleine Tedeua noch, als man sie für ihn auf die Seite stellte? Neun Jahre, denke ich, und ihr Verlobter siebzehn. Nein, Alte, der Berthold soll sich im Punkte des Heiratens nicht von uns bevormunden lassen.

So behalt ich meine Weisheit auch für mich, schmollte Frau Anna.

Es ist übrigens ein Brief von ihm da. Er kommt nächstens heim.

Und das sagst du mir erst jetzt?

Der Brief mußte heraus, und Frau Anna war wieder ganz Glück und Sonnenschein. Er wird mit seiner Braut zufrieden sein, rief sie, dafür übernehme ich die Bürgschaft.

Sie würde im Besitz der Brille des Köhlers in dem Däumlingsmärchen

Digitized by Google

diese Bürgschaft nicht übernommen haben, denn während sie so redete, war Hermione in einem sehr ausgelassenen Zwiegespräch mit dem Prinzen Ottokar begriffen, sie, über die verschlossene Pforte des großen buschigen Hintergrundes der Villa Mockritz hinweg dem prinzlichen Pferde auf der Fläche ihrer zierlichen Hand kleine Zuckerstückchen reichend, er, vom Sattel herab mit eingekniffenem Augenglase, während er muntre Geschichten auftischte, sich an dem reizvollen Bau ihrer maßvoll entwickelten Gestalt mit Kennermiene weidend. In einiger Entfernung hielt der Flügeladjutant mit dem Blick nach der Richtung, wo etwa Störungen zu befürchten waren, und erst als er durch ein Räuspern zur Vorsicht mahnte, brach der Prinz das Plauderstündchen ab und sprengte mit jenem davon.

Fünftes Kapitel.

So oft über die Ehe tiefe Spekulationen angestellt werden, pflegt man bis auf Sokrates zurückzugreifen, wobei die doch ohne Zweifel nach vielen Richtungen musterhafte Gattin desselben in eine möglichst unvorteilhafte Beleuchtung gerückt wird. Oder geschieht ihr damit kein Unrecht? Läßt sich nachweisen, daß sie sich anders betrug, als die meisten aufbrausend gearteten Naturen sich betragen würden — gleichviel, ob männliche oder weibliche —, wenn nämlich das Schicksal sie mit einem völlig entgegengesetzten Wesen zusammenschmiedete? Frau Sokrates war, wie es scheint, haushälterisch und treu, möglicherweise auch angenehm von Gestalt und Gesicht, denn alle Äußerungen des großen Weltweisen wenden sich in Betreff seiner Xanthippe einzig gegen die Heftigkeit ihrer Impulse und die Zügellosigkeit ihrer Zunge. Daß ich dein streitsüchtiges Temperament, sagte er zu einem Freunde, sogut ertrage, dankst du meiner Xanthippe. Meine Henne gakelt viel, aber sie bringt mir Hühnchen, belehrte er einen andern. Wer auf einem schwer regierbaren Pferde das Reiten lernte, der hat den Vorteil, auch mit einem fügsamern fertig zu werden, so äußerte er gegen einen dritten. Immer ist es einzig ihr hitziges Temperament, von dem er zu erzählen weiß. Wie verglich er den Lärm in seinem Hause mit dem Straßengeräusch und den Vorteilen desselben? Wer in einer lärmenden Geschäftsstraße wohnt, sagte er einmal, der hört nicht mehr das Wagenrasseln. Daß er so über die Mutter seiner Kinder redete, läßt freilich vermuten, daß die Häuslichkeit des Sokrates auch für die Nachbarn störend war. Er brauchte die Kunde von den daheim bestandenen Scharmützeln nicht erst unter die Leute zu bringen. Aber wenn er solcher Art für den großen Erfahrungssatz eintrat, daß stürmische Naturen vor allem in der Ehe auf Nachsicht Anspruch haben, und daß die Ehe überhaupt in den meisten Fällen die wichtige Nebenaufgabe lösen soll, eine Schule der Geduld zu sein, so thut man umsomehr Unrecht, Frau Xanthippe, wie es zumeist geschieht, sich als etwas Abschreckendes und einzig in

Digitized by Google

seiner Art Dastehendes vorzustellen. Im Gegenteil empfiehlt es sich, um dem Beispiel des Sokrates wirklich nacheifern zu können, die Gattin desselben sich ganz so aufbrausend und wieder auch ganz so herzensgut auszumalen, wie Temperamente dieser gemischten Art uns selbst so häufig im Leben begegnet sind. Denn an dem Beispiel des Ausharrens mit und neben einer Furie können wir nichts lernen. Das liegt außerhalb unsers Vergleichungsvermögens. Dagegen lernen wir viel eigne Selbstbeherrschung an dem Beispiel der die Grenze nicht maßlos überschreitenden Selbstbeherrschung eines andern. Nach dem Ausspruch eines englischen Denkers ist die Ehe, je nachdem wir sie mit Liebe oder mit Haß zu sättigen beflissen sind, das vollkommenste Bild des Himmels oder der — Hölle. Daß sie dem letztern Bilde entsprechen kann, dafür liefert die Geschichte zahlreiche Belege. Der Begriff des Himmels ist ein minder bestimmter, und wie am wirklichen Himmel Regen und Sonnenschein sich ablösen, wird die mit ähnlichem Wechsel ausgestattete Ehe noch immer dem Himmel verglichen werden dürfen. Man muß dabei nur vor allem an dem Glauben festhalten, daß sich die Wolken zerstreuen lassen. Und guter Wille vermag dabei gerade soviel, wie er wenig oder nichts vermag, um am wirklichen Himmel auf Regen oder Sonnenschein Einfluß zu üben.

Dies waren so etwa die Auseinandersetzungen, mit denen Kaspar Benedikt — denn er hatte den Winter über erstaunlich viel in der Bibliothek der Mustervilla umhergestöbert — seine Gattin belehrte, eine Ehe könne auch ohne die vorgängige Einmischung erfahrener Leute recht wohl eine glückliche werden, und eine Braut für Berthold, den Adoptivsohn, auszusuchen, sei daher ein müßiges Beginnen.

Was heißt überhaupt eine glückliche Ehe? sagte er, die Leiter des Glücks, so las ich irgendwo, hat für den Ungenügsamen unzählige Sprossen, der Genügsame richtet sich gleich auf der untersten Sprosse ein und befindet sich dort ganz behaglich; versteht sich unser Sohn auf solche Genügsamkeit, so mag er in Gottes Namen lediglich sein Herz und nicht erst lange unsre grämliche Klugheit zu Rate ziehen.

Im übrigen gefiel ihm die junge Person, auf welche Frau Anna ihr Augenmerk gerichtet hatte — man errät, daß es Fräulein Hermione von Mockritz war —, ganz so gut, wie sie jedem, der nicht in Vorurteilen befangen war, gefallen mußte.

Natürlich ahnt Hermione nichts davon, sagte Frau Anna, sie ist nie, wenn ich mit Frau von Mockritz von solcher Möglichkeit sprach, in der Nähe gewesen. Woran mir nur lag, war ein allmähliches Vorbereiten des Bodens, auf den man zu treten hat. Es hieß, wie du weißt, Prinz Ottokar habe sich für sie interessirt. Das, versichert die Mutter, ist bloßes Gerede gewesen. Frau von Mockritz hat mit Hermione, wie früher auch mit ihren älteren Töchtern, die Hofbälle besucht. Da hat Prinz Ottokar sie etwas auffallend ausgezeichnet.

Digitized by Google

Die verständige Mutter ist daher in letzter Zeit ganz vom Hofe ferngeblieben. Weiter hat die Sache nichts auf sich gehabt.

Liebe Frau, erwiederte der Fabrikant, ich habe nichts dagegen, wenn sich Berthold in sie verliebt. Sie ist munter, hübsch, gut erzogen, man sieht sich an ihr nicht satt, auch höre ich sie nie gegen ihre Mutter ein unkindliches Wort reden. Aber völlig freie Wahl soll er haben. Und dann — die Mockritz sind von Adel. Wir wollen doch womöglich in unsrer Sphäre bleiben.

Frau von Mockritz hat schon zwei ihrer Töchter an Bürgerliche verheiratet.

Ich weiß es; aber wenn sie für gut befunden hat, aus ihrer Sphäre herabzusteigen, finde ich noch keinen Grund darin, umgekehrt aus unsrer Sphäre uns höher hinaufzudrängen.

Als ob du nicht den Adel haben könntest! Major von Stobbe mag manche Dinge anders ansehen, als sie in Wirklichkeit sind, aber —

Aber wenn ich dem Militärfiskus den bewußten Schießplatz zum Geschenk machen will —

So heißest du Tags darauf Herr von Hartig.

Wie ich eben durchaus nicht zu heißen wünsche, gerade so wenig hoffentlich wie du Frau von Hartig.

Du weißt, ich habe keinen Wunsch, als daß dirs wohl geht und du mit deiner Frau zufrieden bist.

Also, nichts mehr davon. Vielleicht hat Berthold nicht einmal Neigung zum Heiraten.

Das kann nicht dein Ernst sein, protestirte Frau Anna.

Auf mich kommt es ja garnicht an.

Mit unsern so vorsorglich eingerichteten Kinder- oder Enkelzimmern! jammerte Frau Anna. Berthold nicht heiraten!

Man heiratet doch nicht einem Baumeister zu Gefallen.

Frau Anna ließ sich nicht irre machen. Sie kannte ihren Kaspar Benedikt. Er wollte Zeit haben, eine Sache im stillen zu überlegen. Es galt, nichts zu überstürzen.

So ging der Frühling hin. Die Villa empfing vielen Besuch, hin und wieder auch den der Frau von Mockritz, in deren Garten auf ihre Bitten einige Partien unter Anleitung des jetzt schon hinreichend gartenkundigen Nachbars neu eingerichtet worden waren, sodaß der Fabrikant drüben oft stundenlang Gelegenheit hatte, die Auserwählte seiner Gattin im Hauskleide und bei häuslichen Arbeiten zu beobachten, nicht minder Frau von Mockritz selbst, gegen die er bisher ein Vorurteil gehabt hatte.

Im Grunde habe ich ihr Unrecht gethan, sagte er zu Frau Anna; ich gebe nichts darauf, daß Hermione selbst allen Spargel sticht, der bei den Mockritz auf den Tisch kommt, so wenig die Finger dabei geschont werden. Spargel ist ein aristokratisches Gewächs. Das giebt man ungeschickten Händen umgern Preis.

Digitized by Google

Auch die jungen Schoten hat sie heute ausgekernt; aber mit denen ist der Markt noch ebenso knapp versorgt. Ich lege keinen Wert darauf. Was mich gefreut hat, ist die Sicherheit, mit der ihr dergleichen kleine Verrichtungen von der Hand gehen. Sie ist gut angeleitet. Das hätte ich nicht gedacht.

Ein andresmal sagte er: Ich habe mich immer gewundert, daß unsrer Villa eins doch fehlt: eine Spieluhr. Hätte ich mir nicht das Wort gegeben, die Einrichtung auch nicht in der kleinsten Kleinigkeit zu alterieren, so wärest du vor einer Überraschung nicht sicher gewesen — an deinem Geburtstagsmorgen hätte dich so etwas wie ein Choral oder eine unsrer Lieblingsarien aus dem „Titus“ wecken müssen. Damit ist es nichts; wir wissen, wie wir uns gegenseitig verpflichtet haben, uns in den hier einmal waltenden Hausgeist hineinzuleben und nicht umgekehrt mit ihm in Fehde zu geraten. Daran darf nicht ein Titelchen geändert werden. Aber das muß ich sagen: immer eine lebendige Spieluhr um sich zu haben, das muß ein Genuß sein. Da steht nun im Musikzimmer der schöne Flügel und daneben das prächtige Harmonium. Wann werden sie einmal benutzt? Wir haben beide nicht Musik gelernt, und nachholen wie das bischen Gärtnerlatein läßt sich dergleichen nicht; die Finger sind nicht mehr geschmeidig genug.

Frau Anna teilte das Bedauern ihres Gatten. Eine lebendige Spieluhr wäre freilich, was auch mir mehr Freude machen würde als alles Gezirpe und Gepfeife in unsrer Volière, sagte sie. Weiter äußerte sie sich nicht.

Tags darauf jedoch bat Hermione um die Erlaubnis, wenn Herr und Frau Hartig nicht zu Hause seien, den Flügel hin und wieder benutzen zu dürfen; die Mama habe jetzt so oft Migräne, daß der Doktor verboten habe, in ihrem Hörbereich auch nur eine Taste anzuschlagen.

Kommen Sie, so oft Sie wollen, sagte Kaspar Benedikt, selbst wenn die Migräne Ihrer Mama nur ein Vorwand sein sollte, um uns eine Freude zu machen.

Sind Sie ein Argwöhnischer! lachte Hermione mit ihrem hellsten Lachen, aber Sie sehen, flunkern ist meine schwache Seite. Also gut: die Mama hat zwar Migräne, aber ist es Ihnen recht, daß ich auch an Tagen komme, wo sie keine Migräne hat? Unser Flügel geht entsetzlich schwer, und der Ihre spielt sich wie von selbst.

Flausen! dachte der Fabrikant, aber man kann ihr nicht böse sein.

Welch ein liebes Mädchen! sagte Frau Anna, als das erste Konzert der lebendigen Spieluhr zu Ende war, und alles aus dem Kopfe! Ich werde sie bitten, das nächstemal Noten mitzubringen. Alles aus dem Gedächtnis zu spielen, muß ja furchtbar angreifen.

Als Kaspar Benedikt allein war, summte es ihm noch eine gute Weile im Kopfe. So könnte ich, redete er vor sich hin, ganze Tage sitzen und zuhören. Und es heißt, nichts vererbt sich mehr als Anlage zur Musik. Freilich, wenn

Digitized by Google

der alte Jagdhund seine Kunst vererbt und der Trüffeleber in Perigord die feine, wie ich neulich gelesen habe, warum sollten die Haydns und die Bachs nichts von ihrer Kunst vererben? Es wäre doch schade, wenn Berthold uns eine kupferfarbige Squaw als Schwiegertochter ins Haus brächte!

Natürlich hatte die merkwürdige Villa einen Billardsaal. Den Winter über war er manchmal für ein Stelldichein auch derjenigen Herren der Nachbarschaft benutzt worden, mit denen der Fabrikant sonst nur durch den Kegelklub in Berührung stand. Hin und wieder hatte der Höchstkommandirende, der an der schlichten Art des Fabrikanten Gefallen fand, vielleicht auch den vom Major von Stobbe ausgeheckten Gedanken der Schießplatzschenkung nicht ganz einschlafen lassen wollte, mit Kaspar Benedikt eine Caramboleparthie gemacht. Jetzt trank der martialische Herr aber Karlsbader Sprudel, und auch mit den übrigen Bekannten war nicht recht in Zug zu kommen. Was Frau Anna betrifft, so hatte sie kein Geschick zum Billardspiel. Sie war öfter mit der Queue so unvorsichtig dreingefahren, daß ein minder vollkommenes grünes Tuch als das der Mustervilla durchlöchert worden wäre. Wir dürfen es nicht nochmals mit dir wagen, hatte Kaspar Benedikt gesagt, ganz so läßt sich der Bezug vielleicht nicht wieder anschaffen, und hernach hieße es allemal: Aber, mein Gott, wo ist Ihr schönes Billardtuch geblieben!

Frau Anna, welche kurz von Wuchs und etwas korpulent war, freute sich, dispensirt zu sein, doch betrübte es sie zugleich, daß ihr Gatte der trefflichen Bewegung und der heiter stimmenden Kräfteanspannung entbehren sollte.

So fügte sichs denn einst ganz zufällig, daß der Schlüssel zum Flügel verlegt worden war und der Fabrikant dem dadurch am Üben verhinderten Fräulein von Mockritz eine Billardlektion zu geben veranlaßt wurde.

Sie versicherte, auf dem grünen Tuche ein geborner Tolpatsch zu sein, und was sie an Stößen zu leisten begann, brachte in der That so Kugeln wie Tuch und Bande in die ernstlichste Gefahr.

Aber den Ellbogen halten Sie bei alledem ganz nach Vorschrift, sagte der Fabrikant, und mit etwas Geduld kämen Sie auch wohl über die Fahrigkeit hinaus. Die Hauptsache ist: Augenmaß. Daran scheint es Ihnen nicht zu fehlen. Beim nächstenmal suchen wir unter den Queues eine leichtere für Sie aus. Rom ward auch nicht in einem Tage erbaut.

Das nächste Mal ließ auf sich warten.

Es ist schade, sagte Kaspar Benedikt.

Was ist schade? fragte Frau Anna, als denke sie an irgend ein unerreichbares Leibgericht ihres Gatten.

Nun, daß die Geschichte nicht in bessern Zug kommt, ergänzte der Fabrikant.

Welche Geschichte?

Du hast ihr vielleicht wegen des kostbaren Tuchs zuviel Angst gemacht.

Digitized by Google

Ich habe in der Stadt Nachfrage gehalten. Es ist zu ersetzen. Unser regierender Herr läßt alljährlich einige tausend Meter für die Billards seiner Schlösser anfertigen, und davon ist immer einiges durch Rekommandation zu haben.

Am selben Nachmittag sprach Hermione wieder einmal vor. Sie hatte einen bösen Finger gehabt und konnte noch nicht zu üben wagen.

Und unsre Lektionen? fragte der Fabrikant.

Kann man mit der Rechten allein spielen? fragte sie.

Par pistolet; kommen Sie, ich zeige es Ihnen.

Sie hatte noch einige Bedenken. Die Wahrheit zu gestehen: Mama hat das Spiel nicht gern; man hält es für unweiblich.

Man?

Nun ja, man, d. h. die Tante Soundso und die Kousine Soundso. Mama selbst ist ganz tolerant.

Und wird bei Hofe nur von den Herren gespielt? fragte Frau Anna.

Im Gegenteil.

Nun denn?

Gut, auf Ihre Verantwortung, Frau Hartig.

Die steht zu Ihrer Verfügung, lachte Frau Anna, ich selbst habe mich ja oft genug an dem edeln Spiel versucht, aber mir sind alle Billards zu hoch.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Der wirtschaftliche Niedergang Bremens ist der Gegenstand des ersten Teiles einer lesenswerten Schrift, die soeben unter dem Titel „Bremen und seine Sonderstellung“ von Dr. D. Lahusen im Verlage der Kühtmannschen Buchhandlung in Bremen erschienen ist, und die in ihrer zweiten Hälfte nachzuweisen sucht, daß die Fortdauer dieses Niederganges nur durch Beschleunigung des ins Stocken geratenen Anschlusses der genannten Hansestadt an das Zollgebiet des deutschen Reiches abzuwenden sei. Der pathetische Ton des Verfassers berührt uns nicht sympathisch, seine Zahlen und statistischen Mitteilungen aber sprechen überzeugend für die Forderungen, mit denen er schließt, und so beeilen wir uns, in einem Auszuge aus diesem Abschnitte der Broschüre zu zeigen, daß es in der That während der letzten Jahrzehnte mit den bremischen Zuständen rasch bergab gegangen ist, und daß schleunige Hilfe in der angedeuteten Richtung als ein dringendes Bedürfnis erscheint.

Die finanzielle Bedrängnis des Staates ist groß und wird allem Anscheine nach stetig fortwachsen und weiterhin lähmend auf Handel und Wandel wirken. Die

Digitized by Google

Staatsschuld betrug 1847 nur 14 581 414, im Jahre 1882 aber 80 702 300 Mark. Dem gegenüber war das Anwachsen der Bevölkerung gering; denn die Ziffer hob sich von 76 109 im Jahre 1845 bis zum Jahre 1882 nur auf 159 418. Während die Schuld in vierthalb Jahrzehnten von 100 auf mehr als 553 anschwoll, wuchs in etwa demselben Zeitraume die Bevölkerung nur von 100 auf ungefähr 209. Während die Schuld 1847 für den Kopf 219 Mark betrug, steigerte sie sich bis 1882 auf 513 Mark. Die Steuerkraft der bremischen Staatsangehörigen hat abgenommen. „Seit 1877 ist die Minimalgrenze des steuerpflichtigen Einkommens ... auf 600 Mark normirt. Seit dieser Zeit mußte die Menge der Steuerzahler bei normaler Entwicklung entsprechend der Zunahme der Bevölkerungsziffer wachsen, zum mindesten aber stationär bleiben. Das ist nicht der Fall; denn der Staat besaß 1874 an Steuerzahlern 33 695, im Jahre 1880 aber nur noch 27 530 Personen." Die Anzahl der sich selbst Ernährenden ging in den Jahren 1875 bis 1880 von etwa 45 Prozent der Bevölkerung auf etwa 43 Prozent herab, und das Einkommen für den Kopf der Bevölkerung, welches im Durchschnitt der Jahre 1872 bis 1876 ungefähr 724 Mark betrug, ist im Durchschnitt der Jahre 1877 bis 1880 auf etwa 632 herabgesunken — eine Thatsache, die umso schwerer ins Gewicht fällt, als die Kaufkraft des Geldes sich seit 1867 vermindert hat.

Der Rückschritt, der sich in dem Anwachsen der Staatsschuld, in der geringeren Höhe des Einkommens, in der ungünstigeren Art der Verteilung und in der herabgehenden Zahl der Steuerzahler kundgiebt, wird durch die steigende Armenlast und die schwindende Verbrauchsfähigkeit noch schärfer beleuchtet. Die Ausgaben der städtischen Armenpflege sind in den Jahren 1880 bis 1882 von 3,23 auf 3,52 Mark gestiegen, die gesamten Ausgaben für öffentliche Armenpflege in der Stadt Bremen von 8,27 auf 8,75 für den Kopf der Bevölkerung. Diese wenigen Jahre haben also genügt, jene um mehr als 11, diese um beinahe 8 Prozent in die Höhe zu treiben. Der Verbrauch von Fleisch ging in der Periode von 1872 bis 1881 von 58,36 auf 53,56 Kilogramm für den Kopf der Bevölkerung herunter, der von Brot und Mehl sank in derselben Zeit von 114,67 auf 101,26 Kilogramm. Weitere Züge zu dem düstern Gemälde, das der Verfasser entrollt, liefert die Statistik der exekutivischen Immobiliarverkäufe und der Konkurse. Von den 1282 Verkäufen, welche im Durchschnitt der Jahre 1877 bis 1881 stattfanden, waren nicht weniger als 754, d. h. 59 Prozent, öffentliche Zwangsverkäufe, während der Zeitraum von 1872 bis 1876 durchschnittlich nur 6, der von 1867 bis 1871 nur 9 Prozent aufweist. „Diese starke Verschiebung ist nicht die alleinige Folge der maßlosen Bauspekulation, welche Bremen heimgesucht hat, sondern zugleich ein Symptom der wachsenden wirtschaftlichen Bedrängnis des Gemeinwesens."

Bremen ist fast ausschließlich ein Handel und Schifffahrt treibender Staat, Gewerbe und Landwirtschaft treten weit zurück. In Handel und Schifffahrt sind die meisten Kapitalien Bremens angelegt, Handel und Schifffahrt nähren den bedeutendsten Bruchteil der bremischen Bevölkerung, sie bilden daher das große Wetterglas, welches Gedeihen und Verfall des gemeinen Wesens anzeigt. Auch hier aber lehrt die Statistik, daß Bremen nicht mehr das ist, was es war. Die Gesamteinfuhr nach Bremen hatte 1880 einen Wert von 558 484 567, im Jahre 1882 aber nur noch einen solchen von 500 351 892 Mark. Die Durchfuhr ging in dieser Periode nach ihrem Werte von 278 589 784 auf 274 648 092 Mark, die Einfuhr im Eigen- und Kommissionshandel von 279 894 783 auf 225 703 800 Mark zurück. Darnach hat sich die Gesamteinfuhr in der gedachten Zeit um 6,52, der Eigen- und Kommissionshandel um 8,75 Prozent vermindert. Es ergiebt sich daraus, daß

Digitized by Google

der letztere im Verhältnis zur Gesamteinfuhr, namentlich aber zur Durchfuhr, am schnellsten und tiefsten gesunken ist. „Gerade das Eigengeschäft aber verleiht einer Stadt ihren Rang und Namen im Verkehr unter den Völkern der Erde. Was Bremen hier verliert, kann der Transit nicht ersetzen. Je mehr es in jenem verliert, desto tiefer das Niveau, auf das es herabfällt. In einzelnen Artikeln erfreute es sich noch immer eines weitverbreiteten, festbegründeten, wohlverdienten Rufes. Es war stolz auf seinen Baumwollenmarkt, sowie darauf, der erste Tabaksmarkt der Welt zu heißen. Aber Baumwoll- und Tabakshandel gehen zurück, und im ersteren übernimmt es täglich mehr die Rolle eines bloßen Speditionsplatzes."

Was der Waarenhandel Bremens lehrt, bestätigt der Schiffsverkehr. See- und Flußschifffahrt sind mit jenem dieselben Bahnen gewandelt. Wir treffen auch hier dieselben Zeichen traurigen Niederganges. Die Zahl der ankommenden und abgehenden Schiffe verminderte sich in den Jahren 1880 bis 1882 um 7,80 und um 9, die Zahl der Registertons um 3,40 und um 5,50 Prozent. Die Schiffe haben in den letzten Jahren etwas reichlichere Ausfrachten gefunden. „Im übrigen weist die verhältnismäßig ganz außerordentliche Zahl derer, welche unbeladen den Hafen verlassen mußten, sehr bestimmt darauf hin, woran es in erster Linie fehlt: eben am Ausfrachten." Die einzige Lichtseite auf diesem Gebiete zeigt das Wachsen der bremischen Handelsflotte, die 1880 324 Schiffe mit zusammen 270 209 Registertons, 1882 aber 344 Schiffe mit 299 397 Registertons zählte. Darin aber läßt sich noch kein Symptom wirklichen wirtschaftlichen Gedeihens erkennen. Denn „bei normaler Entwicklung hätte die größere Zahl und die wachsende Tragfähigkeit der Schiffe von einem größeren Waarenhandel und Schiffsverkehr, von einer Erweiterung der Handelsbeziehungen im ganzen genommen begleitet sein müssen. Die Ausdehnung der Flotte vermochte aber dem Schwinden des Verkehrs keinen Einhalt zu thun. Dieselbe erweist nur, daß die Lage des bremischen Kapitals an sich eine gesunde und kräftige ist. Und zu gleicher Zeit dient sie dem volkswirtschaftlichen Gesetze, daß der Handel eines Volkes desto direkter wird, je höher die Kulturstufe ist, die es erklimmt, zu neuer Bestätigung. Ein Land, welches im Begriffe steht, sich mehr denn zuvor der Vermittlungsthätigkeit und Vormundschaft seiner mächtigeren Konkurrenten zu entziehen, vermag dieses Ziel naturgemäß am ersten durch Ausbildung seiner Schifffahrtslinien zu erreichen. Deutschland aber befindet sich in solcher Lage. Die erhöhte Leistungsfähigkeit der bremischen Handelsflotte charakterisirt sich daher mehr als ein allgemeiner deutscher Kulturfortschritt, weniger als ein Zeichen speziell bremischen Aufschwungs."

Die hier angeführten Thatsachen sind niederschlagender Natur, sie betrüben umsomehr, als es in Bremen Momente genug giebt, die ein fröhliches Gedeihen fördern könnten. Die Kapitalbildung hat einen erfreulichen Stand erreicht, aber das Kapital steht vielfach am Markt ohne Verwendung. Der Kaufmann bewahrt in sich den Unternehmungsgeist der Vorfahren, aber seine Kraft ist gelähmt. Es wäre ein Irrtum, wenn man die geschilderten Zustände auf eine einzige Quelle zurückführen wollte. Der wirtschaftliche Niedergang der alten Hansestadt an der Weser schreibt sich von verschiednen Ursachen her. Falsch aber würde es sein, wollte man in der Krisis der Schwindel- und Gründerperiode die Hauptursache erblicken. Deutschland hat diese Krisis bereits hinter sich. Handel und Wandel blühen wieder, nur in Bremen nicht. Wäre es ein lebendiges Glied des deutschen Wirtschaftsorganismus gewesen, so hätte es auch ihm an Gedeihen nicht fehlen können. Hätte es mit Deutschland gemeinsam gelebt und gelitten, so wäre es auch mit ihm wieder emporgestiegen. Seine Absperrung von Deutschland ist der Hauptgrund seines

Digitized by Google

wirtschaftlichen Sinkens. Der deutsche Export hat riesenhafte Dimensionen erreicht und wird sicherlich noch größere annehmen. Aber an Bremens Thoren geht er meistenteils vorüber. Es ist hohe Zeit, hier Wandel zu schaffen durch Eintritt in den nationalen Zollverband — es ist Gefahr im Verzuge, große Gefahr.

Literatur.

Statistische Studien über die Bewährung der Aktiengesellschaften. Von R. van der Borght. Jena, Gustav Fischer, 1883.

Das vorliegende Buch — gleichzeitig das erste Heft des dritten Bandes der von Conrad in Halle herausgegebenen Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen — erscheint zu einer sehr gelegenen Zeit. Es liegt der bereits in diesen Blättern so eingehend besprochene Entwurf eines Aktienreformgesetzes dem Bundesrate zur Beschlußfassung vor und nimmt die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch. Der Entwurf des Reichsjustizamts enthält gleichfalls statistische Beilagen, wie sie in dem preußischen statistischen Büreau vorbereitet wurden; allein es werden in diesen Tabellen, wie jene Besprechung in den Grenzboten hervorhob, nur die Gruppen der Gesellschaften behandelt und die einzelnen Gesellschaften selbst nicht erwähnt. Die Rücksicht, welche der Entwurf der Reichsregierung zu nehmen hatte, braucht von dem Verfasser des hier vorliegenden Buches nicht beobachtet zu werden. Er hat mit einem höchst anerkennenswerten Fleiße das überall zerstreute Material nicht nur für das deutsche Reich, sondern auch für Österreich zusammengetragen, und seine Arbeit bildet nicht nur eine wertvolle Ergänzung des mehrerwähnten Entwurfs, sondern sie ist zur Zeit das einzige Buch, welches in möglichst vollständiger und erschöpfender Weise die Statistik der Aktiengesellschaften darstellt. Für einen Zeitraum von nahezu zwanzig Jahren werden die Dividenden, Kurse und Bilanzauszüge der gedachten Gesellschaften übersichtlich für jede einzelne zusammengestellt. Wie schon der Titel des Buches angiebt, will der Verfasser an diesen statistischen Ergebnissen prüfen, inwieweit sich die Aktiengesellschaften bewährt haben. Er thut dies in sehr ruhiger und objektiver Weise, indem er namentlich Vergleiche mit dem Privatgewerbebetriebe anstellt. Die Resultate, zu denen der Verfasser auf diesem empirischen Wege gelangt, stimmen im großen und ganzen mit denen überein, zu welchen der Entwurf der Reichsregierung in seinen allgemeinen Grundzügen gelangt ist. Die Vorteile des Aktienwesens und seine Nachteile werden in gleicher Weise geschildert. Es ist selbstverständlich, daß sich bestimmt formulirte Sätze dafür, welche Betriebsarten sich für die Form der Aktiengesellschaften eignen und welche nicht, auch aus einer noch so umfangreichen und genauen Statistik nicht ergeben lassen. Denn die allgemeinen Handelskonjunkturen bilden doch auch für diesen Gewerbebetrieb die Grundlagen und beeinflussen denselben in derselben Weise wie den Privatbetrieb. Nichtsdestoweniger sind diese Zahlen sehr beredte Zeugen für den Entwicklungsgang der Aktiengesellschaften, und wer eine neue Gesellschaft gründen oder sich bei einer solchen beteiligen will, der wird aus dem Borghtschen Buche sehr viel lernen können. Nicht minder werden alle diejenigen, welche mit dem Aktienwesen in Verbindung stehen, an diesem Buch eine reiche Fundgrube treffender Gedanken haben, und bei der bevorstehenden Reformgesetzgebung wird dasselbe einen willkommenen Ratgeber für die maßgebenden Kreise abgeben.

Digitized by Google

Die englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Österreich. Von Johannes Meißner. Wien, Karl Konegen, 1884.

Der auf dem Felde der Shakespeareforschung bereits bewährte Verfasser hat aus österreichischen Archiven eine Anzahl von Nachrichten zutage gefördert, durch welche zunächst die Anwesenheit englischer Komödianten an dem erzherzoglichen Hofe zu Graz in den Jahren 1607 und 1608 beglaubigt wird, und die ihn inden Stand setzten, einerseits das Repertoire dieser Truppe festzustellen, andrerseits das Verhältnis derselben zu den in andern Gegenden nachgewiesenen Gesellschaften ins klare zu bringen. Überzeugend legt er dar, daß die Religionsspaltung auch auf die Wanderungen der Komödianten Einfluß genommen hat, indem der katholische John Green sich nach dem Süden wandte, während seine protestantischen Genossen die nordischen Städte heimsuchten. Er ist ferner so glücklich gewesen, ein vollständiges Theaterreferat aus der Feder einer Prinzessin und ein Exemplar der Bearbeitung des „Kaufmann von Venedig," welche damals in Deutschland unter verschiedenen Titeln aufgeführt wurde, aufzufinden. Ferner ergiebt seine kritische Untersuchung, daß die bisher vielbenutzten Mitteilungen Schlagers (in seinen Wiener Skizzen und in den Berichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften) über das älteste Wiener Schauspiel im höchsten Grade unzuverlässig, zum Teil auf leichtfertigen Schlüssen, zum Teil auf wirklichen Entstellungen basirt sind. Die Arbeit Meißners ist also eine sehr wertvolle. Auch Leser, welche nicht eigentlich zur Shakespearegemeinde gehören, werden mit Vergnügen den Brief lesen, in welchem die Erzherzogin Magdalena (damals achtzehnjährig und Braut des Erzgroßherzogs Cosimo Medici von Florenz) in naivem und heiterm Tone ihrem in Regensburg weilenden Bruder, dem nachmaligen Kaiser Ferdinand II., Bericht über ihre Faschingsbelustigungen erstattet. Da giebt sie getreulich Tag für Tag an, was „die Engellender," und was „die Patres (Jesuiten) für Comedi gehabt haben," bezeichnet auch die Stücke als „erschröcklich," „gar fein und züchtig" u. dgl. m. „Am unsinigen Montag" führten die Engländer eine Komödie „von ein Khünig von Khipern und von ein herzog von venedig" auf, die „auch gar schön gewest ist." Dies ist eben der „Kaufmann von Venedig." Das in der Wiener Hofbibliothek erhaltene Exemplar, welches Meißner wortgetreu znm Abdruck bringt, heißt „Das wohl gesprochene Urtheil eines weiblichen Studenten oder der Jud von Venedig." Jener andre Titel aber ist dadurch gerechtfertigt, daß an die Stelle Antonios und zugleich Bassanios ein Prinz von Cypern getreten ist, den wir im ersten Akt als obersten Ratgeber seines königlichen Vaters bei der Austreibung der wuchernden Juden aus Cypern kennen lernen. Einer von den Vertriebenen, Barrabas, schwört Rache, begleitet verkleidet den Prinzen nach Venedig, wird dort in neuer Verkleidung Gläubiger des Prinzen und spielt nun im wesentlichen die Rolle Shylocks. Wie Meißner ohne Zweifel mit Recht annimmt, ist das Stück aus dem Gedächtnis niedergeschrieben und für den damaligen Geschmack in Deutschland zugestutzt worden. Graziano und Lancelot Gobbo sind in dem „Pickelhäring, des Printzen Diener" noch wiederzuerkennen, der in der Gerichtsszene den Juden auch mit dem Ausruf „Ein weiser Daniel!" parodirt, übrigens Späße derbster Natur macht.

Das Buch bildet das vierte Heft der „Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Österreich."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Friedensaussichten.

Das vergangene Jahr ist für uns Deutsche ein Jahr tiefen Friedens und infolge dessen ein Jahr gedeihlicher Entwicklung gewesen. Wird sich das nach zwölf Monaten auch von dem sagen lassen, in welches wir in diesen Tagen eingetreten sind? Niemand, und wäre er der scharfblickendste Politiker, sieht vollkommen klar in die Zukunft, aber die Zeichen der Zeit sind so verheißungsvoll, daß wir wohl nicht irregehen, wenn wir annehmen, Europa werde auch in dem neuen Jahre vor einem großen Kriege bewahrt bleiben. Es ist wahr, in Frankreich haben sich die Revanchebedürftigen immer noch nicht beruhigt, und in einem Teile der Presse erheben sie von Zeit zu Zeit recht laut und dreist ihre Stimme, aber sie bilden nicht die Mehrheit, und selbst wenn sie diese bildeten, wäre Frankreich nicht wohl imstande, einen Angriff auf seine östlichen Nachbarn zu unternehmen, falls es ihn allein wagen müßte. Es ist ferner wahr, daß wir in Rußland in weiten Kreisen bittere Feinde haben, daß Mißgunst über unsre Erfolge und panslavistische Velleitäten dort noch jetzt bis in hohe Schichten der Gesellschaft hinaufreichen, aber ebenso wahr ist, daß der Kaiser diese Gefühle nicht teilt, und daß der Minister des Auswärtigen von Anfang seiner Thätigkeit als oberster Rat des Zaren der Verständigung mit den beiden Mächten Mitteleuropas das Wort geredet hat, und daß das Verhältnis der russischen Regierung zum deutschen Reiche und zu Österreich-Ungarn gegenwärtig ein erheblich besseres ist als 1879 und bis in das verflossene Jahr hinein. Kaiser und Minister regieren aber in Petersburg noch und werden aller Wahrscheinlichkeit zufolge noch lange nicht in die Lage versetzt sein, den uns feindlichen Parteien ihren Willen zu thun. Ernster Anlaß zu Befürchtungen ist also weder im Westen noch im Osten vorhanden, und daß jenen Mächten von deutscher Seite keinerlei Anlaß gegeben werden

Digitized by Google

wird, mit Grund unzufrieden über uns zu sein, ist unter Verständigen wohl allgemeine Überzeugung.

Die Hauptbürgschaft für die fernere Erhaltung des Friedens liegt darin, daß Fürst Bismarck ihn aufrichtig wünscht; denn Berlin wurde 1871 das Zentrum des politischen Systems Europas und ist es seitdem mit jedem Jahre mehr geworden, und zwar nicht sowohl wegen der Macht, die der Kaiser vertritt, als infolge der immer weiter sich ausbreitenden Befriedigung über den maßvollen, allen Nachbarn wohlwollenden, allen unmittelbar oder mittelbar zum Segen gereichenden Gebrauch dieser Macht. Eine andre Bürgschaft haben wir in der Furcht aller Regierungen und Völker vor großen Kriegen. Zwar sind alle gerüstet wie nie zuvor, und der Engel des Friedens, der eine preußische Pickelhaube trägt und ein Mausergewehr schultert, mag den Franzosen als sehr groteske Figur erscheinen. Aber in der Legende tragen auch andre Engel Waffen, und das Paradies sogar wird nach dem Sündenfalle von einem Engel bewacht, der ein flammendes Schwert führt. Wir sind eben noch nicht in dem goldnen Zeitalter der Dichter und Propheten, wo der Pardel sich neben das Lamm lagert, um es zu liebkosen, wo es nicht mehr vorkommt, daß „grimme Krieger sich mit Augen voll Haß begegnen, daß die Gefilde sich mit blinkendem Stahl bedecken und die ehernen Posaunen Wut entzünden," wo alle Lanzen zu Sensen umgeschmiedet werden. Der Friede Europas war im letzten Jahrzehnt etwas wesentlich andres. Allerdings trafen in dieser Zeit hier keine grimmen Kriegsleute mit Blicken voll Haß aufeinander, und keine ehernen Posaunen — höchstens die eine oder die andre holzpapierne Zeitung mit chauvinistischen Leitartikeln — versuchte, Wut zu entzünden. Aber jeder Herbst bedeckt die Stoppelfelder mit dem Stahl manöverirender Truppen, und wir haben noch nicht gehört, daß Lanzen sich in friedliche Sensen verwandelt hätten. Der Friede, dessen wir uns erfreuen, ist die von der Notwendigkeit gebotene Ruhe von Völkern, welche, von der Erfahrung belehrt, sich scheuen, von neuem die furchtbare Tragödie des Krieges aufzuführen. In alter Zeit waren Feldzüge in vielen ihrer Zustände und Ereignisse schrecklicher als heutzutage. Man tötete die Verwundeten und Gefangenen mit kaltem Blute, man vernachlässigte die eignen Kameraden, wenn sie verwundet waren, die Dörfer, welche das Heer durchzog, wurden verbrannt, die erstürmten Städte geplündert. In allen diesen Beziehungen ist es in den letzten Jahrzehnten wesentlich besser geworden. Aber wenn die heutigen Kriege einen viel humaneren Charakter tragen als die frühern, so sind sie in ihren Folgen weit ernstere Ereignisse als jene. Die Heere waren ehedem verhältnismäßig klein — selbst in den größten Schlachten des spanischen Erbfolgekrieges und des siebenjährigen fochten selten viel mehr als hunderttausend Mann mit einander — und ihre Kosten waren dementsprechend leicht zu tragen; eine geringe Minderheit der erwachsenen Bevölkerung allein war den Gefahren des Lagers und der Gefechte ausgesetzt, und diese Minderheit bestand zum guten Teil aus Elementen, mit deren Untergang das bürgerliche

Digitized by Google

Leben und der Nationalwohlstand nicht viel verloren. Heutzutage sind die Massen, welche wehrpflichtig sind, so ungeheuer, daß man nicht übertreibt, wenn man sagt, die Aufgabe, als Soldat zu dienen, sei im größten Teile Europas das Loos mindestens der Hälfte aller wehrfähigen Männer. So tritt der Krieg in jede Werkstatt, an jeden Herd, in Hütte und Palast, so stört er mit seinen Forderungen jede Arbeit und jedes Geschäft, so verschont er keinen Stand und keinen Erwerb. Neben den geringen Elementen der Bevölkerung nimmt er auch die besten und für das wirtschaftliche Gedeihen der betreffenden Nationen wichtigsten rücksichtslos in Anspruch. Ebenso wird er in andrer Beziehung allgemeiner empfunden als früher. Die heutigen Heere kosten wegen ihrer besseren Ausrüstung und Versorgung in einer Woche mehr, als die Armeen, mit denen Prinz Eugen, Marlborough und die Generale Ludwigs des Vierzehnten ins Feld rückten, in einem ganzen Jahre an Geld verschlangen, und die Folge ist, obwohl unsre Kriege meist einen kürzeren Verlauf haben als die in unsrer Großväter Tagen, daß jeder Staat eine schwere Steuerlast zu tragen hat. In der That, man möchte behaupten, daß es jetzt kostspieliger sei, den Frieden zu erhalten, als es im vorigen Jahrhundert war, Krieg zu führen.

Die einzige Hoffnung bei diesem unerfreulichen Zustande liegt darin, daß die hier angeführten Thatsachen sich seit 1871 den Regierungen und Völkern zum Bewußtsein gebracht haben. Eine solche Herausforderung, wie sie 1870 Napoleon der Dritte wagte, als er, von Ehrgeiz, Selbsterhaltungstrieb und — nicht am wenigsten — von seiner jesuitischen Umgebung bewogen, dem König Wilhelm und mit ihm der deutschen Nation den Fehdehandschuh hinwarf, wird sicherlich eine lange Zeit nicht wieder in die Bücher der Geschichte zu verzeichnen sein. Man kann einwerfen, daß das Vorgehen Rußlands im Jahre 1877 gezeigt habe, daß die Lektion von Sedan in ihrer Wirkung nicht lange vorgehalten habe. Dabei würde man aber vergessen, daß dies ein Krieg war, den nicht sowohl ein Kabinet, das aus eignem Entschlusse handelte, als ein Herrscher unternahm, welcher mehr oder minder von der unruhigen nationalen und religiösen Eroberungssucht seines Volkes dazu gedrängt wurde. Der Zar trug übrigens dabei Sorge, sich die Flanken durch ein Bündnis oder wenigstens eine Verständigung mit Österreich-Ungarn und Deutschland zu decken, er hielt ferner die Türkei für eine Macht dritten Ranges, und er meinte endlich, dieselbe werde bis zu Ende ohne Hilfe von auswärts bleiben. Halb machte damals Rußland den Krieg, halb wurde es hineingetrieben, und es erscheint mindestens sehr unwahrscheinlich, daß eine Großmacht heute oder morgen wagen werde, einer andern in so hitziger und schlecht überlegter Weise eine Herausforderung zuzuschleudern wie die vom Juli 1870.

Wäre ein solches Vorgehen wahrscheinlich, so könnte man es am ersten von Berlin her erwarten — d. h. wenn man mit der dort herrschenden Gesinnung unbekannt wäre und nur auf die dort zu Gebote stehenden Machtmittel sähe.

Digitized by Google

In der deutschen Reichshauptstadt begegnen wir dem Prestige gewaltiger Siege, dort befindet sich das Hauptquartier der riesigen Streitmacht, mit welcher das mächtige Frankreich von seiner Stelle als Gebieter und Schiedsrichter der europäischen Staatengruppe hinweggestoßen wurde.

Aber in Berlin denkt und waltet kein Napoleon. Wenn der erste Kaiser dieses Namens von siegreichen Feldzügen in seine Hauptstadt zurückkehrte, ließ er in jeder Depesche und in jeder Äußerung seiner Gesandten an fremden Höfen das Gewicht seines Degens fühlen. Sein Ton und seine Haltung waren durchweg Anmaßung und Überhebung. Jedes Zugeständnis, das er gewann, führte ihn zu neuen Ansprüchen und neuen gebieterischen Forderungen. Er war, von jedem Erfolge mehr geschwellt, unersättlich in dem Verlangen nach neuen Ehren, neuen Huldigungen und neuem Ländergewinn. Kaum hatte er bei Austerlitz Rußland und Österreich gedemütigt, als er Streit mit Preußen vom Zaune brach, und nicht lange nach dessen Niederwerfung entthronte er den König von Spanien, um dann Kehrt zu machen zur Erdrückung des Papstes. Bevor der spanische Aufstand gedämpft und der heilige Vater zu voller Unterwerfung gezwungen war, zog er zur Bekämpfung Rußlands aus. Vor keinem Unternehmen schreckte er zurück, keine Ausdehnung seiner Grenzen und seines Einflusses stillte seinen Durst nach Macht. Er war der verkörperte Länderraub auf einem Throne. Napoleon der Dritte war maßvoller und vorsichtiger, er war kein Soldat, und er lebte unter andern Verhältnissen als der erste Kaiser der Franzosen, er konnte nicht, was er sonst wohl gewollt und gewagt hätte. Aber der Grundzug seines Charakters glich dem seines Oheims, und wenn er nicht so viele Länder eroberte als dieser, so strebte er wie dieser nach gebietendem Einfluß, und jeder Erfolg steigerte sein Begehren nach mehr davon. Er fühlte sich zum Schulmeister und Schiedsrichter nicht bloß der alten, sondern — man denke an Mexiko — auch der neuen Welt berufen.

Es ist interessant, mit dem Charakter der Napoleons das Wesen und Verhalten Bismarcks zu vergleichen. Er war Sieger in zwei großen Kriegen, er hat Österreich geschlagen, Deutschland geeinigt und Frankreich erdrückt, und jetzt steht das Heer, das für seine Ideen und Zwecke kämpfte, vermehrt hinter einem Netzwerke der stärksten Festungslinien der Welt. Und doch hat das von ihm geschaffene und geleitete Deutschland, statt den Emporkömmlingsdünkel an den Tag legen, der jedes Wort und jedes Thun des ersten Napoleon bezeichnete und auch dem dritten nicht fremd war, die letzten dreizehn Jahre sich in allen Äußerungen seiner Politik maßvoll, billig und bescheiden verhalten. Es hat selbst Frankreich immer mit außerordentlichem Entgegenkommen behandelt und ist jeder Einmischung bei der Erwerbung von Tunis und Tonkin ferngeblieben. Es hat sich niemals anders als auf Einladung und dann stets nur als „ehrlicher Makler" an der Entscheidung der großen politischen Tagesfragen beteiligt. Die Besuche der kaiserlichen Familie in Wien, Madrid und Rom galten immer nur friedlichen,

Digitized by Google

nie kriegerischen Zielen. In der That, Fürst Bismarck verschanzte seine Stellung und sicherte sich Verbündete, als ob nicht Frankreich, sondern Deutschland bei Sedan besiegt worden wäre. Das anmaßende und rücksichtslose Auftreten der Franzosen nach Jena entsprang ohne Zweifel zum guten Teile der leidenschaftlich selbstsüchtigen, nach Ruhm dürstenden und in Angelegenheiten fremder Leute erstaunlich unwissenden Denkart dieses Volkes, und die im Vergleiche hiermit auffällige Bescheidenheit und Billigkeit, sowie die weitblickende Vorsicht der Deutschen nach Sedan ist ebenso sicher großenteils auf entgegengesetzte Charakterzüge unsrer Nation zurückzuführen. Aber andrerseits haben mit dem Verhalten Deutschlands auch die Bedingungen der heutigen Kriegführung zu thun. Eine nationale Niederlage legt heutzutage furchtbare Bußen auf, während ein nationaler Sieg nicht ohne gewaltige Opfer und Kosten an Blut und Geld errungen wird. Die Kriegsentschädigung, die Frankreich uns zahlte, ist in unsern Truhen zusammengeschmolzen und verschwunden wie durch Zauber erworbenes Gold im Märchen. Statt daß sich die Schwere unsrer Rüstung seit 1871 vermindert hätte, sind wir seitdem stärker belastet. Wir müssen gut Wache halten und dürfen nicht auf dem Posten einschlafen, wenn uns bewahrt bleiben soll, was wir damals erwarben. Das Augenmerk des Fürsten Bismarck ist daher stetig darauf gerichtet, vor den Blicken des rachsüchtigen Frankreich soviel militärische, moralische und finanzielle Hindernisse aufzuschichten, daß dort ein Angriffskrieg gegen die östlichen Nachbarn selbst der träumenden und schwärmenden Unwissenheit so wahnsinnig erscheinen muß wie der Versuch der Titanen, die Himmelsburg der Götter zu stürmen. Ganz Mitteleuropa von der Haderslebener Föhrde bis zur Südecke Siziliens hinab und vom Wasgenwalde bis zur Weichsel und bis ans Eiserne Thor steht, durch Bündnisse geeint, zur Verteidigung des Friedens gegen jede Störung gerüstet, die von Westen her droht. Frankreich würde dabei ohne Alliirte sein, Deutschland würde Österreich und Italien zu Mitstreitern bei seinem Widerstande haben. Dies neutralisirt Rußland; denn ein Zar, welcher gegen das mit zwei Großstaaten alliirte Haus Hohenzollern ein Bündnis mit den Eintagsfliegen schließen wollte, die man in Paris Minister titulirt, würde so wahnsinnig sein wie Kaiser Paul. Das Ziel des Fürsten Bismarck war und ist nicht, Deutschland in einem neuen Kriege Erfolge zu sichern, sondern alles, was in seiner Macht steht, zu thun, um einen neuen Krieg unmöglich zu machen. Es liegt etwas satirisches darin, wenn fast zweitausend Jahre nach der Geburt Christi, des Friedenbringers, drei große Monarchien, die über drei Millionen Krieger gebieten, zusammentreten mußten, um Europa den Frieden wahren zu können. Aber besser ein bewachter Frieden als gar keiner.

Vergleichen wir zum Schlusse den jetzigen Zustand mit den früheren Verhältnissen. Das vorige Jahrhundert suchte, was man den Stein der Weisen in der Politik nennen kann: das Gleichgewicht der Mächte. Als die Tories den Frieden von Utrecht vermittelten, verteidigten sie ihn gegen Tadler daheim damit, daß bei weiterer De-

Digitized by Google

mütigung Frankreichs Deutschland der Diktator Europas werden würde. Ähnliche Rücksichten diktirten 1814 das schonende Verhalten englischer und andrer Staatsmänner, als Frankreichs Macht eingeschränkt werden sollte. Was man bei diesen Gelegenheiten umsonst erstrebte, ist in den letzten Jahrzehnten großenteils erreicht worden. Vor etwa drei Jahrhunderten gab es auf politischem Gebiete nur drei Mächte von Bedeutung, den Kaiser, den König von Spanien und den König von Frankreich. Später waren Frankreich, Österreich und Rußland dort die drei großen Faktoren. Von 1815 bis 1830 beherrschten die Höfe von Petersburg, Wien und Berlin die Politik des europäischen Festlandes, auf dem sie bis 1848 bis zu einem gewissen Maße weiter den Ausschlag gaben. Jetzt haben wir hier fünf Großmächte, von denen keine der andern sehr überlegen ist. Rußland gebietet über mehr Menschen, aber es fehlt ihm an Bildung und Wissenschaft, auch hat es weitgedehnte Grenzen zu bewachen. Deutschland besitzt in militärischer Hinsicht ein trefflich geschultes Heer und geniale Führer, aber nicht den Reichtum wie Frankreich. Endlich könnten von einem Politiker, der an Änderung der Landkarte dächte, auch Österreich-Ungarn und Italien nicht unbeachtet gelassen werden, da sie eine gute Stellung und ein wohlorganisirtes Heer haben. Wird dieses neue Gleichgewicht der Mächte besser den Frieden sichern als das alte? Wir glauben dies bejahen zu dürfen.

Die Schwurgerichtsverhandlung gegen Dickhoff.

In Nr. 546 der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wurde die am 17. November zum Abschluß gebrachte Schwurgerichtsverhandlung gegen den Kommissionär Dickhoff einer kurzen Betrachtung unterzogen und dabei u. a. hervorgehoben, das Schwurgerichtsverfahren verdiene die Anerkennung, „daß es die Möglichkeit gegeben habe, den unzweifelhaft Schuldigen auf bloße Indizien hin zu treffen, welche andernfalls vielleicht der strafenden Gerechtigkeit entgangen wären.“ Ähnliches und noch eifrigeres Lob ist von andern Seiten bei dieser Gelegenheit dem Institut des Schwurgerichts gespendet worden, und doch dürfte gerade diese Gelegenheit hierzu ganz besonders ungeeignet sein. Namentlich der letzte Teil des obigen Satzes kann schlechterdings nur als eine Redensart bezeichnet werden; denn „andernfalls“ kann in diesem Zusammenhange doch nur bedeuten „im nichtschwurgerichtlichen Verfahren,“ und daß ein schuldiger Angeklagter unter irgend welchen Umständen in dem letztern Verfahren, namentlich also in

Digitized by Google

dem landgerichtlichen, mehr Chancen hätte, „der strafenden Gerechtigkeit zu entgehen," wie in jenem, ist wohl noch von niemand behauptet worden. Sollte indessen dem Verfasser des obigen Ausspruches wirklich diese Möglichkeit vorschweben, so hätte er zu ihrer Illustrirung wenigstens nicht den Dickhoffschen Fall wählen sollen.

Zunächst nämlich sind in dieser Sache 165 Zeugen vernommen worden, und jeder Unparteiische wird einräumen, daß ein Jurist befähigter sei, die Fülle des dabei produzirten Beweismaterials zu fixiren und in ihrem Ergebnis festzustellen, als ein Nichtjurist. Denn der erstere faßt die einzelne Zeugenaussage von vornherein in juristischer Färbung auf, d. h. er unterscheidet das Wesentliche von dem Unwesentlichen; sein Gedächtnis ist geschult, dergleichen aufzunehmen und zu verarbeiten; er ist gewöhnt, die Glaubwürdigkeit der Zeugen zu taxiren; er besitzt mit einem Wort Routine in diesen Dingen. Der Geschworene dagegen ist an solche Geistesthätigkeit durchaus nicht gewöhnt, und seinem Gedächtnis ist, seit er die — meist nicht sehr hohe — Schule verlassen hat, nie eine auch nur ähnliche Aufgabe zugemutet worden, wie es eine solche Beweiswürdignng ist; er steht dieser Anforderung genau so gerüstet gegenüber wie der Jurist einer in des Geschworenen Fach einschlagenden Aufgabe, z. B. aus dem Gebiete der Landwirtschaft oder eines speziellen Handwerkes; der Unterschied ist nur der, daß der Jurist in diesen Fächern auf eigne Kosten dilettiren würde, während der Geschworene das juristische Fach auf Kosten der Rechtspflege traktirt!*)

Unter diesen Umständen hätte man für die Zuverlässigkeit des Schwurgerichtsverfahrens nicht gerade den Dickhoffschen Fall mit seinen 165 Zeugen heranziehen sollen, sondern einen möglichst einfachen Fall mit möglichst geringem und durchsichtigem Beweismaterial, oder womöglich mit einem geständigen Angeklagten! Fühlte man sich aber durchaus in seinem Herzen gedrängt, die Gelegenheit des Dickhoffschen Falles zu einem Lobe des Schwurgerichtsverfahrens zu benutzen, so hätte dasselbe umgekehrt so lauten müssen: „Obwohl bei der umfangreichen Beweisaufnahme mit 165 Zeugen ein Schwurgericht nicht die Garantie bot, ein befriedigendes Urteil zu erzielen, so ist es doch in diesem Falle gelungen, und es ist damit gezeigt worden, daß auch bei diesem Verfahren die Möglichkeit vorhanden ist, den Schuldigen zu treffen." Diese Anerkennung, soweit sie als solche acceptirt wird, wird jedermann gern zollen, ganz besonders gern, wer die tausend Klippen, durch die das schwanke Schifflein des schwurgerichtlichen Urteils in jedem Falle hindurchgesteuert werden muß und an denen es nur zu oft Schiffbruch leidet, aus eigner Erfahrung kennt.

---

*) Eine eingehendere Erörterung dieses Punktes findet man in dem ausgezeichneten Aufsatze von R. Keßler „Das Schwurgericht" in Nr. 30 und 31 der vorjährigen „Grenzboten," dessen Lektüre und Beherzigung hiermit dringend empfohlen wird.

Digitized by Google

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung fährt aber in dem oben zitirten Artikel mit der Behauptung fort, daß bei dem Schwurgerichtsverfahren „der juristische Formalismus durch das lebende Rechtsbewußtsein des Volkes vermehrt" (soll wohl heißen „ersetzt") werde. Wir wollen hier davon absehen, daß jedenfalls eine Schwurgerichtsverhandlung *mehr* „juristischen Formalismus" aufbietet als alle andern Arten der Gerichtsverhandlungen zusammengenommen, und wollen nur einen Blick auf das „lebende Rechtsbewußtsein des Volkes" werfen.

Zunächst: Wer ist dieses „Volk," dessen „Rechtsbewußtsein" den Richterspruch fällen soll? Wie in der Politik, so ist auch hier dieser Begriff etwas so allgemeines, undefinirbares, man möchte fast sagen metaphysisches oder transcendentales, daß es niemand kennt, und in der That existirt es auch nirgends. Wenn es aber in irgend einer vorstellbaren Form existirt, so gehört doch der Jurist ebenso gut dazu, wie Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Aber dieses unsichtbare „Volk" hat obenein ein „Rechtsbewußtsein" und entscheidet damit einen konkreten Rechtsfall viel besser als ein juristischer Verstand! Man könnte es daher in philosophischer Ausdrucksweise ein „metajuristisches" nennen, indem es über die Grenzen des juristischen Verstandes hinausgeht und jenseits desselben liegt; woher es denn wohl auch kommen mag, daß seine Manifestationen dem letztern so oft unbegreiflich erscheinen. Um jedoch die Bedeutung dieses „Rechtsbewußtseins" für die Schwurgerichtsverhandlung vollauf würdigen zu können, muß man sich klar machen, um was es sich bei der letzteren für die Geschworenen eigentlich handelt. Der Angeklagte ist beschuldigt, eine bestimmte Handlung vollbracht zu haben; die von der Staatsanwaltschaft und dem Gericht herbeigeschafften Beweise werden den Geschworenen vorgeführt, und die Pflicht der letzteren beschränkt sich darauf, aus diesen Beweisen die Frage zu beantworten, ob der Angeklagte jene Handlung vollbracht habe oder nicht. Was hat diese bloße thatsächliche Feststellung mit dem „Rechtsbewußtsein" zu thun? Es ist eine reine Verstandesthätigkeit, eine Gedankenarbeit, welche umso besser verrichtet werden wird, je klarer, schärfer, geschulter der dazu berufene Verstand ist. Ob und wie die von den Geschworenen festgestellte Handlung *strafbar* ist, entscheidet ja das Gesetz, beziehentlich der das Gesetz anwendende Juristengerichtshof, und dieser allerdings nicht nach einem dunkeln Rechtsbewußtsein, sondern nach dem *Strafgesetzbuch*. Da einerseits nur auf Grund des geschriebenen Strafgesetzes eine Strafe verhängt werden kann (nulla poena sine lege), andrerseits das geltende Strafgesetz absolute Geltung hat, unter allen Umständen angewandt werden will, so kann ein bloßes Rechtsbewußtsein weder zu Ungunsten noch zu Gunsten des Angeklagten in Betracht kommen, denn es würde hier nicht weit genug, dort zu weit reichen, während es nur genau in dem Umfange Bedeutung haben könnte, als es sich mit der lex scripta deckt.

Digitized by Google

Daß es Schwurgerichte giebt, welche sich über diese ebenso wichtigen wie einfachen Grundsätze entweder vollständig im Unklaren befinden oder dieselben absichtlich ignoriren, und so, das Gesetz korrigirend, die Rolle des Gesetzgebers sich anmaßen, ist bekannt. Besonders interessant ist hierfür folgendes Beispiel aus der neuesten Schwurgerichtspraxis. Es liegt eine Anklage wegen Abtreibung vor; die Angeklagte ist geständig, die Geschworenen sprechen dieselbe jedoch frei, weil — der Verfasser hat diese „Urteilsgründe" aus dem Munde eines beteiligten Geschworenen — diese ärmlichen Geburten, wie die von der Angeklagten vereitelte gewesen wäre, nur geeignet seien, das soziale Elend zu vermehren, die Zahl der Verbrecher zu erhöhen und die Armenbudgets der Gemeinden zu belasten! Die Angeklagte habe daher die menschliche Gesellschaft und den Nasciturus selbst nur vor einem Unglück beschützt und beiden einen Dienst erwiesen; deshalb könne sie nicht bestraft, sondern müsse freigesprochen werden, sei also der Abtreibung nicht schuldig. Man sieht, die Geschworenen treiben Juristerei im großen Stil, sie begnügen sich nicht mit dem „juristischen Formalismus," sondern treiben in einem simpeln strafgerichtlichen Urteil zugleich Gesetzgebung, Philosophie und Nationalökonomie. Statt zu erklären: „Die Angeklagte ist der Abtreibung schuldig," beschließen sie: „Paragraph 218 des Strafgesetzbuches wird aus philosophischen und nationalökonomischen Erwägungen aufgehoben"! Vor diesem „Rechtsbewußtsein des Volkes" streckt die Waffen, ihr Herren Juristen! Hinkt nicht auf dem Klepper euers Gesetzbuches hinter dem Renner dieser Geschworenenweisheit her, ihr könnt unmöglich konkurriren! Schließt eure Hörsäle, ihr Professoren, und eure Manuskripte, ihr Schriftsteller der Rechtswissenschaft! Überlaßt diese, wie die Rechtspflege, dem „lebenden Rechtsbewußtsein des Volkes"!

Wer bei so radikalen Maßregeln eine Gänsehaut bekommen sollte, der werfe wenigstens die entsetzliche Phrase vom „Rechtsbewußtsein des Volkes" über Bord und räume ein, daß man überhaupt nur von einem „Rechtsunbewußtsein des Volkes" sprechen kann. Man sage ehrlich: In gewissen Fällen wollen wir keine juristische Entscheidung, sondern eine solche nach dem unbewußten, dunkeln, instinktiven Rechtsgefühl, welches von jedem unbescholtenen Staatsbürger im Alter von über dreißig Jahren erwartet werden kann.

Der Dickhoffsche Fall ist aber noch aus einem andern Grunde ungeeignet, um als Fundament der aus seiner Veranlassung dem Schwurgerichtsverfahren gespendeten Anerkennung zu dienen, nämlich negativ, indem er ein Hauptargument gegen das Schwurgericht nicht berührt und daher nicht zu widerlegen vermag.

Man macht den Geschworenen den Vorwurf, daß das Mitleid ihre Entscheidungen in einer ungehörigen Weise beeinflusse, und ohne Zweifel ist dieser Vorwurf sehr begründet. Bald geschieht dies unbewußt, indem das Mitgefühl mit dem Unglück des Angeklagten die reine Verstandesthätigkeit hemmt und das Urteil verdunkelt, denn Denken und Empfinden schließen einander derart aus,

Digitized by Google

daß beides nicht gleichzeitig stattfinden kann, ohne daß das eine auf Kosten des andern stattfindet; bald geschieht es bewußt, d. h. die Geschworenen fällen absichtlich ein falsches Urteil, weil sie den Angeklagten für nicht strafbar genug halten, um ihn mit den Folgen des richtigen Urteils zu treffen, oder auch weil der Mut hierzu fehlt, sie zu wenig Vertrauen zu ihrem eignen Urteil haben, einen Irrtum für möglich halten und, um in jedem Falle ihr Gewissen zu salviren, lieber eine falsche Freisprechung herbeiführen. Es ist bekannt, wie erfolgreich die Verteidiger mit diesen Thatsachen operiren, und klar, wie erfolglos dies vor einem Juristengericht sein würde, weshalb es hier garnicht versucht wird. Natürlich giebt es Fälle, in denen sich Schwurgerichte dieses Vergehens nicht schuldig machen, und die Freunde des Schwurgerichtsverfahrens sollten sie sorgfältig sammeln. Aber gerade der Dickhoffsche Fall kann hierbei offenbar nicht verwertet werden, weil für diesen Angeklagten doch selbst bei den sentimentalsten Geschworenen Mitleid nicht in Frage kommen konnte, sondern eine reine Lächerlichkeit gewesen wäre. Es war daher weder zu erwarten, daß das schwurgerichtliche Urteil durch eine unbewußte Sympathie getrübt, noch daß den Geschworenen der Mut fehlen würde, ihrer Überzeugung gemäß für den Angeklagten die Konsequenzen seiner Thaten zu ziehen, und dieser Fall läßt das wohlbegründete Argument, daß die schwurgerichtlichen Urteile dem schädlichen Einflusse eines falschen Mitleids unterliegen, völlig unberührt und unwiderleglich.

Aber nicht immer liegt die Sache so günstig, und es ist interessant, wieviel ungünstiger die Geschworenen in einigen Untersuchungssachen daran gewesen zu sein scheinen, welche mit der Dickhoffschen in dem zufälligen Zusammenhange stehen, daß sie zu gleicher Zeit und in demselben Gerichtsgebäude mit jenem verhandelt wurden. Man höre:

1. Am 14. Juli vorigen Jahres früh fünf Uhr hörte man aus der Wohnung des Rentiers Lange in Berlin laute Hilferufe. Als man die verschlossene Thür erbrach, fand man den 62 Jahre alten Lange im Kampfe mit dem Arbeitsburschen Gustav Hartner und am Hinterkopfe stark blutend. Hartner hatte ihm mit einem schweren Hammer mehrere Schläge gegen den Hinterkopf versetzt und räumte bei seiner Festnahme ein, daß er ihn habe töten wollen, um sich seines Geldes zu bemächtigen, da er durch den bekannten Sobbeschen Fall auf diesen Plan gebracht worden sei. Lange erholte sich von seinen Wunden. Die Anklage gegen Hartner lautete auf versuchten Mord und schweren Raub. Das Schwurgericht erblickte jedoch hierin nur versuchten Totschlag, und der Angeklagte kam mit einer verhältnismäßig gelinden Strafe davon, obwohl er die „Überlegung," deren Vorhandensein den Mord vom Totschlag unterscheidet, selbst eingeräumt hatte.

2. Die Frau des Schlächtermeisters Neumann in Berlin stieß ihrem Ehemanne bei einem ehelichen Zwiste am 3. März vorigen Jahres ein Messer in

Digitized by Google

die Brust, an welcher Verletzung Neumann nach wenigen Tagen starb. Die Anklage lautete auf Totschlag; das Schwurgericht sprach die Angeklagte frei.

3. Die unverehelichte Bertha Ernestine H. hatte ein Liebesverhältnis mit dem Architekten Hummel in Berlin unterhalten. Nachdem dieses Verhältnis gelöst worden war und Hummel sich verheiratet hatte, drohte die unverehelichte H. demselben mündlich und brieflich, daß sie sich rächen, insbesondere „daß sie ihm und seiner Frau die Augen mit Oleum verbrennen werde." Am 23. Mai 1882 abends zehn Uhr ging Hummel über die Bellealliance-Brücke in Berlin; plötzlich trat die unverehelichte H. auf ihn zu und goß ihm den Inhalt einer Flasche ins Gesicht; Hummel verschied an den erlittenen Brandwunden nach anderthalb Tagen. Die H. erklärte bei ihrer ersten Vernehmung, daß sie seit Jahren diese Rache geplant und die Handlung zu diesem Zwecke verübt habe. Die Anklage lautete auf vorsätzliche Körperverletzung mit tötlichem Ausgange. Die Geschworenen sprachen die Angeklagte frei.

Man wird, namentlich als Jurist, kein definitives Urteil über diese Entscheidungen fällen, ohne den Verhandlungen beigewohnt zu haben; indessen hat man dazu genau soviel Recht wie bezüglich des Dickhoffschen Falles, und wer sich gestattet, diesen zu Gunsten der schwurgerichtlichen „Rechtspflege" ins Feld zu führen, wird sich gefallen lassen müssen, daß ihm jene Fälle zu Ungunsten derselben entgegengehalten werden, ohne daß man hier, wie dort, seine Ansicht auf Grund der Verhandlung selbst geschöpft hat. Übrigens wäre der Verfasser auch in der Lage, unter Berufung auf letztern Umstand, und insofern mit besserer Fachlegitimation, eine große Anzahl zweifelloser Fehlsprüche der Schwurgerichte aus eigner Praxis nachzuweisen; doch verzichtet er für jetzt hierauf. Überhaupt wäre ein Angriff auf das Institut der Schwurgerichte einer vielbändigen Begründung fähig und würdig, denn der Schaden, den diese „unbewußte" Rechtsprechung auf Grund des „lebenden Rechtsbewußtseins des Volkes" fortwährend anrichtet, ist unberechenbar. Hier sollte darauf nicht weiter eingegangen, es sollte nur gezeigt werden, daß es nach verschiednen Richtungen hin verfehlt und höchst ungeschickt war, gerade den Dickhoffschen Fall zu einer Verherrlichung des Schwurgerichtsverfahrens verwenden zu wollen, wozu derselbe schlechterdings nicht geeignet ist.

Digitized by Google

Kaiser Maximilian I. als Kunstfreund.

Von Richard Muther.

n der Grenze des Mittelalters und der Neuzeit tritt uns ein erhabner Fürst entgegen, der, von dem zaubervollen Schmuck der Poesie bekleidet, noch heute für alle einen eigentümlichen Reiz hat. Der letzte Ritter tummelt sich noch in ihm aus, aber er begrüßt dabei schon mit Jubel die Morgenröte der neuen Zeit. Er sieht das Alte dahinsterben und das Neue emporblühen und ist selbst eine wunderbare Mischung von Altem und Neuem, von Phantasie und Verstand, von Poesie und Prosa. Dieser Fürst ist Kaiser Maximilian I.

Am 22. März 1459 als der Sohn des schwachen Kaisers Friedrich III. geboren, verlebt er seine Jugend unter trüben Verhältnissen. Sein Vater genießt im Reiche wenig Ansehen und wird von allen Seiten beunruhigt. Trotzdem wächst der Prinz zu einem prächtigen Jüngling heran. Seine Naturanlagen entwickeln sich schön, auf der Jagd und im Turnier kommt keiner ihm gleich. Der alte Kaiser will solche Vorzüge zur Vergrößerung seiner Hausmacht benutzen. Was ihm auf dem Wege der Politik nicht gelingt, will er durch Heiratspläne durchsetzen. Sein Augenmerk richtet sich auf den reichen Karl von Burgund, dessen schöne Tochter Maria die einzige Erbin des burgundischen Landes ist. Herzog Karl, der nach dem Glanze einer Königskrone strebt, kommt den Wünschen des Kaisers entgegen. Auf der Zusammenkunft in Trier 1473 soll die Verlobung Maximilians und Marias zum Abschluß kommen; aber die Sache scheitert, und Karl verliert 1477 in der Schlacht vor Nancy sein Leben. Was die Politik nicht vollbracht hat, fügt das Schicksal selbst. Karls Tod führt in Burgund schwere Verwirrungen herbei. Die Unterthanen empören sich, und Ludwig XI. von Frankreich fällt ins Land ein. Die arme Maria sucht einen männlichen Schutz, und ihr Auge richtet sich auf Maximilian. Max unternimmt seine Brautfahrt, zieht in prangender Jugendschönheit in Gent ein und wird am 20. August 1477 mit Maria getraut. Außer einer herrlichen Braut hat er die reichen und blühenden Besitzungen des burgundischen Staates für Österreich erworben. Aber Glück erregt Neid. Ludwig XI. von Frankreich hat die Vermählung Marias mit dem Dauphin gewünscht und macht seinem Ingrimm durch einen Krieg Luft. Maximilian muß ihm 1479 in der Schlacht bei Guinegate zeigen, daß er als zwanzigjähriger Jüngling schon wie ein Alter zu fechten versteht. Außer dem Neide der Menschen erregt aber allzugroßes Glück auch den Neid der Götter. Schon 1482 stirbt infolge eines unglücklichen

Digitized by Google

Sturzes auf der Falkenjagd die Erzherzogin Maria, die belgische Venus, wie man sie wegen ihrer Schönheit, die burgundische Diana, wie man sie wegen ihrer Jagdlust nannte, nachdem sie ihrem Gatten zwei Kinder, Philipp und Margareta, geschenkt hat. Daran schließen sich für Max, der als Vormund seines Sohnes Regent der Niederlande ist, unsägliche Wirren. Die Städte, die ihm schon bei Lebzeiten Marias Sorge und Not gemacht haben, lassen ihn nicht mehr zur Ruhe kommen. Flandern empört sich; Karl VIII., Ludwigs XI. Nachfolger, unterstützt die Aufrührerischen. Maximilian, damals 26 Jahre alt, kann nur einen Augenblick der Ruhe benutzen, um nach Deutschland zu reisen und sich in Frankfurt 1486 zum römischen König erwählen, in Aachen krönen zu lassen. Kaum ist er in seine Lande zurückgekehrt, als die Unruhen von neuem beginnen. Man nimmt ihn in Brügge gefangen und läßt ihn nur unter demütigenden Bedingungen frei. Er verläßt, nachdem Friede geschlossen, freudig die Niederlande und wendet sein Hauptaugenmerk auf seine Erblande Österreich. Sämtliche Ungewitter, welche sich über seinem Haupte zusammenziehen, werden glücklich von ihm zerstreut, Frankreich, Ungarn und die Niederlande zur Ruhe gebracht. Während seine Angelegenheiten sich auf diese Weise entwickeln, wird sein alter Vater 1493 aus dem Leben abgerufen. Maximilian tritt als römischer König die Regierung an und ruft die größten Hoffnungen in ganz Deutschland wach. Da er in allen Stücken ein schroffer Gegensatz zu seinem Vater ist, sieht man in ihm die Bürgschaft für eine bessere Zukunft. Eine tüchtige Persönlichkeit thut aber auch Not. Es müssen durchgreifende Maßregeln ergriffen werden, um Deutschland aus der abschüssigen Bahn des Verderbens, in die es geraten ist, herauszureißen. Mit dem Jahre 1494 beginnt Maximilians Thätigkeit als Reichsoberhaupt. Sein erstes Bestreben geht dahin, dem Reiche eine Kaiserin zu geben. Er wählt die ihm von Lodovico Sforza mit einer reichen Mitgift angetragene Maria Bianca, mit der er dann 17 Jahre lang, freilich kinderlos und wenig glücklich, verheiratet ist. Nun wendet er sich den deutschen Angelegenheiten zu. Er gründet auf dem Reichstage zu Worms 1495 den ewigen Landfrieden, der dem bisherigen Fehdewesen steuern soll, und setzt das Reichskammergericht ein. Während er so für das Reich sorgt, wird seine Aufmerksamkeit nach Italien gelenkt, das von seinem Vater unbeachtet gelassen worden ist. Es beginnen die italienischen Wirren. Lodovico Moro von Mailand hat, um sich Neapel vom Halse zu schaffen, Karl VIII. ins Land gerufen. Dieser hat im Siegestaumel 1494 ganz Italien durchzogen und bedroht den Moro selbst, der nur durch sein Bündnis mit dem Papste und Max vom Untergange gerettet wird. So steht Maximilian mit einemmale mitten in der Löwengrube, in die schon so viele deutsche Kaiser ihre Füße gesetzt hatten, und macht 1496 einen Zug nach Italien. Unterdessen naht wieder von einer andern Seite eine Verwicklung. Die Eidgenossen versagen dem Reichskammergericht die Anerkennung und verweigern die ihnen als Reichsgliedern

Digitized by Google

abverlangte Dienstmannschaft. Max will sie mit Waffengewalt zwingen, muß aber, in der Schlacht bei Dornach überwunden, im Baseler Frieden von 1499 von seinen Forderungen abstehen. Noch während des Friedensschlusses eröffnet sich das Kriegsschauspiel in Italien wieder. Ludwig XII., Karls VIII. Nachfolger, erneuert seine Ansprüche auf Mailand, besiegt 1499 Lodovico Moro und schleppt ihn in die Gefangenschaft. Max kann trotz eifriger Bemühungen von den deutschen Ständen keine Mittel erhalten, um in die Wirren einzugreifen. Nachdem diese Angelegenheiten entschieden, findet er einen Augenblick Zeit, seiner Lieblingsidee, einem Kriege gegen die Türken, nachzuhängen. Aber kaum hat er den Plan entworfen und die St. Georgengesellschaft gegründet, als er schon wieder durch den bairischen Erbfolgestreit beschäftigt wird. Bald darauf wird sein Vaterherz von dem schwersten Schlage getroffen. Sein Sohn Philipp, als Schwiegersohn der vor kurzem verschiedenen Königin Isabella soeben König von Kastilien geworden, stirbt 1506 zu Burgos, und mit ihm werden tausend herrliche Hoffnungen zu Grabe getragen. Nachdem Maximilian seine Tochter Margareta zur Statthalterin der Niederlande ernannt hat, denkt er daran, endlich einen Römerzug zu unternehmen, um sich von Julius II. zum römischen Kaiser krönen zu lassen. Es ist vergeblich, Venedig versperrt ihm den Durchzug, und Max nimmt nur den Titel eines erwählten römischen Kaisers an. Rache an Venedig ist jetzt sein Ziel. Und er greift, um dieses zu erreichen, zur äußersten Maßregel. Er vereinigt sich 1508 durch den unseligen Bund von Cambray mit Ludwig XII., Ferdinand dem Katholischen und Julius II. zur Teilung des venetianischen Gebietes. Es folgt der unglückliche italienische Krieg. Das unnatürliche, aus lauter Gegnern zusammengesetzte Bündnis schlägt binnen kurzem in sein Gegenteil um. Der ursprünglich gegen Venedig gerichtete Krieg richtet sich gegen den gemeinsamen Feind Italiens, Ludwig XII. Auf das Schlagwort: „Rache an Venedig“ folgt das andre: „Hinaus mit den Franzosen aus Italien.“ Durch die heilige Liga wird Venedig gerettet und verliert Frankreich seine Eroberungen in Italien. Und nicht genug damit: England, Spanien und der Kaiser fallen gleichzeitig in Frankreich ein, und Maximilian schlägt die Franzosen 1513 in der neuen Schlacht von Guinegate. Aber die Rechnung ist ohne den Wirt gemacht. Auf Ludwig XII. folgte 1515 der feurige Franz I., der nichts eiligeres zu thun hat als über die Alpen zu ziehen und Mailand von neuem zu unterwerfen. Der 1516 geschlossene Friede von Noyon spricht ihm die Stadt endgiltig zu, und so endet der langwierige Krieg ohne irgendwelchen Nutzen für den Kaiser. Nachdem diese leidige Angelegenheit erledigt ist, wendet sich Max sofort andern Aufgaben zu. Er teilt das deutsche Reich in zehn Kreise, ordnet die ungarische Erbfrage, nimmt seinen Lieblingsgedanken, einen allgemeinen Krieg gegen die Türken, von neuem auf und verfolgt mit reger Aufmerksamkeit die Anfänge der Reformation. Da befällt ihn mitten in dieser angespannten Thätigkeit auf der Jagd in Oberösterreich ein

Digitized by Google

Fieber. Er stirbt in Wels am 12. Januar 1519, im 26. Jahre seiner Regierung, im 59. seines Lebens.

Maximilians Leben ist eins der thätigsten, die man sich denken kann, und es wäre nicht zu verwundern, wenn es ganz in diesen politischen Arbeiten aufgegangen wäre. Das ist jedoch durchaus nicht der Fall. Nicht nur den politischen Tageswirren widmete er sich. Sein Leben gehörte auch der Dichtung, der Wissenschaft und der Kunst. Nicht nur der Geschichtschreiber, auch der Literarhistoriker, Kulturhistoriker und Kunsthistoriker hat auf Kaiser Maximilian Anspruch. „Gleich wie unter dem günstigsten Gestirne, wanderten unter Max alle schönen Künste, alle edeln Wissenschaften, alle Studien nach Deutschland, welches ihrer in Roheit und Dürftigkeit lange entbehrte." In diesen Worten hat Cuspinian den Kaiser gefeiert. Und noch bestimmter führt Zasius in einer ähnlichen Stelle die Vertreibung der Barbarei aus Deutschland und die Blüte der Wissenschaft und Kunst auf Maximilians Einfluß zurück. Alles, was mit der Wissenschaft zu thun hatte, war Max gleich lieb. Alles, was Deutschland an geistigen Größen besaß, in seinen Dienst zu ziehen oder in Beziehung zu sich zu setzen, galt ihm als eine der wichtigsten Aufgaben. Er berief den Konrad Celtes, Cuspinian wurde sein Sekretär, Hutten sein gekrönter Poet, Erasmus sein Rat, Trithemius sein theologischer Beistand, Geiler von Kaisersperg sein Beichtvater. Auch jeder Kunstzweig war dem Schutze und der Förderung des Kaisers sicher. Er trat in regen Verkehr mit allen kunstsinnigen Männern Deutschlands, fragte sie um ihren Rat und benutzte sie bei seinen künstlerischen Unternehmungen. Er hatte zum ersten künstlerischen Beirat den gelehrten Dr. Konrad Peutinger in Augsburg, der, patrizischem Geschlecht entsprossen und in Italien zu einer Zeit gebildet, wo gerade Wissenschaft und Kunst sich zu prachtvoller Blüte entfaltet hatten, seit 1493 als Stadtschreiber in Augsburgischen Diensten stand und der Stolz seiner Vaterstadt als Gelehrter wie als Staatsmann war. Er benutzte als Vertrauensmann bei seinen künstlerischen Unternehmungen den lustigen Weltweisen Willibald Pirkheymer in Nürnberg sowie den vielseitig gebildeten Probst Melchior Pfinzing. Er umgab sich mit den nicht nur gelehrten, sondern auch künstlerisch angelegten Männern Marx Treizsauerwein und Johannes Stabius. Und er war den Künstlern seiner Zeit August und Mäcen in einer Person.

Diese Kunstliebe des Kaisers ist für die deutsche Kunst nicht hoch genug anzuschlagen.

Das fürstliche Mäcenatentum hat in frühern Jahrhunderten eine viel größere Rolle gespielt als heutzutage, wo die Kunst eine mehr private geworden ist oder, wenn sie öffentlich ist, mehr von den Städten gepflegt wird. Die griechische Kunst würde sich trotz Phidias und den Seinen nie zu ihrer erhabenen Höhe emporgeschwungen haben, wenn nicht Perikles die Künstler in die richtigen Bahnen gewiesen hätte, ihnen durch die Aufgaben, die er ihnen stellte, Gelegenheit ge-

Digitized by Google

geben hätte, ihre Kräfte zu gebrauchen. Und auch die italienische Kunst des sechzehnten Jahrhunderts würde sich nie zu ihrer vollen Blüte entfaltet haben, wenn nicht damals gerade Julius II. und Leo X. auf dem Stuhle Petri gesessen hätten. Ausschließlich der Thatkraft Julius' II. verdanken Bramantes St. Petersbau, Michelangelos Decke der Sixtina, Raffaels Fresken in den Stanzen des Vatikans ihr Dasein. Julius II. war es, der den Geist dieser Männer erkannte, sie davon abhielt, ihre Kräfte zu zersplittern, immer größere und erhabenere Aufgaben an sie stellte. Sein Nachfolger Leo X. war es, der dann mit dem reichen Kunsterbe seines Vorgängers wucherte.

Was für die italienische Kunst Julius II. und Leo X. sind, das ist für die deutsche Kaiser Maximilian I.

Freilich hat fast alles fürstliche Mäenatentum jener Zeit einen erdigen Beigeschmack. Die Kunst ist nur selten die hohe, unverwelkliche Göttin, zu welcher der Fürst betet, sie ist in sehr vielen Fällen nur die Dienerin, welche der Majestät die Schleppe nachzutragen hat. Julius II. würde aus bloßer Liebhaberei die Kunst schwerlich so gepflegt haben, sie erscheint bei ihm als eine dem Papsttum und der Kirche dargebrachte Huldigung; er pflegte sie, weil sie dazu beitrug, dem Papsttum einen goldigen Nimbus zu verleihen. Leo X. gar schätzte sie nur deshalb, weil sie imstande war, seine eigne Person zu verherrlichen und seinen Lebensgenuß zu erhöhen.

Ähnlich wie Leo X. hat auch Kaiser Maximilian — das läßt sich nicht leugnen — die Kunst hauptsächlich persönlicher Interessen wegen gepflegt. Es war nicht die Freude am schönen Kunstwerk als solchen, die ihn dazu veranlaßte; auch ihm diente die Kunst in den meisten Fällen nur dazu, sein Haus und seine Person zu verherrlichen. Maximilian war wie jeder echte Renaissancemensch von dem Gedanken durchdrungen, daß von allen Lebensgütern der Ruhm das höchste sei. Durch sein ganzes Dasein zieht sich das Streben, für die Sicherung des eignen Nachruhms in der nachhaltigsten Weise selbst zu sorgen. „Wer sich in seinem Leben kein Gedächtnis macht, schreibt er in einem seiner Werke, im »Weißkunig,« der hat nach seinem Tode kein Gedächtnis, und desselben Menschen wird mit dem Glockenton vergessen. Darum ist das Geld, das ich für mein Gedächtnis ausgebe, nicht verloren, sondern das Geld, das erspart wird an meinem Gedächtnis, das ist eine Unterdrückung meines künftigen Gedächtnisses, und was ich im Leben zu meinem Gedächtnisse nicht vollbringe, das wird nach meinem Tode weder durch dich noch durch andre dazu gethan werden." Zur Aufrichtung eines „Gedächtnisses," zur Erlangung unsterblichen Nachruhmes sollte ihm die Kunst behilflich sein.

Dazu kommt ein zweites, was für die Kunstpflege Kaiser Maximilians bezeichnend ist. Die Kunst dient nicht nur der Person des Kaisers, sie ist in vielen Fällen auch nicht eine freie Schwester der Wissenschaft, sondern deren Dienerin. Da der Kaiser eine ganze Reihe gelehrter Ratgeber zu seinen künst-

Digitized by Google

lerischen Unternehmungen heranzog, so feierte darin mehr und mehr die Gelehrsamkeit ihre Triumphe. Die Künstler, welche der Kaiser beschäftigte, hatten nur selten freie Hand, in vielen Fällen hatten sie nur weitschweifige, von den einzelnen Gelehrten ersonnene Programme auszuführen. Dies beides, daß die Kunst die Dienerin der kaiserlichen Majestät und die Dienerin der Gelehrsamkeit war, müssen wir in den Kauf nehmen, wenn wir die Kunstbestrebungen des Kaisers Maximilian würdigen wollen. Und wir können es leicht, da seine Kunstliebe trotz alledem Herrliches und unvergänglich Schönes hat erstehen lassen. Freilich sind fast alle diese Werke vom Kaiser nur vorbereitet worden. Sein frühzeitiger Tod im Jahre 1519 hinderte die Ausführung, und erst der begeisterten Hingabe nachfolgender Geschlechter blieb die Vollendung der meisten Werke Kaiser Maximilians vorbehalten.

Wer das rastlose Leben Maximilians kennt, wird sich nicht darüber wundern, daß er keine großen monumentalen Bauten ins Leben rief. Über seine Beziehungen zur Architektur läßt sich am wenigsten sagen. Daß er aber ein tiefes Verständnis dafür hatte, beweist der Umstand, daß er über Baukunst geschrieben hat.

Weit mehr wurde die Plastik durch ihn gefördert, und zwar in erster Linie durch sein prächtiges Grabmal in Innsbruck.

Daß gerade Maximilian auf den Gedanken zu einem Prachtgrabmal verfiel, darf nicht wunderbar erscheinen. Für das Leben hatte der rastlose Kaiser nie einen festen Wohnsitz. Er war immer unterwegs von Pfalz zu Pfalz, von Stadt zu Stadt; seine Heimat war der Steigbügel, seine Residenz der Sattel. Da ist es natürlich, daß er sich sehnte, wenigstens nach dem Tode eine dauernde Wohnung zu haben, wie er denn in seinen letzten Lebensjahren immer einen prächtigen Sarg bei sich zu führen und darüber zu äußern pflegte: „Ich führe diese Lade bei mir zum Gebrauch eines Dinges, das mir eins von den liebsten ist."

Aber auch die allgemeine Zeitrichtung kam dem Wunsche, in einem Prachtgrabe beigesetzt zu werden, entgegen. Der Gräberluxus spielt in der italienischen wie in der deutschen Renaissance eine große Rolle. Jeder vornehme Italiener ließ schon bei seinen Lebzeiten sein Grabmal anfertigen und selbst aufstellen, nach dem bekannten Ratschlage, den man am Grabe eines römischen Prälaten liest:

Certa dies nulli est, mors certa; incerta sequentum
Cura; locet tumulum, qui sapit, ante sibi.

Es gab Leute, die das kümmerlichste Leben führten, nur um einst ein Grabdenkmal zu haben, die frühmorgens schon mit Architekten und Marmorarbeitern bei allen antiken Ruinen herumzogen, nachmittags todmüde nach Hause kamen und nachts von weiter nichts als von Gesimsen, Friesen und Säulen ihres Grabmals träumten. Ähnlich wie in Italien, war auch in Deutschland der Gräber-

Digitized by Google

luxus verbreitet. Eine der glänzendsten derartigen Leistungen ist ohne Zweifel Kaiser Maximilians Denkmal in der Hofkirche zu Innsbruck.

Der Plan des Werkes wurde um 1508 vom Kaiser selbst gefaßt und mit dem gelehrten Konrad Peutinger in Augsburg festgestellt. Der Beginn der eigentlichen Arbeiten fällt in das Jahr 1509. Maximilian berief in diesem Jahre den Bildhauer Jörg Muschgat aus Augsburg an seinen Hof, um mit ihm das nötige zu besprechen. Dieser hatte in Augsburg die Modelle zu den Statuen anzufertigen. In Augsburg sollte dann noch in demselben Jahre mit dem Guß der einzelnen Standbilder begonnen werden, welcher Hans und Lanx Zotman, sowie Lorenz Sartor übertragen wurde. Gleichzeitig wurde auch in Innsbruck eine Gußhütte unterhalten und mit der Oberaufsicht über sie des Kaisers früherer Hofmaler Gilg Sesselschreiber von Augsburg betraut. Aber man verfuhr in Innsbruck sehr saumselig. Noch 1511 fehlte es dem Künstler an den nötigen Einrichtungen, und 1513 hatte man erst ein Bild gegossen und sechs entworfen. Da man bei diesem langsamen Betriebe nicht rasch genug vorwärts kam, so wurde im Jahre 1513 noch an einem dritten Orte, in Nürnberg, gearbeitet. Peter Vischer wurde mit Aufträgen für das Grabmal beschäftigt. Er war eifrig bei der Arbeit und hatte schon im Juli desselben Jahres eine Statue beinahe vollendet. Mit der Bezahlung mußte er freilich lange warten. Erst im Juli 1517 unterhandelte der Nürnberger Gesandte mit dem Kaiser wegen Bezahlung Peter Vischers. Bei der Geldverlegenheit, in welche Maximilian gerade um 1512 infolge des unglücklichen italienischen Krieges geraten war, darf man sich über nachlässige Bezahlung der Künstler nicht wundern. Ebenso ist es klar, daß diese vielfache Geldverlegenheit den Fortgang der Sache hemmen mußte. 1516 nahm man einen neuen Anlauf. In Innsbruck wurde der mit der Leitung des Unternehmens betraute Gilg Sesselschreiber von neuem mit großen Aufträgen bedacht, da er sich aber als unzuverlässig erwies, 1518 der Arbeit enthoben. Außer in Innsbruck ließ man auch in Augsburg weiter arbeiten, wo Muschgat die Modelle herzustellen hatte. Freilich kam auch hier die Geldnot des Kaisers störend dazwischen, und Muschgat sah sich schließlich genötigt, Bilder zu versetzen. Trotzdem war man noch in der regsten Thätigkeit, als im Januar 1519 Kaiser Maximilian starb. Durch dieses Ereignis war die Arbeit am Grabmal bis auf weiteres unterbrochen. Max konnte nicht, wie er gewünscht hatte, in demselben beigesetzt werden, sondern wurde in der Wiener Neustadt begraben. Erst Kaiser Ferdinand hat das Grabmal seines Großvaters beendet. Auch jetzt noch, obwohl es nicht in der von Kaiser Maximilian beabsichtigten Form auf uns gekommen ist, macht es einen feierlichen, glänzenden Eindruck. Ein gewaltiger Marmorsarg erhebt sich inmitten der Kirche, umgeben von 28 überlebensgroßen ehernen Standbildern berühmter Helden, Ahnen und Verwandten des österreichischen Hauses. Diese Statuen sind nach der Zeit, in der sie entstanden, und nach den Künstlern, von denen

Digitized by Google

sie gefertigt wurden, von sehr verschiedenem künstlerischen Werte. Bei weitem am höchsten stehen zwei Statuen vom Jahre 1513, die aller Wahrscheinlichkeit nach von Peter Vischer herrühren: die Statue des Königs Arthur von England und des Königs Theodorich. Trefflich sind auch die Arbeiten des Meisters Gilg Sesselschreiber: König Philipp, Kaiser Rudolf, Erzherzog Ernst, Theobertus, Margareta, Ferdinand von Kastilien, Kunigunde, Eleonore, Maria von Burgund, Kaiser Friedrich III., König Ladislaus, Elisabeth, Karl der Kühne, Philipp der Gute. Namentlich Margareta kann als vortrefflich gelten, wie auch Kunigunde und Eleonore durch schlanke Formen und prachtvolle Damastgewänder sich auszeichnen. Die spätern Statuen, namentlich die nach 1540 unter italienischen Einflüssen entstandenen, sind nicht so gut und fallen schon teilweise ins Theatralische. Haben wir so zwar ein Werk erhalten, das nur teilweise den duftigen Reiz der deutschen Frührenaissance rein wiederspiegelt, teilweise schon der sinkenden Zeit angehört, so kann dasselbe doch in jeder Beziehung als eine großartige Schöpfung gelten, es hat auch auf die Entwicklung der deutschen Plastik nachhaltigen Einfluß geübt.

Noch ein andres Zweiggebiet der Plastik hat durch Maximilians Kunstliebe eine hohe Ausbildung erhalten: die Kunst, in Eisen und Silber zu arbeiten und mit Gold kunstreich zu zieren. Diesem Kunstzweige kam hauptsächlich Maximilians Vorliebe für kunstreiche Rüstungen zu statten. Auch hier waren es hauptsächlich die Augsburger Helmschmiede, Plattner und Goldarbeiter, die Maximilian mit seinen Aufträgen bedachte und von denen er namentlich die für ihn selbst bestimmten Rüstungen fertigen ließ. Am schönsten muß diejenige gewesen sein, die er 1516 bei dem berühmten Helmschmied Collmann bestellte.

Ebenso groß wie Maximilians Vorliebe für die Plastik war aber seine Liebe zu den zeichnenden Künsten. Zwar hat er der Malerei keine monumentalen Aufgaben gebracht wie sein großer Zeitgenosse Julius II. Er hat keine großen Freskencyklen ins Leben gerufen — in welchem seiner Schlösser hätte der rastlos umherziehende Kaiser sie ausführen lassen sollen? —, er hat nicht einmal den Künstlern Aufträge zu großen Tafelbildern gegeben — wo hätte der unermüdliche Herr sie ungestört betrachten können? Aber er hat durch einen kleinen Zug bewiesen, wie sehr er auch den zeichnenden Künsten hold war. Gerade damals hatte die deutsche Malerei ihre schönsten Blüten getrieben. In Franken hatte der Altmeister Dürer seine großen Werke geschaffen, in Sachsen war der unermüdliche Lukas Cranach thätig, im Elsaß waren neue leuchtende Sterne aufgegangen. Es drängte den Kaiser, wenigstens einzelne Proben von der Hand aller dieser großen Künstler immer vor sich zu haben, und zwar in einem Buche, das er tagtäglich in der Hand führte und das zu seinem intimsten Gebrauche bestimmt war, in seinem Gebetbuche. Kaiser Maximilian hatte eigens für sich ein lateinisches Gebetbuch entweder selbst abgefaßt oder abfassen lassen. Johann Schönsperger in Augsburg hatte die Herstellung der prächtigen großen

Digitized by Google

Lettern und den Druck auf Pergament zu besorgen. Dieser wendete allen Fleiß auf die Arbeit und erhielt von des Kaisers Bankier Hans Baumgartner in Augsburg zwanzig Gulden für Pergament und andre Auslagen vorgestreckt. Schon am 24. August 1513 glaubte der Kaiser, daß der Druck vollendet sei, und schrieb an Peutinger, er möge ihm zehn Exemplare zuschicken. Peutinger hörte jedoch auf seine Erkundigung von Schönsperger, daß dieser an Pressen Mangel habe und noch in sechs Wochen kaum imstande sein werde, den Druck zu vollenden. Doch konnte der Gelehrte am 5. Oktober 1513 dem Kaiser bereits einen Probedruck auf Pergament zuschicken. Der endgiltige Druck verzögerte sich noch bis zum Januar 1514, denn das Gebetbuch trägt am Schlusse des Textes die Angabe: Joannes Schoensperger Civis Augustanus imprimebat. Anno salutis MDXIIII. III. Kalendas Januarii. Da das Buch heute sehr selten geworden ist, muß man schließen, daß auf den Wunsch des Kaisers nur sehr wenige Exemplare gedruckt worden sind. Ein gut erhaltenes, vollständiges, aus der Fuggerschen Sammlung stammendes Exemplar befindet sich in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien, ein zweites, aus der Sammlung Josch in Linz stammendes in der Bibliothek des britischen Museums. Des Kaisers Handexemplar endlich, das leider in verhältnismäßig schlecht erhaltenem Zustande ist, befindet sich heute an zwei Orten verteilt: die eine, erste Hälfte wird in der königlichen Staatsbibliothek zu München, die andre, erst ganz kürzlich bekannt gewordene in der Bibliothek zu Besançon bewahrt. Über die Zugehörigkeit des Besançoner Bruchstückes zu dem Münchener Schatze kann nicht der geringste Zweifel sein, da es mit der Seite beginnt, wo das Münchener Exemplar aufhört. Nur dieses zur Hälfte in München, zur Hälfte in Besançon bewahrte Handexemplar des Kaisers ist für uns wichtig. In diesem seinem Handexemplare wollte der Kaiser nämlich ein künstlerisches Schatzkästlein besitzen und überantwortete es den bedeutendsten Künstlern des deutschen Vaterlandes, um sich die einzelnen, den Text umgebenden breiten Pergamenträndern mit Randzeichnungen schmücken zu lassen. Zuerst erhielt es der Altmeister Dürer, der 45 Blätter des Buches in der launigsten Weise mit grüner, roter und violetter Dinte illustrirte. Alles schwirrt und sprießt von Ornamenten und Figuren, es ist die lieblichste Textumrahmung, die man sich denken kann. Nachdem Albrecht Dürer seine Arbeit geliefert hatte, ging das Buch weiter an Lukas Cranach. Ihm gehören die letzten acht Randzeichnungen des Münchener Bruchstückes, sowie die erste Hälfte im Besançoner Fragmente an. Auch Meister Cranach liefert sein bestes. Auf der Höhe Dürers weiß er sich freilich nicht zu halten. Er faßt namentlich seine Aufgabe nur als Ornamentirung, nicht als geistreiche Illustration auf. Hirsche, Rehe, Elenntiere und andre jagdbare Tiere, Storchen- und Affenfamilien, auf Böcken fahrende Hexen, endlich auch Evangelisten und Kirchenväter sind in braunroter Dinte am Rande angebracht. Von Sachsen wanderte das Büchlein nach dem Elsaß und wurde einem dortigen bis jetzt

Digitized by Google

unbekannten Meister übergeben, dem oder dessen Schule die letzte Hälfte der Randzeichnungen des Besançoner Bruchstückes angehört. Man sieht, der Kaiser wollte von der zeichnenden Kunst aus jedem Gaue des deutschen Vaterlandes eine Probe haben. Nicht Meister Dürer allein sollte an dem Schmucke des Buches thätig sein, sondern eine Reihe deutscher Künstler wurde dazu herangezogen. Thausings Annahme, daß der Kaiser die ganze Arbeit Dürer übertragen habe, und daß dieser sie, nachdem er 45 Blätter vollendet hatte, beiseite gelegt und seinem Schüler Springinklee überlassen habe, erweist sich also als hinfällig. Nur durch das Bestreben, das ganze Buch im Kreise Dürers entstehen zu lassen, ist Thausing zu dieser Angabe geführt worden.

Die Randzeichnungen im Gebetbuche Kaiser Maximilians sind die vatikanischen Loggien der deutschen Kunst. Das deutsche Volk hat die Pflicht, das Schatzkästlein, welches sein kunstsinnigster Kaiser entstehen ließ, in Ehren und im Andenken zu halten. Und jeder kann sich noch heute des allerliebsten Werkes freuen, kann noch heute die Randzeichnungen als Umrahmungen seines Stammbuches, seiner Familienchronik, seines Tagebuches verwenden, da Georg Hirth in München davon eine vortreffliche Facsimileausgabe veranstaltet hat. Leider kannte auch Hirth nur das in München bewahrte Fragment mit den Dürerschen Zeichnungen. Vielleicht wird er aber gelegentlich auch das Besançoner Bruchstück veröffentlichen, dann könnte das deutsche Volk sich rühmen, den künstlerischen Schmuck aus dem Gebetbuche des ersten deutschen Kaisers der neuen Zeit vollständig zu besitzen.

Das Gebetbuch Maximilians führt uns auf ein drittes Kunstgebiet hin, welchem die eifrigste Pflege des Kaisers zuteil wurde. Es war noch nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, seitdem Johann Gutenberg in Mainz die Buchdruckerkunst erfunden hatte. Der Buchdruck hatte dann in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts bereits die schönsten Blüten getrieben und einen Kunstzweig zur Entwicklung gebracht, der ohne ihn heute dahingesiecht wäre, den deutschen Holzschnitt. Da die Bilder für den Ungebildeten die Stelle der Schrift zu vertreten hatten, wurden nämlich fast alle Bücher des fünfzehnten Jahrhunderts reich mit Holzschnitten geziert, die anfangs freilich recht roh waren, aber allmählich immer wertvoller wurden.*) Schon der alte Briefdrucker Albrecht Pfister von Bamberg hatte ums Jahr 1460 seine volkstümlichen Bücher mit Holzschnitten versehen; seit dem Jahre 1470 hatten Augsburg, Ulm und Köln sich durch ihre illustrirten Prachtwerke ausgezeichnet. Mit den neunziger Jahren war Nürnberg in die Schranken getreten, wo der große

*) Vergl. die Einleitung zu meiner „Geschichte der deutschen Bücherillustration der Gothik und Frührenaissance," München und Leipzig, Georg Hirth, 1883 — und meinen Aufsatz über „Illustrirte Prachtwerke des 15. und 16. Jahrhunderts" in den Grenzboten vom 13. Juni 1883.

Digitized by Google

Verleger Anton Koburger seine Wirksamkeit entfaltete und zu seinen Unternehmungen den Maler Michel Wohlgemuth heranzog. Ebenso großen Eifer wandte man dem Illustrationswesen in Lübeck, Basel und Straßburg zu, wo Johann Grüninger thätig war. Es waren auf diese Weise Prachtwerke wie die kölnische Bibel, die Schedelsche Chronik, Brants Narrenschiff, Grüningers Virgil entstanden. Das Buch war ganz im Gegensatze zu der heutigen Fabrikwaare ein Kunstwerk, welchem Typen, Einband und Bilder einen herrlichen Schmuck verliehen. Der Holzschnitt seinerseits hatte infolge des weit umfangreicheren Wirkungskreises, in den er gezogen war, mit unglaublicher Schnelligkeit die größten technischen Fortschritte gemacht. Während man anfangs Mühe gehabt hatte, in roher Weise Einzelblätter anzufertigen, war man jetzt imstande, große künstlerische Holzschnittfolgen zu liefern. In Nürnberg hatte Albrecht Dürer seine Apokalypse, sein Marienleben, seine Passion geschaffen; in Augsburg war der große Hans Burgkmair unermüdlich als Zeichner für den Holzschnitt thätig. Kein Wunder, daß der kunstsinnige Maximilian, wenn er ein illustrirtes Prachtwerk wie die Schedelsche Chronik betrachtete oder eine Holzschnittfolge wie die Dürersche Apokalypse durchblätterte, sofort zu großen Plänen angeregt wurde. „Wer sich in seinem Leben kein Gedächtnis setzt, der hat nach seinem Tode kein Gedächtnis und desselben Menschen wird mit dem Glockenton vergessen." Wodurch konnte er sich aber eher ein „Gedächtnis errichten" als durch Bücher, die seine Thaten in Wort und Bild dem späten Enkel vorführten, oder durch Holzschnittfolgen, die Zeitgenossen und nachfolgenden Geschlechtern zur Freude und Belehrung dienten? So wurde durch die Kunstliebe Kaiser Maximilians eine ganze Reihe prächtiger Holzschnittfolgen ins Leben gerufen, die noch heute zu dem Herrlichsten gehören, was dieser Kunstzweig geleistet hat. Es entstanden ferner illustrirte Prachtwerke, die, soweit sie nach des Kaisers Absichten vollendet wurden, für alle Zeiten als typographische und künstlerische Meisterwerke dastehen werden.

Für den Anfang waren die Pläne des Kaisers verhältnismäßig bescheiden. Er wollte seine „Genealogie," die Vorfahren des Hauses Habsburg, als Holzschnittfolge dargestellt haben und wandte sich deshalb im Jahre 1510 an Hans Burgkmair in Augsburg. Dieser war eifrig bei der Arbeit, sodaß schon im Jahre 1510 die größte Anzahl der Bilder von zwei ebenfalls in Augsburg in den Dienst genommenen Formschneidern geschnitten werden konnte. Bei der Eile, mit welcher der Kaiser die Angelegenheit betrieb, war es umso unangenehmer, daß der eine Formschneider, dem man den Schnitt der Zeichnungen übertragen hatte, plötzlich aus Augsburg verschwand. Er setzte dadurch sowohl den Leiter der Arbeit, Peutinger, als den Kaiser selbst in Verlegenheit, und Peutinger wußte den Kaiser in einem Briefe vom 17. November 1510 nicht anders zu trösten, als daß er ihm sagte, es könnte sich im Notfalle Burgkmair selbst, der sich auf den Schnitt ganz wohl verstehe, der Sache annehmen und

Digitized by Google

die Arbeit zu Ende bringen — eine bekannte Briefstelle, die früher oft herangezogen wurde, wenn man den Beweis führen wollte, daß Maler auch als Holzschneider thätig waren. Wieviel Blätter Burgkmair geschnitten hat, wissen wir nicht. Sicher ist nur, daß er alle Blätter der Folge zeichnete, da jedes derselben mit seinem Monogramm versehen ist, und daß im Jahre 1511 die ganze Folge vollendet war. Sie besteht aus 37 Blättern. Sehr erquicklich war die Aufgabe für den Künstler nicht. Die einzelnen Fürsten, gewöhnlich von schweren Ritterrüstungen bedeckt, in der einen Hand das Schwert, in der andern das Szepter haltend, sind stehend oder sitzend dargestellt, daneben lehnt ihr Wappen, oben ist immer ein Tier angebracht, das auf den Charakter des betreffenden hinweisen soll. Es muß unsäglich schwer gewesen sein, in die Reihe dieser Könige Abwechslung und Leben zu bringen. Burgkmair jedoch hat es verstanden und führt uns Gestalten von markiger Kraft vor. Da sehen wir einen jugendlichen Fürsten mit langem blonden Haar, in enganliegender Ritterrüstung, den Hermelinmantel keck um die Schultern geschlagen, wie er seinen Falken betrachtet, eine wunderbar schöne Gestalt. Wir sehen einen urwüchsigen Ritter in Küraß, in dem Hans Burgkmair das zum Erstaunen ähnliche Porträt unsers Reichskanzlers gegeben hat. Wir sehen Kaiser Maximilian selbst, wie er in schwerem Brokatmantel, die hohe Kaiserkrone auf dem Haupte, nach links gewendet auf dem Throne sitzt. Immer findet der Künstler eine neue Bewegung, immer gelingt es ihm, ein sprechend durchgeführtes Porträt zu geben, nur manchmal greift er zu der Aushilfe, das ganze Gesicht des Fürsten mit dem Visire zu bedecken.

Kein Wunder, daß der Kaiser, als er diese Holzschnittfolge so schön vollendet sah, großes Wohlgefallen am Holzschnitte fand und sofort noch größere Unternehmungen plante. Nicht nur die Geschichte seines Hauses, auch sein eignes Leben sollte in illustrirten Prachtwerken verherrlicht werden.

Die Vorbereitungen wurden mit der größten Sorgfalt getroffen. Zunächst galt es, für die Bücher einen passenden Drucker zu finden. Man schwankte anfangs zwischen zwei Augsburger Meistern. Der eine war Erhard Oeglin, der sich durch die Erfindung des Notendruckes mit beweglichen Lettern bekannt gemacht hatte, der andre Hans Schönsperger der Ältere, der durch viele große Druckwerke bereits weithin berühmt war. Oeglin, der auch Schriftgießer war, goß für den Kaiser unter Peutingers Leitung eine neue Schrift, war jedoch, als er sie gefertigt hatte, genötigt, seiner Armut wegen sie zu versetzen und erlag bald seinem Elend. So war von den beiden in Aussicht genommenen Druckern nur Schönsperger übrig. Dieser wurde bereits im Jahre 1508 von Maximilian zum kaiserlichen Buchdrucker auf Lebenszeit bestellt. Es wurde in seiner Bestallung ausdrücklich auf die Fähigkeit hingewiesen, mit der er jede Schrift „abkonterfeyen“ und gießen könne, und ihm geboten, nur für den Kaiser selbst von dieser Kunst Gebrauch zu machen, sonst niemand darin zu unterweisen, sondern

Digitized by Google

das Geheimnis bis zu seinem Tode zu bewahren. Hierfür versprach ihm der Kaiser einen Jahresgehalt von 100 Gulden, und für den Fall, daß er an den Hof berufen würde, für ihn und seine Genossen Unterhalt und eine besondre Vergütung für seine Arbeiten.

Über die Wahl der Illustratoren konnte man ebenfalls nicht zweifelhaft sein. Hans Burgkmair, der schon 1510 die „Genealogie" zur größten Zufriedenheit des Kaisers gefertigt hatte, kam natürlich auch für die neuen Unternehmungen in erster Linie in Betracht. Ein andres aufkeimendes, dem schwäbischen Kunstkreise angehöriges Talent war der junge Hans Schäufelein, der in Nördlingen bei Augsburg seinen Stammsitz, in Augsburg Verwandte hatte und auf den Ruf des Kaisers in die Stadt übersiedelte. Neben diesen beiden Meistern wurde noch ein Augsburger Künstler L. B., dessen Name uns unbekannt ist, herangezogen. Außer Augsburg kam aber auch Nürnberg in Betracht. Es war selbstverständlich, daß auch der große Albrecht Dürer zu den Unternehmungen des Kaisers seine Kräfte leihen mußte. Neben dem Altmeister wurde in Nürnberg besonders Hans Springinklee, der bei Dürer im Hause lebte, beschäftigt.

Um die Zeichnungen dieser Künstler in Holz zu übertragen, war die Gründung eigner Formschneiderschulen nötig, da man mit den zwei Formschneidern, die man im Jahre 1510 an der „Genealogie" beschäftigt hatte, nicht weit kommen konnte. In Augsburg wie in Nürnberg wurden daher Formschneiderschulen gegründet.

Bei der Wahl des Mannes, welcher die Augsburger Formschneiderschule leiten sollte, war Peutinger besonders glücklich. Er berief den vortrefflichen Jost Dienecker aus Antwerpen. Derselbe kam im Jahre 1510 in Augsburg an und wurde als „Jost, kaiserlicher Majestät Formschneider" in die Steuerbücher eingetragen. Im Laufe der nächsten Jahre wurden nicht weniger als zehn Formschneider berufen, die unter Dienecker zu arbeiten hatten: Jan de Bonn, Cornelius und Wilhelm Liefrink, Alexius Lindt, Jakob Rupp, Klaus Seemann, Hans und Wilhelm Taberith — also, wie Dienecker selbst, größtenteils Niederländer. Dienecker hatte die Oberleitung des Ganzen und die Aufgabe, jede von den einzelnen Holzschneidern gelieferte Arbeit eigenhändig zu übergehen, damit alle Holzstöcke im Schnitte gleich wurden.

Unabhängig von dieser Augsburger Formschneiderschule war die Nürnberger. Die hier beschäftigten Künstler waren Hans Frank, Wolfgang Resch und Hieronymus Andree. Wie die Augsburger Formschneider die Arbeiten Burgkmairs und Schäufeleins zu schneiden hatten, so fiel diesen Nürnbergern der Schnitt der Dürerschen und Springinkleeschen Kunstwerke zu. Naturgemäß war gegenseitige Unterstützung nicht ausgeschlossen. So hat man im Jahre 1516, als in Nürnberg viel gefertigt worden war, fünf Augsburger Formschneider mit dem Schnitte Nürnbergischer Zeichnungen beschäftigt.

Digitized by Google

Das erste der Werke, welche auf diese Weise entstanden, ist der berühmte „Theuerdank," ein Buch, zu dem der Kaiser schon in den Jahren 1505—1508 den ersten Plan gefaßt hatte und in dem in allegorischer Form die Abenteuer vorgeführt werden sollten, die Max zu bestehen hatte, ehe er in den Besitz seiner geliebten ersten Gemahlin, der schönen Maria von Burgund, gelangte. Nicht nur die Festlichkeiten des Brautzuges, auch die Gefahren, welche der stets auf Abenteuer denkende junge Held während des Zuges zu bestehen hatte, sollten in dichterischer Ausschmückung dem Leser vorgeführt werden. Der Stoff war ein sehr einfacher. Herzog Karl von Burgund stirbt, die jugendliche Maria trägt Max ihre Hand an und bittet ihn, ins Land zu kommen. Max bricht auf, und da es der erste Zug ist, den er unternimmt, kann es nicht fehlen, daß er sich während desselben durch seinen jugendlichen Vorwitz zu allerlei Leichtsinnigkeiten verleiten läßt, auch allerlei unvorhergesehene Unfälle ihm Gefahren bereiten. Der Dichter bearbeitet dies allegorisch. Er berichtet, drei burgundische Hauptleute, Fürwittich (Vorwitz), Unfalo (Unfall) und Neidelhart hätten gefürchtet, wenn Theuerdank ins Land komme, ihre alte Macht zu verlieren, und deshalb sich verschworen, dem jungen Helden auf seinem Zuge den Untergang zu bereiten. Demgemäß handelt der erste Teil des Gedichtes von den Ränken des Fürwittich, der dem jungen Helden an dem ersten Engpaß, welchen dieser zu durchreiten hat, entgegentritt, ihn zu Gaste lädt und ihn zu unzähligen gefährlichen Gemsjagden anstachelt. Erst spät durchschaut Theuerdank die böse Absicht des Verführers und verläßt ihn. Aber er ist kaum am zweiten Engpasse angelangt, als ihm Unfalo entgegentritt. Dieser geht noch weiter als Fürwittich, versucht den Prinzen zu ertränken und in die Luft zu sprengen, von Löwen zerreißen und von bestochenen Ärzten vergiften zu lassen. Nachdem Unfalo durchschaut ist, tritt dem Prinzen am dritten Engpasse Neidelhart entgegen, der ihn in gefährliche Kriege lockt. So kommt Theuerdank erst nach unsäglichen Irrfahrten am Hofe Marias an. Nachdem er auch hier noch in einer Reihe von Turnieren seine glänzende Tapferkeit gezeigt hat, verspricht ihm Maria ihre Hand, fordert ihn aber auf, vor der Vermählung noch einen Kreuzzug gegen die Türken zu unternehmen. Der Held willfahrt ihrer Bitte und zieht ins Feld.

Dieser Stoff also sollte zu einem illustrirten Prachtwerke verarbeitet werden. Schon im Jahre 1512 waren große Teile des Gedichtes vom Kaiser verfaßt, und Melchior Pfinzing in Nürnberg erhielt den Auftrag, den Versbau zu ordnen und das Ganze zu überarbeiten. Den Druck leitete Schönsperger, der in diesem Buche zum erstenmale Gelegenheit hatte, seine neu erfundnen Typen zu verwenden. Die Zeichnungen lieferte Hans Schäufelein; der Schnitt wurde von der Augsburger Formschneiderschule unter Leitung Dieneckers besorgt. Schönsperger vollendete das Buch im Jahre 1517 in Nürnberg, wohin er sich kurz vor Abschluß der Ausgabe geflüchtet hatte, um seinen zahlreichen Augsburger Gläubigern zu entgehen.

Digitized by Google

Es ist ein Prachtwerk im eigentlichen Sinne des Wortes, das uns im „Theuerdank" entgegentritt. Fast alle Exemplare der ersten Ausgabe wurden auf Pergament gedruckt, und es ist noch heute eine Freude, das Buch durchblättern zu können. Vor allen Dingen erregen die Typen unsre Bewunderung. Wir glauben eine künstlerische Handschrift vor uns zu haben; jedes einzelne Wort erscheint wie geschrieben, jeder Anfangsbuchstabe ist ein kleines Kunstwerk. Wie ganz anders dachte man doch damals als heute! In den Büchern der damaligen Zeit war der Druck nur ein Ersatz für die Handschrift, heute ist bei einem gedruckten Buche von Handschrift nichts mehr zu sehen. Damals sagte man: „er druckt wie geschrieben"; heute sagt man: „er schreibt wie gedruckt." Der eine schreibt, der andre druckt ohne Kunst, ohne Charakter! Ebenso anheimelnd sind die schlichten, in anspruchslosem Linienholzschnitt wiedergegebenen Bilder. Freilich hatte der Zeichner mit gar mannichfachen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der verhältnismäßig öde Stoff war nicht zu lebendiger, geistreicher Illustration angethan. Die Darstellung der vielen Gefahren, die Theuerdank zu bestehen hat, die eintönigen Figuren Fürwittichs, Unfalos oder Neidelharts, die auf jedem Holzschnitt unthätig, ohne wahre Beziehung zur Handlung im Vordergrunde stehen, ermüden. Wir werden gleich im Anfange überdrüssig, den Theuerdank immer arglos in die Falle des Gegners gehen zu sehen, obschon er dessen Tücke schon beim zweitenmale hätte durchschauen können. Trotzdem führen die Bilder in das rastlose, gefahrvolle Leben und Treiben des Helden zu Wasser und zu Lande sehr lebendig ein. Darüber, daß die Mehrzahl der Holzschnitte von Schäufelein herrührt, kann kein Zweifel sein, wenn auch nur acht mit seinem Monogramme bezeichnet sind; doch mögen außer ihm auch noch einige unbedeutendere Künstler am Theuerdank gearbeitet haben.

Die Exemplare der ersten Ausgabe waren ausschließlich für den Kaiser bestimmt, welcher beabsichtigte, sie als besondre Zeichen seiner Huld nach seinem Tode an den Adel austeilen zu lassen. Die erste, für die Öffentlichkeit bestimmte Ausgabe des Buches druckte Schönsperger kurz nach Maximilians Tode im Jahre 1519. Die Illustrationen und Typen sind dieselben wie die der ersten Ausgabe; statt auf Pergament ist sie jedoch auf Papier gedruckt und hat nur 115 Holzschnitte, also drei weniger. Die dritte Ausgabe mit gleichem Text und gleichen Figuren veranstaltete der Augsburger Buchdrucker Heinrich Steier 1537. Der Unterschied von den früheren Ausgaben ist nur, daß die Typen gewöhnliche und die Holzschnitte bis zur Unerkennbarkeit abgenutzt sind. Seitdem wurde der Theuerdank noch oft, teils mit den Holzschnitten, teils ohne dieselben, abgedruckt.

Das zweite illustrirte Prachtwerk, welches der Kaiser in Augsburg vorbereiten ließ, ist der herrliche „Weißkunig." War im „Theuerdank" die Brautfahrt Maximilians zu Maria von Burgund mit poetischer Freiheit dargestellt

Digitized by Google

gewesen, so wollte er im „Weißkunig“ in mehr historischer Weise seine ganze Lebens- und Regierungsgeschichte erzählen. Im Jahre 1512 hatte der Kaiser bereits die Hälfte des Werkes seinem Geheimschreiber Treizsauerwein diktirt; in der Zeit von Johanni bis Weihnachten 1514 stellte dieser das bis dahin angesammelte Material vorläufig zusammen. Gleichzeitig schritt man an die Holzschnittausstattung des Werkes, die in noch umfassenderer und prächtigerer Weise vorbereitet wurde als die des „Theuerdank“. Da, mit dem Jahre 1514 blieb die Arbeit für den Text des „Weißkunig“ liegen. Über mancherlei Einzelheiten waren dem Kaiser Fragen vorgelegt worden, und die von ihm erteilte Auskunft ward neben sonstigen Erläuterungen den Manuskripten beigeschrieben. Vieles aber blieb unerledigt, und in Betreff einzelner Punkte erklärte sich der Kaiser sogar selbst von seiner Erinnerung im Stich gelassen. So war, als Maximilian im Jahre 1519 starb, der „Weißkunig“ ein Torso. Im Jahre 1526 dachte König Ferdinand an die Herausgabe des Buches. Aber auch sein Unternehmen geriet ins Stocken. Die Handschriften kamen nach Ambras, die Holzplatten verschwanden lange Zeit gänzlich. Es hat dann in der folgenden Zeit zwar nicht an einzelnen Bemühungen um die Arbeit des Kaisers gefehlt, aber mehr als zwei Jahrhunderte gingen darüber hin, ehe sie endlich aus ihrer Verborgenheit ans Licht gebracht ward. Die Handschriften waren mittlerweile nach Wien gekommen. Die Holzstöcke hatten sich zu Graz im Herzogtum Steyr wieder gefunden und waren durch den glücklichen Umstand, daß ein verständiges Auge sie entdeckte, vor dem Untergange gerettet worden. So konnte der unverdiente Bann, der solange auf dem Werke gelastet hatte, endlich noch gelöst werden, und es erschien in einer sorgfältigen und würdigen Folioausgabe in Wien auf Kosten Joseph Kurzboeckens 1775. Durch die Bemühungen des fleißigen Herausgebers sind dem Texte die Bilder eingeordnet, soweit er ihren Platz aus dem Inhalt oder aus den darüber vorhandenen, von des Kaisers eigner Hand herstammenden Notizen erkennen konnte; nur wenige, die er nicht zu bestimmen wußte, folgen am Schlusse des Werkes. Für das Jahr 1884 bereitet man in Wien eine zweite Ausgabe vor, und die seitherigen, im Holzhausenschen Verlage erschienenen Bücher geben uns schon heute die Gewißheit, daß wir auch im „Weißkunig“ eine Musterpublikation erhalten werden.

Der „Weißkunig“ zerfällt in drei Teile. Der erste Teil ist nur ein vorbereitender. Es wird uns gewissermaßen als Vorgeschichte Maximilians I. erzählt, wie sein Vater, Kaiser Friedrich III., sich verheiratete und mit seiner jungen Gemahlin nach Rom zog, um vom Papste die Kaiserkrone zu empfangen. Wir sehen, wie König Friedrich eine glänzende Gesandtschaft abschickt, damit sie in seinem Auftrage um die Hand der jugendlichen Prinzessin Eleonora von Portugal werbe, wie Eleonora ihr Jawort giebt und die Reise nach Italien antritt, um dort mit Friedrich zusammen zu treffen. Wir beobachten die Zusammenkunft des Brautpaares in Siena und begleiten beide nach Rom, wo sie an den Stufen

Digitized by Google

des St. Peter vom Papste bewillkommnet werden. Wir wohnen den Krönungsfeierlichkeiten bei und geleiten den Kaiser und die Kaiserin zurück in ihre Residenz, die Wiener Neustadt.

Der zweite und dritte Teil ist dem Leben Maximilians gewidmet, und zwar behandelt der zweite seine Jugendjahre bis zu seiner Vermählung mit Maria von Burgund. Hier sehen wir, wie bei der Geburt des Kindes ein großer Komet am Himmel erscheint, und wie das Kind unter großen Feierlichkeiten getauft wird. Edelknaben werden bestellt, um ihm als Gespielen zu dienen, und die größte Sorgfalt wird auf seine wissenschaftliche und ritterliche Ausbildung verwendet. Mit der Grammatik und Logik anfangend, lernt der Prinz in kurzer Zeit die sieben freien Künste, befaßt sich mit Astrologie und Arzneiwissenschaft und pflegt die Geschichtsforschung, lernt malen und musiziren, Hirsche und Gemsen jagen, welsch und deutsch fechten. So ist er ein vollendeter ritterlicher Jüngling geworden, als der Ruf von seinen Tugenden an den Hof des Herzogs Karl von Burgund dringt. Es erfolgt die Zusammenkunft Friedrichs III. mit Herzog Karl in Trier, ihr feindliches Auseinandergehen, der Einfall Ludwigs XI. in Burgund, die Botschaft Marias an Maximilian. Max bricht auf, wird überall mit Freuden empfangen und von einem hohen Geistlichen mit Maria getraut. Dann führt der Held seine junge Gemahlin ihrer neuen Heimat zu, und es beginnt die schöne Zeit der Flitterwochen. In zartem Liebesgespräch sitzen sie auf einer Bank im Garten, „jedes des andern Sprache lernend." Gewissermaßen als Abschluß der Bildungsgeschichte Maximilians werden dann noch Nachrichten von allerlei Sprachstudien gegeben, zu denen dem immer wißbegierigen Prinzen seine neuen Verbindungen mit Burgundern, Flamändern, Engländern, Spaniern und Italienern Anlaß boten.

Hierauf folgt der dritte Teil der Erzählung, welcher die Kriege Maximilians von 1478 bis 1513 darstellt. Es ist der ganzen Anlage nach der Hauptteil des Werkes, dem das Vorhergehende nur als Einleitung dient. Aber gerade dieser Teil wurde von Treizsaurwein in der heillosesten Verwirrung gelassen, und der Herausgeber von 1775 wußte die Dunkelheit nicht zu lichten. Sowohl Text wie Holzschnitte sind noch in Unordnung, wir sehen nur, daß immer Scharmützel, Schlachten und Kriegszüge dargestellt sind, und können uns an den Bildern, da wir ihren geschichtlichen Zusammenhang nicht mehr kennen, nicht erwärmen. Doch dürfen wir hoffen, daß der neue Herausgeber des „Weißkunig" die Dunkelheit lichten werde, und daß wir dann auch an den dritten Teil des Werkes mit größerm Verständnis herantreten werden.

So einheitlich wie die künstlerische Ausstattung des „Theuerdank" ist die des „Weißkunig" nicht. Wir ersehen schon aus den Monogrammen, welche die einzelnen Holzschnitte tragen, daß mindestens vier Künstler für das Werk Zeichnungen lieferten. Von den 237 Blättern der Ausgabe von 1775 tragen 98 das Monogramm Hans Burgkmairs, eines das Hans Schäufeleins, eines das

Digitized by Google

Hans Springinklees und eines das des unbekannten Meisters L. B. Im ganzen dürfte Burgkmair etwa 160, Schäufelein 70, Springinklee 5 und der Meister L. B. ebenfalls nur eine kleine Anzahl geliefert haben. Burgkmair und Schäufelein sind am leichtesten auseinanderzuhalten. Burgkmair liebte hohe schlanke Gestalten; die Schäufeleins sind untersetzt, ihre Köpfe sind im Vergleich zu den Körpern zu groß. Auch die Frauenideale beider stehen in schroffem Gegensatze. Die Frauen Burgkmairs sind schlank gewachsen und üppig, mit einem sinnlichen Zuge um den Mund, der uns an die Frauen Lionardo da Vincis erinnert. Die Schäufeleins sind klein, busenlos, mit stark hervortretendem Leibe, für uns eher abstoßend als angenehm; ihr Auge ist zwar groß, aber nichtssagend, die Stirn zurückliegend, die Nase stumpf und dick. Schwerer sind Springinklee und der Meister L. B. zu unterscheiden.

Wie in die Ausgabe des „Theuerdank" von 1517 nicht alle Holzstöcke, welche ursprünglich dafür gearbeitet waren, aufgenommen worden, so enthält auch die Ausgabe des „Weißkunig" von 1775 durchaus nicht alles, was eigentlich in dieselbe gehört. Schon zur Zeit des Kaisers Maximilian wurden von den Holzstöcken einige Abdrücke genommen. Drei solche Bücher, welche die Holzschnitte ohne Text enthalten, sind erhalten. Zwei werden in Wien, eins in Dresden aufbewahrt. In ihnen befinden sich 250 Holzschnitte, also 13 mehr als in der Ausgabe von 1775, zu denen die Stöcke 1775 nicht mehr aufgefunden werden konnten. Ein weiterer sehr schöner Burgkmairscher Holzschnitt, der ursprünglich für den „Weißkunig" bestimmt war, hat sich in verschiedne andre Augsburger Drucke verirrt. Es ist ein Entwurf von dem in der Ausgabe von 1775 befindlichen Schäufeleinschen Blatt „Wie der Jung Weißkunig und die Jung Kunigin jedes des andern sein sprach lernt." Der Kaiser sitzt in Unterredung mit der Kaiserin im Garten an einem Springbrunnen; im Hintergrunde lustwandeln zwei Paare. An der Thüre der Mauer steht das Zeichen H. B. (Schluß folgt.)

Neue Dichtungen von Richard Voß.

Zu einer Bibliothek, für welche man demnächst einen eignen Saal brauchen wird, ist die Literatur über unsre klassische Dichtung und alle Kulturerscheinungen der klassischen Periode angeschwollen nach allen Richtungen sind die Nachwirkungen dieser Periode erörtert, nur ein Buch ist noch ungeschrieben: das, welches von den schädlichen Einflüssen der klassischen Tradition handelt. Wir denken damit

Digitized by Google

nicht etwa an die vermeinte schlimme Wirkung der klassischen Dichtung selbst, an den angeblichen Druck, den die (wahrhaftig nicht übergroße) Pietät für die Meisterwerke der Vergangenheit ausübt, sondern an jenen schädlichen Einfluß gewisser Erinnerungen aus den Tagen Goethes und Schillers, welchen wir auf Schritt und Tritt verspüren. Weil unter dem Drange besondrer Umstände die poetischen Dioskuren „Xenien" geschrieben und ihren Zeitgenossen neben nützlichen Wahrheiten und goldnen Sprüchen auch einige subjektive Ungerechtigkeiten gesagt haben, spricht sich jeder unverschämte Bursche das Recht zu, seine willkürlichen Einfälle und Bosheiten den besten Männern unsrer Zeit an den Kopf zu schleudern. Weil andrerseits sich die zeitgenössische Kritik den Werken der Gewaltigen gegenüber oft unzulänglich, kleinlich und kümmerlich gezeigt, aus berechtigten Einwänden falsche Konsequenzen gezogen hat, liegt die Erinnerung an solche Vorkommnisse wie ein Alp auf der ernsten Kritik. Sie ruft sich unwillkürlich ins Gedächtnis zurück, wie kläglich die schlimmen Prophezeiungen zu Schanden geworden sind, welche seiner Zeit die Beurteiler an Goethes „Werther" und „Götz," an Schillers „Räuber" und „Fiesko" geknüpft haben. Sie ist besorgt, durch die künftige Entwicklung eines Talents Lügen gestraft zu werden, und vergißt, daß gerade diese Entwicklung aufs äußerste gefährdet werden muß, wenn man sich allem „Sturm und Drang" gegenüber auf den Boden des ruhigen Zuwartens stellt. Es herrscht eine Vorstellung, als ob durch ein späteres Meisterwerk eines Schriftstellers der Kritiker, welcher die Mängel des Jugendwerkes offen bespricht, nachträglich gebrandmarkt werden könne. Die journalistische Reklamekritik geht allem, was zu gut ist, um dem Publikum mit den üblichen Trompetenstößen als „aktuell" und „zeitgemäß" empfohlen, und zu unfertig und problematisch, um als „Meisterwerk" zu den Sternen gehoben zu werden, still aus dem Wege. Sie scheut es, wo sie nicht geradezu von Grünschnäbeln oder frechen Buben ausgeübt wird, sich mit Anlagen, Bestrebungen und Erscheinungen zu befassen, die ihrer Unfehlbarkeit so oder so ein schlimmes Zeugnis ausstellen könnten. Inzwischen geht manches Talent, welches die Kritik nötig hätte wie Licht und Luft, seinen Weg im Dunkeln, setzt sich in schlimmen Eigentümlichkeiten gleichsam fest und bringt sich und die Literatur um die möglichen Früchte. Daß die Kritik dem produktiven Talent nur helfen kann, sofern sie zur Selbstkritik wird, ist freilich ein Gemeinplatz, daß sie aber manchmal heilsame Anstöße zur Selbstkritik giebt, hat auch noch niemand geleugnet. Etwas weniger Scheu, den neuesten „Sturm und Drang" auf seinen Kern zu prüfen, und etwas weniger klassische Reminiszenzen, die in diesem Falle garnicht am Platze sind, würden der Produktion des Tages zu Gute kommen.

Unter den in den letzten Jahren aufgetauchten jungen Dichtern hat der uns persönlich völlig unbekannte Dichter der Tragödie „Die Patrizierin," Richard Voß, jene aus Teilnahme und Widerwillen seltsam gemischte Empfindung, die

Digitized by Google

uns gegenüber so vielen modernen Leistungen beschleicht, in stärkerem Maße erweckt als mancher andre. Richard Voß ist unzweifelhaft ein Talent, er besitzt Geist und Phantasie und die seltene Fähigkeit, seine Phantasie lebendig zu gestalten, er vermag den Hörer und Leser wenigstens in einzelne seiner Stimmungen hineinzuziehen, er ist von einer großen Kunstanschauung beseelt und offenbar noch von der Überzeugung durchdrungen, daß die Dichtung eine Welt nicht bloß wiederspiegeln, sondern in gewissem Sinne neu schaffen könne. Dennoch ist die Wirkung aller dieser Vorzüge durch eine verhängnisvolle Richtung auf das Krankhafte, Bizarre und schlechthin Häßliche in empfindlicher Weise beeinträchtigt. Daß der Dichter von der pessimistischen Philosophie und vom alten Weltschmerz des Byronismus zugleich angehaucht ist, würde eine so entschiedene Ablenkung von aller Naturwahrheit, eine so falsche Schätzung menschlicher Größe und eine so peinliche Gemütlosigkeit, wie sie bei allem Bemühen, sich den Anschein von Gefühlstiefe zu geben, durch seine Dichtungen hindurchgeht, noch nicht erklären. Möchte er immerhin die Welt in den schwärzesten Farben malen und, wie es in „Regula Brandt“ geschieht, den Henker als den Mann betrachten, der den Leidenden Erlösung bringt und die Müden zur Ruhe bettet, möchte er die Gemeinheit des Alltags mit noch stärkeren Worten brandmarken als es ihm gefällt, damit wären mögliche und innerlich wahre Gestalten noch nicht ausgeschlossen. Allein der Dichter hat außer dem Pessimismus den Zug zu jener krankhaften Originalität, welcher an normalen Menschengestalten ein für allemal nichts Poetisches und Darstellenswertes entdecken kann. Die pessimistische Darstellung gewisser Menschlichkeiten nach unten hin wirkt bei Voß bei weitem nicht so abstoßend als das, was wir für Idealität, für sittliches Pathos und hohen Flug der Gedanken nehmen sollen. Es ist schwer zu verstehen, daß dem hochbegabten Dichter die Sinnwidrigkeit einer Weltdarstellung nicht klar wird, welche die einfachsten Tugenden der Menschenseele, die Wahrheit unmittelbarer Gefühle leugnet und derselben Menschennatur, die sie nicht verächtlich genug schildern kann, auf der andern Seite ein ungeheures Vermögen selbstloser Empfindung und höchsten Opfermutes zutraut. Die Übergänge sind bei Voß grell, schroff und gewaltsam, der Ausdruck des innern Lebens seiner Gestalten ergreift uns selten und überzeugt noch seltner. Der Dichter scheint in allen seinen Produktionen dramatischer wie epischer Gattung von der Furcht beherrscht zu werden, mit dem ersten Schritt zum Einfachen, menschlich Warmen und Gewinnenden der Trivialität anheimzufallen. Indes ist es nicht bloß diese Künstlermarotte, die ihn auf so wunderliche Irrwege treibt und eine weltmüde Phantastik in ihm nährt. Er scheint in der That an die Art Titanen zu glauben, von welchen er eine Probe in dem Roman „Rolla“ giebt und auf welche die armseligen, vom „Brauch“ beherrschten Naturen in Trauerspiel „Regula Brandt“ brünstig hoffen, Titanen, welche angeblich die Welt umwälzen, aber unter allen Umständen ihre nächste Pflicht nicht thun können.

Digitized by Google

Es sind dieselben oder verwandte Mängel, die uns an frühern Dichtungen von Richard Voß „Die Patrizierin," „Luigia Sanfelice" und dem Roman „Bergasyl" entgegengetreten sind. Wenn jetzt eine ganze Gruppe neuerer Werke wiederum unter ihnen leidet, so flößt dies ernste Sorge für die Entwicklung des Verfassers ein. Ein zweibändiger Roman Rolla, aus dem Leben einer Schauspielerin (Frankfurt a. M., Könitzer, 1883), eine Tragödie in Prosa Regula Brandt (ebendaselbst, 1883) und ein Schauspiel in Versen Der Mohr des Zaren (ebendaselbst, 1883) liegen uns als neueste Produktionen des Dichters vor. Wir können leider nicht behaupten, daß sie einen Fortschritt zum — sagen wir — Glücklicheren aufweisen. Die kranke Geistreichigkeit, die merkwürdige Überreizung des Gefühls, die dicht neben völliger Stumpfheit für gewisse Gefühlsansprüche steht, die schlecht verhüllte Lust am Widrigen, die innere Unwahrheit vieler tragischen Situationen — sie begegnen uns gleichmäßig in diesen so grundverschiednen Schöpfungen. Handelte es sich um einfache Fratzen oder um künstlich aufgeblähte Scheingebilde der poetischen Ohnmacht, so wäre kein Wort darum zu verlieren. Aber in jedem dieser Werke, im Roman, im Trauerspiel, im Schauspiel finden sich Episoden, finden sich einzelne Züge, die Bürgschaft für ein Talent sind, dem man um seiner selbst wie um unsertwillen eine freudige, und wenn das nicht sein kann, wenigstens eine natürlich wahre Entwicklung wünschen möchte. Am entschiedensten macht sich die unerfreuliche Weltanschauung des Verfassers und seine geheime Bewunderung des Scheins in dem Roman „Rolla" geltend. Die Vorrede sucht zwar die Verantwortlichkeit für die Erfindung abzulehnen und will die tragische Lebensgeschichte Rollas als Memoiren à la Karoline Bauer erscheinen lassen. Wir denken, daß das Verhältnis des Dichters zu dem Stoff der hier gebotenen Erzählung ein ganz gleiches wie das Goethes zu dem Stoff des „Werther" ist, und daß Voß die volle Verantwortung für die spätere Wendung der Geschichte, für die Liebe zu dem titanischen Frank, für die so unerquicklichen als unmöglichen Szenen, welche den zweiten Teil größtenteils anfüllen, und für das falsche Pathos des Schlusses trägt. Handelte es sich in der That um eine zu Grunde liegende Autobiographie, so hätte der Dichter erkennen müssen, daß dergleichen Erlebnisse allenfalls psychologisch zu erklären, nicht aber poetisch zu verklären sind. Gleichwohl, so peinlich der Ausgang, so innerlich zerfahren der Geist des Ganzen ist, so schwankend der Verfasser bezüglich der an die Dinge zu legenden Maßstäbe erscheint, so braucht man doch nur das Idyll des ersten Bandes, die farbenvollen Szenen in der Villa des Prinzen, dessen Gemahlin die Titelheldin in morganatischer Ehe für kurze Zeit wird, zu lesen, um zu wissen, daß hier ein eigentümliches Talent an seiner Selbstzerstörung arbeitet.

Die Tragödie „Regula Brandt" interessirt durch die Selbständigkeit der Erfindung, durch den unleugbaren Zug dramatischer Leidenschaft, durch die Unerschöpflichkeit der Phantasie, wo es durch immer neue Einzelheiten die unheimliche Stimmung zu verstärken gilt, die über dem Ganzen schwebt. An den Menschengestalten, mit alleiniger Ausnahme der Braut des jungen Patriziers und vielleicht des etwas schattenhaften treuen Spielmanns Placidus, läßt sich kein wahrer und warmer Anteil gewinnen, die Sprache schwankt in eigentümlicher Weise zwischen einer epigrammatischen Kürze und einer theatralisch-deklamatorischen Haltung. Das Ganze zeigt wiederum, wie wenig gefestigt die Anschauungen des Verfassers sind, die Unwahrscheinlichkeit aller Voraussetzungen des tragischen Konflikts wird durch eine Reihe von Unwahrscheinlichkeiten der

Digitized by Google

Handlung selbst verstärkt, in den Charakteren sind fast in Victor Hugoscher Weise die schneidigsten Gegensätze gemischt, an die plötzliche Bekehrung und Wendung des alten Ratsherrn im letzten Moment der Tragödie läßt sich so wenig Glauben gewinnen, als vorher an die wilde, jähe Wut, mit welcher der lebensgeprüfte Henker Brandt seine Tochter aus dem Hause stößt. Die wilde Bewegung, in welcher das Drama verläuft, läßt vielleicht auf der Bühne alle diese Bedenken nicht aufkommen. Gewiß ist, daß Richard Voß echte poetische und äußerlich theatralische Spannung, Wirkung der Gestalten und bloße Kolorit- und Kostümwirkung noch miteinander verquickt, und daß er über die Momente seiner Erfindung, seiner Gestaltenanlage, in welchen er es in der Hand hätte, Phantasie und Empfindung der Leser zwingend mit sich zu führen, in besondrer Weise hinweghastet.

Das kapriziöse Schauspiel „Der Mohr des Zaren" ist nach einem Fragment von Puschkin ausgeführt. Die Helden sind hier Ibrahim, der Mohr Peters des Großen, und eine junge Hofdame Natalia Gawrilowna, welche sich schließlich mit einander vermählen, nachdem diese russische Desdemona erkannt hat, daß die innern Vorzüge des idealen Ibrahim die „schattige Livrei der lichten Sonne" wohl wett machen können. Das Ganze spielt teils in St. Petersburg, teils auf einer Insel des baltischen Meeres, wohin Peter die empfindsamen Leute, welche ihm seinen Willen nicht sofort thun wollen, allergnädigst verbannt hat. Dort thun sie dann wirklich, was von vornherein in ihrer Empfindung lag, sie finden sich, die Fürstin Wera Lykoff, die Vertreterin der guten alten Zeit, lernt den Mohren, dem man im Chevalier St. Lambert eine abgeschmackte Puppe zur Folie gegeben hat, über alle Männer schätzen. Natalia Gawrilowna entsetzt sich nicht ferner vor der Aussicht, Mama von „solchen kleinen süßen, herzigen Mohrchen" zu werden, und vermählt sich dem Mohren. Schiffer Este Jurkos Kuh aber, die von Haus aus nur gedörrten Fisch fressen wollte und das vom Zaren für sie geschenkte Gras schnöde verschmähte, bekehrt sich gleichfalls. Mit Estes begeistertem Ausruf:

Denk, Väterchen, die Kuh — die Kuh frißt Gras!

der zu allem Überfluß noch gesperrt gedruckt ist, schließt das Stück.

Die Neigung zum geistreich Pointirten, welche im „Mohr des Zaren" hervortritt, fehlt auch in den andern Dichtungen von Richard Voß nicht, aber sie tritt hier der Natur des Stoffs gemäß stärker hervor und hat hier (sofern Stoffe wie dieser ein Recht haben) ein Recht zu dominiren. Eine Gefahr für den Dichter, gelegentlich das Zeichen für die Sache zu setzen, schließt sie immerhin ein; verglichen mit den Bedenken, die uns die besprochenen Werke sonst einflößen, erscheint das jedoch untergeordnet. Es mag Richard Voß am ehesten gelingen, ein dargestelltes Stück Leben und den Hang für pointirte Wendungen in innern Einklang zu bringen. Weit schwieriger ist jedenfalls der Sprung von der überreizten und mannichfach unreinen zur echten Empfindung. Für den in der Wüste pessimistischer Lebensanschauung schmachtenden Dichter mag es verzeihlich sein, wenn er einer Fata Morgana denselben Wert beimißt wie einer Oase. Für diejenigen, die Anteil an dem Dichter nehmen, sind aber die farbige Luftspiegelung und die quellfrische und schattenspendende Wirklichkeit nicht von gleichem Werte, und sie können ihm daher nur wünschen, zu dieser glücklich durchzudringen und neben dem lebendigen Interesse, das sein Talent unzweifelhaft fordert, endlich auch eine Befriedigung zu wecken.

Digitized by Google

Auf der Leiter des Glücks.

Novelle von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

iesmal machte Hermione staunenswerte Fortschritte. Der Fabrikant konnte nicht glauben, daß sie erst jetzt Billard lerne.

Sie haben mich neulich zum Besten gehabt, drohte er mit erhobenem Finger.

Wie käme ich dazu? wich Hermione lachend aus.

Wie Sie dazu kämen? Um mir das Vergnügen zu bereiten, daß ich Ihre Fortschritte auf Rechnung meiner unübertrefflichen Lehrmethode brächte.

Würden Sie das für einen bedenklichen Scherz halten, Herr Hartig?

Nicht, wenn Sie ihn eingestehen.

So geschieht es hiermit.

Kaspar Benedikt machte ein süßsaures Gesicht. Sie sind eine Lose, sagte er. Hätte es Ihnen denn nicht Spaß gemacht, auf mich als auf Ihre Schülerin stolz zu sein? Jetzt haben Sie sich darum gebracht. Man soll nicht jedem Dinge auf den Grund gehen wollen. Etwas behält Eleusis für sich.

Sagt Livius, ergänzte der Fabrikant.

Nein, Seneca, berichtigte ihn Hermione.

Liebes Männchen, mischte sich Frau Anna ein, du scheinst mir über das Gärtnerlatein schon ein gutes Stück hinaus zu sein.

Der Fabrikant setzte die Bälle schweigend auf; hier haben Sie Kreide, sagte er dann, die Queue suchen Sie sich wohl selbst aus. Ich merke, Sie wissen mehr, als Sie uns simpeln Leuten gegenüber gleich anfangs verraten mochten.

Herr Hartig, Sie sind mit Ihrer Rute sehr rasch bei der Hand, schloß Hermione.

Sie war nicht mit sich zufrieden und blieb während des Spiels zwar bei der Sache, gab aber nur kurze Antworten, sodaß der Fabrikant mit sich selbst

Digitized by Google

noch unzufriedener wurde und die spitzig gekränkte Bemerkung von den simpeln Leuten ernstlich bereute.

Sie ließ ihn gewinnen — ob absichtlich, wußte er nicht —, und als sie sich zu guterletzt verabschiedete, glaubte er so vieles bei ihr verschüttet zu haben, daß er mit den Worten: Sie haben mir doch nichts übelgenommen? förmliche Abbitte that.

Wie könnte ich? war ihre Antwort; Sie hatten mich durch Ihre Güte zu lange verwöhnt, Sie thaten Recht, mir endlich auch einmal auf die Finger zu klopfen.

Auf diese schönen Finger! hätte hier die Antwort der in ähnlichen Redescharmützeln etwa unterliegenden Standesgenossen des Fräuleins von Mockritz gelautet, und man hätte sich der schönen Finger zu einem abbittenden Kusse bemächtigt.

Kaspar Benedikt fand sich nicht gemüßigt, seine Abbitte noch zu verstärken.

Wir kennen einander jetzt, sagte er; nichts für ungut, und morgen, wenn es Ihnen paßt, zur gewöhnlichen Stunde auf dem Posten.

Sechstes Kapitel.

Der Herbst war ins Land gekommen. Unzählige Billardpartien hatten die kleine Verdrießlichkeit ins Meer der Vergessenheit hinabgeschwemmt. Mama Mockritz weilte im Seebade. Hermine — das o war allmählich dem Widerwillen des Fabrikanten gegen hochtönende Namen zum Opfer gefallen — Hermine also hatte einer kranken Freundin zuliebe auf das Vergnügen, mit ins Seebad zu reisen, verzichtet. Die Freundin war dann in Herminens Armen oder wenigstens, was besser verbürgt war, in der Mockritzschen Villa gestorben, jedenfalls von Fräulein von Mockritz nach dem Maß ihres Verständnisses für solche Aufgaben verpflegt, wenn auch nicht eigenhändig. Nun ging Fräulein von Mockritz in sehr kleidsamer Trauer, und nicht alle Welt, aber immerhin viele der Nachbarn fanden, daß sie sich recht brav benommen habe.

Die Krankheit ist nicht geradezu ansteckend gewesen, sagte Frau Anna, aber der Arzt besteht doch darauf, daß die ganze Villa eine Zeitlang gründlich ausgeräuchert und gelüftet werde. Wollen wir das Fräulein nicht bitten, während dessen unser Logirgast zu sein?

Kaspar Benedikt meinte, sie werde gewiß lieber ins Seebad reisen.

Das ist ihr gestern erst ausdrücklich verboten worden, widersprach Frau Anna; sie hat in dem Punkte meine Natur: Seebäder bringen ihr Blutwallungen. Ohnehin — Mama Mockritz soll schon ihr siebzehntes Bad genommen haben —

Also gut, fügte sich der Fabrikant.

Da ist es aber an dir, sie einzuladen, häkelte Frau Anna ihren Faden weiter.

Wozu solche Formalitäten?

Digitized by Google

Weil du ihr zuweilen eine krause Stirn gezeigt hast.

Meinetwegen! Unser Berthold wird ja nicht gerade auch eintreffen.

Du wirst ihr also deinen Besuch machen —

Nicht doch! Sie möchte wunder glauben, was wir im Schilde führen.

Und sie in unser beider Namen bitten, während des Lüftens der Villa sichs bei uns wohl sein zu lassen.

Ich denke nicht daran, sie zu besuchen. Wenn sie in diesen Tagen vorspricht, macht sich das Ganze viel einfacher.

Sie wird aber nicht vorsprechen.

Und warum nicht?

Weil ich auf ihre Bemerkung, sie müsse sich ausquartieren, nichts erwiedert habe. Wie konnte ich?

Dies war nicht ganz korrekt, aber wenigstens hatte Frau Anna nur durch Blicke zu verstehen gegeben, sie werde schon Rat schaffen.

Man beleuchtete die Sachlage noch eine Weile pro und contra.

Gut, es sei darum! sagte der Fabrikant endlich und verfügte sich in die Villa Mockritz.

Hermine hatte, wie sie ihm in ihrer franken Weise gestand, schon daran gedacht, ihn und Frau Anna um ein Obdach zu bitten. Sie zierte sich nicht im allermindesten und hatte nur ein Bedenken: ihre neue Kammerjungfer. Dieselbe war eigentlich eine Art Diakonissin und hatte in dieser Eigenschaft die verstorbene Freundin gepflegt. Aus Attachement an letztere, wie Hermine sagte, mehr noch aus Fürsorge für die bisweilen einer kundigen Pflegerin bedürftige Mama Mockritz, hatte Hermine dem Mädchen vorgeschlagen, bei ihr zu bleiben und sich nach Kräften durch weibliche Handarbeiten und andre Dienstleistungen nützlich zu machen, auf welchen Vorschlag die Pflegerin nach einigem Zögern eingegangen war. Einstehen für dieselbe, so schloß Fräulein von Mockritz diese ihre Relation, könne sie aber durchaus nicht. Und doch bekenne sie, daß ohne Kammerjungfer zu leben und auszukommen ihr nicht leicht werden würde.

Dies Geständnis gefiel dem Fabrikanten ungemein gut, denn er fürchtete nichts so sehr, als nach der Seite einfacher Lebensgewöhnungen hinters Licht geführt zu werden, und lebte längst nicht mehr in der Vorstellung, daß sich jede junge Dame selbst frisiren und sich auch alle Nadeln selbst anstecken müsse, zumal da sogar Frau Anna zu Handreichungen letzterer Art ihn immer fleißig anzuhalten wußte.

Wenn die Person Ihre Freundin treu verpflegte, sagte der Fabrikant, so bringen Sie sie in Gottes Namen mit.

Sie ist ein gutes Geschöpf, fügte Hermine hinzu, wenn auch etwas barock und möglicherweise sentimentaler, als für ihre Stellung paßt. Jedenfalls ist sie sauber, soweit diese Art Leute sauber sind, und ich meine daher, wir werdens schon mit ihr wagen können.

Digitized by Google

In der That wurde mit Lore abends von Villa Mockritz nach Villa Anna übergesiedelt. Lore hießen in jener Gegend so ziemlich alle Kammerjungfern und Papageien, und Fräulein von Mockritz hatte im Umtaufen der jungen Person umsoweniger von der Regel abweichen wollen, als der eigentliche Name Lores, nämlich Elise, auch der Name der Verstorbenen gewesen war. Über ihr Äußeres ließ sich wenig sagen. Lore war neben Fräulein von Mockritz für den oberflächlichen Beobachter etwa wie der Mond neben der Sonne, und zwar das verblaßte letzte Viertel, nach welchem man nicht aufschaut. Aber dieser Eindruck wurde vorwiegend durch Nebensächliches hervorgebracht, durch ihre fast herrnhutische Kleidung, durch ihre schlichte, enganschließende Haube und durch Verabsäumung alles schmückenden Beiwerks. Sie trug weder Ringe an den Ohren noch am Finger, noch eine Brosche oder eine Schleife am Busen, sodaß Fräulein von Mockritz ihr schon vorgeworfen hatte, sie gehe noch schmuckloser als es für eine Dienende nötig sei, und Frau von Mockritz werde bei ihrem Anblick vielleicht hypochondrischer Laune verfallen. Für ein herzlicher teilnahmvolles Auge hätten die Bläße Lores und die Art, wie sie bemüht war, niemandes Aufmerksamkeit zu erregen, wohl die Vermutung erregen können, sie sei durch die Schule schwerer Heimsuchungen gegangen, habe einst, wie ihre Sprache, ihre Haltung und ihre Bewegungen auch verrieten, bessere Tage gekannt, und sei, obschon noch jung, mit ihren eigentlichen Lebensansprüchen schon zum Abschluß gekommen. Der Denkweise Herminens lag es näher, an etwas wie einen faux pas zu denken, für welchen die junge Person Buße thun zu müssen glaube. Sie hoffte, im Laufe der Zeit sie heiterer werden zu sehen und ließ sich, aus der guten Absicht, die allzu rigorosen Grillen der armen Person zu zerstreuen, zuweilen im Gespräch mit ihr mehr gehen, als im Grunde ihr selbst recht schien; doch war Lore noch nie auf den solcherart von ihrer Herrin angeschlagenen leichtlebigen Ton eingegangen, wie sie auch nur ausweichend antwortete, wenn Hermine fragte, wie lange Lore mit der Verstorbenen bekannt gewesen, und auf welche Veranlassung — ob etwa auf eine konfessionelle Sitte? — das freundschaftliche Du zwischen beiden zurückzuführen gewesen sei?

So war die Pflegerin Lore beschaffen. Sie wäre, wenn Fräulein von Mockritz ihr erlaubt hätte, Trauer zu tragen, eine geradezu nonnenhafte Erscheinung gewesen. Aber aus Rücksichten auf Frau von Mockritz, die gern helle Farben liebte, hatte Hermine selbst nur für wenige Wochen schwarze Kleider angelegt, und Lore trauern zu lassen, hatte daher, nach Herminens Meinung, keinen Sinn.

Siebentes Kapitel.

In den beiden nun folgenden Kapiteln werden, wie ich voraussehe, zwei junge Frauenzimmer geküßt werden. Ich teile das schon hier mit, damit die

Digitized by Google

beiden Kapitel überschlagen werden können — damit aber auch im Gegenteil diejenigen meiner liebenswürdigen Leserinnen, die, nach der in manchen beliebten Büchern getroffenen Einrichtung, mit solchen Vorkommnissen bereits das erste Kapitel geschmückt zu sehen gewohnt sind, die Geduld nicht eben in dem Augenblicke verlieren, wo die Erzählung in etwas rosiger anmutende Bahnen einzulenken gedenkt.

Man hat sich in der Villa Anna also nicht wie bisher nur einigemal in der Woche zu sehen bekommen, sondern täglich, ja stündlich. Hermine ist in dem sogenannten Damenzimmer einquartiert worden: Möbel aus Ebenholzimitation mit rotem Seiden- und Atlasbezug, tief blau-graue Tapete, mattgelber Kaminofen mit buntstaffirten Cartouchen, Renaissancestil sans phrase, wie Kaspar Benedikt seinen bewundernden Logirgast freundlich belehrt hat, nicht ohne Herminens Sorge um die schönen, noch nie benutzten Möbel durch die Versicherung zu beschwichtigen, er besitze die Nachweise der Bezugsquellen für jeden dieser Stoffe, und sein Grundsatz sei: alles lassen, aber auch alles benutzen.

Dennoch hatte Frau Anna ihm versprechen müssen, von Zeit zu Zeit unvorbereitet zu revidiren, denn, hatte er gesagt, wie ein junges Mädchen, wenn sie sich unbeachtet weiß, ihr Zimmer hält, darin liegt ein wesentliches Stück ihres künftigen Hausstandes, und er hatte Frau Anna daran erinnert, daß seine Mutter erst ihre Bedenken gegen ihre Schwiegertochter überwunden habe, nachdem sie der letztern ein paarmal unversehens in das Gehege ihrer Kleider- und Wäscheschränke gekommen sei.

Frau Anna ihrerseits hatte sich im stillen erinnert, daß ohne die ihr als Kind von ihrer eignen Mutter gewordene Anleitung sie wohl kaum jene Probe sogut bestanden haben würde, und wo Herminens Zimmer nicht ganz so ordentlich gehalten worden war, wie Kaspar Benedikt es von seiner Schwiegertochter in spe erhoffte, da hatte Frau Anna ein wenig nachgeholfen, nie ohne zu ihrer Freude wahrzunehmen, daß Fräulein von Mockritz auch in dieser Beziehung sich als ein Muster von Gelehrigkeit bezeige.

Sie läßt sich gut an, lautete denn auch Frau Annas Bericht, und ich wünsche nichts sehnlicher, als daß unser Berthold endlich eintrifft. Wie leicht geht ein junger Mann in seiner Wahl fehl! Hier haben wir Zeit und Gelegenheit gehabt, uns mußevoll zu orientiren. Sage selbst, Kaspar, hätten wir besser für ihn wählen können?

Sachte, sachte.

Ist sie uns nicht schon so lieb wie eine Tochter?

Nicht zu rasch, wenn ich bitten darf.

Wie eine rechte Tochter, Kaspar Benedikt.

Der Fabrikant schwieg. Das Wort rechte Tochter klang zu wehmütig. Ihm fielen zwei kleine Schwarzäugelchen ein, die sich einst mit Thränen gefüllt hatten, als zwei kleine frostig gerötete Hände von ihm zu derb gerieben worden waren.

Digitized by Google

Worüber die Gatten sich schließlich verständigten, war, daß man zwar niemandem ins Herz sehen könne, daß Hermine von Mockritz jedoch, wie sie schon das o in ihrem Taufnamen verschmerzt habe, vermutlich auch den Verlust des „von" gleich ihren Schwestern verschmerzen werde, und daß man denn also in Gottes Namen — so kapitulirte Kaspar Benedikt — es für eine Fügung des Himmels ansehen wolle, wenn der Adoptivsohn sich für Hermine entscheide, und — setzte Frau Anna hinzu — das Fräulein von Mockritz für ihn.

Bei einer andern Gelegenheit wurde der mögliche Fall ins Auge gefaßt, daß Bertholds Geschmack durch das lange Leben in der Wildnis — lange war er übrigens eigentlich nicht fort gewesen und am wenigsten lange in der Wildnis —, daß also sein Geschmack verwildert sei, mithin alle die schönen Luftschlösser des Ehepaares in Duft zerflössen. Für diesen Fall müssen wir wissen, was uns obliegt, sagte Frau Anna; unsre ganze Einrichtung hier legt uns Pflichten auf. Wir dürfen uns nicht lächerlich machen. Unter unserm Stande heiraten darf Berthold nicht. Darüber wenigstens muß er klar sein.

Sobald die Einrichtung der merkwürdigen Villa in eine der Wagschalen geworfen wurde, in denen das Ehepaar seine Gründe für oder gegen eine Frage abwog, da ging das Zünglein immer stark nach der Seite der so belasteten Schale.

Aber der Fabrikant glaubte betonen zu müssen, daß junge Leute junge Leute seien, und daß man nur in Güte dem Pflegesohne zu verstehen geben könne —

Dies sei unser wohlerwogener Standpunkt, vervollständigte Frau Anna den von ihrem Gatten in der Schwebe gelassenen Satz, aber dabei setzen wir hinzu: unser unerschütterlicher Standpunkt. Darin wenigstens wollen wir feststehen wie die Berge. Du kommst nur immer so rasch ins Wanken, Alter! Fest wie die Berge Tirols.

Oder der Schweiz.

Oder der Schweiz — aber du spottest wohl?

Nicht doch! Der Zuschnitt unsers Lebens zwingt in der That dazu, gewisse Rücksichten zu nehmen, stimmte Kaspar Benedikt bei.

Wir wollen ja nicht hoch hinaus, erwärmte sich Frau Anna mehr und mehr; wie lange schon könntest du Freiherr sein —

Nun, nun!

Wenn du den Schießplatz hergabst?

Vielleicht Herr von, aber —

Aber nicht Freiherr von?

Vielleicht auch Freiherr von, was geht es uns an? Daß wir nicht über unsern Stand hinaus wollen, darüber brauchen wir ja nicht erst Worte zu verlieren.

Aber was ist unser Stand?

Digitized by Google

Mittelstand.

Doch wohl wenigstens gebildeter Mittelstand.

Hm! Davon wollen wir lieber schweigen. Sagen wir schlichtweg: unser Stand ist der Stand der Industriellen, also der fleißigen Leute im Staate, und zwar der mit Erfolg fleißig gewesenen Leute, meinetwegen: der reich gewordenen fleißig gewesenen ehrlichen Leute. Seien wir mit diesem Range zufrieden. Und wir sind es ja, was streiten wir denn?

Frau Anna hatte nie im Leben mit ihrem Kaspar Benedikt gestritten. Alter, sagte sie begütigend, wenn wir das Glück und die Zukunft unsers Berthold besprechen, dürfen wir schon etwas warm werden. Verzeih mir.

Verzeih du mir, fügte sich auch der Gatte, im Grunde sind wir ja derselben Meinung. Nein, das darf uns der Junge nicht zu Leide thun; auf der Stufe, wohin wir gelangt sind, muß auch er Posto fassen. Und er wird es. Bisher war er immer die Folgsamkeit selbst.

Wir haben nie jemanden wegen seiner Armut oder seines Mangels an Erziehung geringgeschätzt, erläuterte Frau Anna ihren und ihres Gatten Standpunkt.

Nie; die Lose des Lebens fallen eben verschieden.

Aber man arbeitet sich nicht mühsam aus dem Wasser, um im nächsten Augenblicke wieder hineinzuspringen.

Und mühsam genug herausgearbeitet haben wir uns.

Also ob Hermine von Mockritz oder nicht — auf keinen Fall eine Mesallianz.

Kaspar Benedikt fand das Wort etwas gewagt vornehm, aber was sich ungefähr dabei denken ließ, drückte freilich aus, was Frau Anna und er selbst meinten.

Der Postbote ist da, rief Fräulein von Mockritz zum Fenster hinauf, denn sie saß auf der Gartenbank unter dem Balkon, neben welchem die Gatten, ohne an Herminens Nähe zu denken, disputirt hatten.

Frau Anna wurde rot. Die wird alles gehört haben, flüsterte sie zu Kaspar Benedikt.

Und warum sollte sies nicht?

Ich schäme mich unaussprechlich.

Ich nicht im allermindesten. Was bringt er? rief der Fabrikant hinab.

Wenn es ein Brief Ihrer Frau Mutter ist, sagte Frau Anna, so protestire ich von vornherein. Sie bleiben jedenfalls noch bei uns. Ihre Mutter mag eine Weile am Seestrande Nachkur halten.

Aber es ist ja gar kein Postbote, rief wiederum der Fabrikant. Her mit dem Telegramm, guter Freund!

Von unserm Berthold? ergänzte Frau Anna mit strahlendem Gesicht.

Beide Gatten eilten, so rasch ihre Füße sie tragen wollten, treppab.

Digitized by Google

Auf halbem Wege begegnete ihnen Hermine mit dem blauen Briefe.

Hier ist mein Ausweisungsdekret, sagte sie.

Thorheit! rief Frau Anna, wenn er kommt, bedürfen wir Ihrer erst recht.

Der Fabrikant hatte das Kouvert aufgerissen. Er kann jeden Augenblick da sein, sagte er mit bewegter Stimme. Gott sei Dank, das Meer liegt hinter ihm.

Frau Anna fiel ihrem Gatten um den Hals. Sie war eine gottesfürchtige Frau. Ja, Gott sei Dank! sagte sie; wir wollen ihn nicht wieder soweit in die Fremde ziehen lassen. Man soll den Himmel nicht versuchen.

Fräulein von Mockritz stand in Gedanken.

Sie bleiben bei uns, sagte Frau Anna und drückte Herminens Hand.

Auch ich bitte Sie darum, stimmte der Fabrikant bei; er war ganz aus den Fugen.

Soll ich nicht wenigstens um Mamas Meinung telegraphiren? fragte Hermine.

Wenn Sie es für nötig halten, fügte sich der Fabrikant, aber sorgen Sie für eine deutlicher geschriebene Adresse; dieses Telegramm sollte schon gestern in unsern Händen sein.

Hermine eilte auf ihr Zimmer. Sie hatte Eile, wenn auch nicht wegen des Telegraphirens.

Lore, sagte sie zu ihrer Jungfer, ich brauche nun doch alle meine Kleider; geschwind! hier sind die Schlüssel zu meinen Schränken drüben in der Villa Mockritz. Aber über die Moorwiese. Verstehen Sie mich, Lore? Da begegnet Ihnen niemand.

Lore schürzte sich zum Gehen. Gnädiges Fräulein wollen alle Ihre Kleider hier haben? wagte sie schüchtern zu fragen, denn es gab deren unzählige.

Natürlich nur alle, die man in dieser Saison anzieht, drängte Hermine. Also gut: das rehbraune mit den Pensseckarreaus, dann das graue Albatroß mit den bordeauxroten Funken, dann das dunkelgrundige fleur de thé, oder nein, bringen Sie das olivenbraune Kazarèd; und nun sputen Sie sich — was suchen Sie? Ihren Sonnenschirm? Mein liebes Kind, Sie vergessen, daß Ihr Teint in diesem Augenblicke nicht die Hauptsache ist; zuerst nur meine Kleider herbei!

Lore ging. So ungeduldig hatte Fräulein von Mockritz sich noch nie gegen sie benommen. Ich war wohl zu herrisch, Lore? rief Hermine ihr denn auch nach; ja ja, es ist nicht leicht, mit mir umzugehen. Nun, Lore, das fleur de thé sollen Sie haben. So. Ich mag niemandem wehgethan haben. Und lassen Sie sich meinetwegen auch Zeit, fügte Hermine hinzu, denn plötzlich fiel ihr ein, daß ihr ja wichtigeres obliege. als sich umzukleiden.

Noch deutlicher hätte es sogar heißen müssen: Kommen Sie nicht eher wieder, als bis ich selbst zurück sein werde.

In der That hatte Fräulein von Mockritz keinen Augenblick zu verlieren. Prinz Ottokar pflegte um diese Stunde die Gegend unsicher zu machen, und wie es, ganz gegen die strenge Weisung ihrer weltklugen Mutter, schon zu jenem

Digitized by Google

Zwiegespräch an der Gartenhecke gekommen war, so hatte Hermine dem Prinzen seit einigen Tagen regelmäßig spät nachmittags Gelegenheit gegeben, auf seinen Spazierritten in einiger Entfernung von der Villa Mockritz ihr einsam zu begegnen und ihr ohne die immer doch störende Nähe seines Adjutanten den Hof zu machen. Das sollte jetzt nicht wieder geschehen. Sie mußte dem Prinzen sagen, daß sie sich sehr böse sei, den Befehlen ihrer Mutter so wenig gehorcht zu haben, und er mußte ihr versprechen, nie wieder die Richtung seiner Ritte hierher zu nehmen.

Sobald Lore daher fort war, griff Hermine nach Strohhut und Sonnenschirm und enteilte in entgegengesetzter Richtung.

Die Moorwiese war ein anmutiges Nixentanzplätzchen, das fast immer von Vergißmeinnicht bläulich schimmerte. Aber wer nicht reichliches Fußzeug zu Hause hatte, vermied doch die Moorwiese, so oft es fraglich war, ob am Ende des schmalen Wiesenpfades nicht unversehens ein oder der andre Schuh sich im Moorgrunde festgeankert hatte. Und diese Gefahr bedrohte jetzt, da es acht Tage lang feuchte Witterung gewesen war, so ziemlich jeden Passanten.

Dennoch hatte Fräulein von Mockritz Recht gehabt: nur auf jenem hinter den Gärten der *** Chaussee zwischen Weidengebüschen und mannshohem Schilf sich hinschlängelnden Pfade konnte der wichtige Montirungsbefehl ohne Aufsehen zu erregen zur Ausführung gelangen, und da an den meisten, besonders elastischen Terrainstellen große Feldsteine aus dem Moor herausragten, so mußte zur Not das Wagnis bestanden werden.

Auch gelangte Lore glücklich nach der Villa Mockritz hinüber, wennschon ihr an einigen mit Warnungsstrohwischen versehenen Stellen angst und bange wurde. Als sie jedoch, mit den vielen Kleidern beladen, sich auf den Rückweg begeben hatte, wäre es ihr bald schlecht ergangen, und daß es anders kam, verdankte sie nur dem Umstande, daß ein junger Mann von der Chaussee her ihre Not bemerkte, rasch herbeieilte und ihr über die gefährlichsten Stellen hinweghalf, indem er die vor Angst schon halb Verwirrte fest umfaßte, gemeinsam mit ihr von Stein zu Stein sprang und dabei sich ebenso wegkundig wie frohgemut bezeigte, weshalb er schließlich auch, ehe Lore sich dessen versah, sich ohne viele Umstände mit einem Kuß bezahlt machte.

Dies war kein andrer als — Berthold, der Amerikaner, der dann ebenso rasch, wie er gekommen war, wieder die Chaussee gewann, woselbst sein schwarzer Diener mit dem Reisekoffer geduldig des Zurückkehrenden harrte. Daß beide ihren Weg darauf fortsetzten, als sei nichts geschehen, glaubte Lore, der die Wangen sehr glühten, noch zwischen den Weidenbüschen erkennen zu können, allerdings ohne zu ahnen, daß sie von demjenigen geküßt worden sei, von dem ihre junge Herrin beim Frisiren einmal in einer weitgehenden Vertraulichkeitsanwandlung gesagt hatte: Frau Anna, seine Pflegemutter, sei in ihn so vernarrt, daß sie wohl nächstens sich ihm zu Liebe tätowiren lassen werde.

Digitized by Google

Dies war der eine Kuß, wenn auch nicht ganz im Sinne des Sprüchleins:

Ein Küßchen in Ehren
Kann niemand verwehren —

denn zum Verwehren hatte durchaus die Zeit gefehlt. Ich wäre freilich nicht ohne seine Hilfe durchgekommen, sagte Lore vor sich hin, indem sie, unter ihrem Kleiderbündel fast erliegend, inmitten der Vergißmeinnichte ihren Weg fortsetzte. Sie warf ein paarmal während des Gehens die Lippe auf, als ziehe eine Verstimmung durch ihre Seele, aber der resignirte Ausdruck ihres Gesichts gewann bald wieder die Oberhand.

Achtes Kapitel.

Etwas minder in Ehren und etwas leidenschaftlicher ging es bei dem zweiten Kusse zu. Nach der entgegengesetzten Seite der Moorwiese gab es hinter den Gärten der *** Chaussee einen sehr sandigen Kiefernbestand, die sogenannte van der Eiselsche Schonung, herrenloses Gut, solange ein darüber schwebender uralter Prozeß nicht zur Erledigung gelangt war. Von Zeit zu Zeit hatten Phantasten wie Major von Stobbe die van der Eiselsche Schonung in einen Park umzugestalten unternommen. Man war indessen nie über einige Berberitzen- und Hollunderboskets hinausgelangt, bis eines Tages die zahlreichen Nußhäher der Umgegend einen Strauß mit den Dohlen der Nachbarschaft gerade hier auszufechten unternahmen, einen Strauß, bei welchem die Dohlen den kürzern zogen. Seitdem — so wird wenigstens erzählt — hat man dort im Laufe der Jahre Haselnußgebüsche in großer Üppigkeit aufschießen sehen, wie man annimmt, eine natürliche Folge der Neigung des Nußhähers, Früchte zu verscharren, und zugleich ein Zeichen, daß die Niederlage der Dohlen das Schlachtfeld definitiv den Siegern überliefert hatte. Genug, niedriges Buschwerk und lauschige Verstecke gab es in der van der Eiselschen Schonung jetzt in großer Menge, und da liebeskranke Herzen nach dem Beispiel der Vögel solchen freundlichen Asylen hold sind, so hatte Prinz Ottokar hier so häufig sein Roß getummelt, bis Fräulein von Mockritz darin, wie erwähnt, eine immer dringender werdende Aufforderung erblickte, mit einem Buche oder einer Arbeit in der Hand auch ihrerseits dort Luft zu schöpfen.

Dies hätte Frau von Mockritz füglich voraussehen können, wäre sie nicht über die Jahre hinaus gewesen, wo man von den lebhaften Empfindungen des Jugendalters sich klare Vorstellungen zu machen weiß; denn Prinz Ottokar war schön, blühend, geistreich und der Abgott so ziemlich aller jungen Mädchen, welche dem periodisch ja immer wieder auftauchenden Wahne von dem bereits allseitigen Verschwinden der Standesvorurteile zuneigten. Hermione — hier hieß sie ganz so wie im Taufregister — mußte aber für den Prinzen, der unendlich vieler Eindrücke fähig war, zunächst den ihm freilich schon oft be-

Digitized by Google

gegneten Reiz einer verbotenen Frucht haben — über die zwei bürgerlichen Schwäger Hermiones wäre bei Hofe ja nie hinwegzukommen gewesen —, sie war überdies hübscher, munterer und geistig beweglicher als irgend eine der Prinzessinnen, unter deren Photographien ihm hin und wieder zugemutet wurde, die Wahl zu treffen, sie war endlich in dem interessanten Stadium, wo um ihre junge Person das Würfeln schon begonnen hatte; morgen, vielleicht heute schon konnte sie in die Lage kommen, ja oder nein sagen zu müssen, und es war für Prinz Ottokar, dessen Blut tiefblau war, ein Gedanke entsetzlicher Art, daß sie sich gleich ihren Schwestern mit einem Thalersack verheiraten werde.

Hoheit, sagte Hermione, als der Prinz wieder wie gestern und vorgestern vom Sattel herab, trotz dem Sonnenschirm, der ihm Hermiones Gesicht verbarg, um die Erlaubnis gebeten hatte, absteigen und ihr ein wenig Gesellschaft leisten zu dürfen, ich bin lediglich hier, um Sie dringend zu bitten, mich nicht weiter zu Unvorsichtigkeiten zu verleiten.

So ist er angekommen? rief Prinz Ottokar aufbrausend und schwang sich aus dem Sattel. Hermione, Sie machen mich rasend; ich gönne Sie keinem. Sie dürfen mir das nicht anthun.

Ich habe Ihnen gesagt, Hoheit, antwortete Hermione, daß ich sehr unglücklich bin — ihre Stimme zitterte, sie stand wirklich unter dem Bann des schönen Jünglings, der ihre Hand leidenschaftlich ergriffen hatte — grenzenlos unglücklich, Hoheit!

Eher wage ich alles, ehe ich Sie einem andern gönne! rief er mit heftiger Geberde; Sie dürfen nicht. Ich verbiete es Ihnen. Ich will doch sehen, ob ich ganz, ganz machtlos bin.

Und was soll denn werden? fragte Hermione.

Ich weiß es nicht! Er zerbrach vor Zorn seine Reitgerte. Es stand ihm der Zorn nicht minder gut wie der Leichtsinn.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Die innere Verwaltung. Von Lorenz von Stein. Zweites Hauptgebiet. Das Bildungswesen. Zweiter Teil. Das Bildungswesen des Mittelalters. Stuttgart, Cotta, 1883.

Der zweite Teil von dem das Bildungswesen umfassenden Abschnitt des in neuer Auflage erscheinenden großen Steinschen Werkes ist dem ersten in dieser Zeitschrift besprochenen Teile schnell gefolgt. Es ist in der That ein kühnes Unter-

Digitized by Google

nehmen, die Geschichte des Bildungswesens als einen Teil des Verwaltungsrechts darzustellen, und einem andern Manne als einem philosophisch und geschichtlich so durchbildeten Forschergeist, wie Lorenz von Stein es ist, wäre ein derartiges Vorhaben gewiß nicht zu raten. Freilich wer da glaubt, daß es zur Kenntnis des staatlichen Bildungswesens genüge, zu wissen, wie viele Schulregulative auf einander gefolgt sind und welche Instanzen bei der Schulaufsicht innezuhalten seien, der mag das Buch nicht in die Hand nehmen. Er würde es nur entweihen, denn für Leute solchen Schlages ist es nicht geschrieben. Aber wer, um zu einem Verständnis des Bildungswesens und der Kultur unsrer Zeit zu gelangen, den geschichtlichen Entwicklungsgang kennen lernen will, als dessen Schlußglied — wenn auch hoffentlich nicht als letztes der Kette — das Bildungswesen unsrer Epoche sich ergiebt, wer dieses letztere geistig durchdringen will, der wird das Steinsche Werk nicht ohne hohe Befriedigung und hohen Genuß studiren. Der erste Band hatte die Geschichte des geistigen Lebens im Altertume gegeben und schloß mit der Bewegung, welche das Bildungswesen auf Grundlage der ersten Epoche des Christentums erhalten hat. Der vorliegende zweite umfaßt das erste Jahrtausend der germanischen Welt. In glänzenden, saftigen Farben entrollt uns der Verfasser in der ihm eignen geistvollen Weise das Bildungswesen des Mittelalters, anknüpfend an das Urchristentum der germanischen Welt von dem Bildungswesen als Staatsgedanken in der karolingischen Monarchie durch die ganze philosophisch-theologische Scholastik des Mittelalters bis zu dem Humanismus des fünfzehnten Jahrhunderts. Der reiche Inhalt des Buches umfaßt nicht nur eine Geschichte der Philosophie und der Universitäten, sondern verfolgt die einzelnen Zweige des Bildungswesens, wie es in den einzelnen Ständen, in der Poesie, in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und Kunst zur Erscheinung gelangt. Die große Reformation ist noch nicht in den Kreis der Betrachtung gezogen.

Diese kurze Anzeige muß leider genügen; eine der großen Gelehrtenarbeit, die sich, wie bereits bei Besprechung des ersten Bandes erwähnt worden ist, nicht bloß an den Fachmann, sondern an die wahrhaft gebildeten Kreise des ganzen Volkes wendet, würdige Besprechung würde bei weitem den Rahmen dieser Zeitschrift überschreiten und doch nicht das geben, was der Leser selbst zu schöpfen in der Lage ist. Stein erinnert in seiner Vorrede daran, daß dieser Teil in einer Zeit erscheint, wo die Wiener Universität ihren neuen Palast bezieht; als ihr Wahrzeichen stellt der Verfasser hin, daß sie die Trägerin der deutschen Gestalt und Arbeit in der europäischen Kultur bleiben müsse. Wir schließen uns diesem Wunsche in der Hoffnung an, daß die Erfüllung nicht ausbleiben werde, wenn an dieser Universität auch fernerhin Männer wie Stein lehren und wirken werden.

Russische Günstlinge. (Von G. Ad. W. von Helbig.) Wortgetreuer Abdruck der Originalausgabe. Tübingen in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1809. Stuttgart, J. Scheibles Verlagsbuchhandlung (1883).

Die neuerdings oft erhobene Klage, daß unser Publikum eigentlich nur noch für wertlose Tageserscheinungen der Literatur Sinn habe und sich hinsichtlich aller älteren Literatur mit derjenigen Kenntnis begnüge, die sich aus irgend einem Leitfaden der Literaturgeschichte schöpfen läßt, wird eigentlich schon Lügen gestraft durch die zahlreichen Neudrucke älterer Literaturwerke, die fort und fort daneben erscheinen und Käufer und — Leser finden. Das lesende Publikum ist sich wohl im ganzen immer gleich geblieben und wird sich immer gleich bleiben. Es hat zu allen Zeiten einen großen Haufen gegeben, der begierig alles verschlang, was

Digitized by Google

neu war, und daneben eine kleine Schar, die immer nur nach dem fragte, was gut war. Freilich handelt es sich bei jenen Neudrucken oft nur um literarische Seltenheiten und Kuriositäten; aber welche Fülle der besten Erzeugnisse früherer Perioden unsrer Literatur ist doch auch durch die Sammlungen von Brockhaus, Niemeyer, Gebrüder Henninger, Spemann und — last, not least — durch die bescheidenen Reclamschen Zwanzigpfennig-Heftchen in der jetzigen Generation verbreitet worden!

In der letzten Zeit haben sich an die Neudrucke von älteren Werken unsrer poetischen Literatur auch solche von andern merkwürdigen und selten gewordenen Büchern angeschlossen. Das „Bibliographisch-artistische Institut“ in München z. B. hat unter anderm die wichtigen „Memoiren des Ritters von Lang“ neu herausgegeben, und eine ähnliche Sammlung scheint die Verlagshandlung von Scheible in Stuttgart, welche bekanntlich mit einem der bedeutendsten und auserlesensten Antiquariate verbunden ist, mit dem vorliegenden Buche eröffnen zu wollen.

Die „Russischen Günstlinge“ sind eine Sammlung von 110 größern und kleinern biographischen Aufsätzen zur russischen Hof- und Regierungsgeschichte, welche ein Herr von Helbig († 1813 in Dresden), der verschiedne höhere Beamtenstellungen in Preußen bekleidet und im vorigen Jahrhundert lange Jahre in Rußland, insbesondre in Petersburg, gelebt hatte, 1809 bei Cotta herausgegeben hat. Das Buch enthält, wie der Verfasser selbst in seinem damals geschriebenen Vorworte sagt, „zwar keine zusammenhängende russische Geschichte, aber in einem Zeitraume von mehr als hundert Jahren, nämlich vom Anfange der Regierung Peters I. an bis zum Schlusse der Regierung Pauls I., giebt es kein merkwürdiges Ereignis in Rußlands Jahrbüchern aufgezeichnet, von welchem nicht in diesem Buche etwas vollständiges gesagt wäre, weil, mehr oder weniger, immer ein Günstling daran Teil genommen hatte.“ Die Form des Buches ist sehr seltsam, denn sie nötigt den Verfasser zu fortwährenden Wiederholungen und Verweisungen, und da der Anteil an den Ereignissen, der den einzelnen Personen zugefallen war, ein sehr verschiedner war, so bilden die einzelnen Aufsätze bald nur kurze, lexikonartige Notizen, bald ausgeführte Biographien mit reichem Detail. Um seines Inhaltes willen aber, der nur zum Teil aus ältern gedruckten Quellen, zum Teil aus mündlichen Mitteilungen und handschriftlichen Aufzeichnungen geschöpft ist, und der, da der Verfasser von einem offnen Ignoramus fast auf jeder Seite Gebrauch macht, durchaus den Eindruck vorsichtiger und ehrlicher Arbeit macht, hat das Buch immer bei Geschichtsfreunden in Ansehen gestanden und ist schließlich im antiquarischen Verkehr teuer bezahlt worden.

Hoffentlich wird die Verlagshandlung mit diesem ersten Bande ihrer geplanten Kollektion — den sie übrigens in gediegenster und geschmackvollster Weise ausgestattet hat — einen Erfolg haben, der sie zur Fortsetzung ihres Unternehmens ermuntert.

Lessing im Urteile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Lessing und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1747—1781, gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun. Erster Band. 1747—1772. Berlin, F. Stahn, 1884.

Nachdem uns Braun mit den beiden umfangreichen, mit bewundernswürdigem Fleiße erarbeiteten Sammlungen zeitgenössischer Stimmen über Schiller und Goethe beschenkt hat, überrascht er uns nun noch mit einer ähnlichen Sammlung über Lessing. Man muß wirklich sagen: er überrascht uns damit, denn von dem Umfange seiner Sammelarbeit erhält man eigentlich erst jetzt eine genügende Vorstellung. Die schriftstellerische Thätigkeit Schillers, soweit sie in der gleichzeitigen periodischen

Digitized by Google

Literatur sich spiegelt, begann 1782, die Goethes zehn Jahre früher, die Lessings aber reicht bis in das Ende der vierziger Jahre zurück: welchen Wust von Zeitungen und Zeitschriften jener Zeit mag der Herausgeber durchstöbert haben, um die Goldkörner zusammenzutragen, die in dem vorliegenden Bande vereinigt sind! Derselbe umfaßt die Erwähnungen, Berichte und Urteile der Zeitgenossen über die Schriften Lessings bis zum Jahre 1772, also über seine Jugenddramen bis zur Miß Sara Sampson und zum Philotas, über die Beiträge zur Aufnahme und Historie des Theaters, über die theatralische Bibliothek, über die Literaturbriefe, über die Fabeln, über den Laokoon, die Hamburgische Dramaturgie und die antiquarischen Briefe, endlich über Minna von Barnhelm und Emilia Galotti.

Mit diesem ersten Bande über Lessing hat der Herausgeber nun schon zum zweitenmale während der Veröffentlichung seines Sammelwerkes den Verleger gewechselt. Eine Äußerung am Schlusse des Vorwortes scheint darauf zu deuten, daß dieser Wechsel mit dem geringen buchhändlerischen Erfolg der frühern Bände zusammenhängt, womit auch der elegische, nicht sehr zuversichtlich klingende Wunsch stimmen würde, daß es ihm vergönnt sein möchte, nach Schluß des Werkes das Ganze von Anfang bis zu Ende noch einmal zu überarbeiten. Sollte dieser Wunsch sich erfüllen — und wir hoffen, daß das verdienstvolle Unternehmen mit der Zeit immer mehr Verbreitung und Anerkennung finden werde —, so möchten wir ein Scherflein zur Vervollständigung desselben beitragen mit dem Hinweis auf die „Notiz poetischer Neuigkeiten," mit denen Chr. H. Schmidt jeden Jahrgang des von ihm herausgegebenen Leipziger Musenalmanachs begleitete. Im ersten und dritten Jahrgange (1770 und 1772) finden sich auch Kritiken über Lessingsche Werke, die wir in dem vorliegenden Bande vermißt haben.

Daß auch diese Lessingsammlung wieder den Beweis liefert, daß es jederzeit neben albernen, lumpigen, kenntnis-, erfahrungs- und urteilslosen Rezensenten auch verständige, gediegene, kenntnisreiche, erfahrene und urteilsfähige Kritiker gegeben hat, brauchen wir wohl nicht hervorzuheben. Wer doch voraussagen könnte, wie in fünfzig oder hundert Jahren die Rollen verteilt sein würden, wenn ein Sammler der Zukunft aus unsern jetzigen Wochen- und Monatsschriften die Urteile über Georg Ebers, Felix Dahn, Julius Wolff und andre Modegrößen zusammenstellen wollte!

Geschichte der Musik im Umriß von Dr. Heinrich Adolf Köstlin. Dritte durchgesehene und ergänzte Auflage. Freiburg i. B. und Tübingen, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1884.

Ein Buch, welches innerhalb eines Jahrzehntes drei Auflagen erlebt, hat damit den Beweis geführt, daß es mindestens einem Bedürfnisse des Publikums entspricht. Der neuen Auflage des obigen Werkes liegt eine neue Bearbeitung zu Grunde, bei welcher vielfach Zusätze, aber auch im Interesse der Sache manche Kürzungen vorgenommen worden sind. Den „ungeheuern, weitschichtigen Stoff," welchen die Musikgeschichte darbietet, hat der Verfasser in einem Bande von 524 Seiten bewältigt; und nicht ohne Grund bezeichnet er deshalb sein Werk nur als eine Geschichte „im Umriß." Innerhalb dieses Raumes ist aber eine reichhaltige Zusammenstellung alles Wissenswürdigen gegeben.

Die Geschichte der Musik, wie überhaupt jeder Kunst, läßt sich in eine äußere und innere einteilen. Die äußere beschäftigt sich mit den greifbaren Thatsachen und Erscheinungen, in welchen die Kunst fortschreitet. Die innere hat die Aufgabe, diese Erscheinungen ihrem innern Wesen nach zu charakterisiren. Der Wert

Digitized by Google

der erstern wird bedingt durch die Treue der geschichtlichen Forschung, der der zweiten durch die Tiefe des musikalischen Verständnisses. Die Musik ist aber diejenige Kunst, deren inneres Wesen sich am schwersten in Worte umsetzen läßt. So wenig wie der Inhalt eines Musikstückes, läßt sich auch der Charakter eines Komponisten oder einer ganzen Musikperiode mit Worten beschreiben, die auf absolute Geltung Anspruch machen könnten. Stets wird der Besprechende etwas von seiner Subjektivität hinzuthun; und was in einer solchen Beschreibung den einen anspricht, wird dem andern vielleicht nur als Phrase erscheinen. Im allgemeinen können wir anerkennen, daß der Verfasser des vorliegenden Werkes über Personen und Sachen recht anmutend zu schreiben versteht, und daß seine musikalischen Urteile wohl bei vielen Anklang finden werden. Es wird vielleicht am meisten interessiren, wenn wir hier hervorheben, wie er über die große musikalische Frage der Gegenwart, über den Wagnerkultus, sich ausspricht. Bei aller Anerkennung der künstlerischen Begabung Wagners und der Verdienste, die sich derselbe um das „Musikdrama" erworben habe, hält er es doch für verhängnisvoll, an die Stelle der musikalisch-künstlerischen Wirkung des architektonisch abgeschlossenen Tonbildes die rein pathologische Wirkung, den sinnlichen Reiz des Klangwechsels, der Klangfarben und der energischen rhythmischen Figuren setzen zu wollen. Auch er glaubt sonach, daß die Wagnersche Theorie schließlich nur als eine genial durchgeführte Verirrung werde erkannt werden. Alles in allem können wir das Werk denen, welche, ohne tiefere Studien machen zu wollen, sich für die Entstehung unsrer heutigen musikalischen Zustände interessiren, nur bestens empfehlen.

Das Leiden eines Knaben. Novelle von Konrad Ferdinand Meyer. Leipzig, H. Haessel, 1883.

Diese bereits in zweiter Auflage erschienene neue Novelle des schweizerischen Dichters reiht sich in jedem Betracht an die vortrefflichen „Kleinen Novellen" desselben an, denen die Grenzboten vor einiger Zeit eine eingehende Besprechung gewidmet haben. Die Novelle hat einen historischen Hintergrund und spielt in den Alterstagen Ludwigs XIV. Der Leibarzt des Königs, Fagon, erzählt dieselbe in einer längern Plauderstunde bei Frau von Maintenon dem Könige und seiner Gemahlin und will Se. Majestät mit der Erzählung vor ihrem neuen Beichtvater, dem Jesuiten Le Tellier, warnen. Diese Art der Einkleidung droht bei K. F. Meyer einigermaßen zur Manier zu werden. Hier dient sie freilich dazu, den Hintergrund farbenreicher hinzustellen. Die Schicksale des Helden der Geschichte, des jungen Julian Boufflers, eines Sohnes des Marschalls, welcher an den Folgen seiner Nichtbegabung, eines heimlichen Hasses der Jesuiten, in deren großem Kolleg er sich befindet, und einer schließlichen brutalen Mißhandlung durch Père Tellier zu Grunde geht, sind in Fagons Munde mit ergreifender Wahrheit dargestellt, ein poetischer Beleg zu dem Satze, daß auch ein Kind schon die Fülle der Leiden empfinden kann. Die künstlerische Durchführung des eigentümlichen Vorwurfes und die Verbindung der Einkleidung mit der eigentlichen Erzählung zeugen von reifer Meisterschaft.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Der neue Unfallversicherungsentwurf.

Die Grundzüge eines Gesetzes über Unfallversicherung sind von der Reichsregierung neu ausgearbeitet, den Bundesregierungen mit geteilt und auch durch die Presse veröffentlicht worden. Als wir im 30. Heft der vorjährigen Grenzboten die „soziale Gesetzgebung“ besprachen, erlaubten wir uns einige Andeutungen zu geben über die nach Lage der Dinge wünschenswerte Neugestaltung des fraglichen Gesetzes. Wir freuen uns, konstatiren zu können, daß in den wesentlichsten Punkten der neue Entwurf mit unsern damals geäußerten Wünschen übereinstimmt. Der Reichszuschuß ist fallen gelassen. Die Ausschließung der Privatversicherung aber ist aufrecht erhalten. Was die Organisationsfrage betrifft, so ist die eigentliche verwaltende Thätigkeit den Organen der zu bildenden Berufsgenossenschaften gelassen worden. Zugleich aber soll ein Reichsversicherungsamt als zentrale Behörde geschaffen werden, welche die Beaufsichtigung des ganzen Betriebes übernimmt und dadurch dessen Einheit und Gesetzmäßigkeit sichert. Auf diese Weise gewinnt die Institution, welche nach den Organisationsvorschlägen des letzten Entwurfs eine etwas mollusken artige Natur angenommen hatte, gleichsam einen Rückgrat, durch welchen der weit sich ausdehnende Körper einen festen Halt bekommt.

In einer Beziehung haben wir bei unsrer damaligen Besprechung uns getäuscht. Wir drückten die Hoffnung aus, daß einem solchen neuen Entwurfe gegenüber die liberalen Parteien den bis dahin von ihnen begünstigten Gedanken einer Aufrechthaltung der Privatversicherungsgesellschaften nicht weiter festhalten würden. Kaum ist aber der neue Entwurf erschienen, so tritt die Nationalzeitung in einem — wir hoffen, nicht aus nationalliberaler, sondern nur aus sezessionistischer Feder herrührenden — Artikel mit Lebhaftigkeit auch ihm wieder

Digitized by Google

entgegen, indem sie wieder das alte Lied von der „Erweiterung des Haftpflichtgesetzes“ anstimmt und die Erhaltung der Privatgesellschaften als das „einfache und bewährte Mittel,“ allen Schwierigkeiten der Organisation zu entgehen, anpreist. Die Beharrlichkeit, mit welcher die Regierung an der Ausschließung der privaten Versicherung festhalte, soll sich nur aus der beabsichtigten „Verstaatlichung alles Versicherungswesens“ erklären lassen. Ach nein! so liegt die Sache doch nicht. Unsrer Überzeugung nach kann die Regierung eine Institution, an welche sie einen Zwang zur Versicherung knüpft, nicht auf eine so unsichere Grundlage bauen, wie die privaten Versicherungsgesellschaften unter allen Umständen sein würden. Wer kann eine Garantie dafür leisten, daß jede dieser Gesellschaften die von ihr auf eine weitere Zukunft hinaus übernommenen Verbindlichkeiten andauernd werde erfüllen können? Man spricht von sichernden „Normativbestimmungen.“ Daß diese aber nicht in zureichender Weise geschaffen werden können, dafür liegt der Beweis bereits vor. In dem von den liberalen Parteien mit Aufwendung ihrer besten Kräfte ausgearbeiteten, zu Anfang des Jahres 1882 eingebrachten Gesetzentwurfe waren solche Normativbestimmungen versucht worden. Es lag aber auf der Hand, daß sie unzureichend waren. Das erkannte der Entwurf selbst an, indem er vorschrieb, ein künftiges Reichsgesetz solle erst die rechten Normativbestimmungen schaffen. In diesem auf die Zukunft gezogenen Wechsel lag das Geständnis der eignen Unfähigkeit. Diese durch die Thatsachen bewiesene Unmöglichkeit, die Privatgesellschaften zu gesicherten Anstalten zu machen, bildet ohne Zweifel den ersten und gewichtigsten Grund für jene Beharrlichkeit der Regierung. Fragen wir aber nach dem Grunde der Beharrlichkeit, mit welcher man von andrer Seite für die Aufrechthaltung der Privatgesellschaften kämpft, so sind es die egoistischen Interessen einer kleinen, aber immerhin einflußreichen Anzahl von Personen im deutschen Reiche. Es sind die Interessen aller derer, welche aus dem Bestande jener Gesellschaften Vorteile ziehen. Diesen Vorteilen entsprechen ebensoviel Opfer, welche die Industrie bringen muß. Und wenn die Absicht, die Industrie diesen Opfern zu entziehen, einen weiteren Grund für die Reichsregierung abgeben sollte, mit den bestehenden Zuständen zu brechen, so würde sicherlich auch dagegen nichts zu sagen sein. Da man nun aber mit jenen Interessen selbst nicht offen hervortreten kann, so sucht man Steine aller Art auf, um sie den Regierungsvorschlägen, wie sie auch gestaltet sein mögen, in den Weg zu legen. Man sucht die jetzt noch fraglichen Unfälle, weil sie nach Abzug der geringeren, unter das Krankenkassengesetz fallenden nur noch etwa fünf Prozent aller Fälle begreifen, als eine Bagatelle hinzustellen, für welche es sich nicht lohne, eine neue Organisation zu schaffen, während doch gerade diese schwereren Unfälle es sind, welche mit erdrückender Last auf dem Arbeiterstande und der Industrie haften. Man bauscht den Grundsatz von der Unzulässigkeit eines Wirtschaftsbetriebes des Staates künstlich auf; ein Grundsatz, der in gewissem Sinne ja

Digitized by Google

völlig richtig ist, hier aber ganz und gar nicht paßt. Man preist das Haftpflichtgesetz als ein höchst wertvolles Gesetz an, während es doch von allen denen, welche von einem unbefangenen Standpunkte aus damit zu thun gehabt haben, als ein durchaus unbefriedigendes erkannt ist; unbefriedigend und ungerecht nach beiden Seiten hin, sowohl für die Arbeiter als für die Arbeitgeber, und in seiner Gefolgschaft eine Unsumme der häßlichsten Prozesse nach sich ziehend. Wahrlich, wenn an jenen kleinlichen Interessen der große Gedanke unsers Reichskanzlers, den verunglückten Arbeitern eine umfassende Hilfe zu gewähren, scheitern sollte, es wäre eine tiefe Demütigung für unser deutsches Volk.

Während wir hiernach dem aus der Existenz der Privatversicherungsgesellschaften entnommenen Einwande jede innere Berechtigung absprechen müssen, bietet der neue Entwurf dagegen manche andre Zweifel dar, die wir hier von unserm freien Standpunkte aus besprechen wollen.

Der neue Entwurf beschränkt die Versicherungspflicht im wesentlichen auf diejenigen Arbeiter, auf welche auch der § 2 des Haftpflichtgesetzes gestellt ist. Es ist aber bereits vielfach empfunden worden, daß dieser Paragraph zu enge Schranken zieht. Deswegen wollten auch die früheren Entwürfe weiter gehen und namentlich auch die Bauarbeiter in den Kreis der Versicherung ziehen. Wenn der gegenwärtige Entwurf hiervon wieder zurückgeht, so nehmen wir an, daß er dies nur aus Vorsicht thue; um nämlich nicht der neuen Organisation durch eine größere Ausdehnung eine noch schwerere Aufgabe zu stellen, als sie an sich schon zu lösen übernimmt. Ist dies richtig, so würde die Ausdehnung der Institution auf weitere Klassen von Arbeitern nur eine Frage der Zeit sein. Sie würde sich, sobald die Organisation innerhalb des jetzt ihr gegebenen Rahmens sich bewährt haben wird, ohne Schwierigkeit bewirken lassen. Wenn man sich hierüber verständigte, läge kein Grund vor, der Vorsicht des gegenwärtigen Entwurfes entgegenzutreten und auf einer Ausdehnung der Versicherung auf weitere Arbeiterklassen zu bestehen.

Wir haben bereits oben bemerkt, daß der neue Entwurf den früher geplanten Reichszuschuß zu der Versicherung nicht wieder aufgenommen hat. Die wortführenden Gegner finden aber, daß dies nur scheinbar sei, einesteils, weil der Entwurf (Nr. 6, Abs. 2) vorschreibe, daß wenn eine Genossenschaft dauernd leistungsunfähig werde, ihre Verpflichtungen auf das Reich übergehen; anderenteils, weil nach Nummer 37 des Entwurfs die Postverwaltung im voraus die Entschädigungen auszahlen und erst nach Ablauf des Rechnungsjahres die ausgezahlten Beträge wieder erheben soll, hiernach aber die Reichskasse den Betriebsfonds für die Versicherung stelle, während bei den Versicherungsgesellschaften das Aktienkapital den Betriebsfonds bilde. Hiernach, wird gesagt, „trete die Reichskasse in der Hauptsache an die Stelle des Aktienkapitals.“ Der erste Punkt hängt genau zusammen mit den Grundsätzen, nach welchen die Aufbringung

Digitized by Google

der Entschädigungsgelder überhaupt erfolgen soll, und wir werden davon unten noch weiter zu reden haben. Was die zweite vom Reiche gewährte Beihilfe betrifft, so hängt deren pekuniärer Wert davon ab, in welchem Maße die Postverwaltung die bei ihr verfügbar werdenden Gelder verzinslich anlegen würde, wenn sie nicht zur Auszahlung an die Entschädigungsberechtigten verwendet werden müßten. Auf diese Frage vermögen wir unsrerseits keine Antwort zu geben. Aber selbst angenommen, die Postverwaltung sei imstande, alle diese Gelder sofort verzinslich anzulegen, so würde ihr Zinsverlust doch nur etwa in dem halbjährigen Zinsbetrage der durchschnittlich im Laufe des Jahres zur Auszahlung gelangenden Gelder bestehen. Schlagen wir diesen Betrag nach der Schätzung der Regierung zu dreizehn Millionen Mark an, und berechnen wir die Zinsen zu vier Prozent, so würde also das Opfer, welches das Reich brächte, in 260 000 Mark bestehen. Das würde doch im Verhältnis zu einer Institution von dieser Bedeutung eine wahre Bagatelle sein, von der man in der That nicht reden sollte. Wenn übrigens gesagt wird, daß bei den Privatgesellschaften das Aktienkapital den „Betriebsfonds“ bilde, so ist dies durchaus unrichtig. Da die Versicherungsgesellschaften durchweg die Prämien voraus erheben, so haben sie, solange sie nicht etwa mit Verlust arbeiten, ein besondres Betriebskapital garnicht nötig. Vielmehr steckt ihr Betriebskapital schon in den vorausgezahlten Prämien; zumal wenn die zu zahlenden Entschädigungen, wie bei der Unfallversicherung, erst in weiter Zukunft fällig werden. Das Aktienkapital wird deswegen auch in der Regel nur zum geringsten Teile baar eingezahlt; und auch dieser eingezahlte Teil bildet regelmäßig nicht einen Betriebsfonds, sondern nur einen Reservefonds, dessen Zinsen den Aktionären in den Dividenden wieder zu Gute kommen.

Die schwierigste Frage ist ohne Zweifel die der Organisation. Hat letztere auch durch die Schaffung eines Reichsversicherungsamtes einen wesentlichen Fortschritt gemacht, so bietet sie doch in ihrer weiteren Gestaltung noch immer Stoff zu erheblichen Zweifeln. Unterhalb des Reichsversicherungsamtes soll alles auf die Selbstverwaltung der Genossenschaftsorgane gestellt werden. Die Genossenschaften aber sollen, soweit sie nicht selbst in Sektionen sich auseinanderlegen, die beteiligten Kreise des ganzen Reiches umfassen. Wir können nicht umhin, dem Zweifel Ausdruck zu geben, ob diese Organisation für einen gedeihlichen Geschäftsbetrieb genügende Gewähr biete. Denken wir uns, daß sämtliche Inhaber gewisser über ganz Deutschland verbreiteten Fabriken nach irgend einem zentralen Orte, sagen wir Berlin, Leipzig oder Frankfurt a. M., zusammenberufen würden. Sie fänden allerdings dort den „Vertreter des Reichsversicherungsamtes,“ welcher nach Nummer 10 des Entwurfs die formale Geschäftsleitung bis zur Wahl des Vorstandes übernehmen und auch noch weiter, jedoch, wenn wir es recht verstehen, nur bis zur Konstituirung der Genossenschaft, „gehört werden soll.“ Nun sollen die Zusammenberufenen ein Statut anfertigen

Digitized by Google

von dem Umfange und der Schwierigkeit des in Nummer 13 des Entwurfs beschriebenen. Wir zweifeln, daß dabei stets etwas Gedeihliches herauskommen würde. Und weiter soll nun die ganze Verwaltung von einem aus den Genossenschaftsgliedern gewählten Vorstande geführt werden. Wie soll man sich nun wohl einen solchen Vorstand zusammengesetzt denken? Etwa aus Mitgliedern, die allen weit auseinander liegenden Teilen Deutschlands angehören? Aber ein solches Organ würde zu einer laufenden Geschäftsführung garnicht fähig sein. Oder nur aus Mitgliedern, die in der nächsten Nähe eines bestimmten Ortes zusammenwohnen? Dann würde damit gewissermaßen ein geschäftsführender Vorort geschaffen. Ob aber bei der großen Verschiedenheit mancher obwaltenden Interessen ein solcher Vorort stets das allgemeine Vertrauen genießen würde, das ist die Frage. Wir glauben, daß sowohl der Sache wie den Personen eine Wohlthat erwiesen werden würde, wenn man von letzteren nicht soviel in Anspruch nähme als der Entwurf es thut; und ferner, daß für die Entwicklung des Ganzen es förderlicher wäre, wenn man als nächstes Substrat der Organisation nicht das ganze deutsche Reich, sondern die einzelne Provinz (wir verstehen darunter eine Gliederung des Reiches, etwa nach Art der gegenwärtigen Oberlandesgerichtsbezirke) wählte. Dies würde dadurch erreicht werden, daß man den „Vertreter des Reichsversicherungsamtes" nicht zu einer bloß ephemeren Erscheinung, sondern zu einem ständigen, je in einer Provinz seßhaften Beamten machte, welcher die formale Geschäftsleitung in die Hand nähme, für die materielle Erledigung der Geschäfte aber sich mit Organen der Selbstverwaltung, zunächst aus der Provinz, umgäbe. Haben wir oben das Reichsversicherungsamt mit einem dem ganzen Organismus verliehenen Rückgrat verglichen, so würde in diesen Beamten der Organismus auch für seine einzelnen Glieder ein festes Knochengerüste gewinnen. Durch Vermittlung des Reichsversicherungsamtes könnten dann die Provinzialverbände, behufs gemeinsamer Tragung der Gefahr, zu höheren, das ganze Reich umfassenden Verbänden wieder vereinigt, und es könnten nach Befinden auch für diese höhern Verbände besondre genossenschaftliche Organe geschaffen werden. Wir glauben, daß auf diese Weise die Sache eine natürlichere und die praktische Durchführbarkeit in höherm Maße sichernde Gestalt annehmen würde.

Eine zweifelhafte Frage ist ferner die, nach welchem Grundsatze die Erhebung der Beiträge zur Deckung der Entschädigungen stattfinden soll. Es lassen sich hier zwei Systeme einander gegenüberstellen. Entweder man erhebt die Beiträge nur im Umfange der jeweilig zu deckenden Ausgaben, oder man erhebt die Beiträge im Umfange der jeweilig entstandenen, zum Teil in die Zukunft hinausreichenden Verpflichtungen, wobei dann der Umfang der letztern durch eine Wahrscheinlichkeitsberechnung festgestellt werden muß. Der praktische Unterschied ist der, daß nach dem ersten System in den ersten Jahren nach Einführung der Institution nur ganz geringe Beiträge erhoben werden, die-

Digitized by Google

selben aber allmählich anwachsen, bis sie — man nimmt an, nach etwa fünfzehn Jahren — bis zur vollen Höhe des Beharrungszustandes gelangt sind. Nach dem zweiten System müssen von Anfang an höhere Beiträge gezahlt werden. Der Überschuß derselben über die laufenden Ausgaben sammelt sich dann zu einem Kapital an, dessen Zinsen der spätern Zeit zu Gute kommen und es bewirken, daß die nach eingetretenem Beharrungszustande zu zahlenden Beiträge sich erheblich niedriger stellen, als bei Anwendung des ersten Systems. Der gegenwärtige Entwurf adoptirt (abweichend von dem Entwurfe von 1881, dagegen übereinstimmend mit dem von 1882) das erste System. Es sollen am Schluße jedes Jahres die in diesem erwachsenen Ausgaben auf die beteiligten Kreise umgelegt und erhoben werden. Unzweifelhaft ist dieses System das einfachere. Man braucht sich nicht mit Wahrscheinlichkeitsrechnungen zu befassen. Man braucht auch kein Kapital anzusammeln und zu verwalten. Auch würde nach diesem System die Industrie nach und nach in die ihr ungewohnte Last hineinwachsen. Das sind unverkennbare Vorteile. Denselben steht aber der Nachteil gegenüber, daß dieses System zu Gunsten der Gegenwart der gesamten Zukunft eine schwerere Last auferlegt, als sie an sich zu tragen verpflichtet wäre. Der Unterschied ist kein ganz unerheblicher. Nach einer uns vorliegenden Berechnung würden die innerhalb der ersten fünfzehn Jahre angesammelten Beiträge bei vierprozentiger Verzinsung, und wenn nur alljährlich die Zinsen zu dem Kapital geschlagen würden, es bewirken, daß bei dem nach fünfzehn Jahren eintretenden Beharrungszustande die zu leistenden Beiträge andauernd nur etwa sieben Neuntel desjenigen betragen würden, was nach dem ersten System zu zahlen wäre. Bei noch höherer Verzinsung und bei noch öftrer Kapitalisirung der Zinsen würde sich der Unterschied noch größer herausstellen. Auch würde nach diesem zweiten System der oben berührte Vorwurf, den man dem neuen Entwurfe daraus macht, daß für eine leistungsunfähig gewordene Genossenschaft das Reich die Verpflichtungen übernehmen soll, so gut wie gegenstandslos werden. Denn die Leistungsunfähigkeit würde regelmäßig doch nur daraus hervorgehen, daß jeder Verband leisten müßte nicht nach dem Maße der zur Zeit bei ihm eintretenden Unfälle, sondern nach dem Maße der in der Vergangenheit eingetretenen Unfälle. Infolge hiervon wäre es allerdings denkbar, daß eine Industrie im Laufe der Zeit dergestalt zurückginge, daß ihr die Lasten der Vergangenheit zu schwer würden. Nach dem allen würden wir es vorziehen, wenn das Gesetz das zweite System wählte, da es das gerechtere ist. Allerdings aber würde dadurch die Institution auch noch mit der Aufgabe belastet werden, eine Art Arbeiter-Invalidenfonds von vielleicht hundert Millionen Mark andauernd zu verwalten. Wir nehmen an, daß dafür nur eine einzige zentrale Verwaltung hergestellt würde.

Noch einen andern Punkt möchten wir hier zur Anregung bringen. Nach Nr. 29 des Entwurfs soll die Erhebung der Thatsachen, welche der Feststellung

Digitized by Google

der Entſchädigung zur Grundlage dienen, durch die Polizeibehörde erfolgen. Nun wird aber regelmäßig in Fällen der fraglichen Art auch Veranlaſſung zu ſtrafrechtlichem Einſchreiten gegeben und zu dieſem Zwecke eine Feſtſtellung faſt genau der nämlichen Thatſachen durch den Staatsanwalt geboten ſein. Bei dieſer Sachlage ließe ſich wohl fragen, ob man nicht die hier in Betracht kommenden Erhebungen dem Staatsanwalte übertragen ſollte, wo ſie dann ohne Zweifel, wo nicht ganz, doch zum größten Teile mit den ſtrafrechtlichen Erhebungen zuſammenfallen würden. Dadurch würden Mühe und Koſten erſpart werden. Überdies würde die Erhebung, für welche doch auch rechtliche Geſichtspunkte ins Auge zu faſſen ſind, in der Hand eines juriſtiſch gebildeten Beamten mutmaßlich beſſer liegen, als in den Händen eines gewöhnlichen Polizeibeamten. Für die Wahrung der Intereſſen der Beteiligten, welche Nr. 29, Abſ. 2 des Entwurfs ſehr ſorgſam ordnet, ließen ſich wohl auch Formen herſtellen, welche mit den Intereſſen der kombinirten ſtrafrechtlichen Feſtſtellung vereinbar wären. Wir möchten dieſe Gedanken im Intereſſe der Vereinfachung der Sache zur Erwägung ſtellen.

Das Haftpflichtgeſetz hat in ſeiner Anwendung zu einer Menge von Einzelfragen geführt, welche der Praxis oft Schwierigkeiten bereitet haben. Es darf wohl angenommen werden, daß bei der Ausarbeitung des förmlichen Geſetzes die gemachten Erfahrungen werden benutzt und die Zweifel, welche auch hier wiederkehren könnten, möglichſt werden abgeſchnitten werden. Zum Schluſſe wollen wir nur noch den Wunſch ausſprechen, daß es auf Grund des vorliegenden Werkes, welches vor ſeinen Vorgängern große Vorzüge beſitzt, gelingen möge, das ſo dringend erforderliche Geſetz endlich zuſtande zu bringen.

Ein Vorläufer Laſſalles.

Von Georg Adler.

Es iſt eine weitverbreitete Anſicht, daß die ſozialiſtiſche Bewegung in Deutſchland erſt ſeit Laſſalles Auftreten datire.*) Wie oft man aber auch dieſe Anſicht ausſprechen hört, ſo ſtellt ſie ſich doch bei eingehendem Studium der politiſchen Geſchichte unſers Vaterlandes als unrichtig heraus. Schon ſeit Beginn der vierziger Jahre wurde für den Kommunismus lebhaft agitirt. Die „Trierſche Zeitung“

*) Ich würde mich einer ſchweren Unterlaſſungsſünde ſchuldig machen, wenn ich bei der Veröffentlichung dieſer Arbeit nicht darauf hinwieſe, daß ſie einen großen Teil des längſt

Digitized by Google

stand ganz auf dem Boden der neuen Lehre. Sie vertrat speziell die Fouriersche Richtung. Andre sozialistische Zeitschriften waren der „Hilferuf an die deutsche Jugend“ und die „Junge Generation“ (beide redigirt von Weitling), die „Rheinischen Jahrbücher“ (herausgegeben von Püttmann), die „Deutsch-Französischen Jahrbücher“ (herausgegeben von Ruge und dem erst jüngst verstorbenen Marx) und der „Gesellschaftsspiegel“ (herausgegeben von Heß).

Nebenher lief eine nicht geringe kommunistische Bücherliteratur; ich erinnere nur an Stromeyers „Organisation der Arbeit,“ an Karl Grüns „Soziale Bewegung in Frankreich und Belgien,“ an Griebs „Populäre Gesellschaftsökonomie,“ an Fröbels „System der sozialen Politik,“ an das pseudonyme Werk „Abbruch und Neubau,“ und vor allem an die zahlreichen Broschüren Weitlings und seiner Anhänger.

Da der französische Sozialismus zu jener Zeit sehr ausgebildet war, so war nichts natürlicher, als daß seine Schriften in Deutschland in Übersetzungen verbreitet wurden. So ward Louis Blancs „Organisation der Arbeit“ ins Deutsche übertragen (von Bitzer), ebenso wie seine „Geschichte der zehn Jahre“ (von Fink) und seine „Geschichte der französischen Revolution“ (von Buhl und Köppen), ferner Cabets „Reise nach Ikarien“ (von Hippler), Proudhons „Was ist das Eigentum?“ (von Meyer). Die „Widersprüche der Nationalökonomie“ von demselben Verfasser erschienen gleichzeitig in drei deutschen Übersetzungen (von K. Grün, W. Jordan und M. Stirner.)

Das Mittel der Agitation durch das mündliche Wort konnte bei der scharfen Handhabung der damaligen strengen Vereins- und Versammlungsgesetze umsoweniger in Anwendung kommen, als naturgemäß die Veranstalter geheimer Versammlungen viel leichter entdeckt werden als die Verbreiter verbotener Druckschriften. Nichtsdestoweniger wurden auch Versammlungen abgehalten, z. B. im Wupperthale, in denen Friedrich Engels, M. Heß und andre Kommunisten sprachen.

Wenn trotz alledem der Sozialismus in Deutschland keine große Verbreitung fand, so ist das — abgesehen von der Erschwerung der Agitation — dem Umstande zuzuschreiben, daß die erst in der Entwicklung begriffene Industrie noch kein massenhaftes städtisches Proletariat erzeugt hatte. Dieses ist es ja, welches bisher in allen Ländern den Stamm der sozialdemokratischen Scharen gebildet hat.

Immerhin darf man die sozialistische Bewegung der damaligen Zeit nicht unterschätzen. Im Jahre 1848 entstanden aller Orten Arbeitervereine, und es kam sogar zu einem Arbeiterkongreß in Berlin, der vom 23. August bis zum 3. September tagte und eine Reihe radikaler Beschlüsse faßte.

vergessenen Materials wie auch Wichtiges in der Anordnung und Durchführung dem Breslauer Professor der Nationalökonomie, Dr. W. Lexis, verdankt, auf dessen Anregung sie übrigens unternommen wurde. D. Verf.

Digitized by Google

Die Reaktion der fünfziger Jahre hielt es für eine ihrer Hauptaufgaben, die Arbeitervereine zu unterdrücken. Es wurde dies durch Bundestagsbeschluß den einzelnen Regierungen ausdrücklich eingeschärft. Und es gelang ihnen umso vollkommener, ihr Ziel zu erreichen, als sämtliche Leiter der bisherigen sozialistischen Agitation ausnahmslos verbannt waren. Der Versuch, den internationalen Kommunistenbund auch nach Deutschland zu verpflanzen, mißlang gänzlich. Er führte zu dem bekannten Kölner Kommunistenprozeß, der mit der Verurteilung der dabei beteiligten Hauptpersonen endigte.

Aber trotz alledem glomm der sozialistische Funke fort. Von Weitlings Schriften zur neuen Lehre bekehrte Arbeiter sind es gewesen, welche die Idee faßten — wie Anno 1848 —, einen Arbeiterkongreß zu berufen, und im Verfolg dieser Idee sich an Lassalle wandten. Und nicht nur in dieser Hinsicht ist die Arbeiterbewegung der vierziger Jahre von Einfluß auf diejenige der neuesten Zeit gewesen. Zum Teil haben auch die Führer der ältern Bewegung in die neuere direkt eingegriffen; ich erinnere nur an Heß, Engels und Marx.

So interessant nun die Geschichte des Sozialismus in Deutschland vor Lassalles Auftreten wäre, so würde sie uns hier doch zu weit führen. Es genügt auch zu ihrer Kenntnis eine Skizze von dem Leben und den Lehren Weitlings, des anerkannten kommunistischen Hauptagitators jener Zeit.

Wilhelm Weitling wurde im Jahre 1810 zu Magdeburg geboren. Über seine Kindheit erzählt er selbst: „Ich wurde als Knabe im bittersten Elend aufgezogen. . . . Mein Dasein vergrößerte das mich umgebende Elend, ohne daß ich es physisch mitfühlen durfte.“ Er erlernte das Schneiderhandwerk, und so finden wir ihn zu Anfang der dreißiger Jahre als Schneidergesellen in Leipzig. Später begab er sich nach London und von dort nach Paris, wo er wahrscheinlich die kommunistischen Lehren in sich aufgenommen hat. In Paris verfaßte er 1838 seine Erstlingsschrift „Die Menschheit, wie sie ist und sein sollte,“ welche von der dortigen deutsch-republikanischen Partei in 2000 Exemplaren verbreitet wurde. Die Broschüre erlebte 1846 die zweite Auflage, nachdem sie schon 1840 ins Ungarische übersetzt worden war. Nach der von Barbès inszenirten mißglückten kommunistischen Emeute (vom 12. Mai 1839) ging Weitling nach der Schweiz, wo er die deutschen Arbeiter zum Kommunismus zu bekehren suchte. Dort gab er 1841 die erste sozialistische Zeitschrift in deutscher Sprache heraus, den „Hilferuf an die deutsche Jugend,“ eine Monatsschrift, seit 1842 unter dem Titel: „Die junge Generation.“ Sie mußte wegen der fortwährenden, ihr von seiten der Schweizer Kantonsregierungen in den Weg gelegten Hindernisse öfters den Druckort wechseln und wurde nach einander in Genf, Bern, Vevey und Langenthal hergestellt. Im ganzen sind von der Zeitschrift (die in 1000 Exemplaren gedruckt wurde) 21 Nummern erschienen. 1842 gab Weitling zu Vevey sein Hauptwerk, die „Garantien der Harmonie und

Digitized by Google

Freiheit," heraus (in einer Auflage von 2000 Exemplaren. Die dritte Auflage erschien 1849 in Hamburg).

Weitlings Agitation beschränkte sich aber nicht auf schriftstellerische Thätigkeit. Er gründete an mehreren Orten kommunistische Vereine und leitete überhaupt die Arbeiterbewegung durch Korrespondenzen mit allen irgendwie bedeutenderen Persönlichkeiten, die der neuen Lehre zugethan waren. Bald hatte er eine ganze Anzahl von Leuten gefunden, die sich zu Agitatoren seiner Sache brauchen ließen. Vor allem ist August Becker zu nennen, der die beiden Broschüren „Volksphilosophie" und „Was wollen die Kommunisten?" verfaßte. Ferner Sebastian Seiler, der „Geheime Mitteilungen aus Zürich" schrieb; Dr. Kulmann, welcher das „System der neuen Welt" dem Volke enthüllte; August Dietsch, der das „Tausendjährige Reich" schilderte; endlich Albrecht „der Prophet," wie er sich selbst gern nannte. Dieser letztere gute Mann, welcher schon von vornherein einem selbstkonstruirten religiösen Mystizismus zugethan war, wurde durch die neue Lehre gänzlich verrückt. Schon die Titel seiner Broschüren deuten zum Teil darauf hin. Sie lauten: „Herausforderung der Priesterwelt," „Das Ziel im Rosenlicht, eine Mahnung an die Wilhelm Tells unsrer Zeit," „Das baldige Wiedersehen am Altare der Freiheit," „Die Wiederherstellung des Reiches Zion," „Der Aufruf an die Frauenwelt" u. s. w. Übrigens erschien Albrecht selbst seinen kommunistischen Parteigenossen als vollkommener Narr, wie ein Brief Beckers an Weitling beweist.

Auch Karl Gutzkow wurde von Weitling für den Kommunismus zu gewinnen gesucht. So große Teilnahme indes der berühmte Literat dem Arbeiterführer entgegenbrachte, so konnte er sich doch nicht entschließen, seiner Lehre beizutreten.

Die extreme Agitation Weitlings sollte aber nicht ungestört verlaufen. Als er 1843, um den Druck einer neuverfaßten Schrift, des „Evangeliums des armen Sünders," zu betreiben, nach Zürich reiste, wurde er dort verhaftet und die ganze Auflage noch vor ihrer Ausgabe mit Beschlag belegt. Er selbst wurde dann zu sechs Monaten verurteilt und an Preußen ausgeliefert, das ihn jedoch auf freien Fuß setzte. In den folgenden Jahren, in welchen er sich bald in Hamburg, bald in Amerika, bald in Frankreich aufhielt, ließ er eine Anzahl kommunistischer Schriften erscheinen, vor allem (1843) eben jenes „Evangelium" (zweite Auflage 1846, schon 1843 ins Französische übersetzt), ferner den „Notruf an die Männer der Arbeit und der Sorge." Im März 1848 kam er nach Deutschland zurück, wo er die letztere Broschüre (in zweiter Auflage) in Massen verbreitete. Im Sommer 1848 erschien er in Berlin, wo er eine Wochenschrift „Der Urwähler" herausgab, die aber schon mit der fünften Nummer an Abonnentenschwindsucht starb.

Am 21. November 1848 aus Berlin ausgewiesen, begab er sich nach Hamburg, wo er für den ursprünglich in Amerika gegründeten „Kommunistischen

Digitized by Google

Befreiungsbund" thätig war und die Flugblätter: „Propaganda des Befreiungsbundes" und „Notwendige Maßregeln in der nächsten sozialen Revolution" veröffentlichte. Im August 1849 kam die Polizei seiner extremen agitatorischen Thätigkeit auf die Spur, doch gelang es ihm, zu entwischen. Er ging über England nach Newyork, wo er zunächst die Zeitung „Republik der Arbeiter" herausgab. Als auch diese ihr Erscheinen einstellen mußte, zog er sich ganz vom öffentlichen Leben zurück und ergab sich dem alten Handwerk und — astronomischen Studien. In jenem erfand er angeblich eine Knopflochnähmaschine, um deren Nutzen er jedoch von einem Kapitalisten betrogen worden sein will. Das Resultat seiner astronomischen Arbeiten war ein Buch, welches jedoch nicht veröffentlicht wurde, weil es keinen Verleger finden konnte. „Ich brauchte — schrieb er einem alten Jugendfreunde von der Leipziger Zeit her — sehr notwendig einen Verleger für meine Astronomie, das wertvollste Buch, das je in der Welt erschienen ist und erscheinen wird. Aber die Verleger solcher wertvollen Arbeiten könnte man nur finden, wenn man sie vom Werte wirklich überzeugte. Wie das vor der Veröffentlichung anzustellen, weiß ich nicht.... Es würde mir gelingen, hätte ich nicht eine starke Familie und nur allein für mich zu sorgen; ich habe schon Schwereres durchgesetzt. Da ich übrigens gegen meine Erwartung wieder genesen bin, so glaube ich, es liegt in der uns noch unbekannten Weltordnung, daß meine Arbeit in die Öffentlichkeit dringt. Die gesamte Geschichte der Menschheit weiß nichts Wichtigeres aufzuweisen." Dieser Brief (datirt vom 22. Juli 1869) beweist, daß Weitling damals geistig gestört gewesen ist. Wenige Jahre später ist er gestorben.*)

Die Lehre Weitlings, das „System der Harmonie und Freiheit," wie er es nannte, zerfällt seiner inneren Anlage nach in drei Teile: in eine Kritik der heutigen Gesellschaftsordnung, in eine Schilderung des harmonisch-freien Staatswesens und in einen Plan zur Überführung der so herbe kritisirten Gesellschaft in den idealen Zustand.

Weitling erklärt das Entstehen der heutigen Gesellschaftsordnung in spekulativer Weise. Er geht direkt von dem biblischen, paradiesischen Urzustande aus, den er als die Zeit seligen Glückes für die Menschheit schildert. Das Glück jener Menschen, welche doch die Annehmlichkeiten des Lebens, wie sie die Zivilisation gewährt, nicht kannten, bestand in der Freiheit und Unabhängigkeit, in der sie alle lebten. Jeder konnte seine Begierden nach Belieben befriedigen. Auf die Jagd gehen, essen und trinken, lieben und spielen waren die Lieblingsbeschäftigungen des Menschen.

*) Nicht uninteressant dürfte die Wiedergabe der Schilderung sein, die der Polizeibericht vom Jahre 1853 von Weitlings Äußerem entwirft. „Größe: 5 Fuß 7 Zoll Hamburger Maß. Statur: schlank. Haare: dunkelblond. Stirn: frei. Augenbrauen: blond. Augen: blau. Nase und Mund: gewöhnlich. Bart: schwarzbraun. Kinn: behaart. Gesicht: oval. Gesichtsfarbe: gesund."

Digitized by Google

Nach und nach ward die Milch der Tiere eine Nahrung für die Menschen. Um sie ohne viel Mühe haben zu können, zähmte man die friedlichsten von ihnen. So entstand das Hirtenleben und die Teilung der Gesellschaft in Berufsklassen. Bald fing der Schäfer an, die Herde zu zählen, und der Jäger die Häute; so entstand, ohne daß man es merkte, der Begriff des beweglichen Eigentums. „Das Schaf ist von meiner Heerde, sagte jetzt ein Schäfer zu dem andern mit ernster Miene, die diesen lachen machte. Das Wort „meiner" hatte er nicht verstanden, wohl aber die Miene, die ihm soviel sagen wollte als: nimms nicht."

Allmählich gewöhnte man sich an das Recht des Eigentums. Dasselbe war damals wirklich eine zeitgemäße und nützliche Institution; denn an zahmen und wilden Tieren war kein Mangel.

Dann ward der Ackerbau erfunden. Aber da stellte sich der Übelstand ein, daß, wo der eine gesäet hatte, andre ernten wollten. Um dem vorzubeugen, verbanden sich die Ackerbauer zu gegenseitiger Sicherung des Genusses ihrer Arbeit. Da kam im nächsten Jahre ein neuer Adept der Arbeit. Er säete aber, anstatt sich ein Stück Land urbar zu machen, auf das bereits urbar gemachte Land. „Was, hieß es, ich habe das Land im Schweiße meines Angesichts urbar gemacht, und du kommst, darauf zu säen? Das Land ist mein! fügte er hinzu, drehte sich aber schamrot um, vor seinem eignen Ausspruch erschreckend. Das Land ist mein! hallte das Echo nach. Ist sein? fragte der bestürzte Säemann. Mein, sein und unser, wiederholten die horchenden Nachbarn."

Damit war das Eigentum auch an Grund und Boden anerkannt. Es fand keinen Widerspruch; denn das Land war damals im Überfluß vorhanden. Das Gesetz paßte also ganz für jene Zeiten.

Aber seitdem hat sich das Menschengeschlecht bedeutend vermehrt. Der Boden dagegen ist immer derselbe geblieben. Er ist ganz und gar verteilt worden, und es giebt heute kein Stück Land mehr, das nicht einen Herrn hätte, während es eine große Menge von Menschen giebt, die kein Eigentum haben. Damit ist das Eigentum gerichtet. Es ist ein gegen die Gesellschaft verübtes Unrecht geworden, ein unverzeihlicher, schändlicher Diebstahl. Zugleich aber ist es seitdem die Ursache aller Übel, alles Mangels, aller Not.

Zunächst zwang das Eigentum die Gesellschaft, die Erbschaft einzuführen, um den bei dem Tode eines Besitzers um sein Eigentum drohenden Streitigkeiten vorzubeugen. Damit kamen manche ohne irgend welche Arbeit in den Besitz von Produkten, und so wurde der Müßiggang eine Wirkung des Eigentums.

Die gemeinsamen Interessen aber, vor allem die Furcht vor Beraubung, bewogen die Eigentümer, sich zusammenzuschließen und ihre persönlichen Interessen in den Tagen der Gefahr beiseite zu setzen. Je länger diese Gefahr nun mehreren Stämmen drohte, desto mehr blieben sie miteinander verbunden, und so gewöhnten sie sich durch eine genauere Bekanntschaft miteinander und durch

Digitized by Google

die daraus entstehende Gemeinschaft der Sprache und Sitte, sich als eine besondre Gesellschaft zu betrachten. Auf diese Weise entstanden die Völker. Durch die beständigen Feindseligkeiten der Völker gegeneinander bildete sich aber allmählich eine Kluft zwischen ihnen. Um dieselbe besser zu bezeichnen, nahm man die Natur zu Hilfe und erfand die Grenzen. Auch diese wurden sodann Eigentum je eines Volkes. So hat denn das Eigentum den schrecklichsten der Schrecken, den Krieg, hervorgerufen.

Der Krieg machte seinerseits die Sklaverei möglich. Da die Arbeit dem Menschen beschwerlich war und vom Krieger verachtet wurde, so kam derselbe auf den Gedanken, die in den Kriegen gemachten Gefangenen, anstatt sie zu töten, zur Arbeit für die Sieger zu zwingen. Dafür wurden sie genährt, hatten jedoch keinen Willen als den ihrer Herren.

Inzwischen hatte sich der Ackerbau immermehr vervollkommnet, hatten sich die Genüsse des Menschen immermehr vervielfältigt. Da nun ein jeder zu einer andern Arbeit vorzüglich geeignet war, so fertigte auch jeder eine andre Gattung von Produkten und tauschte dieselben gegen die Produkte andrer aus. Da aber die Arbeit nicht geregelt war, so speicherten die einen die besten Materialien zur Produktion auf, um dadurch die andern zu zwingen, dieselben von den Aufspeicherern mit Verlust einzutauschen. So gelangten durch den Tauschhandel manche Unternehmer in den Besitz ungemessener Güter, was ihnen großen Einfluß auf die weniger Begüterten verschaffte. Immer höher stieg damit die Achtung vor dem Reichen, immer tiefer sank darin der Arme. Daher ward „immermehr Reichtum" das Losungswort jedes Einzelnen, und der Eigennutz breitete sich immer weiter aus.

Die Unbequemlichkeit beim Austausch der Produkte führte zur Erfindung des Geldes. Stücke Metalls dienten zur Bestimmung der Werte der umzutauschenden Waaren. Auf diese Weise erhielten diese Stücke einen Wert, den sie an sich nicht hatten und den die Launen und Listen des Besitzes vermehrten oder verminderten. Nun konnte man ruhig die Sklaverei abschaffen. Durch das Geld wurden doch die alten Zustände beibehalten, ja verschlimmert. Denn während der Herr dafür sorgte, daß der Sklave sich nicht überarbeitete, um ihn nicht vorzeitig sich abnutzen zu lassen, preßte der Unternehmer soviel als möglich aus dem Arbeiter heraus, um ihn dann, wenn er schwach war, auf das Pflaster zu werfen und, ohne sich weiter um sein Schicksal zu kümmern, durch einen andern, noch kräftigen Arbeiter zu ersetzen. Das Geld hat also das Elend bis auf die Spitze getrieben. Es hat den Eigennutz aller entfesselt, alles Schamgefühl vernichtet. Früher raubte man junge Mädchen und Weiber, tauschte und vertauschte sie wie das Vieh, entriß sie mit Gewalt den Armen ihrer Eltern, Brüder und Gatten; das Geldsystem hat es soweit gebracht, daß sie sich selber an die Geldmänner verkaufen und Schönheit und Reize, Tugend und Unschuld gegen Geld umtauschen.

Digitized by Google

Die Minderschätzung des wahren Wertes der Arbeit war früher nicht so leicht möglich wie unter dem Geldsystem; denn der jedesmalige Vergleich der auszutauschenden Produkte verhinderte meistens, daß dieselben zu gering angeschlagen wurden.

Durch das Geld werden aber auch die Begierden und Genüsse der bevorzugten Klassen immer häufiger und unersättlicher, und mit ihnen wird die Last der Arbeit und die Verringerung und Verschlechterung der Lebensmittel der untersten arbeitenden Klassen immer fühlbarer.

Das Geld bewirkt die Korruption, den Betrug, die Fälschung, den Diebstahl. Die, welche das Geld haben, laden und richten die Batterien der Gesetze und Strafen gegen die, welche es nicht haben. Der Starke beraubt den Schwachen öffentlich und giebt der Beraubung einen nicht vom Gesetz strafbaren Namen, wie: Kontribution, Steuer, Eigentum, Spekulation, Zins, Pfändung, Prozeßkosten, Lohnverkürzung, Wucher u. s. w.

So hat man nach und nach dem arbeitenden Volke aus dem Paradiese dieser Welt ein Jammerthal geschaffen „voll bitterer Elendskräuter und heißer Thränenquellen."

So Weitling in seiner Kritik der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung. Sie ist vom extrem-sozialistischen Standpunkte aus vielleicht so gelungen, als es ohne wissenschaftliche Einsicht in das Wesen der Volkswirtschaft überhaupt möglich ist. Weitling übersieht zwar einen hochwichtigen Punkt: die Absatzkrisen. Aber er verwertet alles andre, was sich nur irgend dem Eigentum vorwerfen läßt, auf eine solche Weise, daß es, wenn seine Kritik richtig wäre, wahrlich nicht des Hinweises auf die Krisen bedürfte, um zur Verdammung des Eigentums zu gelangen.

Doch macht sich auf Schritt und Tritt jener Mangel an theoretischer Bildung fühlbar. Schon sein Ausgangspunkt — die Auffassung des Zustandes des Jägervolkes als eines paradiesischen — ist ein grundfalscher. Selbst vom biblischen Standpunkte aus. Denn weder das alte noch das neue Testament sagen uns, daß der Mensch im Paradiese als Jäger gelebt habe, wie Weitling annimmt. Andrerseits ist die Ansicht, daß die Jägervölker so überaus glücklich gelebt hätten, durch nichts gerechtfertigt. Im Gegenteil dürfen wir wohl glauben, daß damals eine Zeit fortwährender Mühsal und Entbehrung für alle gewesen ist.

Auch Weitlings Theorie der Entstehung des Eigentums trifft für die Wirklichkeit nicht zu. Indeß ist dies ja auch nur Beiwerk. Das punctum saliens ist der Angriff auf das Eigentum selber.

Hier hat er zunächst genau auf dieselbe Weise wie Proudhon das Recht der ersten Besitzergreifung bestritten. Dasselbe soll nur so lange gelten, als jedermann okkupiren kann. Mit diesem Einwande ist aber nur bewiesen, daß die Okkupation nicht das Eigentum begründen könne, nicht aber, daß das

Digitized by Google

Eigentum an sich selbst unbegründet sei. Hierauf hat schon mit Recht Stahl in seiner „Philosophie des Rechts“ (3. Auflage, Bd. II, S. 37) hingewiesen. „Okkupation, Bearbeitung, Ersitzung u. s. w. — sagt der berühmte Theoretiker der Autorität —, alles dies sind Erwerbtitel nur unter der Voraussetzung und aus dem Grunde, daß ohne dies und an sich die Notwendigkeit und Gerechtigkeit des Eigentums feststeht.“ Daß diese Notwendigkeit und Gerechtigkeit des Eigentums besonders begründet werden müsse, dazu die Wissenschaft gezwungen zu haben, ist das große Verdienst jener sozialistischen Kritik, die mir übrigens nicht konsequent erscheint. Denn wenn alle das gleiche Recht haben sollen, so dürfte das Recht der Okkupation nicht anerkannt werden, wenn noch Boden überhaupt in Überfluß vorhanden ist, sondern nur, wenn Boden von genau der gleichen Qualität und der gleichen Lage in Bezug auf den Absatzort, den gemeinsamen Versammlungsort u. s. w. wie das bereits bebaute Land ohne Schwierigkeit zu erlangen ist. Da dies aber eine Unmöglichkeit ist, so müßte das Okkupationsrecht vom sozialistischen Standpunkte aus ganz und gar geleugnet werden.

Aber Weitling sucht auch das Eigentum durch den Hinweis auf seine schrecklichen Folgen für das Wohl und Wehe der Menschheit zu vernichten. Selbst wenn wir nun aber anerkennten, daß alles das, was er dem Eigentum in die Schuhe schiebt, für heute zuträfe, so wäre damit doch noch nicht die Verwerflichkeit des Eigentums überhaupt bewiesen. Denn sollte auch der von Weitling ersonnene Sozialstaat wirklich besser sein als der heutige Zustand — was wir auf das entschiedenste bestreiten —, so kann jene Gemeinschaftsform doch immer noch hinter einen reformirten Privateigentumszustande zurückstehen, welcher überdies noch den Vorzug haben würde, weit rascher und leichter durchgeführt werden zu können.

Weitlings Polemik gegen das Privateigentum kennzeichnet sich schon dadurch als eine unwissenschaftliche, daß sie nie und nirgends zwischen den verschiedenen Eigentumsarten, vor allem nie zwischen dem Eigentum an Produktivmitteln und demjenigen an Gebrauchsmitteln unterscheidet. Wenn seine Deduktion einen Sinn haben soll, so kann sie sich nur gegen jene Eigentumskategorie richten; denn da der Genuß individuell ist, so muß immer und ewig auch ein individuelles Eigentum an den Mitteln zur Befriedigung dieses Genusses, d. h. an den Gebrauchsmitteln konstituirt werden. Das hätte Weitling hervorheben müssen.

Sehen wir indeß — um alle nur erdenkliche Objektivität zu üben — bei unsrer Kritik seine Angriffe als nur gegen das Eigentum an Produktivmitteln gerichtet an. Da ergiebt sich denn seine gänzliche Verkennung der Rolle, welche dasselbe in der Geschichte der Zivilisation gespielt hat und großenteils heute noch spielt. Jeder, meint unser Sozialist, verwaltet sein Eigentum „zu seinem eignen Vorteile und also zum Nachteil der Gesellschaft.“ Er stellt also genau die entgegengesetzte These auf wie der extreme Individualist. Dieser verschließt

Digitized by Google

sich den offenkundigen Übeln des Privateigentums, jener seinen ebenso offenkundigen Vorzügen. Also genau dieselbe Einseitigkeit. Wäre unsre heutige Kultur, die weitgehende Organisation der Naturkräfte zum Dienste der Menschheit möglich gewesen ohne das Privateigentum an Produktionsmitteln? Wären die Erfindungen möglich gewesen ohne die bisherige Wirtschaftsordnung? Denn darüber darf man sich auch nicht dem geringsten Zweifel hingeben: bis zur Blüte des individualistischen Staates wäre ein dauernder und zugleich nützlicher Sozialstaat ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. In diesem Falle mußte man aber die Mängel, welche die bestehende Gesellschaft hatte, mit in den Kauf nehmen, durfte man sich über den Müßiggang, den die Institution der Erbschaft manchmal mit sich brachte, nicht beschweren. Weitlings Auffassung ist eine ganz unhistorische.

Das zeigt sich auch in seiner Kritik der vermeintlichen Thatsache, die Kriege hätten ihren Entstehungsgrund in dem Umstande, daß die Völker Stücke Landes zu ihrem Eigentum gemacht hätten. Weitling glaubte also wirklich, daß in der grauen Vorzeit, wo der Mensch erst anfing, den Boden seinen Zwecken dienstbar zu machen, eine Weltgemeinschaft möglich gewesen wäre! Nichts zeigt klarer, bis zu welchen Lächerlichkeiten seine unwissenschaftlich-abstrakte Theorie führt. Ähnlich wie der Krieg, findet auch die Sklaverei noch nachträglich durch eine geschichtsphilosophische Betrachtung ihre Rechtfertigung für vergangene Zeiten.

Ganz ungenügend ist die Beurteilung des Tauschhandels. Eine wissenschaftliche Untersuchung desselben lehrt uns, daß derselbe in ganz besonderm Maße das Prinzip der bestehenden Wirtschaftsordnung, das private Sonderinteresse, zum Ausdruck bringt und daher auch dessen schlimmste wie dessen beste Blüten aufzeigen muß. Faktisch sehen wir, daß der Handel der kunstvollste Teil im Organismus der heutigen Gesellschaft ist, während er andrerseits eine Reihe der verwerflichsten Auswüchse zeigt. Eine Kritik, die nur die schlechten Seiten des Handels berücksichtigt, ohne für die guten auch nur ein Wort zu haben — und Weitlings Kritik ist eine solche —, muß daher als im höchsten Grade einseitig gelten.

Am mißlungensten sind Weitlings Angriffe auf das Geld. Hier zeigt sich sein Mangel an wirklich wissenschaftlicher Einsicht in das Wesen der Volkswirtschaft im hellsten Lichte. Die Hauptrolle spielt darin ein — ich möchte sagen — instinktiver Haß gegen das Geld, wie er so vielen Kommunisten eigentümlich ist. Anstatt in dem Gelde ein Mittel zur Vervollkommnung des Verkehrs, des Tauschhandels zu sehen, betrachtet Weitling dasselbe als das großartigste, was von den besitzenden Klassen zur Ausbeutung der Nichtbesitzenden erfunden worden sei. Wenn — muß man unserm Kommunisten entgegenhalten — eine solche wirklich stattfindet, dann geschieht sie ohne Dazwischenkunft des Geldes ebensogut wie mit demselben. Und wenn gar das Geld als die Ursache der Korruption, des Betrugs u. s. w. angesehen wird, so ist das nicht minder unwissenschaftlich.

Digitized by Google

Wenn jemand falſches Gewicht anwendet, ſo thut er es, um ein größeres Äquivalent zu bekommen, während es für ſeine Entſchließungen ganz gleichgiltig iſt, ob das Äquivalent in Produkten oder in Geld, d. h. in der Anweiſung auf Produkte beſteht. Daß die bedeutenden Vorteile, die das Geld mit ſich bringt, von Weitling gänzlich unberückſichtigt gelaſſen werden, iſt nach dem Geſagten ziemlich ſelbſtverſtändlich.

Es iſt einleuchtend, daß unſre Kritik den Weitlingſchen Satz, daß allmählich aus dem Paradieſe der Erde ein Jammerthal geſchaffen worden ſei, vollſtändig verwirft. Im Gegenteil, ſie erkennt an, daß die Menſchheit auf dem beſten Wege iſt, aus dem irdiſchen Jammerthale zum Paradieſe zu gelangen, wenn ſie auch auf ihrem Marſche ſehr oft ſtehen bleibt und ſich wehmütig nach der zurückgelegten Strecke umſieht.

(Schluß folgt.)

Aus dem neuen Griechenland.

Von Conſtantin Koliatſos.*)

Von Alters her haben die Erlebniſſe kaum irgend einer andern Nation einen ſo großen Einfluß auf die Schickſale der ganzen Menſchheit ausgeübt wie die der griechiſchen, iſt die Geſchichte keines Volkes ſo mannichfachen und gründlichen Studien unterworfen worden wie die Geſchichte des griechiſchen Volkes. Eine nur natürliche Folge davon war, daß, als in neuerer Zeit das übrige zivilisirte Europa dem furchtbaren Schauſpiele des faſt übermenſchlichen Kampfes beiwohnte, den die Griechen für die Erlangung ihrer Freiheit ins Werk geſetzt, viele ſeiner Söhne voll Begeiſterung jenem erwachten und aufgeſtandenen kleinen Volke zu Hilfe eilten, zum Kampfe für die Ziviliſation gegen die Barbarei, für die geiſtige Erhebung gegen die finſtere Macht der Sklaverei, zum Kampfe endlich für das Kreuz gegen den Halbmond. Ganz Europa hat mit Staunen und immer wachſendem Intereſſe dem Werke jener Helden zugeſchaut, die Muſe ſeiner Dichter hat ihre Thaten beſungen, durch ihr begeiſterungsvolles Lied die Herzen anfeuernd, den Kämpfenden Mut einflößend und ihnen eine ſpätere Belohnung für ihre Aufopferung und Vaterlandsliebe zuſichernd. Niemals vielleicht iſt der

*) Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes iſt ein in Leipzig lebender, deutſch ſchreibender Grieche.

Digitized by Google

Freiheitsbaum mit so viel heiligem Blute begossen worden wie bei der Erhebung Griechenlands. Als er aber nach langjährigen Kämpfen, welche die gänzliche Verwüstung des Landes zur Folge hatten, nach allerlei Qualen und Greueltaten der Türken, die das Mitleid der ganzen christlichen Welt erregten, in dem neugegründeten griechischen Königreiche endlich zu grünen begann, ward letzteres leider nur sehr eng begrenzt, sodaß viele von den mit in den Kampf gezogenen Söhnen von Hellas noch heute unter dem frühern Joche schmachten müssen.

Die Frage, ob und inwieweit der junge Staat der Unterstützung und den Gunstbezeugungen, welche ihm von allen Seiten zur Zeit seines Befreiungskampfes zuteil geworden sind, entsprochen hat, und ob er die Erwartungen derer, welche an seine große Zukunft im Oriente glauben, überhaupt zu erfüllen geeignet ist, liegt sehr nahe.

Ein großer Teil der Gelehrten, welche über das neue Griechenland geschrieben haben, haben dem jungen Staate, nachdem sie mit Bewunderung das Wiederaufleben des neuen Griechenlands verfolgt hatten, rückhaltlos ihr Lob gespendet, da es ihm gelungen sei in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraume selbst die höchsten Erwartungen, die größten Hoffnungen zu erfüllen. Es gab aber andre, welche von einem allzu großen Eifer und einer unbeschränkten Verehrung für das Altertum getrieben, in dem seit kaum fünfzig Jahren bestehenden freien Griechenland das Zeitalter des Perikles und Alexanders des Großen wiederfinden zu müssen glaubten, und infolge dessen nicht gezögert haben, alles, was von den Griechen unsers Jahrhunderts geleistet wurde, streng zu tadeln und zu verurteilen.

Wir wollen im folgenden uns von jeder Übertreibung fernzuhalten suchen, uns nach Kräften befleißigen, der Wahrheit zu dienen, um so genau als möglich die sozialen Verhältnisse eines Landes zu schildern, welches seiner Lage, seines Strebens und seiner Zukunft wegen fort und fort die Aufmerksamkeit der zivilisirten Welt auf sich zieht, da es in der herannahenden Lösung der orientalischen Frage eine der bedeutendsten Rollen zu spielen berufen sein wird.

Das neue Hellas ist mit der zwar ruhmvollen, aber auch gefährlichen Erbschaft einer großen Vergangenheit entstanden, welche einen jungen, kleinen Staat, der eben erst von einem langjährigen drückenden Joche befreit ist, leicht niederschmettern könnte. Statt dessen sieht man nach Ablauf von kaum fünfzig Jahren seit seiner Entstehung an Stelle von Schutt und Trümmern wachsende und blühende Städte sich erheben. Als die Hauptstadt des hellenischen Reiches von Nauplia nach Athen verlegt ward, zählte die letztgenannte Stadt nicht mehr als dreihundert erbärmliche Hütten, während jetzt Athen als die erste kosmopolitische Stadt im Orient betrachtet werden kann, hervorragend durch seine geschmackvollen und prächtigen Gebäude, seine schönen breiten Straßen, und seine Einwohnerzahl (beinahe 80 000). Mit Recht darf Athen auch als die schönste Stadt des

Digitized by Google

Orients betrachtet werden, und obwohl es in vielen Punkten den größeren europäischen Städten gegenüber zurücksteht, so besitzt doch keine unter ihnen sein wonnig süßes Klima, keine vielleicht auch seine wunderbar schöne Lage. Alle Schilderungen von dem fast ununterbrochen heitern und tiefblauen Himmel Attikas, von der Feinheit und Klarheit seiner Luft, von seinen prachtvollen Kunstwerken aus dem Altertume, ewig bewunderungswürdig und nie wieder erreichbar, können uns doch kaum den Schatten eines Begriffs geben von den Schönheiten dieses zauberischen Landes. Ein unverlöschliches Bild bietet sich demjenigen, der bei Sonnenuntergang die Akropolis in Athen besteigt. Da liegt zu unsrer Linken der felsige Hymettos in purpurnem Violett, hinter uns im tiefsten Blau der wie ein königliches Zelt aufgespannte Pentelikon, rechts die Schluchten des Parnes in smaragdgrünem Lichte schimmernd; unter uns aber erglänzt das Meer bei der rasch wechselnden Beleuchtung der zu Rüste gehenden Sonne. Dann wendet sich der Blick auf die vor dem Beschauer sich erhebenden herrlichen Gebäude, die den Boden der heiligen Burg decken, die Propyläen, den Parthenon, das Erechtheion. Und nun zurück zu der unten weit ausgebreiteten schönen, jugendlichen Stadt Athen! Überall buntes, reges Leben; allenthalben um sie herum Thäler, Berge, Hügel und Auen unter der Herrschaft eines ewigen Frühlings, einem herrlichen Lustgarten gleich, alles angebaut und bewässert, alles blühend und fruchtbar!

Die Verkehrsfrage war es, welche den jungen Staat zuerst beschäftigte, und welche noch heute viel des zu verbessernden bietet, obgleich sie einen großen Teil seiner Einnahmen auffaugt. Nichtsdestoweniger sieht man dort, wo der Handeltreibende in früheren Zeiten enge Pfade schaudernd begehen oder felsige und steile Anhöhen hinaufklettern mußte, um seine Waaren von Ort zu Ort zu schaffen, in Gefahr, jede Minute gegen einen Stein zu stoßen, in einem Felsenriß oder tief in einem Abgrunde den Tod zu finden, jetzt mit ungeheuern Kosten des Staates und der Gemeinden breite Landwege gebaut, und in zwei Jahren werden verschiedene Eisenbahnlinien, von denen einige schon vollendet sind, die weitesten Punkte des kleinen, felsigen Landes verbinden, den öffentlichen Verkehr erleichtern, dem Handel und der Industrie die größten Dienste leisten. Vor kurzem, vor ungefähr acht Monaten, hat das Parlament beschlossen eine Anleihe von zwanzig Millionen Drachmen aufzunehmen, welche bestimmt ist, speziell zum Bau neuer Landstraßen verwendet zu werden.

Griechenland bedarf wegen seiner geographischen Lage aber auch einer beträchtlichen Anzahl von Dampfschiffen, welche die Verbindung und den kommerziellen Verkehr seiner zahlreichen Hafenstädte und Inseln vermitteln. Es existiren gegenwärtig drei griechische Dampfschifffahrtsgesellschaften, von denen die erste, als „Griechische Dampfschifffahrtsgesellschaft“ bekannt, seit 1856, wo sie in Syra gegründet wurde, ein jährliches Honorar von 600 000 Drachmen erhält, damit sie normal die ihr vom Staate auferlegten Pflichten erfülle. Sie

Digitized by Google

zählt jetzt zwölf Dampfer mit 9400 Tonnen und ist über sechs Millionen Drachmen wert. Die zweite, die den Namen ihres Begründers D. Goudi führt, besteht seit 1878 und zählt fünf große, sehr komfortabel eingerichtete Dampfer, die dritte, die *Πανελλήνιος Ἀτμοπλοϊκὴ Ἑταιρία*, im Jahre 1882 ins Leben getreten, besitzt sechs große Dampfer. Einen größeren Aufschwung wird der allgemeine Verkehr des Landes erhalten nach Vollendung der Durchstechung des korinthischen Isthmus, die Dank den Bestrebungen der Gesellschaft, welche unter Leitung des Generals Tyr dieselbe übernommen hat, in nicht allzulanger Zeit zu erwarten ist.

In zweiter Linie hat die Regierung jeder Zeit ihr Augenmerk auf das Postwesen gerichtet, wovon der jetzt bestehende regelmäßige und gewissenhafte Postbetrieb ein lebendiges Zeugnis ablegt. Wenn man sich erinnert in welch elendem Zustande dieser Verkehrszweig vor fünfzig Jahren sich befand, so wird man den Fortschritten seine Achtung nicht versagen, welche das junge Hellas in diesem Zeitraume gemacht hat, um in diesem den allgemeinen Interessen der Menschheit dienenden Verkehrsmittel den andern europäischen Staaten gegenüber nicht zu weit zurückzustehen. Als Beleg dazu, wie groß diese Fortschritte sind, möge eine kleine Notiz dienen. Zu der Zeit, da der erste König von Griechenland, Otto, nach Athen kam, war anstatt des verwickelten und so viele Beamten in Anspruch nehmenden heutigen Postsystems folgendes im Gange. Ein einziger Beauftragter, eine Art Herold, rief an bestimmten Tagen und auf dem bekanntesten Platze die Adressen der eingegangenen Briefe laut aus, und wenn der betreffende Abnehmer sich innerhalb von drei Tagen nicht vorstellte oder meldete, so wurden die Briefe ins Feuer geworfen.

Vor allem aber müssen wir die unermüdliche Sorge, mit welcher zu jeder Zeit die griechische Regierung die Erziehung und geistige Entwicklung des hellenischen Volkes befördert hat, rühmend erwähnen. Auf die Ergebnisse, die hier erzielt worden sind, darf der junge Staat mit Recht stolz sein.

Im Jahre 1834 ward der Grundstein gelegt zu dem heute fast vollendeten Bau, indem der Unterricht obligatorisch und unentgeltlich, dabei aber auch von der Kirche getrennt wurde. Der Staat konnte natürlicherweise nur allmählich dem Bedürfnisse nach neu zu errichtenden Bildungsanstalten entsprechen, da zu viele andre und dringendere Ansprüche des von einem siebenjährigen Kriege verwüsteten Landes an ihn herantraten. Von der Liebe zum Vaterlande begeistert, nahmen jedoch viele im Auslande lebende reiche Patrioten thätigen Anteil an diesem segensreichen Werke. Die meisten der großen Bildungsanstalten in Hellas sind errichtet und werden unterhalten auf Kosten solcher Patrioten. In gleicher Weise standen aber auch die im Inlande vorhandenen Vereine — Syllogen — dem Staate in diesem Werke der geistigen Wiederbelebung der Nation erfolgreich bei. Ich beschränke mich hier darauf, nur die folgenden sieben Vereine zu erwähnen: den „Verein zur Verbreitung der griechischen Bildung," die „Archäo-

Digitized by Google

logische Gesellschaft," die „Gesellschaft der Volksfreunde," die philologischen Vereine „Parnassos" und „Byron," den Musikalischen und dramatischen Verein und den Nationalverein.

Der erste der eben erwähnten Vereine, der *Σύλλογος πρὸς διάδοσιν τῶν Ἑλληνικῶν γραμμάτων*, setzt sich zum Zweck die Verteidigung hellenischer Interessen in den noch unter dem verhaßten Joche seufzenden Provinzen. Er errichtet und unterhält Schulen; gute und erprobte Lehrer, Lehr- und Schulbücher werden zugeschickt, und überhaupt die Wiederbelebung des Nationalgefühles bei den verlassenen und von allerlei fremden Eindringlingen bedrängten Brüdern angestrebt. Während panslavistische Missionäre unermüdlich und ununterbrochen alle Provinzen der europäischen Türkei durchwandern und durch ihre Lehren und das unerschöpflich zufließende russische Gold ihre panslavistischen Ideen und Gefühle den auf der Balkanhalbinsel lebenden Christen einzuflößen suchen, leistet der Verein zur Verbreitung griechischer Bildung dem Staate unschätzbare Dienste, indem er allein es ist, der die Fackel hoch hält, welche die in der Finsternis lebenden Brüder zu der Mutter Hellas führen soll.

Der zweite Verein, die *Ἀρχαιολογικὴ Ἑταιρία*, seit 1837 bestehend, zählt über 2000 Mitglieder, erhält drei Sammlungen, die mykenische, die ägyptische und noch eine dritte, deren eigne archäologische Berichte über die auf ihre Kosten durchgeführten Ausgrabungen öfters das Lob und die Anerkennung der bedeutendsten ausländischen Archäologen errungen haben.

Der philologische Verein *Παρνασσός*, begründet im Jahre 1865 und über 1000 Mitglieder zählend, umfaßt die gebildeten Stände der Nation in ihren verschiedensten Richtungen und kann als die Verkörperung der geistigen Bewegung Griechenlands betrachtet werden. In den von ihm errichteten und dotirten sieben Schulen der „obdachlosen Kinder" wird armen Verlassenen abends unentgeltlicher Unterricht gewährt, überdies aber alles das, was sie tagtäglich zu ihrem Lebensunterhalte brauchen. In den Sälen dieses Vereins werden die meisten Fragen aufgeworfen und gelöst, welche unmittelbar mit der vollkommeneren Ausbildung des Volkes zusammenhängen und durch welche die Verbesserung der teilweise noch mangelhaften Verhältnisse angestrebt wird, die natürlich des kurzen politischen Lebens halber nicht auf einmal zu stande zu bringen ist. Wiederholt fand günstige Aufnahme, was von seiten dieses Vereins infolge seiner Beratungen als Aufruf um Unterstützung an die Regierung oder an die Nation erging. Als unlängst die öffentliche Meinung sich erhob und die Verbesserung der Gefängnisse verlangte, welche sich in einem elenden Zustande befanden, war es der Verein *Παρνασσός*, der aus Mitleid für die unglücklichen Geschöpfe, welche wer weiß unter welchen Umständen ein Verbrechen begangen haben, neue Gefängnisse zu errichten und die vorhandenen zu verbessern unternahm, und zwar nach den Vorschriften des eigens zu diesem Zwecke von der Regierung aus Belgien berufenen Spezialisten für Organisation der Gefängnisse. Die zu

Digitized by Google

diesem Berufe dem Budget des Staates entnommene große Summe, die bedeutenden Beiträge, welche von allen Teilen Griechenlands und den im Auslande lebenden Hellenen zuflossen, geben uns Anlaß zu hoffen, daß auch in dieser Richtung der Verein baldmöglichst zu einem guten Ziele gelangen werde.

Nicht zu unterschätzen ist auch die Wirksamkeit der „Gesellschaft der Volksfreunde," der *Ἑταιρία τῶν φίλων τοῦ λαοῦ*, welche durch ihre unermüdliche Thätigkeit und ihre Veröffentlichungen an der weitern Volksausbildung mitgewirkt haben. Der Verein „Byron" unterhält seine eigne Volksschule und eine gleichnamige Zeitschrift, in welcher seine Mitglieder ihre literarischen Beiträge veröffentlichen können.

Der „Musikalische und dramatische Verein," im Jahre 1871 ins Leben gerufen, hat lediglich durch seine Mittel ein Konservatorium errichtet und dotirt, in welchem gegen zweihundert Zöglinge geistige Erhebung und Vervollkommnung finden.

Endlich der Nationalverein, der *Ἐθνικὸς Σύλλογος*, welcher zu seinen Mitgliedern viele Politiker und junge Vertreter der Wissenschaft zählt und erst vor einem Jahre ins Leben gerufen wurde. Er hat seine volle Aufmerksamkeit auf die Ausbildung des Nationaltheaters gelenkt, in welchem der griechische Geist vergangener Zeiten seine bewunderungswürdige, schwungvolle Kraft entfaltet hat. Wir hoffen, daß die Bemühungen auch dieses Vereins von dem besten Erfolge gekrönt und einer der empfindlichsten Mängel des klassischen Landes dadurch beseitigt werden wird.

Die größte Aufmerksamkeit verdienen natürlich die Volksschulen, welche sich immer mehr nach den gleichen europäischen Schulen verbessern. Griechenland besitzt jetzt in jeder seiner 450 Gemeinden mindestens zwei Volksschulen, welche gemeinsam von Staat und Gemeinde unterhalten werden. Die größern und reichern Gemeinden weisen natürlich mehr solche Schulen auf, und wenn man zu ihnen noch die andern unter der Aufsicht der Regierung stehenden Privatvolksschulen rechnet, so ergiebt sich der ungemein günstige Schluß, daß auf eine zwei Millionen zählende Bevölkerung im ganzen 2000 Volksschulen mit über 150 000 Schülern kommen. Außerdem müssen wir noch die Schüler jener andern sehr zahlreichen und von Vereinen gegründeten und unterhaltenen Wohlthätigkeitsanstalten in Betracht ziehen, welche samt den den häuslichen Unterricht erhaltenden Zöglingen eine große Anzahl ausmachen. Athen selbst mit beinahe 80 000 Einwohnern kann sich jetzt rühmen, zehn Volksschulen, vier Progymnasien (Mittelschulen), vier Gymnasien, ein Polytechnikum, eine Lehrerbildungsanstalt und eine ausgezeichnete ekklesiastische Schule zu besitzen, außerdem noch zwölf höhere Schulen und zweiunddreißig Privatanstalten, in welchen Kinder aus den besseren Ständen Unterricht genießen.

Auch für die Hebung des geistlichen Standes, der einer Reformation dringend bedürftig war, hat man Sorge getragen; fünf Schulen sind dazu be-

Digitized by Google

stimmt, tüchtige Geistliche heranzubilden. Endlich sei noch erwähnt, daß auch für die Waisen sich barmherzige Seelen gefunden haben, welche die Heranbildung einer möglichst großen Anzahl derselben sich zum Ziele ihres aufopferungsvollen Strebens gesetzt haben. Abgesehen von den schon oben erwähnten Schulen des philologischen Vereins, zeigt uns allein Athen zwei solcher segensreichen Bildungsanstalten, das Nationalwaisenhaus für Mädchen, „Amalieion" genannt, zu Ehren der verstorbenen Königin von Griechenland Amalie, und das „Waisenhaus Georg und Katharina Hadzi Kosta," welche beide sehr zufriedenstellende Resultate erreicht haben.

Die Universität Athens, die einzige im Orient, wurde im Jahre 1839 von reichen Griechen erbaut und zählte damals nur gegen fünfzig Studenten, während sie gegenwärtig in ihren vier Fakultäten fast von 3000 Studenten besucht wird, von denen die meisten aus den unterjochten Provinzen stammen. Ihre vielen und reichhaltigen Sammlungen, ihre große Bibliothek, das Krankenhaus und ihre Kliniken, die Entbindungsanstalt, die Augenheilanstalt und das städtische Krankenhaus unter der Direktion der medizinischen Fakultät, der große botanische Garten und die von dem in Wien verstorbenen reichen Griechen Baron Sina (welchem Griechenland auch das prachtvolle Gebäude der Akademie verdankt) errichtete Sternwarte gewähren den Studirenden ein reiches und unentgeltliches Material zu ihren Studien. Obwohl aber der Zustand der Athenischen Universität ein in hohem Grade befriedigender ist, wandern doch ihre jungen Bürger nach Vollendung ihrer akademischen Studien noch nach den verschiednen Kulturländern Europas, vorzugsweise nach Deutschland und Frankreich, um dort ihre Kenntnisse zum Wohl und Gedeihen ihres Landes zu vermehren. So kommt es, daß viele der bedeutendsten Gelehrten des neuen Hellas ihr reiches Wissen dem Auslande entnommen haben und durch die im Auslande erworbenen Kenntnisse glänzen. Wer die jahraus jahrein veröffentlichten Personalverzeichnisse der deutschen Universitäten durchblättert, wird sich überzeugen, daß die Zahl der aus Griechenland kommenden Studenten weit über der der andern Ausländer steht.

Was die Erziehung der Frauen betrifft, so hat man auch auf diesem Gebiete viel gesorgt und gethan, weil man gleich von Anfang an einsah, daß durch die Heranbildung von guten Müttern die Entwicklung und Veredlung des ganzen Volkskörpers schneller und sicherer von statten gehen werde. Dies beweisen die zahlreichen öffentlichen und Privatlehranstalten, von denen das „Arsakion" in Athen, nach dem Begründer Arsakis genannt, besondre Erwähnung verdient, weil in demselben über 2000 Mädchen aus dem Volke meistens unentgeltlichen Unterricht erhalten.

Die Militärschule in Piräus, in welcher auch die Söhne des Königs ihre militärische Erziehung erhalten, und die Marineschule, ebenfalls in Piräus, leisten dem jungen Staate vortreffliche Dienste.

Digitized by Google

Wollten wir alle Unterrichtsanstalten Griechenlands hier aufzählen, so würde uns das zu weit und von dem ursprünglichen Zwecke dieses Aufsatzes abführen. Wir beschränken uns darauf, zuletzt noch die Gesamtsumme der Ausgaben zu nennen, welche jährlich auf den Unterricht verwendet werden. Es sind dies zuvörderst drei Millionen Drachmen, die alljährlich im Budget des Staates für Unterrichtszwecke ausgeworfen sind, sodann der Aufwand der Gemeinden mit 1 600 000 Drachmen, endlich jene großen Summen, kaum niedriger anzuschlagen als 2 500 000 Drachmen, welche von Vereinen und den im Auslande lebenden reichen Griechen gespendet werden. Der unentgeltliche Unterricht bei einer Bevölkerung von zwei Millionen Köpfen nimmt somit die Summe von über sieben Millionen Drachmen in Anspruch. Dieses Kapital trägt aber schon jetzt reiche Zinsen; die statistischen Angaben der letzten Zeit weisen aus, daß unter hundert Männern vierzig schreiben und lesen können, ein für die Kürze der Zeit gewiß überraschend günstiges Resultat. Dem entsprechen die schnellen und fast unglaublichen Fortschritte, welche im Buchhandel und in der Herausgabe von Zeitungen und Zeitschriften gemacht worden sind.

Vor dem Jahre 1821, also ehe der Freiheitskampf ausgebrochen war, gab es überhaupt in Griechenland noch keine Zeitung, denn die erste Buchdruckerei, welche im Jahre 1815 errichtet worden war, war nicht imstande, eine solche zu drucken. Welche große Veränderung hat seit jener Zeit stattgefunden! Statt jener einzigen kleinen und erbärmlichen Buchdruckerei arbeiten gegenwärtig in Griechenland 122 Druckereien, welche jährlich 800 bis 1000 Bücher des verschiedensten Inhalts produziren. Die ebenso zahlreich erscheinenden Zeitschriften sind meistenteils zweckentsprechend, da sie von geschickten Federn redigirt werden. Erwähnenswert sind das „Athenäum“ und die „Archäologische Zeitung“ der archäologischen Gesellschaft, das Bulletin der historisch-ethnologischen Gesellschaft, die juristische „Themis“ und die „Gerichtszeitung,“ die medizinische Wochenschrift „Galenus“ und die Zeitung der hygieinischen Gesellschaft, die philologische Zeitschrift ‘*Εστία*, das „Attische Museum,“ der „Apollo,“ die Berichte des Lehrervereins, und sodann die von den gleichnamigen Vereinen herausgegebenen Zeitschriften „Parnassos,“ „Byron“ und „Sokrates.“ Nennenswert ist auch noch der „Attische Kalender“ von Irinäus Asopins und die italienisch von Fravasile herausgegebene Wochenschrift.

In keinem andern Lande aber erscheinen wohl so viel politische Zeitungen wie in Griechenland, wo nur allein in Athen 54 (!) politische Blätter die Tagesneuigkeiten verbreiten. Bedauerlich freilich ist es, daß die meisten derselben weit entfernt von der Höhe und Vollkommenheit der bedeutenderen europäischen Blätter sind, noch bedauerlicher, daß es etliche giebt, welche das, was sie zu sein vorgeben, Berater und Stimme des Volkes zu sein, nicht im mindesten sind. Aber es sind auch andre vorhanden, und zum Glücke nicht allzu wenige, denen die Nation in vieler Hinsicht Dank schuldig ist. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kaiser Maximilian I. als Kunstfreund.

Von Richard Muther.

(Schluß.)

atte der Kaiser im „Theuerdank“ seine Jagdabenteuer zusammengestellt, im „Weißkunig“ seine zahlreichen Kriegszüge erzählt, so beabsichtigte er nun noch in einem dritten Bande die Turniere und Mummereien, die er zu verschiednen Zeiten und an verschiednen Orten gehalten, zu einem poetischen Ganzen zusammenzufassen. Das Buch, welches dieselben enthalten sollte, war der „Freydal.“*) Schon im Jahre 1502 hatte Maximilian den ersten Plan zu dem Werke gefaßt, im Jahre 1512 ging man daran, den Text in Ordnung zu bringen und Zeichnungen anzufertigen. Aber es erging dem „Freydal“ beinahe noch schlimmer als dem „Weißkunig.“ Als der Kaiser starb, hatte man erst weniges geschnitten und nur von fünf Holzstöcken Abdrücke genommen; als im Jahre 1526 König Ferdinand an die Herausgabe der Schriften Maximilians dachte, war der „Freydal“ vollständig vergessen. Die Zeichnungen kamen in die Ambraser-sammlung und mit dieser später nach Wien. Seitdem finden sich seltene Erwähnungen davon. Erst im Jahre 1881 veranstaltete Quirin von Leitner mit Genehmigung des Kaisers von Österreich eine große Prachtausgabe.

Das Bilderwerk besteht in 255 Abbildungen, die vierundsechzigmal in derselben Weise geordnet sind, sodaß stets ein Rennen, ein Stechen, ein Kampf und eine Mummerei aufeinanderfolgen. Bei den Rennen, Stechen und Kämpfen sind immer nur die beiden in Handlung befindlichen Hauptpersonen dargestellt. Die Mummereien sind reicher an Figuren. Es läßt sich denken, daß, wie die Beschreibung der Handlung an den vierundzwanzig Turnierhöfen ziemlich schablonenhaft gehalten ist, so auch in den Bildern nicht allzuviel Abwechslung möglich war. Der Mann, dessen Kunst der Kaiser bei diesem Buche hauptsächlich in Anspruch nahm, war sein Hofschneider Martin Trummer, der schon im Jahre 1502 beauftragt wurde, alle Kostüme, die der Kaiser jemals bei seinen Mummereien gebraucht hatte, in ein Buch malen zu lassen. Daß Trummer mit dieser Aufgabe betraut wurde, ist nicht seltsam, da hauptsächlich Kostümbilder nötig waren, und diese wird derjenige, der die Kostüme verfertigte, auch am besten haben zeichnen können. Außerdem will Leitner bei diesem Werke aus

*) Vergl. Quirin von Leitner, Freydal. Des Kaisers Maximilian I. Turniere und Mummereien. Wien, Holzhausen, 1881.

Digitized by Google

dem Stil sechsundzwanzig Künstler unterscheiden. Ob sich darunter einer der bekannten Augsburger oder Nürnberger Zeichner verbirgt, muß unentschieden bleiben. Künstlerisch sind die Bilder von sehr verschiedenem Werte. Am anziehendsten sind die Mummereien, bei denen Luxus und Pracht in Kostümen und Geräten verschwenderisch gezeigt werden konnte.

Die drei bisher genannten illustrirten Prachtwerke waren sämtlich historisch angelegt gewesen, hatten sämtlich das Leben Maximilians verherrlicht: der „Theuerdank" hatte seine Brautfahrt um Maria von Burgund, der „Weißkunig" seine Lebens- und Regierungsgeschichte, der „Freydal" seine Turniere und ritterlichen Kämpfe behandelt. Außer diesen Prachtwerken bereitete der Kaiser aber ferner zwei Holzschnittfolgen vor, die ohne jeden historischen Hintergrund nur seiner Verherrlichung dienen sollten.

Er hatte von den antiken Triumphbogen gehört, den „Arcus triumphales, so vor alten Zeiten den römischen Kaisern in der Stadt Rom aufgerichtet waren, deren etliche zerbrochen sind und etliche noch gesehen werden." Er hatte ferner von den Triumphzügen der alten römischen Imperatoren gelesen, vielleicht mit Bewunderung Kupferstiche nach Mantegnas Triumph des Cäsar und des Scipio betrachtet. Sofort war er für Triumphbogen und Triumphzüge Feuer und Flamme. Auch er wollte sich einen Triumphbogen errichten, auch er wollte seinen Triumph darstellen lassen. Auf diese Weise entstanden zwei große Holzschnittfolgen: der Triumphbogen des Kaisers, die sogenannte „Ehrenpforte," und sein „Triumphzug."

Der Gelehrte, welcher um 1512 mit der Anfertigung des wissenschaftlichen Entwurfes zur „Ehrenpforte" betraut wurde, war Johannes Stabius, der Künstler, der diesen Entwurf auszuführen hatte, Albrecht Dürer. Wieweit Stabius eine richtige Vorstellung von einem römischen Triumphbogen hatte, läßt sich nicht bestimmen. Sicher ist, daß derselbe unter Dürers Händen eine recht phantastische Gestalt annahm, sodaß er nur wenig einem wirklichen Triumphbogen ähnelt. Das Ganze hat die hohe, steile Giebelform des deutschen Renaissancehauses; an den Seiten stehen zwei Rundtürme, die an Treppentürme französischer Schlösser erinnern; abgeschlossen und gekrönt wird das Ganze von Kuppeln, die venezianische Kirchenkuppeln nachahmen. Im untern Stockwerk sind drei Thore angebracht. Das große mittlere Hauptthor ist die „Pforte der Ehre und Macht," daneben sind zwei kleinere Seitenthore, die „Pforte des Lobes" und die „Pforte des Adels." Zwischen und über ihnen ist dann Raum für allen möglichen gelehrten und künstlerischen Zierrat. Das hohe Wandfeld über dem mitteren Thore ist mit dem Stammbaume des Hauses Österreich geschmückt, zu oberst thront der Kaiser, von Siegesgöttinnen umschwebt, und darunter seine Nachkommen; ringsum sieht man die Wappen der ihm untergebenen Provinzen. Über den beiden kleineren Seitenthoren sind auf vierundzwanzig Feldern Darstellungen aus den Geschichte Maximilians mit erklärenden Versen von Stabius sichtbar. Es ist

Digitized by Google

eine Fülle von Figuren und Ornamenten, die fast unübersehbar ist. Das ganze ist von großer kulturgeschichtlicher Wichtigkeit, deshalb weil es uns zeigt, wie naive Vorstellungen das sechzehnte Jahrhundert von antiken römischen Triumphbogen hatte. Bis zum Jahre 1515 war das ganze großartige Werk von Dürer niedergezeichnet. Natürlich hatte er das ganze zehneinhalb Schuh hohe und neun Schuh breite Riesengebäude nicht auf einen Holzstock gezeichnet, sondern es in zweiundneunzig Holzstöcke zerlegt, die dann Hieronymus Andree einzeln schnitt, und die beim Drucke wieder zusammengesetzt werden sollten. Bei Maximilians Tode war der Schnitt noch nicht ganz vollendet, nur von einzelnen Stöcken waren Abdrücke genommen, die heute sehr selten geworden sind. Eine neue Ausgabe veranstaltete erst Adam Bartsch 1799. Dieselbe enthält die zweiundneunzig Holzstöcke einzeln in Buchform, bietet also keine Gelegenheit, das Riesenblatt in seinem ganzen Umfange zu überblicken.

Nachdem die „Ehrenpforte" vollendet war, galt es nun noch die Vollendung des „Triumphzuges"*) zu bewerkstelligen. Wie der „Theuerdank," der „Weißkunig" und der „Freydal," ist auch der „Triumphzug" oder, wie er in den gleichzeitigen Quellen oft uneigentlich nach dem Mittelpunkte der Folge genannt ward, der „Triumphwagen" vollständig in allen Einzelheiten vom Kaiser selbst erfunden. Nur die endgiltige Bearbeitung des Entwurfes wurde im Jahre 1512 dem Geheimschreiber Marx Treizsaurwein übertragen und hat sich, 1513 vollendet und von der eignen Hand Treizsaurweins niedergeschrieben, in der Wiener Hofbibliothek erhalten.

Als die Gedanken des Kaisers niedergeschrieben waren, schritt man zur künstlerischen Ausführung. In erster Linie war ein großes, prächtiges Miniaturwerk beabsichtigt. Johann Stabius wurde im Januar 1513 brieflich beauftragt, für einzelne Teile des Triumphzuges Skizzen anfertigen zu lassen, die dann den Illuministen als Vorlage dienen sollten. Stabius wandte sich zu diesem Zwecke an Dürer, der seine Arbeit damit begann, daß er eine Skizze für den Triumphwagen des Kaisers fertigte. Sie ist mit der Feder entworfen und befindet sich gegenwärtig in der Albertina in Wien. An der Seite des Kaisers sitzt Maria von Burgund, vor ihnen König Philipp der Schöne zwischen Schwester und Gattin, vor diesem seine Söhne, die Erzherzöge und nachmaligen Kaiser Karl und Ferdinand, und ganz vorn deren vier Schwestern. Weitere Skizzen Dürers sind nicht vorhanden. Doch läßt das freundschaftliche Verhältnis, in welchem Stabius zu Dürer stand, annehmen, daß Dürer auch mit dem Entwurfe für den Triumphwagen der Kaiserin betraut wurde und überhaupt noch eine größere Anzahl von Skizzen für den Triumph fertigte. Daß noch andre Meister mit Skizzen betraut worden wären, ist nicht nachzuweisen und auch nicht wahrscheinlich.

*) Vergl. Franz Schestag, Kaiser Maximilians I. Triumph. Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Erster Band. Wien, 1883, S. 154—181.

Digitized by Google

Die Hauptarbeit kam vielmehr in die Hände eines Illuministen. Das Ergebnis seiner Mühen war ein Miniaturwerk von 109 Pergamentblättern in Großquerfolio. Vom Originalwerk, das früher Eigentum des Stiftes St. Florian war und jetzt eine Zierde der k. k. Hofbibliothek bildet, hat sich leider nur die zweite, größere Hälfte, von Blatt 50 an, erhalten. Glücklicherweise wurde aber diese Originalarbeit schon im sechzehnten Jahrhundert, als sie noch vollständig war, kopirt; und diese jetzt ebenfalls in der Wiener Hofbibliothek bewahrte Kopie setzt uns in den Stand, uns auch von der Ausführung des verloren gegangenen ersten Teiles des Originalentwurfes ein deutliches Bild zu machen. Aus beiden Miniaturwerken, dem Originalentwurf, soweit er vorhanden ist, und aus der Kopie ersehen wir, daß sich der Künstler bei der Komposition der Darstellungen fast sklavisch an den vorliegenden Text gehalten hat. Er hat, um sich diesem möglichst eng anschließen zu können, selbst Dürers freiere Skizzen für die Miniaturen wieder bedeutend verändert. Der Kaiserwagen strotzt von Gold und Edelsteinen; Maximilian sitzt allein unter dem reichen Thronhimmel, und vor ihm sitzen auf einer hinzugefügten Bank seine Gemahlin und seine Tochter Margarete. Die Ausführung des ganzen Miniaturwerkes ist sehr ungleich. Es macht den Eindruck einer in der Werkstätte eines der bedeutendsten Meister jener Zeit ausgeführten Arbeit, an welcher verschiedne Hände thätig waren. Besonders gelungen ist der ornamentale Teil, ferner der Triumphwagen des Kaisers und der Kaiserin, sowie einige Schlachtenbilder mit landschaftlichem Hintergrunde. Wer der Meister war, welcher die Anfertigung des großen Miniaturwerkes leitete, darüber fehlen alle Vermutungen. Die Ausführung der gewaltigen Arbeit muß jedoch mehrere Jahre gedauert haben und wird nicht vor 1516 beendet gewesen sein.

Als die Miniatur fertig war, galt es nun, dieselbe durch den Holzschnitt zu vervielfältigen. Um die Arbeit möglichst zu beschleunigen, wurde das Werk in Gruppen geteilt und jede einzelne Gruppe einem besondern Künstler übertragen, um die Zeichnung auf den Holzstock zu bringen. Tafel 1—56 hatte Hans Burgkmair zu zeichnen, Tafel 57—88 ein minder bedeutender unbekannter Meister, Tafel 89—104 Albrecht Dürer, Tafel 105 wieder ein unbekannter Meister, Tafel 106—110 Dürer, Tafel 111—114 Burgkmair, Tafel 115—120 ein Unbekannter, Tafel 121 und 122 Dürer, Tafel 123—125 Burgkmair, Tafel 126—128 ein Unbekannter, Tafel 129—131 Burgkmair, Tafel 132—137 ein unbekannter Meister. Den Löwenanteil an dem Triumphzuge hat also Burgkmair, dem nicht weniger als 66 Zeichnungen angehören; dann kommt Dürer mit 24, und die übrigen 47 verteilen sich auf unbekannte kleinere Künstler.

Es ist selbstverständlich, daß Meister wie Dürer und Burgkmair sich nicht streng an die gegebene Miniaturvorlage hielten, sondern ihrem Geiste freien Spielraum ließen. Die kleinern Meister schlossen sich eng an die Vorlage an. Auch Hans Burgkmairs Arbeiten stehen derselben noch nahe und entfernen sich

Digitized by Google

nur soweit davon, als es die Umkomponirung für den Holzschnitt und die künstlerische Schaffenskraft des Meisters verlangten. Dagegen wich Albrecht Dürer vollständig vom Programm und von der Miniatur ab und ging ganz frei zu Werke. Äußerlich schon unterscheiden sich seine Zeichnungen im „Triumphzuge" von allen übrigen durch die breite Behandlung des Bodens. Während sich die übrigen Meister ängstlich an das Programm und die Miniatur hielten, litt es Dürer nicht in dieser Beschränkung, er komponirte alles neu. Hat er so auf der einen Seite in seinen Zeichnungen bedeutende Kunstwerke geschaffen, so läßt sich auf der andern Seite nicht leugnen, daß dadurch der einheitliche Gesamteindruck des „Triumphzuges" zerstört wurde. Während durch die Miniatur ein streng epischer Hauch weht und die Einheitlichkeit der Komposition trotz der verschiednen Hände bis zum Ende anhält, leidet das Holzschnittwerk infolge der Freiheiten, die sich Dürer gestattete, an innerer Ungleichmäßigkeit. Gleich in seinen ersten Blättern springt Dürer plötzlich aus dem epischen Ton in den dramatischen über, baut Wagen, auf denen niemand sitzen kann, führt die Allegorie auf den Schauplatz und verfährt so frei, daß man bei einigen Blättern erst nach langem Studium den Inhalt der Darstellung entziffern kann.

Die Vorliebe für die Allegorie griff überhaupt, so lange an dem Werke gearbeitet wurde, mehr und mehr um sich. Hans von Kulmbach, der unter Dürers Aufsicht mit am „Triumphzug" zeichnete, entwarf die jetzt im königlichen Kupferstichkabinet in Berlin bewahrte sogenannte Laurea, ein Musterstück spitzfindiger allegorischer Spielerei, das sämtliche Tugenden Maximilians von der Abstinentia an durch das ganze Alphabet hindurch zu einem Lorberkranz verflochten zeigt, der von zwei Reitern emporgehalten wird. Dürer selbst mußte auf Anraten Pirkheimers einen neuen Triumphwagen zeichnen, neben und vor dem zahlreiche weißgekleidete Frauengestalten, alle möglichen Tugenden vorstellend, einherschreiten und auf dem als Wagenlenkerin Ratio sitzt.

Ohne die Aufzeichnung des Ganzen abzuwarten, übergab man jede Tafel, sobald sie gezeichnet war, dem Formschneider zum Schneiden. Burgkmairs Zeichnungen zu Tafel 1—56 wurden vom 12. November 1516 bis zum 8. Mai 1518 in Augsburg von der dortigen Formschneiderschule unter Leitung Dieneckers geschnitten, gleichzeitig (August 1517 bis Juli 1518) war man dort am Schnitt der dem unbekannten Künstler angehörigen Tafeln 57—88 thätig. Nur die in Nürnberg gezeichneten Holzstöcke Dürers wurden fast sämtlich in der Nürnberger Formschneiderwerkstatt geschnitten. Auf diese Weise hatte man bei Maximilians Tode wenigstens den Schnitt des „Triumphzuges" ziemlich beendet. Nur sechs in der Albertina bewahrte Reiterskizzen Dürers aus dem Jahre 1518, die Laurea Hansens von Kulmbach und Dürers 1518 entworfene Federzeichnung des „Triumphwagens" waren nicht geschnitten und blieben unbenutzt. Freilich der Druck der Holzstöcke war noch rückständig, und dieser geriet durch den Tod des Kaisers ins Stocken. Erst nach sieben Jahren dachte König

Digitized by Google

Ferdinand an die Herausgabe und gab seinem Kanzler Marx Treizsauerwein den Auftrag, die fertigen Stöcke abdrucken zu lassen. Wieviel Exemplare damals abgezogen wurden, wissen wir nicht; eins der wenigen vollständigen, die man heute noch antrifft, befindet sich im Wiener Kupferstichkabinet. Ein Teil der Stöcke, 40 Stück, gelangte hierauf nach Schloß Ambras, ein andrer Teil, 95 Stück, in den Besitz des Jesuitenkollegiums zu Graz. Zwei gingen verloren. Sowohl die in Ambras wie die in Graz befindlichen wurden 1777 zum zweitenmale in wenigen Exemplaren abgedruckt. 1779 gelangten sämtliche erhaltene Stöcke, 135 an der Zahl, in die Wiener Hofbibliothek, und 1796 veranstaltete Adam Bartsch die erste wissenschaftliche Ausgabe in Querfolio. Eine vierte Prachtausgabe wird gegenwärtig in Wien bei A. Holzhausen gedruckt. Sie ist die erste vollständige, da sie auch die bei Bartsch fehlenden Tafeln 90 und 130 enthält, deren Platten durch photozinkographische Hochätzung nach den Originalen der im Wiener Kupferstichkabinet befindlichen ersten Ausgabe angefertigt wurden.

Der „Triumph Maximilians“ kann trotz aller allegorischen Spielereien als eins der großartigsten Prachtwerke gelten. Der pomphaft geschmückte Triumphwagen, auf dem der Kaiser mit seiner Familie sitzt, die Herolde, Träger von Trophäen und Ehrenkränzen, Vertreter mannichfacher Nationen, die in langem Zuge einherschreiten, dazu die zahlreichen Schilderungen aus des Kaisers ereignisvollem Leben geben dem Ganzen eine Lebendigkeit und Pracht, wie sie selbst Mantegnas berühmter „Triumph Cäsars“ nicht aufzuweisen hat.

Hatte der Kaiser somit in fünf großen Werken sein eignes Leben verherrlichen lassen, so reifte in ihm gegen das Ende seiner Laufbahn noch der Plan zu einer zweiten großen Holzschnittfolge, welche der Geschichte des Hauses Österreich gewidmet sein sollte, den „Österreichischen Heiligen.“ Schon im Beginne seiner Beziehungen zu Dürer hatte er diesen beauftragt, eine Reihe österreichischer Heiligen, nebeneinanderstehend, in Holzschnitt zu fertigen. In dem ersten seltenen Drucke sind es deren sechs: Quirinus, Maximilian, Florian, Severin, Koloman und Leopold der Markgraf. Für die zweite Ausgabe von 1517 fügte Dürer noch auf einem besondern Holzstocke zwei andre dazu: St. Poppo und Otto von Freising. Johannes Stabius begleitete sie mit einem Gebete in Versen: Ad sanctos Austriae patronos. Durch dieses Dürersche Blatt nun wurde der Kaiser zu einem zweiten, weit umfangreicheren Unternehmen angeregt. Alle Verwandten des Hauses Habsburg, welche von den ältesten Zeiten an zu Heiligen gemacht worden waren, sollten in Bildern dargestellt werden. Der Mann, an welchen diesmal Kaiser Maximilian sich wendete, damit er das geschichtliche Material zusammensuche, war der gelehrte Sebastian Brant in Straßburg, der Verfasser des „Narrenschiffes.“ Dieser stellte im Jahre 1516 die Legenden der einzelnen Heiligen zusammen, machte genaue Angabe über das Wappen jedes einzelnen, sowie darüber, wegen welcher That jeder zum Heiligen

Digitized by Google

gemacht worden war. In einem Briefe klagt er über die Mühe, die ihm das gekostet habe, und wenn wir heute das Holzschnittwerk betrachten, müssen wir ihm beistimmen. Da treten uns zwar auch eine Reihe bekannter Gestalten entgegen. Wir sehen den heiligen Bonifacius, den Apostel der Deutschen, als Bischof mit der Friedenspalme unter einem Baldachin in einer reichen Säulenhalle sitzen — Karl den Großen, wie er in Ritterrüstung mit Schwert und Reichsapfel in einer phantastischen Landschaft steht — Chlodwig I., wie ihm ein Engel erscheint und ihm die französische Flagge mit den drei Lilien überreicht — die heilige Kunigunde, die Gemahlin Kaiser Heinrichs, wie sie durch das Gottesurteil ihre verdächtigte Jungfrauschaft beweist und auf glühendem Eisen dahinschreitet wie auf kühlem Thau — die heilige Elisabeth von Thüringen, wie sie vor ihrer Burg Brot und Wein unter die Armen und Krüppel verteilt, und manche andre. Die meisten Heiligen aber sind recht unbekannt. St. Adelard, Abt von Corbie in der Picardie, St. Adelbert, Bischof von Cambray, die heilige Odilie, Äbtissin von Orp in Brabant, die heilige Agnes, Äbtissin von Santa Clara in Prag, und manche andre werden nur mit großer Mühe von Braun aufgefunden worden sein. Allzustreng hat er es auch mit der geschichtlichen Genauigkeit nicht genommen. Es ist eine ganze Reihe von Heiligen in das Werk aufgenommen, die sicher mit der Familie Maximilians nichts zu thun haben, und auch manche Verwandte des Hauses Österreich als Heilige behandelt, die in Wirklichkeit keine waren. Als der Meister, der Brants Angaben niederzuzeichnen hatte, wird gewöhnlich ausschließlich Hans Burgkmair genannt. Schon ein flüchtiges Durchblättern des Buches zeigt aber, daß wir es wie bei allen übrigen Werken des Kaisers Maximilian mit der Arbeit mehrerer Künstler zu thun haben. Darüber, daß Burgkmair der Hauptanteil zufällt, kann, obwohl sich auf keinem der Blätter sein Monogramm findet, kein Zweifel sein. Neben ihm aber waren noch wenigstens zwei andre Künstler thätig. Blatt 43 — der heilige Georg — trägt rechts unten das Monogramm Springinklees. Ihm möchte ich auch Nr. 16, den heiligen Bonifacius — Nr. 22, St. Konrad, Bischof von Konstanz — Nr. 46, St. Goericus, Bischof von Metz — Nr. 57, Graf Hugbald, wie er als Pilger durch eine Landschaft schreitet, — Nr. 79, König Oswald von England, und mehrere andre Nummern zuschreiben. Unbezweifelbar ist ferner der Anteil Schäufeleins. Ihm gehören mit Sicherheit die Nummern 21, St. Colman — 47, St. Goudran, König von Frankreich — 63, Ladislaus I. von Ungarn — 64, die heilige Landrade, Äbtissin von Münster — 88, der heilige Rhaton, Gründer des Klosters Werden in Baiern — 108, die heilige Walpurgis, Äbtissin von Heidenheim am Meeresufer u. a. Im ganzen dürften von den Blättern des Buches höchstens 70 Burgkmair, die übrigen Springinklee, Schäufelein und andern unbekannten Künstlern angehören. Burgkmairs Blätter sind freilich bei weitem die bedeutendsten des Buches. Solche hochragende Gestalten, die sich mit majestätischer Ruhe in weiten, echt italienischen Säulenbauten

Digitized by Google

bewegen, konnten nur von ihm mit solcher Vorzüglichkeit dargestellt werden. Vortrefflich gelungen sind ihm auch die Wappen, die bei ihm in reinem Renaissancestil gehalten sind und oft von herrlichen Putti getragen werden, während sie auf den Blättern der andern Meister gewöhnlich noch gothisirende Umrahmungen haben. Gestalten wie die dem heiligen Emmerich erscheinende Madonna, die heilige Ermelinde, die heilige Reinelde vor dem Altar gehören zum Keuschesten und Lieblichsten, was die Kunst des sechzehnten Jahrhunderts geschaffen hat. Springinklee ist unruhiger als Burgkmair; die Körper seiner Figuren würden oft nicht ganz in Ordnung sein, wenn man sie der schweren Gewänder entledigen könnte, die sie wie eine feste Masse umgeben. Schäufeleins Figuren endlich sind klein und gedrungen und bewegen sich mit Vorliebe in Landschaften, die überreich mit Laubwald bewachsen sind. Der Schnitt der von diesen Künstlern gelieferten Zeichnungen wurde in den Jahren 1517 und 1518 von der Augsburger Formschneiderschule ausgeführt. Und zwar haben sich daran acht Meister, Hans Frank, Hans Liefrink, Alexius Lindt, Jost de Negker, Wolfgang Resch, Hans Taberith, Wilhelm Taberith und Nikolaus Seemann beteiligt, deren Namen neben den Jahrzahlen 1517 und 1518 mit Tinte auf die Rückseite der Holzstöcke geschrieben sind. Schon zu Lebzeiten des Kaisers wurden einige Abdrücke genommen. Ein solches Exemplar, 124 Tafeln enthaltend, besitzt die Wiener Bibliothek. Auch die Holzstöcke kamen größtenteils nach Wien. Nur für zwei Blätter, St. Wandra, Äbtissin von Monz, die in einem Hospital einen Fallsüchtigen segnet, und St. Aldedrude, ihre Tochter, die einem jungen Mädchen den Teufel austreibt, gingen die Stöcke verloren. Eine Ausgabe der „Heiligen" veranstaltete Bartsch 1799. Er brachte jedoch von den 122 Tafeln der Wiener Bibliothek nur 119 zum Abdruck, da 3 zu schadhaft geworden waren. Wenn wir heutzutage die „Heiligen" durchblättern, müssen wir uns namentlich wundern, mit welcher Meisterschaft die Künstler es verstanden haben, den ewig gleichbleibenden Situationen immer neue Motive abzugewinnen. Die Darstellung, wie die einzelnen Heiligen ihre Wunderthaten verrichten, Kranke heilen, Geister austreiben, zum Heiland beten, in ihrer Kapelle knieen, war im Grunde eine recht einförmige und unerquickliche. Trotzdem hat jede Gestalt ein individuelles Gepräge, und namentlich das Beiwerk und die Landschaft sind musterhaft behandelt.

Dies sind die hauptsächlichsten Werke, welche die Kunstliebe Kaiser Maximilians ins Leben rief.

Bei allen diesen Unternehmungen stand nun Maximilian keineswegs als hoher, unnahbarer Herrscher den Künstlern gegenüber. Er trat vielmehr zu jedem einzelnen in persönliche Beziehungen.

Am erquickendsten ist sein Verhältnis zu Dürer. Seine Beziehungen zu diesem beginnen während seines Aufenthaltes in Nürnberg vom 4. bis zum 15. Februar 1512, zu der Zeit, als er Dürer mit der Aufzeichnung der Ehren-

Digitized by Google

pforte betraute. Bald nachdem Dürer an die Arbeit gegangen war, wollte er ihn zur Belohnung dafür steuerfrei machen und erließ deshalb aus Landau am 12. Dezember 1512 ein Schreiben an den Nürnberger Rat, der freilich darauf nicht einging. Dürer hat dann drei Jahre lang umsonst für den Kaiser an der „Ehrenpforte" gearbeitet. Aber als er 1515 sich das Herz genommen und sich an Stabius mit der Bitte gewendet hatte, er möge den Kaiser um eine jährliche Leibrente für ihn bitten, war diese Fürsprache sofort vom besten Erfolge begleitet. Noch von demselben Jahre, vom 6. September 1515, datirt das kaiserliche Privilegium für Dürer. Maximilian verleiht ihm ein Gehalt von 100 Gulden Rheinisch, das ihm sein Leben lang alljährlich von der gewöhnlichen Stadtsteuer von Nürnberg in seinem Namen ausgezahlt werden soll. Und diesmal behielt das kaiserliche Wort seine Geltung. Dürer selbst bestätigt 1520 in einem Briefe an Spalatin, daß er die 100 Gulden jährlich bei Seiner kaiserlichen Majestät Lebzeiten erhoben habe. Eine weitere Annäherung der beiden wahlverwandten Geister brachte dann das Jahr 1518, als Dürer mit den beiden Vertretern der Stadt Nürnberg zum Augsburger Reichstage gesandt wurde. Schon am 28. Juni ließ sich Max von Dürer porträtiren. Es entstand die geistreiche, etwas unterlebensgroße Kohlenzeichnung in der Albertina, die den stolzen, edeln Kopf Maximilians mit dem gewaltigen Nasenrücken, seine lachenden, etwas nach abwärts blickenden Augen für alle Zeiten erhalten hat. Dürer selbst schrieb rechts oben mit Tinte hin: „Das ist Keiser Maximilian, den hab ich Albrecht Dürer zu Awgsburg hoch oben awff der pfaltz in seinem kleinen stüble kunterfett, do man zalt 1518 am montag nach Johannes tawffer." Auch diesmal wollte Maximilian seinen Maler nicht mit leeren Händen abziehen lassen, er wollte ihm 200 Gulden, die er aus der Nürnberger Stadtsteuer in Aussicht hatte, zuwenden. Aber auch diesmal erhielt Dürer nichts, da der Rat wieder Schwierigkeiten machte, und so blieb es bei der guten Absicht des freigebigen Herrschers.

Ebenso erquickend wie sein Verhältnis zu Dürer waren seine Beziehungen zu den übrigen von ihm beschäftigten Künstlern. Über sein Verhältnis zu Hans Burgkmair fehlen zwar bei dem Dunkel, das überhaupt noch über dem Leben dieses Künstlers liegt, alle Nachrichten. Umsomehr wissen wir von seinen Beziehungen zu den von ihm beschäftigten Druckern und Formschneidern.

Hans Schönsperger ist durch Kaiser Maximilian geradezu vom Untergange gerettet worden; zu wiederholten malen mußte sich der Kaiser seines Hofdruckers annehmen. Nachdem Schönsperger im fünfzehnten Jahrhundert große Druckwerke herausgegeben hatte, mußte er im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts seine regelmäßige Thätigkeit aufgeben, weil er in seinen Vermögensverhältnissen zurückgegangen, in Prozesse verwickelt und verurteilt worden war, und im Jahre 1509 war man nahe daran, ihn aus Augsburg auszuweisen. Da hat der Kaiser in nicht weniger als drei Schreiben für diesen seinen „lieben Diener"

Digitized by Google

beim Rate der Stadt Fürsprache eingelegt. Nur dem Drucke des „Theuerdank" hatte es Schönsperger zu verdanken, daß er wieder allmählich emporkam.

Sogar zu den Formschneidern, die er an seinen Werken beschäftigte, stand Maximilian in persönlichen Beziehungen. Immer war er selbst mit thätig. Alle neu angefertigten Zeichnungen und Holzstöcke mußten ihm eingeschickt werden, damit er sich überzeugen konnte, ob durch den Schnitt die Feinheiten der Zeichnungen nicht gelitten hatten. Verdrießlich wurde er nur, wenn die Formschneider nicht ausschließlich für ihn arbeiteten, sondern Privataufträge annahmen. Als Dienecker einmal das Porträt Hans Baumgartners geschnitten hatte, mußte er sich deswegen ausführlich in einem Briefe verteidigen. Und ganz erzürnt konnte der Kaiser werden, wenn, wie es im Jahre 1518 einmal in Nürnberg vorkam, von den für ihn gefertigten Holzstöcken vorzeitig Abdrücke gemacht und unter die Leute gebracht wurden. Auf die Bezahlung hatten die Formschneider freilich oft lange zu warten. Im Jahre 1516 hatte Peutinger in Augsburg Mühe, sie mit guten Worten weiter hinzuhalten. Immerhin sind sie zum größten Teil befriedigt worden. Wir ersehen aus einem Briefe Dieneckers, daß jeder Formschneider jährlich ein Gehalt von 100 Gulden bezog, und wir erfahren ferner aus einem Schreiben des Baseler Rates an den Kaiser,*) daß der Formschneider Kupferwurm, welcher am „Theuerdank" gearbeitet hatte, im Jahre 1517 nur noch 22 Gulden vom Kaiser zu bekommen hatte.

Unter den Gemälden, auf denen uns das Bild des Kaisers entgegentritt, steht Dürers 1506 gemaltes, im Prämonstratenserstift Strahow in Prag bewahrtes Rosenkranzfest obenan. In der Mitte sitzt Maria mit dem Christuskinde; dieses krönt den links knienden Julius II., Maria selbst den rechts knienden jugendlichen Maximilian. Der Kaiser ist barhäuptig. Das lockige Haar fällt lang auf Stirn und Schultern herab, er trägt den Orden des goldenen Vließes, ein langer Mantel bedeckt seine Gestalt, die Hände sind gefaltet.

Auch ein Porträt Maximilians hat Dürer gemalt. Wir wissen von ihm selbst, daß er, als er am 7. Juni 1521 auf seiner Reise durch die Niederlande die Regentin Margarete besuchte, ihr ein von ihm gemaltes Bildnis ihres kaiserlichen Vaters schenken wollte, es aber, da es ihr nicht gefiel, wieder mitnahm. Dieses Bild ist uns aller Wahrscheinlichkeit nach in dem heute in der kaiserlichen Galerie zu Wien aufbewahrten Ölbildnis des Kaisers erhalten. Es ist im Jahre 1519 entstanden und nach der oben erwähnten Kohlenzeichnung gemalt. Nur erscheint der Kaiser hier in halber Figur, die Haare sind ergraut, in der linken Hand hält er den Granatapfel, das von ihm erkorene Symbol des Überflusses. Der Mantel ist lackrot, der Kragen von Zobelpelz, der Hut von schwarzem Sammet, das Medaillon auf der Krempe enthält ein Marienbild. Auf dem tiefgrünen Grunde ist eine lange Inschrift, in Dürers Renaissancekapitalen angebracht: Potentissimus maximus et invictissimus Caesar Maxi-

Digitized by Google

milianus qui cunctos sui temporis reges et principes iusticia prudentia magnanimitate liberalitate praecipue vero bellica laude et animi fortitudine superavit natus anno salutis humanae MCCCCLIX die Marcii IX vixit annos LIX menses IX dies XXV decessit vero anno MDXIX mensis Januarii die XII quem deus opt. max. in numerum viventium referre velit. Darunter steht die Jahreszahl 1519 und Dürers Monogramm. Das Gemälde ist ziemlich gut erhalten. Eine Kopie mit rotem Gewande in Wasserfarben befindet sich im Germanischen Museum zu Nürnberg, eine andre in Öl auf dem Rathause daselbst.

Unter den Zeichnungen nimmt Dürers 1518 in Augsburg entstandene, jetzt in der Albertina in Wien bewahrte Kohlenzeichnung die erste Stelle ein.

Weiterhin tritt uns die Gestalt des Heldenkaisers entgegen, wenn wir die Augsburger Skizzenbücher des alten Vaters Holbein durchblättern. Eins der besten Blätter ist „der groß kayser maximilian." Zu Pferd, beinahe ganz von vorn, erblicken wir ihn, in langem Rock, mit Eisenhaube und großem Schwert, einen Stab in der Rechten. So hat ihn der Künstler von weitem durch Augsburgs Straßen einherreiten sehen, die Gesichtszüge nur flüchtig angegeben und mehr die Erscheinung im allgemeinen mit rascher Hand zu Papier gebracht. Es ist nicht mehr der kühne ritterliche Abenteurer der Jugendzeit, sondern die Haltung verrät bereits das Alter. So hat ihn die Reichsstadt Augsburg während seiner letzten Lebensjahre gekannt. So sah er aus, als er im Jahre 1518 den Augsburger Reichstag verließ und betrübt ausrief: „So leb denn wohl, du liebes Augsburg, wir haben manchen frohen Mut in dir gehabt, nun werden wir dich nicht mehr sehen!"

Sehr groß ist die Zahl der Holzschnitte. Da haben wir zunächst zwei Dürersche Blätter, die nach der Zeichnung von 1518 entworfen sind. Der eine zeigt bloß zu Häupten des Bildnisses einen Schriftzettel mit den zwei Zeilen: Imperator Caesar Divus Maximilianus. Der andre giebt das Bildnis in reicher Einfassung, zwischen zwei verzierten Säulen, auf deren Knäufen Greifen das kaiserliche Wappen und die Abzeichen aus der Kette des goldenen Vließes halten. Es ist eine Verherrlichung des Kaisers nach seinem Tode, daher unten die Schrift: „Der Teur Fürst Kayser Maximilianus ist auf den XII. tag des Jenners seins alters im LIX. Jar seliglich von dyser zeyt geschaiden Anno domini 1519."

Ähnliche Erinnerungsblätter hatte auch Hans Burgkmair zu liefern. Eins stellt den Kaiser dar, wie er die Messe hört. Im Vordergrunde steht der Priester, im Hintergrunde kniet Maximilian vor einem Kruzifix, oben sind mehrere Wappen angebracht. Außer der Unterschrift, welche die Lebens- und Regierungszeit Maximilians angiebt, enthalten einige Abdrücke noch ein achtzehnzeiliges Gedicht, das mit den Worten anhebt:

Digitized by Google

O Kaiser Maximilian
Dein lob ich nicht aussprechen kann.
Waa findt man deins geleichen
Als die mit jr werhaften hand
Bezwungen hand viel leut und land
Die müssen dir all weichen —

und mit der Versicherung schließt:

Nach gottes eer hat dich geburst
Die is dir getz behalte.

Ein zweites von Burgkmair entworfenes Gedenkblatt zerfällt in drei Abteilungen. Auf der ersten sehen wir Christus am Kreuz zwischen Maria und Johannes, auf der zweiten Maximilian, wie er krank auf dem Throne sitzt und sich von einem Sekretär bei Kerzenlicht aus einem Buche vorlesen läßt, auf der dritten, wie er in ein prächtiges Leichengewand gehüllt auf dem Totenbette liegt, während Kanoniker Sterbelieder singen.

Noch um viele Nummern ließe sich die Zahl dieser Holzschnitte vermehren. Nahm doch, wenn irgendwo auf einem Bilde oder einer Zeichnung ein Kaiser darzustellen war, er immer unwillkürlich die Züge des alten Künstlerfreundes Maximilian an. Als Ambrosius Holbein im Jahre 1517 den „Nollhard," eine Komödie des Pamphilus Gengenbach, zu illustriren hatte, worin die Mächtigen der Erde den Bruder Nollhard um die Zukunft befragen, gab er dem Kaiser die Züge Maximilians. Als er 1519 Murners „Geuchmatt" illustrirte, worin die Vertreter aller Stände, an der Spitze Papst und Kaiser, als Anbeter der Venus einherziehen, mußte ebenfalls Maximilian mit seinem Narren Kunz von der Rosen seine Dienste thun. Und selbst als der Kaiser längst tot war, lebte er noch in der Phantasie der Künstler fort. Ich erinnere nur an das herrliche Blatt aus Hans Holbeins Totentanz, wo der Tod dem Kaiser naht, der von seinen Räten umgeben auf dem Throne sitzt und einen Armen vor seinem vornehmen Unterdrücker schützt. Der Kaiser mit der vom Alter gebeugten Haltung, dem Schwert, dessen Spitze abgebrochen ist, und dem goldnen Vließ ist kein beliebiger Märchenkaiser, nein, noch damals hat der vaterländische Sinn Holbeins der Gestalt die Züge Maximilians verliehen.

Die Künstler dachten eben alle mit Liebe und Wehmut an Maximilian zurück; sie stimmten alle mit Dürer überein, der beim Tode Maximilians in sein Tagebuch einschrieb, daß „Kaiserliche Majestät ihm viel zu früh verschieden sei." Sie fanden keinen Herrscher wieder, der so wie Kaiser Maximilian ihnen günstig war. Auch die folgenden deutschen Fürsten waren zwar nicht der Kunst abhold, bewiesen im Gegenteil oft eine warme Kunstliebe. Es kamen die bairischen Herzöge Albrecht V., Wilhelm V. und Maximilian I., sowie die österreichischen Fürsten Ferdinand, der zweite Sohn Kaiser Ferdinands I., und Kaiser Rudolf. Ihre Kunstliebe offenbarte sich aber weniger in der Förderung einer großen

Digitized by Google

schöpferischen Thätigkeit der Künstler, als in eifriger Sammellust, in der Anlage von Kunstbüchern und Kunstkammern, bei deren Zusammenstellung gewöhnlich auf den Erwerb von Seltenheiten mehr Gewicht gelegt wurde als auf künstlerischen Wert. So konnten zwar Kunstkammern wie die des Herzogs Albrecht von Baiern und die Ambraser Sammlung entstehen, aber der eigentlichen freien Kunst kam die Kunstliebe dieser Fürsten wenig zu Gute. Maximilian I. war der einzige deutsche Kaiser, der die Kunst der Renaissance mit Teilnahme pflegte, nicht nur Sammeleifer entwickelte, sondern wirklich thatkräftig in den Entwicklungsgang der deutschen Kunst eingriff. Deshalb wird ihm auch die Kunstgeschichte stets eine dankbare Erinnerung bewahren.

Die Westmächte und die ägyptische Krisis.

Die wichtigste politische Frage für England und Frankreich ist augenblicklich wieder Ägypten. Seit den letzten Tagen des verflossenen Jahres hat sich die Lage dort zu einer Krisis entwickelt, die bis auf die neuesten Nachrichten schwere Bedenken erweckte. Der Aufstand im Sudan und die Erfolge des Mahdi hatten die ganze Schwäche der Regierung Tewfiks gezeigt, England befolgte als Protektor derselben eine Politik der Halbheiten und des Zauderns, Frankreich begann zu intriguiren, um seine frühere Stellung am Nil wieder zu gewinnen. Vom französischen Generalkonsul angeregt, faßte sich das ägyptische Ministerium am 2. Januar ein Herz und richtete an das englische Kabinet eine Note, in welcher mit Nachdruck die Forderung ausgesprochen wurde, die Engländer möchten ohne Verzug die Verteidigung des Sudan gegen das Heer des falschen Propheten übernehmen, oder dem Chedive die Erlaubnis geben, das östliche Sudan, d. h. den Landesteil zwischen Suakin und Massaua einerseits und dem obern Nil andrerseits, der Pforte abzutreten. Dann werde Ägypten, so fuhr das Schriftstück fort, imstande sein, sich im Bereiche seiner alten Grenzen auch ohne englischen Beistand zu verteidigen. Zum Schlusse wurde für den Fall einer Ablehnung des Verlangens gedroht, der Chedive und seine Räte würden die Regierung niederlegen und sie den Engländern überlassen. Nachdem sich der Ministerrat in London zwei Tage hindurch mit der Sache beschäftigt hatte, erhielt der britische Generalkonsul in Kairo die Weisung, dort zu erklären, England habe nichts gegen die beabsichtigte Gebietsabtretung einzuwenden, falls die Pforte die Wiedereroberung der betreffenden Provinzen auf eigne Kosten übernähme und sie,

Digitized by Google

ohne Ägypten zu betreten, von der Küste des Roten Meeres aus versuchte. Damit verband der Vertreter Gladstones den Rat, die ägyptischen Soldaten aus dem Sudan zurückzuziehen und das Nilthal nur bis Wadi Halfa (in Nubien, an der zweiten Stromschnelle des Nil) festzuhalten. Dieser „Rat“ erregte in Kairo große Bestürzung und lebhaften Widerspruch. Er war natürlich ein Befehl, aber wenn er Ersparnis von Menschenleben und Geld für eine Regierung mit einer enthusiastischen Armee und einem leeren Schatze bedeutete, so hatte er doch auch eine sehr beachtenswerte andre Seite, nicht bloß für den Chedive und seine Minister, sondern auch für England und Frankreich, desgleichen für die Türkei. Der Sudan enthält Elemente, die einer reichen Entwicklung fähig sind. Die wandernden Araber, welche die größere Hälfte seiner Bevölkerung bilden, sind nur aus Not, nicht aus Liebhaberei Nomaden. Sie würden, wenn das Land besser bewässert wäre, seßhaft werden und Ackerbau treiben. Wenige Gegenden eignen sich für den Anbau von Baumwolle so gut wie diese Provinzen. Der Boden ist überaus fett und fruchtbar, das Klima vortrefflich geeignet, weil es durch die Trockenheit der Luft das Reifen und Einsammeln der Wolle begünstigt. Dieselbe kann ohne Gefahr irgendwelcher Störung durch Regen getrocknet, gereinigt und verpackt werden, und gäbe es eine Eisenbahn von Berber nach Suakin, so könnte sie in drei Wochen nach der Ernte auf die europäischen Märkte befördert werden. Das Land eignet sich ferner für Weizen. Was werden die Folgen einer Preisgebung des Sudan sein? Die ganze weite Fläche, die von so vielen verschiednen Stämmen bewohnt ist, wird in vollständige Barbarei zurückversinken, ein unaufhörlicher Bürgerkrieg wird wüten, der Anbau des Bodens wird unterbrochen, der Handel dem Untergange entgegengeführt werden, nur der Kauf und Verkauf von Sklaven wird blühen. Die eintretende Anarchie muß auf Ägypten zurückwirken, moralisch und physisch. Es giebt in Chartum einen Nilmesser und eine Telegraphenstation, die jeden Tag die Höhe des Nil nach Kairo meldet und so während der Überschwemmungsperiode die Regierung über die herannahende Flut rechtzeitig in Kenntnis setzt, sodaß man in Mittel- und Unterägypten durch Erhöhung und Verstärkung der Dämme die nötigen Vorkehrungen treffen kann, um einem Einbruche Halt zu gebieten, der früher die fruchtbarsten Provinzen des Landes verwüstete. Den Sudan aufgeben, heißt Ägypten dieses augenfälligsten Beistandes berauben, den die moderne Wissenschaft der alten Bevölkerung im Kampfe mit der Natur leistet. Dazu kommen aber noch moralische Schädigungen. Wenn Ägypten die ihm von England angeratene Rückzugspolitik verfolgt, so muß es im Innern und nach außen hin erheblich an Ansehen verlieren. Zunächst wird jedermann wissen, daß es von England dazu genötigt worden ist. Sodann mag man dem Vorrücken des Mahdi durch Befestigung der Pässe bei Wadi Halfa ein Ziel setzen; das Vordringen des religiösen Fanatismus aus dem Lager des siegreichen Propheten über diese Grenzstadt hinaus bis nach Unterägypten wird man nicht hindern können.

Digitized by Google

Diese Rücksichten bewogen das Ministerium Scherif Pascha, lieber zurückzutreten, als die Verantwortlichkeit für die Räumung des Sudan zu übernehmen. Der Chedive konnte sagen, vermutlich hätte über kurz oder lang ein Zufall ihm aus der Verlegenheit geholfen. Die morgenländischen Regierungen huldigen in ihren Nöten immer dem Grundsatze: „Es wird sich schon ein Ausweg finden, also warten wir.“ Und in der That konnte der Mahdi eines Tages in der geheimnisvollen und plötzlichen Weise verschwinden, welche die persönliche Politik des Orients charakterisirt. Er ist kein Volk und keine Regierung, sondern ein einzelner Mann, der eine Idee vertritt, die mit seinem Tode untergehen könnte. Es wäre möglich, daß er von einem Muslim, der nicht an seine Sendung glaubte, getötet würde, ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, könnte ihm einen verräterischen Dolchstoß oder eine Tasse Kaffee zuziehen, die ihm nicht bekäme. Alle diese Möglichkeiten konnten einem muhamedanischen Fürsten vor Augen stehen, der mit einem religiösen Prätendenten zu thun hatte. Verwirklicht sich keine davon, so muß England, das ihm den Säbel aus der Hand genommen hat, für ihn eintreten: die Londoner Regierung ist mit andern Worten verpflichtet, dem Chedive, den sie durch ihren Befehl zum Aufgeben von drei Vierteln seines Reiches gezwungen hat, den Besitz des letzten Viertels sicherzustellen. Das Gegenteil hiervon, ein ungeschütztes und unkontrolirtes Ägypten, wäre eine unerhörte und durch nichts zu verteidigende Thatsache.

Erfüllt also England nur seine Pflicht, wenn es Ägypten aus der schweren Verlegenheit heraushilft, in die es Arabi, die britische Einmischung und Tel El Kebir, der Mahdi und das Verbot, ihn im Sudan weiter zu bekämpfen, gebracht haben, so wird das politische Chaos, das jetzt dort herrscht, wenigstens eine gute Folge haben. Das eigentliche Ägypten wird in kurzer Zeit von der Unterdrückung, die seit unvordenklichen Zeiten auf seiner Bevölkerung lastet, befreit werden, wenn England dort gebietet. Mittlerweile ist die Entfernung aller Behörden aus dem Sudan eine sehr ernste Sache. Chartum, das aufgegeben werden soll, ist ein wichtiger Punkt für den Handel, dessen Einfuhr und Ausfuhr fortwährend gewachsen ist. Gäbe es zwischen Suakin und Berber eine Eisenbahn, so hätte es selbst ein ägyptisches Heer leicht halten können. Natürlich begreift sich die Versuchung, die Gladstone empfand, den Chedive zum Aufgeben der abgelegenen und gegenwärtig kostspieligen Provinz zu nötigen, vom rein englischen Standpunkte sehr wohl. Will England Ägypten nehmen, so kann es ihm ohne den Sudan angenehmer erscheinen. Zwischen dem eigentlichen Ägypten und dem Sudan erstreckt sich eine Wüste, welche das von Transportmitteln entblößte Heer des Mahdi nicht rasch durchschreiten kann, und die englischen Minister glauben ohne Zweifel, daß ein fünfzig Meilen breiter Sandstreifen einen guten Sanitätskordon abgeben wird, wenn es gilt, die Ansteckung der religiösen Schwärmerei aufzuhalten. Vom internationalen Standpunkte aus betrachtet, sieht die Sache aber doch etwas anders aus. Die französischen

Digitized by Google

Staatsmänner können nicht ohne Grund behaupten, daß England kein Recht habe, seinen Einfluß in Kairo zur Schädigung der Interessen Frankreichs in Nordafrika zu benutzen. Der Mahdi ist, weil seine Macht sich auf die Religion gründet, eine ernste Gefahr für Tunis. Von jeder Befürchtung eines Angriffs vonseiten Ägyptens befreit, kann er oder ein Nachahmer seines Auftretens die neue Provinz für die Franzosen recht unbequem machen, und diese könnten dann sagen: „Wenn ihr Engländer den Ägyptern erlaubt hättet, den falschen Propheten niederzuwerfen, so würde uns diese Gefahr und diese Ausgabe erspart geblieben sein.“ Auch die Pforte muß mit starken Befürchtungen auf den nun unbehelligt bleibenden Mahdi blicken. England will eine ottomanische Einmischung auf ottomanische Kosten gestatten, aber der Sultan kann hiergegen geltend machen, daß, wenn sein Vasall im Sudan sich nach Englands Willen zurückziehen muß, der Islam dort mit auf den Rücken gebundener rechter Hand kämpfen wird. Die türkischen Politiker können behaupten, das sei nur ein neues Glied in der Kette christlicher und besonders englischer Manöver, deren Ägypten alle seine jetzigen Plagen verdanke. Es waren die Westmächte, welche die Pforte zwangen, Ismail abzusetzen, einen starken Herrscher, der Arabi und den Mahdi unschädlich gemacht hätte, ehe sie gefährlich geworden wären. England trat der Türkei drohend entgegen, als der Sultan Arabi einzuschränken versuchte. Lord Dufferin wollte 1882 keinen türkischen Soldaten in Ägypten landen lassen, bevor nicht die englischen Bedingungen angenommen seien. Hätte man den Einfluß des Kalifen von Anfang an Ägypten und den Sudan durchdringen lassen, so hätte man Ismail nicht abzusetzen brauchen, Arabi würde sich nicht empört haben, und der Mahdi wäre mühelos niedergeschlagen worden. Diese Anschauung der Türken ist wahr, wenn auch nicht die ganze Wahrheit. England entschloß sich aus Gründen, die in der Hauptsache auf Gladstones Vorurteil gegen die Pforte hinausliefen, Ägypten nicht zu erlauben, wieder türkische Provinz zu werden. Seine Weigerung gegenüber der Absicht des Sultans, Ägypten zu retten, schließt Pflichten ein. Nachdem es der Pforte den Weg vertreten, muß es die Verantwortlichkeit selbst übernehmen und Ägypten schützen, das es so eifersüchtig sich selbst gewahrt hat. Und die Schwierigkeiten für die Pforte haben hiermit noch kein Ende. Abgesehen davon, daß es an dem für einen Feldzug nach dem Sudan erforderlichen Gelde fehlt, erhebt sich die Frage, ob Frankreich ein solches Umsichgreifen der Türken in diesem Teile Afrikas dulden würde. Seit 1840 war es dessen Bestreben, den Sultan, den Kalifen von allen durch ihre geographische Lage oder durch die Religion mit Algerien verknüpften Ländern fernzuhalten, und die halbe Unabhängigkeit Ägyptens war ursprünglich eine Pariser Erfindung. Würde Frankreich es gern sehen, wenn die Türkei jetzt einen Teil ihrer früheren Gewalt über das Nilthal wiedererlangte?

Digitized by Google

Einige Tage lang herrschte infolge dieser Betrachtungen in England viel Beunruhigung und Beklommenheit. Da kam aus Kairo angenehme Kunde. Nubar Pascha, einer der geschicktesten Staatsmänner des Orients, hatte die Bildung eines neuen Ministeriums übernommen, und damit war in Kairo ein entschiedener Umschwung eingetreten. Nubar, von Geburt ein Armenier, ist ein Vertreter der Interessen Englands, dem er durch seine Erziehung und seine Neigungen angehört, er sieht das Heil Ägyptens im Anschluß an ein britisches Protektorat. In Frankreich wird seine Ernennung zum Premierminister übel empfunden worden sein. Die Franzosen sind ferner entrüstet über den jetzt sicheren und bereits angeordneten Rückzug der Ägypter aus den Südprovinzen des Reiches des Chedive. Wenn sich das begreift, so ist es ein Irrtum, wenn die französische Presse behauptet, dieses Aufgeben des Sudan sei Folge der Beseitigung der gemeinschaftlichen Kontrole Frankreichs und Englands über Ägypten. Im Gegenteil, die dualistische Kontrole war die Wurzel der jetzigen Krisis. Arabis Erhebung fand unter den Augen der französischen und britischen Beamten statt, die zu jener Zeit das Land mit weitreichenden finanziellen und administrativen Befugnissen regierten, aber, gelähmt durch gegenseitige Eifersucht und durch die in Paris damals herrschende Ängstlichkeit, nichts gegen den Rebellen zu thun wagten. Bekannt ist ferner, daß Arabi durch französische Intriguen ermutigt wurde, und daß Lesseps mit ihm kokettirte und ihm so lange französischen Beistand versprach, bis die englischen Kriegsschiffe vor Ismailia erschienen. Auch die Thatsache gehört hierher, daß die französischen Dampfer die Rhede von Alexandrien verließen, als der britische Admiral sich zur Beschießung der Stadt anschickte. Das waren die Ergebnisse der Doppelkontrole, welche die Pariser Presse jetzt wiederkehren zu sehen hofft, auf deren Wiederaufrichtung aber kein englisches Ministerium eingehen kann, das am Staatsruder bleiben will. Eine europäische Einmischung, ein Feldzug der Türken nach dem Sudan, ein unabhängiges Ägypten, wenn ein solches möglich wäre — alles würde die öffentliche Meinung in England einer Wiederzulassung der Franzosen zur Mitregierung am Nile vorziehen.

Eine neue Verlegenheit würde entstehen, wenn Frankreich auf den Gedanken käme, sich Suakins zu bemächtigen und es zum Ausgangspunkte von Operationen gegen den Mahdi zu machen. Das ließe sich nicht wohl ohne eine Verständigung mit der Pforte bewerkstelligen, und diese würde sich schwerlich dazu verstehen, sich christlicher Truppen zur Bekämpfung einer ausländischen Bevölkerung zu bedienen. Das Zögern des Sultans, sich mit England gegen Arabi zu verbinden, war zum großen Teil auf das natürliche Gefühl eines weltlichen Herrschers zurückzuführen, der zugleich Kalif, geistliches Haupt der Gläubigen war. Überwände Frankreich dieses Hindernis und bemächtigte es sich Suakins, nachdem England es fallen gelassen, so würde das für England ernste Folgen haben. Die nächste Straße nach Indien würde durch einen fran-

Digitized by Google

zösischen Hafen am Roten Meere gefährdet sein, und es ist nicht anzunehmen, daß Gladstone so thöricht sein wird, die Seepforte Oberägyptens aufzugeben. Es steht vielmehr zu erwarten, daß britische Kriegsdampfer trotz der Räumung des Sudan dort fortfahren werden, Wache zu halten. Schon die Interessen der Menschlichkeit fordern das; denn in Chartum befinden sich Tausende von Europäern, und der Weg von Berber nach Suakin ist der kürzeste für ihren Abzug. Es ist ferner möglich, daß England als Schutzmacht Ägyptens einmal imstande sein wird, mit dem Mahdi in Verhandlungen zu treten. Entwickelt er Stärke und zeigt er sich menschlich, so wird seine Herrschaft über Darfur und die Wüste besser sein als die Anarchie, welche nach Entfernung der ägyptischen Behörden eintreten und das Land verwüsten würde. Besitzt er ebensowohl politischen als religiösen Ehrgeiz, so kann er es in seinem Interesse finden, sich mit den Engländern über den Frieden zu verständigen und dann eine neue Herrschaft und Dynastie in Nordafrikas Hinterlande gründen. Das würde verdrießlich für den Sultan und eine Bedrohung der französischen Kolonien Tunis und Algerien sein. Aber England hat darauf nicht Rücksicht zu nehmen, und Frankreich wird nicht leicht daran denken, seine Regimenter und sein Geld zur Eroberung eines schwer zugänglichen Landes zu verwenden, wo ein Schwarm eingeborner Krieger, ähnlich dem Flugsande seiner Wüsten, heute vordringt, Halt macht und kämpft und morgen sich verflüchtigt und verschwindet. Frankreich hat in Algerien diese Art Arbeit genügend kennen gelernt und wird sich hüten. Die Türkei aber kann alleinstehend noch viel weniger an die Bewältigung der Aufgabe denken, den Mahdi niederzuwerfen.

Diese Hilflosigkeit angesichts des letzten Entschlusses der englischen Regierung trägt natürlich dazu bei, den in Paris herrschenden Unmut über die Sache zu steigern. Man schilt die britischen Minister dort selbstsüchtige Politiker, gleichgiltig gegen das Interesse Europas, unbekümmert um den Fortschritt der Zivilisation. Der witzige Charmes sagt: „England ist mir ein langer, dürrer, knochiger, alter Hagestolz, der sich beim Annähen eines Knopfes an seine Hosen eines Fadens bedient, der um den ganzen Erdball gewickelt ist. Er schneidet den Zwirn, wenn er mit seiner Arbeit fertig ist, gelassen ab und läßt die Welt in den Abgrund fallen.“ Es liegt gewiß etwas wahres in diesen Anschuldigungen, aber wenn nicht die ernsten Fragen wegen Chartums und Suakins wären, könnte man sie in London mit Gleichmut anhören. Andre Völker sind, so könnte man damit antworten, auch nicht gewohnt, wenn sie Eroberungen gemacht haben, sich als Vorkämpfer der Zivilisation aufzuspielen. Wenn z. B. die Franzosen Tonkin und Stücke von Madagaskar erwerben, so werden sie Zölle einrichten und den Handel sich zu sichern versuchen. Am Kongo sind sie darüber her, ein internationales Unternehmen in ein französisches Projekt zu verwandeln. Der Suezkanal ist in allen Zweigen seiner Verwaltung französisch geblieben. Verständige Leute tadeln Frankreich nicht, wenn es sich weigert, den Interessen

Digitized by Google

der Zivilisation auf Kosten seiner eignen zu dienen, andrerseits ist es aber auch abgeschmackt, wenn dessen Presse Gladstone verhöhnt, weil er sich nicht herbeilassen will, in philanthropischem Eifer den Sudan wiederzuerobern und so zugleich Frankreich vor Gefahren in Tunis und Algerien zu bewahren.

Gegen den Entschluß Englands, den Sudan aufzugeben, ist also vom Standpunkte der politischen Moral mit Fug nichts einzuwenden. An der Grenze bei Wadi Halfa und Suakin, sowie in Kairo erfordert die Lage das Eingreifen und den Beistand Englands entschieden. Eine große Anzahl Eingeborner zögert, den Engländern Hilfe zu leisten, weil sie fürchten, dieselben könnten bald ganz Ägypten räumen und sie dem Hasse ihrer Landsleute überlassen. „Je mehr wir von Abzug sprechen, bemerkt mit Recht der Daily Telegraph, desto mehr verewigen wir dieselbe Anarchie, welche aus Einmengung ohne Befugnis und amtlichem Auftreten ohne Macht entsteht. Wenn je die Zeit kommen sollte, wo man Ägypten auf die eignen Füße stellen kann, so muß sie jetzt durch furchtlosen Beginn einer festbestimmten Periode britischer Herrschaft kommen, welche die obern Klassen an ihre Pflichten und die untern an ihre Rechte gewöhnt. Wir müssen hinfort das Land viele Jahre lang festhalten und können es erst dann sich selbst überlassen, wenn wir das Volk zu ehrlichem und selbständigem Leben herangebildet haben. . . . Der Amtsantritt Nubar Paschas ist ein Zeichen, daß man dies endlich begriffen hat; denn er ist ein Mann, der sich nicht leicht täuschen läßt, und er würde die schwierige Aufgabe der Verwaltung nicht übernommen haben, wenn er nicht überzeugt wäre, daß die Zeit der halben Maßregeln auf seiten des Kabinets Gladstone in Betreff Ägyptens zu Ende ist. . . . Nubar Pascha darf übrigens nicht als bloßer britischer Agent angesehen werden. . . . Er wird die englischen Ideen getreulich unterstützen, weil er weiß, daß die Hoffnung auf ein gedeihlich sich entwickelndes und unabhängiges Ägypten auf ihnen beruht. Nachdem er indeß durch eine verzweifelte Operation politischer Chirurgie die größere Hälfte des Gebietes Tewfiks abgeschnitten hat und ihm passende Mitarbeiter gegeben sind, ist es die erste Pflicht unsrer Regierung, dem Chedive und dem neuen Premier bereitwilligst Unterstützung zu gewähren. . . . Es war ein bedauernswerter Irrtum, daß Lord Dufferins Reformen sich in einem halben Jahre durch etliche leichtherzige Kairener würden ausführen lassen, die nicht an sie glaubten. Der falsche Prophet hat uns den vortrefflichen Dienst geleistet, die rosenfarbenen Hoffnungen in Betreff dieses Kapitels hinwegzufegen, und jetzt kann das Kabinet ohne Illusionen von frischem anfangen und sich vor Europa an die vollkommen mögliche und nur uns und keinem andern zukommende Aufgabe machen, gründlich Ordnung in Ägypten zu schaffen und es für eine Zukunft glücklicher und starker Selbständigkeit vorzubereiten. In unsre Pflicht gegenüber dem Chedive darf sich fortan kein Streben nach Ausflickung eines zerrissenen politischen Systems und keine Furcht vor Frankreich mischen. . . .

Digitized by Google

Die Wohlthaten, die wir ihm und seinem Lande erweisen, werden Europa und der Zivilisation zu Gute kommen. Einverleibung ist ebenso unmöglich als Rückzug. ... Die Hälfte der Schwierigkeiten der Lage ist mit der einfachen Thatsache verschwunden, daß man in London das System der Halbheiten fallen lassen und ebenso wie unsre Rechte am Nil auch die Verantwortlichkeit übernommen hat."

Die andre Hälfte jener Schwierigkeiten ist indes so beträchtlich, daß es viel Verstand und Glück erfordern wird, sie zu überwinden. Man hat den Sudan aufgegeben, aber wie wird man herauskommen? Ein Verwandter des Mahdi, der zu Esneh verhaftet wurde, berichtet, daß er die Austreibung aller Fremden aus dem Nilthale beabsichtige. Wird er sich mit der Räumung Chartums zufriedengeben, wo jetzt sein Ansehen durch die von England befohlene Aufgebung des Sudan so ungeheuer gestiegen ist? Seine Vortruppen stehen gegenwärtig schon in Duem. Wie, wenn sie zur Belagerung Chartums schreiten? Und wenn vorher der Rückzug über das Nilthal oder über Suakin angeordnet wird, wird der Prophet ihn den ägyptischen Truppen gestatten, und was wird aus den friedlichen Bewohnern der Stadt mit ihren 35000 Seelen, was wird aus ihrem unter Konsulatsflaggen stehenden Eigentume, aus den Frauen und Kindern werden? Chartum enthält Waren und Vorräte genug, um den Mahdi auf zwei Jahre mit allem Erforderlichen auszustatten — will man ihm diese überlassen? Was soll ferner mit den Garnisonen von Sinkat und Tockar geschehen? Will man sie preisgeben und niedermetzeln lassen, wenn sie, vom Hunger gezwungen, die Waffen strecken? In allen diesen Fragen ist man, wie es scheint, auf die Barmherzigkeit des prophetischen Zimmermanns aus Dongola angewiesen, dem man ein großes afrikanisches Reich zugeworfen hat. Zu den Schwierigkeiten eines höchst gefährlichen Rückzuges nilabwärts oder nach dem Roten Meere hin tritt die bedenkliche und sich stets rasch weiter ausbreitende Wirkung, welche die Veröffentlichung des Verzichts auf den Sudan auf dessen arabische und Negerbevölkerung und auf die ganze Welt des Islam üben muß. Der Mahdi kann sich jetzt still verhalten, sein Ruhm wird nach Norden, Süden, Osten und Westen dringen und alle mißvergnügten Elemente im Orient und in Afrika in Aufregung und Gährung versetzen. In den Kaffeehäusern Syriens und Arabiens und in den indischen Bazaren, überall, wohin Karawanen gehen, wo Kaufleute plaudern und Wanderderwische betteln, breitet sich die Kunde aus, daß „ein englischer General" mit seiner Armee bei El Obeid von rechtgläubigen Wüstenkriegern zusammengehauen worden ist, und daß die christlichen Schutzherren des Chedive sich sofort entschlossen haben, das Nilthal von Gondokoro bis zum „steinernen Bauche" zu räumen. England wird sich auf die vielen und verhängnisvollen Echos dieser Unheilskunde gefaßt machen, die im Morgenlande herumgehen werden, und es kann sich wohl die Frage vorlegen, ob es nicht praktischer gewesen wäre, mit Ägypten vereint dem falschen

Digitized by Google

Propheten entgegenzutreten und ihn zu vernichten, als seine Bedeutung in so bedenklicher Weise anzuerkennen und verkünden zu lassen. Indes läßt sich Geschehenes nicht ungeschehen machen, und es ist zu spät, bei solchen Betrachtungen zu verweilen. Das nächste, was zu thun sein wird, ist, sobald als möglich mit dem Eroberer aus Dongola zu verhandeln, den man aus einem fanatischen Prätendenten in einen Potentaten verwandelt hat. Er könnte sich zu dankenswerten Bedingungen hinsichtlich des Rückzugs der Truppen aus Sinkat, Tokar und Chartum verstehen und den Engländern und Ägyptern die kostspielige Anlage von Befestigungen in Wadi Halfa oder Assuan ersparen, die sich überdies wahrscheinlich umgehen lassen würden. Es heißt, daß eine Militärkommission unter dem Vorsitze des englischen Generals Wood über die beste Art und Weise der Räumung des Sudan beraten soll, und man nimmt an, daß der Abzug aller ägyptischen Truppen aus den äquatorischen Provinzen etwa ein Jahr in Anspruch nehmen werde. Dies zeigt, daß man gut gethan hätte, den Entschluß der Räumung Chartums nicht so laut werden zu lassen, daß er dem Mahdi zu Ohren kommen und auf die ganze muhamedanische Welt wirken mußte. Wenn die Ägypter ein ganzes Jahr lang sich aus dem Sudan herauskämpfen müssen, so hätte man mit der Veröffentlichung des Verzichts bis zum Ausgange des Kampfes warten können. Aber es giebt in der Geschichte Mißgriffe, die man ihrer glücklichen Folgen wegen verzeiht, und so wird die Zurückstoßung von Darfur, Kordofan und den übrigen Gebieten des Sudan in die Barbarei Herrn Gladstone vom englischen Standpunkte aus verziehen werden, weil der „Rat," zu deutsch: der Befehl, dazu der erste Akt eines nunmehr eingestandenen, nicht mehr verhüllten Protektorats Englands über Ägypten war.

Digitized by Google

Auf der Leiter des Glücks.

Novelle von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortſetzung.)

Sie wiſſen es nicht? rief Hermione. Und doch wollen Sie ſich über den Willen meiner Mutter ſtellen! Wenn man erfährt, daß wir uns heimlich hier getroffen, iſt mein Ruf kompromittirt. Ihnen verſchlägt es wenig, ob man Ihnen nachſagt, Sie gingen auf Abenteuer aus. Sie dürfen ja nicht nach Ihrer Neigung wählen. Aber ein Mädchen mit kompromittirtem Rufe iſt wie ein ſchadhaft gewordenes Glas. Für wen iſt es noch gut genug?

Sie haben Recht, erwiederte der Prinz, und doch kann ich Sie nicht loslaſſen; ich kanns nicht. Ei was, richtete er ſich plötzlich auf und griff nach dem Bügel ſeines neben ihm ſtehenden Roſſes, kommen Sie! Die Sonne iſt hinab. Von hier aus haben wir unabſehbaren Wald. Mein Hengſt trägt uns in drei Stunden über die Grenze. Ich reiße einen breiten Graben zwiſchen mir und den Meinigen auf. Man wird mich in die Acht erklären. Gleichviel, wir haben uns, wir haben uns fürs Leben! Und mit kräftigem Arm zog er die vergebens angſtvoll Widerſtrebende zu ſich in den Sattel empor. Fort ging es.

Gott! Gott! rief Hermione, faſt betäubt vor Verwirrung, Schreck und leidenſchaftlicher Erregung, denn das anfangs wild gewordene Roß begann ſeinem Herrn zu gehorchen, der tolle Ritt ging ſauſend über Stock und Stein, die Funken ſprühten, der weiße Schaum flog in Flocken umher, vom Wiehern des luſtig dahinjagenden Hengſtes hallte der dichter und immer dichter werdende Wald unheimlich wieder, und die Bäume wichen in immer ſich ſteigernder Geſchwindigkeit zurück. Und nochmals rief ſie: Gott! Gott! Sie fühlte ſich einer Ohnmacht nahe. Erbarmen, Hoheit! Gnade! O wie Sie ſchlecht ſind!

Damit ſchwanden ihr die Sinne.

Prinz Ottokar, zuerſt mit dem Tiere vollauf beſchäftigt, hatte nicht beachtet, was ſie rief; aber nun das Pferd fügſamer geworden war, verkürzte er den

Digitized by Google

Zügel, denn die Worte der Geängstigten kamen seinem Bewußtsein zurück. Wie ich schlecht bin? fragte er, und erst jetzt bemerkend, daß die in seinem Arm Ruhende die Besinnung verloren hatte, verkürzte er den Zügel noch mehr und brachte das Pferd allmählich in ein minder ungestümes Tempo.

Sein Blut begann sich abzukühlen. Wie ich schlecht bin? wiederholte er. Hermione, wachen Sie auf! Bin ich schlecht? Will ich nicht im Gegenteil Ihnen zu Liebe alles opfern? Er zog die Regungslose an seine Brust und beugte sich über ihre bleichen Lippen. Wachen Sie auf, wache auf, Geliebte! rief er; nimm das böse Wort zurück! Sage mir, daß auch du fürs ganze Leben mir, einzig mir gehören willst. Sieh, mein Pferd geht jetzt fast im Schritt. Ich entführe dich nicht mit Gewalt. Ich küsse dich, damit du erwachest. Ich bin dein Arzt, dein Freund, dein Beschützer. Schlage die lieben, himmlischen Augen auf! Sage mir, daß du in meinen Armen gern und frohen Herzens ruhst! Laß mich um deinetwillen die ganze Welt vergessen, und vergiß mir zu Liebe auch du sie!

Es dauerte lange, ehe die Ohnmächtige nur erst wieder mit den Wimpern zuckte, und das Pferd hatte das flüchtige Paar tief in den Wald hineingetragen, bevor dem Prinzen auf seine Fragen Antwort wurde. Besorgt um den unheimlichen Zustand, in den sein Ungestüm das junge Mädchen versetzt hatte, hielt der Prinz an einer Quelle an, hob die schöne Bewußtlose behutsam vom Pferde, legte sie in einer nahen Lichtung auf den Rasen nieder und trug dann in hohler Hand solange Wasser herbei und netzte damit die Stirn Hermionens, bis endlich ihre Besinnung zurückkehrte.

Was haben Sie gethan? waren ihre ersten Worte. Hoheit, Sie sind entsetzlich! Wo ist meine Mutter? Wo ist mein Haus? Sie haben kein Recht, mich gefangen zu halten. Ich will fort. Lassen Sie mich! Zu Hilfe! Zu Hilfe!

Mit Mühe brachte der Prinz sie dahin, ihn ruhig anzuhören. Hermionens Thränen flossen. Sie wurde sanfter. Sie nahm zurück, was sie über ihn gesagt hatte. An seinem Arm richtete sie sich auf. Haben Sie mich geküßt? fragte sie ihn vorwurfsvoll. Sie hatte es noch gestern zu verhindern gewußt. Räuber! zürnte sie, als er mit neuen Küssen ihr antwortete; Räuber! wiederholte sie, arger Räuber! Was machen Sie aus mir! Aber es klang schon wie die süßeste Schmeichelrede.

In Wahrheit: wer hätte dem Prinzen Ottokar widerstehen können? Selbst wenn er minder schön gewesen wäre, hätte die sein ganzes Wesen erfüllende Mischung von Treuherzigkeit und Empfindungsüberschwang ihm jedes Herz öffnen müssen. Er war kein berechnender Don Juan. Alle seine Impulse waren echt, überwältigten ihn selbst, hatten etwas tropisch Elementares, waren mit der nämlichen Glut, wie hier auf erotischem Gebiete, oft schon in politischen Krisen glänzend zum Durchbruch gekommen, hatten ihn längst zum Liebling des ganzen Landes gemacht. Ihm, dem Abgott aller, wurde jede Thorheit willig verziehen. War er nicht die Herzensgüte selbst? Hatte er jemals ein menschliches Wesen

Digitized by Google

gefliſſentlich gekränkt? War je ein Bittender von ihm abgewieſen worden? War er nicht freiſinnig, unzeremoniös, herablaſſend? War er nicht ſo brav und tapfer wie je einer ſeines erlauchten Geſchlechtes geweſen ſein konnte?

Freilich, was änderte das an der Ausſichtsloſigkeit des Abenteuers, in welches ſein heißes Blut Fräulein von Mockritz verſtrickt hatte?

Während ſie an ſeinem Arm auf dem weichen, duftigen Nadelteppich im kühlen Schatten der flüſternden Kiefern und Fichten auf und abwandelte, ſeine Vertraulichkeiten mit Worten abwehrend und doch ihnen immer von neuem Verzeihung angedeihen laſſend, ſeinen romantiſchen Plänen mit Kopfſchütteln begegnend und ihnen doch bei jedem Blicke, den er von ihr erhaſchte, durch das aufblitzende Feuer ihrer Augen immer neue, reizvolle Beleuchtung gebend, während deſſen ging dennoch allmählich das, was auch bei ihr leidenſchaftliche Erregung geweſen war, in eine gedämpftere Gemütsverfaſſung über, und ſie begann ſich darüber klar zu werden, daß ſie auf dem Punkte geweſen war, eine große Thorheit zu begehen.

Hoheit, ſagte ſie endlich, indem ſie ihren Arm ſanft dem ſeinen entzog, laſſen wir es nun der Luftſchlöſſer genug ſein. Sie ſind und bleiben Prinz, ich bin nichts als tout bonnement Fräulein von Mockritz. Was Ihre prinzlichen Lippen meinen beſchämten Ohren an Liebesſchwüren zu koſten gaben, kam, ich weiß es, aus ritterlichem Herzen. Sie glaubten und Sie glauben gewiß noch in dieſem Augenblicke an die Haltbarkeit Ihrer Schwüre — aber —

Aus voller Seele! beteuerte der Prinz und bemächtigte ſich mit Innigkeit ihrer beiden Hände. Kommen Sie! Wir haben ſchon koſtbare Minuten verloren! Die Waldwege ſind nur noch eine Stunde hell genug, daß wir nicht irre reiten.

Und er pfiff ſeinem Pferde, das mit verwöhnt leckerm Zahn in geringer Ferne zwiſchen dem niedrigen Gezweige des Laubholzes umherſtöberte, ohne etwas ihm ſchmackhaft Dünkendes gefunden zu haben.

In zwei Stunden, fuhr der Prinz fort, ſind wir am Ziele! Kommen Sie, Teuerſte! Ein Mann, ein Wort! Noch heute werden Sie die Meine.

Das Pferd trabte heran.

Hoheit, widerſprach Hermione, als der Prinz in demſelben Augenblicke ſo mühelos, als ſei ſie ein Kind, ſie vom Boden hob und ſich ihr im Sattel nachſchwang, Hoheit, keine abermalige Überrumpelung, wenn ich bitten darf!

Allons, Muſtapha! ſpornte der Prinz ſein Pferd. Was ſagten Sie von Überrumpelung, teures Fräulein? Hierher, Muſtapha, mehr rechts, wo die Sonne untergeht. Fi donc! Ein ſo edles Tier zu ſein und ſeinen Herrn nicht beſſer zu verſtehen! Ellado tscheleby!*)

*) Hierher, euer Gnaden!

Digitized by Google

Hermione griff ablenkend in die Zügel. Nicht dahin, Hoheit! rief sie, nicht dahin!

Gerade dahin müssen wir ja, meine Teuerste, gab der Prinz zurück. Aber so lassen Sie doch los, gnädiges Fräulein! Mustapha wird uns noch in den Sand setzen. Da! da! Er steigt! Jetzt steht er schon auf den Hinterfüßen! Aufgepaßt! Da haben Sies. Wir rutschen oder wir überschlagen uns mit ihm!

Wenig fehlte daran. Aber der Prinz war ein Centaur, und Mustapha wurde noch zur rechten Zeit zu Raison gebracht.

Hermione hatte vor Schreck die Hände von den Zügeln gelassen. Sie glaubte schon am Boden zu liegen.

Der Prinz klopfte dem schnaubend ihm gehorchenden Pferde den Hals. Ruhig Blut, Mustapha! sprach er ihm in begütigendem Tone zu. Und auch Sie, gnädiges Fräulein, überlassen Sie dem Prinzen Ottokar das weitere. Wir wollen doch beide ohne Aufsehen und Unfall ans Ziel. Also bitte: Bin ich jetzt Herr auf meinem Pferde! Wir haben wahrlich Ursache, uns zu beeilen!

Hoheit, bat Hermione, hören Sie erst, was ich zu sagen habe.

Ich höre.

Wenden Sie das Pferd um.

Wohin?

Nach Osten.

Wo wir herkamen? Hermione!

Sie werden mirs danken!

Grausame!

Also nach Hause, Hoheit.

So war alles nur ein Spiel? Sie hatten doch Thränen in den Augen! Sie haben doch meine Küsse erwiedert! O die Weiber! Nur wir Männer wissen in Wahrheit, was Liebe ist.

Nun sind Sie der Grausame, Hoheit.

Ich, der alles, alles für Sie hingeben will?

Um es später bitter zu bereuen.

Nie, nie!

Schon in Jahresfrist! Was sage ich? Schon ehe der Mond wechselt! Wie kann ich Ihnen Vater, Mutter, Geschwister ersetzen? Wie vor allem Ihre ganze Stellung im Reiche! Umgewendet, Hoheit. Sie setzen meine guten Vorsätze auf eine zu lange Probe.

Es sind keine guten Vorsätze, rief der Prinz, ließ die Zügel fallen und schloß Hermione mit Inbrunst in seine Arme. Liebes, einziges Mädchen, stammelte er, denn Wonne und Schmerz erstickten gleichzeitig seine Worte, wie könnte ich dich je wieder von mir lassen! Was sollte aus mir werden?

Hoheit, sagte Hermione, indem sie sich seiner Umarmung entrang, was aus Ihnen werden soll, ist sicherlich leichter zu beantworten, als was aus Hermione

Digitized by Google

von Mockritz werden wird, nachdem sie den perlenden Schaumwein dieser Stunde gekostet. Aber wozu solche Fragen aufwerfen? Es darf und es soll nicht sein — basta. Nun denn, ich hasse alle Kopfhängerei. Lassen Sie uns den Heimritt nicht um seinen heitern Reiz bringen. Ich bin Ihnen nicht mehr böse, ich bin auch mir nicht böse. Was der Wald hier gesehen und gehört hat, können wir zwei zur Not verantworten. Und es bleibt ja überdies unser Geheimnis. Sie sind ein Schwärmer, aber edel, durch und durch, deß bin ich gewiß. Hier, sie wendete ihm ihre Lippen zu, besiegeln wir mit einem festen letzten Kusse, daß wir einander nie, auch nur mit einem Blicke, an den wonnigen Traum erinnern wollen, den wir miteinander träumten. Und dann — rechtsum kehrt, Hoheit!

Besiegelt wurde das Geheimnis und nicht nur mit einem Kusse, auch eine Thräne floß darein; Hermione wischte sie fast unwillig ab. Eine Bäuerin könnte sich nicht schlechter in der Gewalt haben! schalt sie sich. Nach Hause jetzt, Hoheit! Man möchte mich daheim vermissen.

Ein toter Ast fiel neben dem Rosse zu Boden.

Es prallte auf die Seite.

Ein böses Omen, sagte der Prinz finster.

Thorheit! lachte Hermione mit tropfender Wimper.

Wer so mit allem Leben abgeschlossen haben könnte!

Aber er hatte das Pferd umgelenkt, und es setzte sich in raschen Trab. Gen Osten! sagte der Prinz unmutig. Der Zug der Menschheit geht gen Westen. Die Gelehrten wollen ein Naturgesetz darin finden. Aber Ihr Wille geschehe, Hermione.

Sie gab keine Antwort.

Wieder flogen die Bäume rückwärts. Es war, als seien sie alle auf dem Wege nach der Waldlichtung, wo die Liebenden geweilt hatten.

Die Blicke Ottokars und Hermionens begegneten sich, wie um sich das zu sagen.

Sie gehen zur Kur, versuchte Hermione zu lächeln.

Der Prinz nickte schwermütig.

Es wurde kein weiteres Wort gesprochen. Hermionens Besonnenheit hatte ihn beschämt. Nicht alle Abenteuer, in welche sein leicht entzündliches Blut ihn und mit ihm zugleich auch minder Besonnene gestürzt hatte, waren wie ein Champagnerrausch vorübergegangen. Das diesmalige schien so verlaufen zu wollen, fast sagte er sichs selbst schon. Aber vor ihm im Sattel lehnte noch die liebliche Gestalt, die ihn so bezaubert hatte, und ihm war, während ihre Nähe noch ihren bestrickenden Bann übte, doch auch zu Sinn, als sei er diesmal wirklich auf der Spur nach der Insel der Seligen gewesen, und als habe er mit dem heutigen Tage die Fähigkeit eingebüßt, je wieder zu lieben.

Die Sonne war schon verschwunden, als die van der Eiselsche Schonung erreicht wurde.

Digitized by Google

Sie waren nie so wortkarg, Hoheit, sagte Hermione, während sie behende aus dem Sattel auf die Erde glitt. Lassen Sie uns heiter scheiden; ich mag niemand um seine gute Laune gebracht haben. Es braucht ja nicht einzig in der Tragödie zu heißen: Soyons amis, Cinna.

Sie sind ein Engel, sagte der Prinz, mit einem schmerzlichen Lächeln ihre Hand festhaltend, hätten Sie doch fürs Leben mein guter Engel sein dürfen! Morgen, fuhr er fort und gab ihre sich ihm entziehende Hand frei, muß unser regierender Herr mir endlich den längst erbetenen Urlaub zu einer Weltumsegelung bewilligen.

Beneidenswerter! rief Hermione, indem sie mit der Hand auf dem Herzen von dannen eilte.

Beklagenswerter! hallte es ihr nach.

So schieden sie. —

Frau Anna stand bleich vor Angst in der Gartenpforte des Fasanenwäldchens. Endlich! rief sie, als sie im Dämmerdunkel Hermione von der Seite der van der Eiselschen Schonung herüberkommen sah. Wo blieben Sie? Wir sind alle auf der Suche gewesen, der Vater, ich, unser Berthold, denn er ist da, denken Sie, unser Berthold ist da! Aber wo blieben Sie, bestes Fräulein? Hatten Sie sich verirrt?

Sehr verirrt! sagte Hermione, seien Sie nachsichtig und lassen Sie mich heute Abend ruhig auf meinem Zimmer bleiben.

Was ist da von Nachsicht zu reden, versetzte Frau Anna, indem sie die Wiedergefundene umarmte, Gott sei Dank, daß Sie wieder heil und ganz zur Stelle sind. Aber der abscheuliche Wald! Es ist zwar wahr, er soll für Leute, die sich auf die Baumabzeichen der Forstverwaltung verstehen, garnicht so schlimm sein. Mein guter Alter hat sogar eine Art Landkarte, die bis an die Grenze reicht, und auf der ist jede Lichtung und jede Schneuse deutlich eingetragen. Ich meinesteils bin aber nie vor dem Verirren sicher. Nun, da sind wir ja schon am Hause. Das Abendbrot soll Ihnen aufs Zimmer geschickt werden. Zerzaust sehen Sie ohnehin aus. Die bösen Büsche und Brombeerstauden! Nein, so hätte mein Berthold Sie auch garnicht sehen dürfen. Ein Glück noch, daß es kein Gewitter gab! Es drohte, nicht wahr? es drohte. Nachher verzog sichs, und der Abend ward noch ganz schön.

Ich habe nie einen schönern erlebt, sagte Hermione fast elegisch; gute Nacht!

Nun, nun, versetzte Frau Anna, für uns andern ist es noch nicht Schlafenszeit.

Sie blickte der treppauf gehenden mit besorgter Miene nach. Dann aber rieb sie sich die Hände. Er müßte ein Eisbär sein, wenn er an ihr nicht zum Narren würde, redete sie schmunzelnd vor sich hin; selbst die verknitterte Krause und das Haargewirre auf der Stirn vermochten nicht, sie zu entstellen. Das arme Schäfchen! Wie die Angst es zugerichtet hat! Aber immer behält sie

Digitized by Google

den Kopf oben! Einen schönern Abend habe ich nie erlebt! Da sollte man einmal hören, was die Zierpüppchen, die für unsern Berthold sich herausputzen werden, in ähnlicher Lage für ein Zetern anrichten.

Neuntes Kapitel.

Horaz sagt in einer seiner Satiren: Fehlerlos ist keiner. Wer die wenigsten Fehler hat, ist der beste. Boileau läßt die Menschheit ohne Ausnahme Narren sein. Der ganze Unterschied zwischen dir und mir, zwischen diesem und jenem besteht nach ihm einzig in dem verschiednen Grade der Narrheit. Ein altgriechischer Pessimist endlich meint: Wenn man von Glücklichen spreche, so müsse es eigentlich heißen: von den am wenigsten Unglücklichen.

Also keine absolute Fehlerfreiheit, keine absolute Weisheit, kein absolutes Glück.

So etwa dozirte Kaspar Benedikt am nächsten Morgen seiner Frau und seinem Berthold vor, als nach beendetem Frühstück Fräulein von Mockritz, um ein Bouquet für die Salonvase zu pflücken, früher als die andern vom Tische aufgestanden war und Berthold einen Bericht seiner Fahrten und Erlebnisse mit dem Bekenntnis geschlossen hatte, daß, wenn er heute von neuem ins Weite ziehen müßte, er zwar viele Dummheiten und Irrwege vermeiden, ebenso gewiß aber auch auf neue geraten werde, denn schloß er, man lernt nie aus, ich wenigstens nicht, und sollte ich hundert Jahre alt werden.

An jene Betrachtungen, zu denen die Bibliothek der merkwürdigen Villa wieder den Stoff hergeliehen hatte, wollte nun der Fabrikant dasjenige anknüpfen, was nach Abrede mit seiner Gattin über die Pläne des Paares, soweit sie Hermine betrafen, allmählich aufs Tapet zu bringen war.

Aber ehe er dazu kam, bat Berthold noch um die Erlaubnis, eine Zwischenfrage thun zu dürfen. Ich wüßte nämlich gern, sagte er, wer die schweigsame Frauensperson ist, die mir vorhin auf der Treppe begegnete?

Außer unsrer Hermine und uns dreien, gab Frau Anna Bescheid, ist ja niemand im Hause.

Sie trug eine Art Methodisten- oder Quäkerkostüm, sagte Berthold.

O, du sprichst von Dienstboten.

Er meint Herminens Kammerjungfer, bestätigte Kaspar Benedikt.

Berthold räusperte sich; also doch! sagte er.

Was ist mit ihr? fragte Frau Anna.

Wo willst du hinaus? sekundirte Kaspar Benedikt.

Die Sache ist von keinem Belang, dämpfte Berthold ab.

Aber was geht dich denn die Kammerjungfer Herminens an? fragte Frau Anna nicht ohne Schärfe.

Die Sache ist —

Digitized by Google

Nun? riefen beide Alten aus einem Tone, da er nicht gleich das rechte Wort fand.

Die Sache ist — ich habe sie nämlich — geküßt.

Hermine?

Nein, die andre.

Die Kammerjungfer?

Wenn sie das ist, also gut: ich habe die Kammerjungfer geküßt.

Frau Anna stieg das Blut in die rundlichen Backen.

Kaspar Benedikt lachte. Das ist alles? sagte er; ich dachte Wunder, du hättest in ihr eine Spitzbübin erkannt, von der du drüben in Amerika beschwindelt worden wärest. Es kommt auch schon aus Amerika Gesindel nach Europa, nicht bloß umgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Zur Charakteristik unsrer Preßzustände. Der Artikel „Ein Wort an die Presse" an der Spitze der ersten diesjährigen Grenzbotennummer ist allen ernsthaften, ihre Aufgabe gewissenhaft erfüllenden Journalisten aus der Seele geschrieben. Nichts erniedrigt den Journalisten mehr als das Bewußtsein, im Dienste eines Geschäftsmannes zu stehen, der kein andres Interesse kennt, als Geld zusammenzuschlagen, und dem jedes Mittel dazu recht ist. Es giebt in Deutschland nur wenige große Zeitungen, welche daran festhalten, ihren Lesern „das Beste, Durchdachteste, am meisten von patriotischem Geiste Erfüllte" zu bieten. Sehr viele Zeitungsverleger haben, durch den scheinbaren Erfolg von Blättern wie „Börsenkourier" und „Berliner Tageblatt" geblendet, sich der atemlosen Jagd „nach dem Neuesten, Überraschendsten, Unglaublichsten und Geheimsten" angeschlossen. Die konservativen Zeitungen — zu ihrem Ruhme sei es gesagt — haben sich von dieser undeutschen Art bis jetzt möglichst freizuhalten gewußt, während von den liberalen Blättern nur ein geringer Bruchteil es verschmäht, der Mosseschen Spur zu folgen.

Man mustere die Berliner Zeitungen. Mit Ausnahme der konservativen haben fast alle ihre Spalten geöffnet den pikanten Lokalnachrichten der politischen Sensationsmacherei, den falschen Originaltelegrammen. Man vergleiche z. B. die „Nationalzeitung" unter der heutigen Redaktion mit der, welche Friedrich Zabel redigirte. Damals war alles Gemachte, künstlich Aufgebauschte, die vulgäre Phrase grundsätzlich ausgeschlossen, heute überwuchern in der „Nationalzeitung" die Berliner Nachrichten, die pikant sein sollenden Lokalnotizen, die Privatdepeschen mit nichtigem Inhalt. Unter Zabel erließ die „Nationalzeitung" kaum eine Abonnementseinladung, heute wird sie „in einem Stil angepriesen, als ob es sich um einen Ausverkauf handelte." In der Geschichte der Berliner Presse wird die

Digitized by Google

„Nationalzeitung" immer einen hervorragenden Platz einnehmen; an keinem andern Blatte kann man so genau verfolgen, wie der christlichliberale Geist allmählich durch den jüdischen verdrängt worden ist.

Es sind weniger die kleinen Blätter als gewisse große, die sich einen „vornehmen" Anstrich zu geben wissen, welche unsre Preßzustände illustriren und eine gründliche Reform notwendig machen. Niemand kann eine solche mehr herbeisehnen als der Journalist, der seinen Beruf ernst nimmt und sich der schweren Verantwortung bewußt geblieben ist, die er übernommen, als er sich dem „höchsten politischen Lehramt" widmete. Niemand hat mehr unter der „unwürdigen Abhängigkeit der Publizistik von dem Ankündigungswesen" zu leiden als er, der leider nur in den seltensten Fällen in der Lage ist, seiner wahren Herzensmeinung offnen Ausdruck zu geben. Sein Interesse wird thatsächlich nur von Nichtjournalisten vertreten, welche von Zeit zu Zeit ein offnes Wort über unsre Preßzustände in einem wirklich unabhängigen Organe verlauten lassen.*) Die sogenannten Chefredakteure, welche am ersten berufen sein sollten, das Interesse ihrer Kollegen wahrzunehmen, sind nur allzuhäufig dem Besitzer der Zeitung geradezu unterthan — bei jedem ehrlichen Wort, das sie zu sprechen wagen, laufen sie Gefahr, daß ihnen gekündigt wird. Zu allem, was der Verleger befiehlt, sagen sie Ja und Amen; haben sie doch nur dann Aussicht, im Besitz ihrer gut bezahlten Stelle und der mit derselben verbundenen nicht selten erheblichen Benefizien zu bleiben.

Dem Zeitungseigentümer nach der Mode ist es in den meisten Fällen darum zu thun, ein kollegiales Verhältnis zwischen dem „Chef" und den Redakteuren nicht aufkommen zu lassen, da er in dem Zusammenhalten der Mitarbeiter untereinander eine Gefahr für seine Autorität erblickt. Sein Interesse und das des „Chefs" scheint ihm am besten gewahrt, wenn unter den Redakteuren immer eine gewisse Spannung obwaltet; dann darf er umso sicherer darauf rechnen, daß seine Ukase, ohne allgemeinen Widerspruch zu finden, befolgt werden. An journalistischen Strebern ist ja kein Mangel, sie schwänzeln um die „Chefs" herum und sind jederzeit bereit, zum Zeichen ihrer „Wohlgesinntheit" das Opfer des Intellekts zu bringen.

Dem gänzlichen Mangel an Zusammenhalt unter den Berufsjournalisten, welche ein ernstes Pflichtbewußtsein haben, ist es allermeist zuzuschreiben, daß der Zeitungsverlag immer mehr in die Hände von Inseratenspekulanten gekommen ist, daß soviel unwürdige Elemente sich in die Zeitungsredaktionen gedrängt haben und dort zu überwuchern drohen, endlich daß die Zeitungsschreiber immer mehr aufhören, gewissenhafte Chronisten und wohlbefähigte Beurteiler der Zeitbegebenheiten zu sein, und statt dessen Sensationsmacher, Lügenschmiede und Depeschenfabrikanten werden, deren Ideal Georg Bennett, der Begründer des „Newyork Herald," ist, welcher aus jeder wegen begangener Unverschämtheit ihm applizirten Ohrfeige ein neues Zugmittel für seine Zeitung zu machen verstand.

Die Hebung des Journalistenstandes zu der sozialen Höhe andrer akademisch gebildeten Berufsstände ist eine Aufgabe, welche noch lange ihrer Lösung harren wird.

Die Reform sollte naturgemäß von den Mitgliedern des Standes selbst ausgehen; aber wie ist das möglich in einer Zeit, wo namhafte Vertreter der Literatur, Publizistik und Politik sich herbeilassen, auf Anregung des Herrn Davidson vom „Börsenkurier" im Verein mit Herrn Eugen Landau, dem bekannten jüdischen Bankier, einen „literarischen Klub" zu gründen, dessen Mitglieder vorwiegend

*) Was der Verfasser dieser Notiz hier sagt, trifft buchstäblich von unserm Artikel „Ein Wort an die Presse" zu. D. Red.

Digitized by Google

sich aus den Kreisen der Börse rekrutiren? Wer solche literarische Gründungen miterlebt, dem muß es bange werden um die Reinigung und Hebung des Journalismus. Was verstehen so viele Journalisten unter Hebung ihres Standes? Viele glauben zur sozialen Würdigung ihres Berufes außerordentlich beizutragen, wenn es ihnen gelingt, eine Reporterkarte für Hoffestlichkeiten und Prinzenreisen zu erlangen. Aber gerade das Reportertum untergräbt die Stellung der Journalisten; der schriftstellernde Figaro, der heute hier und morgen da mit unermüdlicher Fingerfertigkeit seinen Schaum schlägt über Kunst und Wissenschaft, über Staat und Politik, über Gerichtsverhandlungen und pikante Stadtbegebenheiten, er kann niemals dazu beitragen, dem Journalistenstande in der Gesellschaft eine seiner Bedeutung würdige Stellung zu erringen. Wie sehr aber das Reportertum im heutigen Zeitungswesen überwuchert, dafür liefert die „Nationalzeitung" den entsprechenden Beleg. Während andre große Zeitungen sich begnügen, unpolitische Personen zur Berichterstattung auf Reisen zu schicken, übernimmt der Chefredakteur dieses Blattes in eigner Person diesen Zweig des Reporterdienstes, was er doch schwerlich thun würde, wenn er nicht in der „Reportage" den wahren Kern der Zeitung erblickte und somit den Reporter über den Redakteur stellte.

Die Reform des Zeitungswesens wird nach dem oben Gesagten wohl niemals aus den Kreisen der Journalisten hervorgehen. Sie muß nach unserm Dafürhalten von dem Publikum selbst angebahnt werden. Wenn alle Leute von Charakter und nationaler Gesinnung grundsätzlich einem Blatte undeutscher Mache jeden Eingang in ihr Haus versagten, auf dasselbe weder abonnirten noch es zu Ankündigungen benutzten, dann wäre der erste und schwerste Schritt zur Beseitigung des heutigen Preßunfugs gethan.

Literatur.

Kleines Staatshandbuch des Reichs und der Einzelstaaten. 2. Jahrgang, 1884. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing.

Die gute Aufnahme, welche der erste Jahrgang dieses kleinen Buches gefunden hat, ist Veranlassung gewesen, es für 1884 in verdoppeltem Umfange herauszugeben. Wir nennen es ein kleines Buch, seinem Titel entsprechend; in Wahrheit ist es nur dem Format nach klein, dem Inhalte nach dagegen groß. Es ist erstaunlich, wie viel und wie vieles das Buch enthält. Die praktische, raumsparende und doch klare und übersichtliche Anordnung bei kleinem, scharfem und gut leserlichem Druck hat es ermöglicht, eine Fülle von Namen und Zahlen zusammenzubringen, welche ein großes Werk zu füllen geeignet wären. Das ist ein großes Verdienst des Buches. Jedermann kann es in der Tasche tragen, und es wird auf dem Schreibtische nicht viel Platz wegnehmen. Dabei wird es für jeden, der sich für Politik interessirt und im praktischen Leben steht, von großem Nutzen sein. Es enthält zunächst eine Übersicht über die höheren Behörden im deutschen Reiche und in den Einzelstaaten, und zwar mit Angabe der Namen der betreffenden Beamten und der Höhe ihrer Gehalte. Es sind die obersten Landesbehörden aufgeführt, und ihr Wirkungskreis ist klar gemacht, die Referenten

Digitized by Google

der verschiedenen Ressorts sind verzeichnet, sodaß hiermit für alle Arten von Gesuchen und Anträgen Aufschluß gegeben wird. Ebenso ist hinsichtlich der geistlichen Behörden verfahren, und hinsichtlich der Justizbehörden ist das Buch so vollständig, daß sämtliche Richter an ihren Amtssitzen samt Rechtsanwälten und Notaren genannt werden. Ferner sind sämtliche Volksvertreter namentlich aufgeführt, und zwar mit Angabe ihrer Wohnorte und ihrer Partei. Die Kriegsmacht und die Flotte sind ausführlich dargestellt und hier wie überall Budgets und Gehalte angegeben. Bei den Universitäten, den technischen Hochschulen und höhern Kunstschulen finden sich die Namen der Lehrer, und ebenso sind die Direktoren der höhern Schulen einschließlich der Seminarien aufgenommen. Dazu kommt endlich ein Verzeichnis, welches außerordentliche Mühe bei seiner Aufstellung gemacht haben muß, aber auch einzig in seiner Art ist. Es ist dies ein Verzeichnis sämtlicher Städte im deutschen Reiche, mit Angabe der Einwohnerzahl, der Bürgermeister, der Vorsteher der Stadtverordneten u. s. w. Auch hier sind die Gehalte angegeben. Man sieht, daß die Redaktion direkt mit jeder Stadt korrespondiert hat. Dieses so reichhaltige Buch, 442 Seiten umfassend, kostet nur 2 Mark. Wir zweifeln nicht, daß es sich brauchbar erweisen und große Verbreitung gewinnen wird.

Thron und Reich. Bilder und Skizzen von Karl Neumann-Strela. Dritte Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung (1883).

Ein herzlich wohlgemeintes, aber auch herzlich unbedeutendes Büchlein. Es sind Erinnerungen aus dem Leben Kaiser Wilhelms und der Seinen, die eine beliebige Anekdote, einen kleinen Zug aus dem Leben feuilletonistisch-novellistisch in Szene setzen. „Die Kornblume," „Die Kaiserreiche," „Prinzessin Augusta und Goethe," „Ein fürstlicher Buchdrucker," „Des Volkes Stolz und Zier" u. s. w., lauter Kleinigkeiten, die an ihrem ursprünglichen Platze, im Feuilleton einer Modenzeitung und dergleichen, sich gewiß besser ausnahmen als vieles andre. Denn der Sinn des Verfassers ist offenbar rein, und er besitzt wirkliche Pietät. Was ihm abgeht, ist poetische Stimmung, die über derartige unproduktive Mosaikarbeit ein Licht werfen und wenigstens den Schein eines Bildes hervorbringen könnte.

Drei Grafen von Reinstein. Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert von A. Hesse. Zwei Bände. Halle, C. E. M. Pfeffer, 1884.

Ein historischer Roman von so starker Thatsächlichkeit und mit so entschiedner Betonung des phantastisch Wirksamen, daß er auf der Grenze zwischen dem Lesbaren und dem Ungenießbaren steht. Einzelne Szenen und Erfindungen sind frisch und im Grunde lebendiger als zahlreiche Episoden unsrer neuesten prätentiösen archäologischen Romane. Andre Partien der in Halberstadt und den Harzgegenden verlaufenden Geschichte sind aber nur aufgeputzter Ritter- und Räuberroman und gemahnen fast an Spieß und Kramer. Ob der Verfasser bei größerer Geschmacksbildung besseres hervorbringen könnte, wagen wir nicht zu entscheiden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Die ägyptiſche Kriſis.

Die Kataſtrophe, die das ägyptiſche Heer unter Hicks Paſcha ereilte, wirkt in ihren Folgen ſowohl im Sudan als in Kairo und den Hauptſtädten der Weſtmächte fort. Der Aufſtand breitet ſich immer weiter aus, und ſchon iſt es fraglich geworden, ob die Beſatzung von Chartum und die vielen Fremden, die ſich dort im Laufe der Jahre niedergelaſſen haben, ſich noch ohne Gefährdung ihres Lebens nach Norden zurückzuziehen imſtande ſein werden. Andrerſeits macht infolge des Verhaltens Englands in der Sache die Mißſtimmung der öffentlichen Meinung in Paris gegen die Nachbarn über den Kanal ſichtlich Fortſchritte, und alle möglichen Vorſchläge zur Benutzung der angeblichen Mißgriffe der britiſchen Politik werden in der franzöſiſchen Preſſe laut. Schon fallen Andeutungen, nach denen man dem Wiederaufleben des Kondominiums bereits ziemlich nahe wäre, wobei man ſich an den Spruch erinnert, daß der Wunſch der Vater der Hoffnung iſt. Ja es giebt an der Seine Politiker, denen eine Rückkehr zur Doppelkontrole nicht genügt. Die Herren meinen, wenn der Mahdi ſeinen ſiegreichen Marſch das Nilthal abwärts fortſetze, ſo würden die Engländer eines Tages genötigt ſein, Ägypten zu räumen; denn ſie könnten nicht auf die Unterſtützung der eingeborenen Truppen zählen, und ihre eignen würden einen langwierigen Feldzug am Nile nicht aushalten. England ſei dort ſehr unbeliebt, wogegen Frankreich neuerdings in der Gunſt der Ägypter geſtiegen ſei. „Man hat, ſo bemerkt der National, in den franzöſiſchen Kolonien früher bedauert, daß die Regierung der Republik nicht mit den Engländern Hand in Hand gegangen iſt, um das Kondominium zu erhalten. Jetzt aber ſind Anhänger und Gegner der Einmiſchung inſoweit einer Meinung, als

Digitized by Google

sie glauben, England müsse in seiner eignen Brühe schmoren. Die ägyptische Politik Englands geht mit Sicherheit einer Niederlage entgegen, wenn die französische Regierung bei ihrer zuwartenden Haltung verharrt. Sehr ernst würde in der That die Verantwortlichkeit sein, die ein Kabinet übernähme, welches sich bereit erklärte, zum Danke für die guten Dienste, die uns die Engländer in Peking geleistet haben, ihnen in Afrika die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Hilft Frankreich den Engländern den falschen Propheten niederwerfen, so opfert es seine letzte Aussicht auf Wiedererwerbung seines Einflusses in Ägypten."

Das ist eine sehr bezeichnende Sprache. Frankreich braucht sich nicht sofort einzumischen, denn wenn es Zeit und Gelegenheit abwartet, werden sich die Dinge schon zu seiner Befriedigung gestalten. Die Ägypter haben in ihren Erfahrungen mit der britischen Herrschaft ein Haar gefunden, sie werden sich naturgemäß den Franzosen zuwenden, und Frankreich wird dann, nicht mehr gehemmt durch das Mitherrschen Englands, frei handeln können. Das ist der Gedankengang, den die letzten Ereignisse am Nil einer starken Partei in Paris eingegeben haben, und man kann wohl annehmen, daß, wenn Gladstone wieder in unpraktische Anwandlungen zurückfällt, die französische Regierung wenigstens versuchen wird, sich einzumischen.

Soweit sind die Sachen indes bis jetzt noch nicht gediehen, und auch die Befürchtungen, welche die Einwirkung des französischen Generalkonsuls in Kairo bei den Engländern wachgerufen haben, können als unbegründet bezeichnet werden. Wenn Sir Evelyn Baring den Franzosen bei der Zusammensetzung des neuen Kabinets des Chedive einige Zugeständnisse gemacht hat, so will das politisch nicht viel bedeuten. Mit ziemlicher Bestimmtheit darf vermutet werden, daß Gladstone gegenwärtig durchaus nicht mehr daran denkt, seine Verantwortlichkeit und Englands Macht und Ansehen in Ägypten mit Frankreich zu teilen. Die englische Regierung hat thatsächlich die Schutzherrschaft über das Reich des Chedive in die Hand genommen und wird jedenfalls solange dort regieren, bis ein dauerndes System der Verwaltung und Verteidigung hergestellt ist. Das ist das mindeste, was von einer Macht beansprucht werden kann, die bei Tel El Kebir nicht bloß das nationale Heer Ägyptens zertrümmert, sondern das Gleichgewicht der Kräfte zerstört hat, welches das Land ein halbes Jahrhundert hindurch zu einem Tummelplatze internationaler Ränke machte. England steht jetzt allein in Ägypten und ist allein verantwortlich für den zukünftigen Verlauf der Dinge. Europa erkennt das an. Frankreichs Rolle in der Angelegenheit ist ihm deutlich vorgezeichnet. Es hat Ägypten aufgegeben, als es ihm nicht schwer fiel, sich dort zu behaupten, und es kann England kaum daran hindern, hier ein wirksames Protektorat aufzurichten oder das Land in mehr oder minder erkennbarer Form der großen Kette seiner Kolonien einzuverleiben. Einen andern Nebenbuhler als Frankreich hat England in Nordafrika nicht.

Digitized by Google

Was den Umstand betrifft, daß in der neuen Verwaltung ein paar untergeordnete Stellen mit Franzosen besetzt worden sind, so kann das nicht überraschen. Die französische Kolonie in Kairo und Alexandrien ist groß, sie kann eine bedeutende Zahl geeigneter Kandidaten für verschiedene Zweige des öffentlichen Dienstes liefern, und sie hat an der Administration zu allen Zeiten den Löwenanteil gehabt. Wenn wir uns erinnern, daß die Europäer in Ägypten aus vielen Nationalitäten, aus Italienern, Griechen, Franzosen, Österreichern, Engländern und Angehörigen des deutschen Reiches bestehen, und daß die französische Sprache sie alle verbindet, so darf jene Vertretung der Nation in der Verwaltung nicht Wunder nehmen. Es giebt aber noch eine andre Erklärung der Thatsache, daß so viele von den Fleischtöpfen Ägyptens gerade den dortigen Franzosen vorgesetzt worden sind. Stets gebrauchte Frankreich hier seinen diplomatischen Einfluß zur Versorgung seiner Angehörigen. Dagegen ist es bei den Vertretern Englands in Ägypten niemals üblich gewesen, sich mit den Privatinteressen der dort lebenden britischen Unterthanen zu identifiziren, soweit es nicht die Pflicht, den Einzelnen zu schützen, erforderte. „Sowohl Scherif Pascha als Riaz Pascha," sagt Malortie, ein gründlicher und zuverlässiger Kenner ägyptischer Verhältnisse, „gaben mir die Versicherung, sich auf keinen Fall zu besinnen, wo Sir Edward Malet sich für einen britischen Unterthan um eine Anstellung oder eine Konzession beworben oder ein derartiges Gesuch befürwortet hätte, und Herr de Blignières bestätigte diese Angabe."

Das Bestreben, durch doppelte Besetzung jedes amtlichen Postens am Nil dort eine Art Gleichgewicht der Kräfte zwischen England und Frankreich herzustellen, führte zu einer Wirtschaft, die sehr große Ausgaben veranlaßte und den Gang der Geschichte in verhängnisvoller Weise lähmte. In manchen Departements gab es sogar drei Chefs zur Bewältigung von Arbeiten, die besser von einem einzigen besorgt worden wären: einen ägyptischen, der den Glauben zu erwecken und zu erhalten bestimmt war, die Verwaltung sei eine nationale, einen englischen, der ihm auf die Finger sehen sollte, und einen französischen, der seinen westlichen Kollegen und Nebenbuhler zu überwachen hatte. Drei Gehalte also statt eines einzigen wurden dem armen, geduldigen Fellah aufgeladen, der schließlich mit seiner Steuerkraft für diese unerhörte Mißwirtschaft aufzukommen hatte. Dies erklärt das fortwährende Anwachsen der Zahl der europäischen Beamten in Diensten des Chedive, als die beiden Westmächte gemeinschaftlich hier ihren Einfluß ausübten. Im Jahre 1879 gab es hier ungefähr 750 Beamte dieser Art, aber im März 1882 war deren Zahl beinahe auf das doppelte gestiegen, und die Staatsausgaben für sie beliefen sich jährlich auf mehr als eine Million Mark. Sobald ein Engländer auf einen hohen und gutdotirten Posten gelangte, machte sichs der französische Generalkonsul unverweilt zur Ehrenpflicht, an die Minister das Verlangen zu richten, daß ihm für einen

Digitized by Google

seiner Schutzbefohlenen eine Stelle von gleichem Werte überlassen werde. Das war indes nicht der gefährlichste Mangel der doppelten Kontrole; denn obwohl weit mehr Europäer an dem ägyptischen Budget für die Verwaltungsbeamten zehrten als notwendig war, und obwohl die Gehalte derselben oft zu reichlich bemessen waren, so arbeiteten dieselben doch mit gutem Erfolg an der Verbesserung der Administration. Der Hauptschade bei der Sache war, daß England durch sein Hand in Hand gehen mit Frankreich in die Interessensphäre der privaten Gläubiger des ägyptischen Staates hineingezogen wurde.

Der Daily Telegraph sagt hierüber: „Die Hauptmasse der ägyptischen Schulden war zu dieser Zeit in den Händen Frankreichs konzentrirt, und die französische Regierung machte sich stets zur Vertreterin und Vermittlerin ihrer Geld verleihenden Unterthanen. Die Franzosen sind sparsame Leute, die ihre Ersparnisse gut anzulegen verstehen. Die Inhaber von Staatspapieren sind bei uns in England in der Regel reiche Kapitalisten, in Frankreich trifft man sie in allen Klassen der Gesellschaft, und so spricht ein französischer Diplomat, der zu pünktlicher Zahlung der Koupons fremdländischer Anleihen drängt, zuweilen für eine Million seiner Landsleute. Ein englischer Agent würde unter gleichen Umständen nur das Interesse einer Gruppe von Finanzgrößen oder höchstens dasjenige von einigen Tausenden aus der Mittelklasse vertreten. Dies erklärt teilweise die Verschiedenheit des diplomatischen Tones, dessen sich die beiden Kabinette im Verkehr mit der ägyptischen Regierung bedienten. Es ist in unserm Auswärtigen Amte ehrenvolle Überlieferung, sich auswärts nicht für unvorsichtige Staatsgläubiger zu verwenden. (Die Affäre des Juden Pacifico und Palmerston?) Anfangs gewährte unser Generalkonsul in Kairo den verschiednen aufeinanderfolgenden Agenten der Bondholders lediglich nicht offiziellen Beistand, und es ist zu bedauern, daß im April 1878, wo die ägyptischen Bauern schwer bedrückt waren, Lord Salisbury auf sofortige Zahlung der halbjährigen Zinsen bestand, die damals fällig wurden. Dies war eine einseitige Einmischung, die Schaden zur Folge hatte und überdies praktisch zu spät kam. Wir hätten den Gang der Dinge, welche zur Überschuldung Ägyptens führten, im Jahre 1868 aufhalten können, wo die Pforte für einige Zeit weitere Anleihen verhinderte und Ägypten noch nicht den fünften Teil dessen schuldete, was es heutzutage schuldet. Wir standen aber dabei und erlaubten Ismail riesenhafte Schulden zu kontrahiren, wir weigerten uns, dem Sultan bei seinem ursprünglichen Einspruche zur Seite zu treten, und schritten erst volle zehn Jahre später ein, als die Last dem Lande zu schwer wurde und der Chedive den Versuch machte, sie von demselben abzuwälzen. Für diese Abweichung von der finanziellen Reinheit unsrer auswärtigen Politik ist die doppelte Kontrole verantwortlich zu machen. Um mit unserm großen Nachbar auf freundlichem Fuße zu bleiben und Schritt für Schritt mit ihm zu gehen, mengten wir uns in morgenländische Finanzangelegenheiten, und jetzt haben wir

Digitized by Google

dafür zu büßen. Wir haben uns Ägyptens bemächtigt, aber es ist ein Land, das mit einer schweren, wenn auch nicht unerträglichen Staatsschuld beladen ist."

Leroy Beaulieu, welcher zwar für Frankreich das Wort nimmt, aber das Recht Englands, Ägypten zu annektiren anerkennt, fügt hinzu: „Es müssen in Betreff der Gläubiger Ägyptens Vorkehrungen getroffen werden. England wird dabei vielleicht Abänderungen des Bisherigen verlangen. Dies muß Frankreich zurückweisen. Wenn England die Übereinkünfte über die ägyptischen Schulden irgendwie anders gestaltet zu sehen wünscht, so möge es thun, was Frankreich in Tunis zu thun im Begriffe steht, so möge es die Schulden zurückkaufen und die Verwaltung derselben übernehmen. Hinausgedrängt aus jenem reichen Lande, darf Frankreich nicht auch noch gestatten, daß die Rechte von Franzosen dort geschmälert werden."

Diese Gleichstellung Ägyptens mit Tunis sieht wie ein Scherz aus. Die Schuld von Tunis ist unbedeutend, die von Ägypten ungeheuer. Der Grundgedanke des französischen Publizisten aber ist richtig. England befindet sich im Besitz Ägyptens und ist für den Gang von dessen Verwaltung verantwortlich. Es kann nicht einerseits die letztere überwachen und bestimmen und andrerseits die Verantwortlichkeit für das Thun und Lassen der nominell am Staatsruder stehenden eingebornen Minister von sich weisen. Diese Minister sind ja in Wirklichkeit an der Lenkung des Staatsschiffes so wenig beteiligt wie bei einem gewöhnlichen Schiffe Kapitän und Steuermann, wenn der Lotse an Bord ist. England ist verpflichtet, die ägyptischen Finanzen so zu regeln, daß die gerechten und billigen Ansprüche der ausländischen Staatsgläubiger nicht geschädigt und geschmälert werden, und was in diesem Falle gerecht und billig ist, werden die Herren Edgar Vincent und Blum Pascha zu entscheiden haben.

Die geschilderten Sünden waren nicht die einzigen, deren sich die dualistische Kontrole schuldig machte. Dieselbe war auch Ursache der gemeinschaftlichen Note, die im Januar 1882 so viel Aufregung hervorrief und, weil man ihr nicht ohne Vorzug Folge gab, bald der Mißachtung verfiel. Dies führte zu jenen Verzögerungen des Einschreitens, die Arabi erlaubten, seine Stellung zu befestigen, und lähmte den Westen, wo vereintes und entschlossenes Handeln die Notwendigkeit, Krieg zu führen, abgewendet haben würde. Der Aufstand der Nationalpartei und alles, was ihm folgte, waren die unmittelbaren Ergebnisse der schlecht gefügten Vereinigung Englands und Frankreichs. Glücklicherweise erwachte noch zu rechter Zeit in Frankreich die Furcht vor weiteren Schritten in der Sache (eine, beiläufig gesagt, ganz unbegründete Furcht vor argen Absichten der deutschen Politik), sonst würden wir jetzt in Ägypten ein Schauspiel vor uns haben, ähnlich demjenigen, welches in den Jahren 1864 bis 1866 sich in Schleswig-Holstein abspielte: ein Land besetzt von zwei Garnisonen, über welches zwei Ministerien des Auswärtigen verhandelten und sich über jede er-

Digitized by Google

forderlich gewordene Maßregel hin- und herstritten, bis daran sich ein großer Krieg entzündete.

Selbst die jetzige Verlegenheit im Sudan läßt sich auf die Einmischung der Westmächte, besonders Frankreichs, zurückführen. Hätte man Ismail Pascha die Vollendung der Eisenbahn nach dem Sudan gestattet, so würde jetzt eine bequeme Straße aus Ägypten nach jenem weiten Gebiete vorhanden sein. Jetzt machen Waaren auf ihrem Wege von Chartum nach Kairo nicht weniger als fünf Umladungen durch: zuerst gehen sie von Chartum bis Abud Hammed auf Nilbooten, dann auf den Rücken von Kamelen nach Korosko, darauf wieder zu Wasser bis zum zweiten Katarakt, von da wieder auf Kamelen nach Assuan und zuletzt nilabwärts nach Bulak, dem Hafen Kairos. Die beabsichtigte Eisenbahn von Wady Halfa am zweiten Katarakt nach Chartum würde viel Mühe und viel Aufwand an Zeit und Geld erspart haben; aber der Druck der Staatsgläubiger, hinter denen die westmächtliche Diplomatie stand, verhinderte die Ausführung des Planes Ismails und zwang ihn, ein Werk liegen zu lassen, welches die Hilfsquellen des Sudan erschlossen, das Land fest an Ägypten geknüpft und es ihm zehn Tagereisen näher gerückt hätte. Vor kurzem hat Lord Dufferin in einer Depesche die kürzere Route von Suakin nach Berber empfohlen, aber für jetzt ruhen alle solche Unternehmungen, und wir wollen hoffen, daß daraus nicht eine große Niedermetzelung der im Sudan noch befindlichen Europäer hervorgeht. Eine solche Katastrophe würde einen starken Ausbruch der Entrüstung über frühere Mißgriffe des Ministeriums Gladstone zur Folge haben und dessen Dauerhaftigkeit auf eine harte Probe stellen.

„Europa und das ägyptische Volk haben," so schrieb etwa vor Jahresfrist Lord Dufferin, „das Recht zu verlangen, daß unsre Einmischung eine wohlthätige sei und ihre Ergebnisse Dauer haben, daß sie aller Gefahr zukünftiger Störungen vorbeuge, und daß sie die Grundsätze der Gerechtigkeit, der Freiheit und des öffentlichen Wohlergehens festgegründet zurücklasse."

Schöne Gedanken! Aber nun lasse man die Ägypter und die, welche ihnen in Europa wohlwollen, bald auch dementsprechende Thaten sehen. Es ging damit bisher recht langsam, auf alle Fälle viel langsamer mit dem Neubauen, als es mit dem Niederreißen gegangen war.

Digitized by Google

Carl von Noorden.

in Jahr und wenige Monate sind verflossen, seit wir in diesen Blättern*) den dritten Band von Carl von Noordens groß angelegter „Europäischen Geschichte im achtzehnten Jahrhundert“ anzeigen konnten. Frohen Blickes in die Zukunft kündete damals der Verfasser das baldige Erscheinen eines vierten Bandes an. Heute stehen wir an dem Grabe dieses Mannes, der mitten in der Fülle eines reichen Schaffens kaum fünfzig Jahre alt am 25. Dezember 1883 aus der Reihe der Lebenden abgerufen wurde.

Was die Wissenschaft an Noorden verloren hat, in seinem ganzen Umfange und mit Berücksichtigung alles einzelnen darzulegen, sei Älteren und Berufeneren überlassen; einen kurzen Überblick darüber hat schon ein warm empfundener Nekrolog aus der Feder Georg Voigts gegeben,**) und wir dürfen hoffen, daß uns des Verstorbenen langjähriger Freund, Wilhelm Maurenbrecher in Bonn, sein Leben und Wirken in eingehenderer Weise zu schildern unternehmen wird.***) Die Worte, die hier gesprochen werden sollen, kommen aus dem Munde eines ehemaligen Schülers, der das Glück hatte, fünf Semester hindurch — zuerst in Bonn, dann in Leipzig — unter der Einwirkung dieses seltenen Mannes zu stehen. Nur der Lehrer daher, wie auf dem Katheder und in dem Seminar so im persönlichen Verkehr mit seinen Schülern, soll hier gezeichnet werden. Zuvor aber mag, unter Benutzung von Voigts Nekrolog, ein kurzer Abriß seines Lebensganges gegeben werden.

Carl von Noorden war am 11. September 1833 in Bonn geboren. Als ein Achtzehnjähriger bezog er die Universität seiner Vaterstadt und ward als Jurist immatrikulirt. Aber ein Fachstudium vermochte seinen Geist nicht auszufüllen. Bald hier, bald dort suchte er seinen Anker zu werfen, und nach mannichfachen Ausflügen auf das Gebiet der Musik, der Kunstgeschichte, der Philosophie, der Sprachen und Literaturen landete er endlich auf der ehrwürdigen Spracheninsel des Sanskrit. Es galt ihm, auf dem Wege vergleichender Mythologie die Entwicklung des Gottesbegriffes bei den Indogermanen zu verfolgen, und in seiner Dissertation (1855) legte er die erste Frucht dieser Studien

*) Grenzboten 1882, III., S. 544—548.

**) Leipziger Tageblatt, 4. Januar 1884.

***) Maurenbrecher bereitet, wie wir hören, eine Sammlung der so anziehenden öffentlichen Vorträge und der kleineren in Zeitschriften verstreuten Aufsätze Noordens vor und wird derselben eine Lebensskizze des Verstorbenen beigeben.

Digitized by Google

nieder.*) Aber auch auf diesem Gebiete hielt es ihn nicht für immer, erst die mächtige Persönlichkeit Rankes war es (1856), die seinem ungemessenen Forschungstrieb die Bahnen anwies, denen er von da ab mit nimmer müdem Eifer treu blieb. Nun folgten, nachdem er im Jahre 1857 sich ein eignes Heim gegründet, lange Jahre des stillen und gesammelten historischen Studiums, des innern Ausreifens, bis der Dreißigjährige mit seiner ersten größern historischen Schrift über den Erzbischof Hinkmar von Rheims**) an die Öffentlichkeit trat und sich gleichzeitig an der Bonner Universität habilitirte. Er war auf der Höhe seines Lebens und seines Schaffens angelangt. Reiche Erfolge fielen ihm von da an ungesucht in den Schoß. Die deutschen Universitäten warben um seinen Besitz. Zuerst berief ihn Greifswald im Jahre 1868 als ordentlichen Professor der Geschichte, dann Marburg im Jahre 1870. An beiden Universitäten blieb er nicht länger als zweiundeinhalbes Jahr. Schon im April 1873 folgte er einem Rufe nach Tübingen; einen weitern Ruf nach Breslau lehnte er ab, um sich nicht aus liebgewordenen Verhältnissen losreißen zu müssen. Als dann aber in Bonn durch Sybels Berufung nach Berlin dessen Stelle frei wurde, vermochte er dem an ihn gerichteten Rufe nicht zu widerstehen, er kehrte (Ostern 1876) in seine Vaterstadt zurück, wo damals seine Mutter noch lebte, der er stets ein treuer, aufopfernder Sohn gewesen. Aber nur zwei Semester blieb er dort. Schon im Sommer 1876 erging an ihn nach Wattes Tode der Ruf nach Leipzig. Hier hat er von Ostern 1877 an eine reiche Wirksamkeit entfaltet, hier glaubte er sein bleibendes Heim gefunden zu haben. Seine Vorlesungen gehörten zu den besuchtesten, sein Seminar war stets überfüllt, der Kreis seiner Schüler wuchs von Jahr zu Jahr. Daneben arbeitete er rüstig an seiner „Europäischen Geschichte im achtzehnten Jahrhundert" fort. Aber sein starker Geist wohnte in einem schwachen Körper. Sorge für seine Person, für seine Gesundheit hatte er, wo sein Beruf in Frage kam, nie gekannt. Auf die Dauer jedoch hielt sein Körper den Anstrengungen, die er ihm zumutete, nicht Stand. Nur ein einziger ordentlicher Professor der Geschichte war neben ihm angestellt, auf den Schultern beider Kollegen ruhte die ganze Last aller historischen Examina einer großen Studentenschaft. Dabei arbeitete der rastlose Mann immer neue Vorlesungen aus und widmete dem historischen Seminar, das er begründet hatte, die angespannteste Arbeitskraft. Im Frühjahr 1882

*) Der Titel lautet: Symbolae ad comparandam mythologiam vedicam cum mythologia germanica imprimis pertinentes ad pugnam Dei aestivi cum dracone. Adjectis nonnullis Rigvedae hymnis e libro VIII, IX et X typis nondum impressis ad Deum Indram. Bonnae 1855. In Zusammenhang mit diesen Studien steht — gewissermaßen ihr poetischer Niederschlag — die freie Nachdichtung der nordischen Sage von Helgi, welche Noorden einige Jahre später herausgab. (Die Sage von Helgi. Liederkreis nach der Edda. Bonn, 1857.)

**) Hinkmar, Erzbischof von Rheims. Ein Beitrag zur Staats- und Kirchengeschichte des westfränkischen Reiches in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts. Bonn, 1863.

Digitized by Google

brach er zuerst zusammen, ein örtliches Leiden warf ihn nieder. Das Urteil der Ärzte zwang ihm einen Urlaub für das ganze Sommersemester auf. Bitter war ihm der Entschluß dazu, aber er hoffte seine erschlaffte Arbeitskraft wiederzugewinnen. Noch zwei Semester hat er dann gelehrt und gearbeitet, aber seine „miserable Leiblichkeit“ — wie er selbst spottend klagte — hemmte ihn auf Schritt und Tritt. Ohne wesentliche Unterbrechung, aber häufig unter den heftigsten Schmerzen führte er sein letztes Kolleg, die „Geschichte des deutschen Kaisertums im Mittelalter,“ bis in die Zeit der Staufer. Am 13. Juli 1883 las er zum letztenmale. Dann warf ihn ein unheilbares Brustleiden auf ein schmerzenreiches Krankenlager. In der Nacht vom ersten zum zweiten Weihnachtstage des verflossenen Jahres ist er entschlafen.

Die Bedeutung, welche Noorden als akademischer Lehrer erlangt hat, lag in der Tiefe seiner Persönlichkeit begründet. Er gab vor allem sich selbst, seinen ganzen inneren Menschen. Nicht darum war es ihm hauptsächlich zu thun, seinen Schülern positives Wissen zu vermitteln, sondern ihnen eine Fülle persönlicher und darum lebendiger Anregungen zu bieten. Er war sich dieses Grundzuges seiner Lehrmethode sehr wohl bewußt. „Meine Stärke, schrieb er einmal, liegt nicht in dem Positiven, dem Sachlichen, was ich als zu Erlernendes gebe, sondern in der Anregung, die ich aus eigner Erregung heraus zu erteilen vermag.“ Wer daher in seine Vorlesungen kam in der Erwartung in ihnen eine Reihe neuer und neuester Forschungen über diese und jene Kontroversfrage erwähnt oder polemisch erörtert zu sehen, wem es vorwiegend um ein „gutes Heft“ zu thun war, der mußte sich in diesen Vorlesungen enttäuscht fühlen. Nicht als ob Noorden das Interesse an den Fortschritten der Wissenschaft im einzelnen gefehlt, nicht als ob es ihm an Beherrschung des geschichtlichen Stoffes und seiner gewaltigen Literatur gemangelt hätte — unermüdlich arbeitete er bis zuletzt, immer von neuem nach dieser Richtung an seinen Vorlesungen —, aber er hob das Neue nicht als Neues besonders hervor, er fügte es unvermerkt dem Ganzen ein, denn nicht ein historisches Kompendium und noch viel weniger ein Resümee über den gegenwärtigen Stand der Forschung wollte er geben; worauf es ihm ankam, war einerseits, klar den politischen Gedanken darzulegen, andrerseits seine Zuhörer in das Verständnis der menschlichen Persönlichkeiten einzuführen. Mit sicherer Hand und in gedrungenen Zügen entwarf er das Charakterbild einer historischen Epoche. Weit ausgreifend pflegte er rückwärts und vorwärts die Verbindungsfäden zu schlagen, stets bemüht, den werdenden Gestaltungen bis auf ihre ersten Keimtriebe, bis auf ihre letzten Verästelungen nachzugehen. Seine Geschichte des Reformationszeitalters setzte mit 1378, dem Jahre des großen Papstschismas, ein und endete mit dem Frieden von Münster und Osnabrück. Eine Reihe einleitender Kapitel dieser Vorlesung widmete er der kaiserlichen und päpstlichen Theokratie im Mittelalter, der Ausbildung des päpstlichen Absolutismus auf kirchlichem Lebens-

Digitized by Google

gebiete, den kirchlichen Häresien und den kirchenreformatorischen Ansätzen im 12. und 13. Jahrhundert, weiter dem Emporkommen der Staatsgewalten in den verschiedenen europäischen Ländern und endlich der literarwissenschaftlichen wie der religiös-kirchlichen Geistesbewegung des vierzehnten Jahrhunderts. Auf solchem Unterbau erst begann er den konziliaren Gedanken und seine Geschichte aufzubauen, um sich dann nach einer umfassenden Ansicht des abendländischen Staatensystems in der Epoche des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit seiner engeren Aufgabe zuzuwenden. Der Kreis seiner Vorlesungen umfaßte ursprünglich die gesamte mittlere und neuere Geschichte. Erst in Bonn und Leipzig mußte er sich als Professor für neuere Geschichte auf letzteres Gebiet beschränken. In einem Cyklus von vier Vorlesungen pflegte er dasselbe vorzutragen. An das Reformationszeitalter schloß sich die Geschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche er bis 1763 führte. Dann folgte die französische Revolution, genauer bezeichnet die Geschichte Europas von 1763 bis 1814. Den Schluß machte die begreiflicherweise besonders stark besuchte Vorlesung über die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Aber auch jetzt war der Kreis seiner Vorlesungen darum kein abgeschlossener: wo sich das Bedürfnis fühlbar machte, griff er auch auf andre Gebiete hinüber. So arbeitete er erst in den letzten Jahren die Geschichte des deutschen Kaisertums und des Papsttums im Mittelalter wieder aus, ein Gebiet, welches er — die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges abgerechnet — wie kaum ein andres sonst von Grund aus beherrschte.

Noordens Vorlesungen waren in Aufbau und Darstellung in sich abgeschlossene Kunstwerke. Und gerade darum wirkten sie auch so mächtig, zogen sie fortwährend sowohl Studenten aller Fakultäten wie auch außerhalb des Universitätsverbandes stehende Hospitanten an. Die durchschnittliche Zahl seiner Zuhörer in Leipzig betrug ungefähr 200. Und wenn ein besonders interessanter Gegenstand in Aussicht stand, vermehrte sich diese Zahl so, daß die Sitzplätze nicht ausreichten und sich an Wänden und Fenstern Gruppen von Stehenden bildeten. Wenn Noorden dann in diesen gefüllten Saal eintrat und in seinem eiligen Schritt aufs Katheder zustürmte, erhob sich ein donnerndes Beifallsgetrampel, das die ersten Worte des beginnenden Vortrages noch verschlang. Die gleiche staubaufwirbelnde Ovation wiederholte sich am Schlusse jeder Vorlesung. Erst mehrfache Bitten und ernsthafte Vorstellungen des bescheidenen Mannes bewogen die Leipziger Studenten, auf dieses ihr ererbtes Recht, Beifall und Zustimmung auszudrücken, in Noordenschen Kollegien fernerhin zu verzichten. Von da ab vernahm man nur noch am Anfang und am Schluß des Semesters diese Kundgebung.

Noordens Vortrag war frei. Auf dem Papiere vor sich hatte er nur die reiche Literatur, die er am Anfang jedes Kapitels kurz angab, die wesentlichsten Daten und Zahlen und das Gerippe dieses oder jenes Hauptgedankens verzeichnet. Nicht als ob

Digitized by Google

das Übrige die Frucht einer augenblicklichen Eingebung gewesen wäre. Es gründete sich auf eine sorgsame Vorbereitung, auf eine energische Gedankenarbeit. Nicht in behaglicher Breite floß darum der Strom seiner Erzählung dahin, gedrungen vielmehr und zielbewußt arbeitete die Darstellung stets einem bestimmten Endpunkte zu. Die Rede selbst war eilig und erschwerte dem Ungeübten das Nachschreiben ungemein. In einen Satz womöglich sollte ein ganzer Gedankengang zusammengepreßt werden. Lange Perioden bildeten darum ein Hauptmerkmal des Noordenschen Vortrages. „Aus innerer Erregung heraus," selbst von seinem Gegenstande gepackt, mit gehobener Stimme und in getragenem Stil sprach er — alles unnütze rhetorische Beiwerk verschmähend — mit jener eindringlichen Energie, mit jener überzeugungsvollen Wucht, die ihre Wirkung auf die empfänglichen Gemüter seiner Hörer nicht verfehlte.

Einen Hauptreiz der Noordenschen Vorlesungen für die Mehrzahl seiner Zuhörer bildeten die Charakteristiken. Er selbst legte gerade auf sie einen besonderen Nachdruck. Seiner Natur war von jeher eine kräftige Beimischung künstlerischen Hanges und Sinnes eigen. Wie er einst im Ernst hatte daran denken können, sich ganz der Musik zu widmen, wie er in einer freischöpferischen Nachdichtung der Eddasage von Helgi seine poetische Ader erprobt hatte, so blieb auch in späteren Jahren dem Gelehrten die Künstlernatur vermählt. Wesentlich ein künstlerisches Versenken war es, aus dem seine vielbewunderten Charakterschilderungen hervorgingen. Jedem Leser seiner „Europäischen Geschichte" sind die Bilder eines Wilhelm von Oranien und Anton Heinsius, eines Marlborough und Bolingbroke, eines Ludwig XIV. und einer Maintenon unvergeßlich. Kann man sie als wahre Kabinetsstücke des historischen Porträts bezeichnen, so gaben ihnen die Charakterschilderungen der Vorlesungen an plastischer Gegenständlichkeit nichts nach. Natürlich fehlte diesen das feinere Detail, jenen ausgeführten Gemälden treten sie als bloß skizzirte Umrißzeichnungen gegenüber. Diesen wie jenen aber war in gleicher Weise die Wahrheit und die Lebendigkeit des Ausdrucks, die Tiefe der Auffassung und die Meisterschaft der Darstellung eigen.

Die Vorlesungen umfaßten nur einen Teil von Noordens akademischer Wirksamkeit. Der Kreis, der sich im historischen Seminar um ihn versammelte, war naturgemäß kleiner, umso intensiver aber war die Arbeit des Lehrers wie der Schüler. Hier war die Stätte, wo die künftigen Historiker gebildet werden sollten. Mit welcher Hingabe, ja mit welcher Aufopferung seiner Kräfte und Hintansetzung seiner eigensten Bequemlichkeit — der Bequemlichkeit des Hauses — Noorden sich der Leitung dieses Instituts widmete, das wird lange im dankbaren Gedächtnis seiner Schüler fortleben. Um die Förderung der historischen Seminare auf den deutschen Universitäten hat sich Noorden auch über den engern Kreis seiner persönlichen Wirksamkeit hinaus dauernd verdient gemacht. Historische Übungen, in denen ein Professor seine Studenten methodisch mit den Aufgaben der Geschichtsforschung, den Quellen und ihrer kritischen Benutzung

Digitized by Google

bekannt machte, gab es längst bei uns. Sie reichen in ihrer Entstehung in die Zeit des Erwachens der kritischen Geschichtsforschung in Deutschland, in diejenigen Jahrzehnte unsers Jahrhunderts zurück, in denen Pertz die ersten Bände der Monumenta Germaniae historica in die Welt schickte. Das Seminar Rankes, aus dem unsre bedeutendsten jetzt lebenden Historiker hervorgegangen sind, ist berühmt geworden. Nicht minder das von Waitz, über das in diesen Blättern kürzlich ein „Waitzianer" berichtet hat. Aber die äußeren Formen, unter denen diese Institute an den Universitäten bestanden, waren ihrem Gedeihen häufig nicht förderlich. Was ihnen fehlte, war eine eigne Lokalität, in der die Übungen hätten abgehalten werden können, die zugleich eine gemeinsame Bibliothek der wichtigsten Quellensammlungen, Handbücher und Zeitschriften zu beherbergen gehabt und endlich den Mitgliedern als Arbeitszimmer ununterbrochen hätte offenstehen müssen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich das Verdienst, diese Einrichtungen zuerst an unsern Universitäten eingeführt zu haben, Noorden zuschreibe. In Tübingen, Bonn und Leipzig ist er der Begründer solcher historischen Seminare geworden, an andern Orten ist man ihm nachgefolgt, und es erscheint zweifellos, daß diese Einrichtung sich mit der Zeit überall Eingang verschaffen wird. Noorden hielt sie so sehr für die unerläßliche Vorbedingung einer erfolgreichen Arbeit in den historischen Übungen, daß er da, wo ihrer Einführung von seiten der Universität Hindernisse entgegenstanden, auf eigne Hand in seiner Privatwohnung ein Zimmer für diese Übungen herrichtete, mit den nötigen Büchern aus seiner eignen Bibliothek ausstattete und den Mitgliedern seines Seminars zu freier Benutzung zum Zweck ihrer Vorbereitungen überwies. So hatte er es in Marburg gehalten, so hielt er es anderthalb Semester lang in Bonn, bis die Einrichtung im Universitätsgebäude fertig war. Da kam es denn in seinem zweiten Bonner Semester vor, daß bei größerm Andrange das ursprünglich für das Seminar bestimmte Zimmer nicht mehr ausreichen wollte. Was sollte geschehen? Das Seminar durfte nicht Not leiden, und wenn es die eigne Bequemlichkeit kostete. So ward ohne Umstände das größte Zimmer des Noordenschen Hauses geräumt, und das Seminar rückte an langen Tischen für einige Monate in die Räume ein, in denen die Familie sonst gewohnt war, ihre Freunde zu empfangen. „Erst kommt bei mir der Professor," pflegte der eifrige Mann zu sagen, und er hat dies Wort redlich wahr gemacht.

Wie segensreich aber die Einrichtung eines Seminararbeitszimmers mit Bibliothek sein, und wieviel Wert Norden selbst auf sie legen mochte, das Wesentliche lag doch auch hier in seiner Persönlichkeit selbst. Er besaß eine unvergleichliche pädagogische Begabung, und seinem Talent entsprach die Lust und Liebe, ja beinahe die Begeisterung, mit der er an diesem Teile seiner Thätigkeit hing. Hier hat er seine beste Kraft eingesetzt, hier hat er ohne Zweifel auch sein Bedeutendstes geleistet. Der wesentliche Vorzug seiner historischen Übungen bestand darin, daß in ihnen alle Teilnehmer gleichmäßig zu

Digitized by Google

den gemeinsamen Arbeiten herangezogen wurden. Die Sitte der von Stunde zu Stunde wechselnden Referate, bei denen immer nur ein Teilnehmer direkt beteiligt ist, kannte er nicht, er stellte allen dieselbe Aufgabe und ging mit seinen Fragen von einem zum andern. Vorbedingung einer solchen Handhabung war freilich auch die Möglichkeit einer für alle gleichmäßigen Vorbereitung, und man sieht nun, weshalb es ihm so am Herzen liegen mußte, ein gemeinsames Arbeitszimmer mit Bibliothek für seine Schüler zu haben. Eine weitere Folge dieser Methode war die größte Anspannung jedes einzelnen. Arbeitslustig und arbeitskräftig, wie er selbst war, nicht gewohnt, seinem Körper wie seinem Geiste Mühe und Anstrengung zu sparen, pflegte er auch an seine Schüler die stärksten Anforderungen zu stellen. Wer in sein Seminar ging, hatte eine arbeitsreiche Zeit vor sich. Nachdem am ersten Abend die Aufgabe des Semesters besprochen, die Quellen und Hilfsmittel aufgezählt und charakterisirt waren, pflegte Noorden sofort als Einzelaufgaben eine Reihe kritischer Fragen zu diktiren, deren jeder er ein Verzeichnis der zugehörigen Quellenstellen und in gedrängtester Fassung eine Anzahl von kritischen Nebenfragen beifügte, welche den Zweck hatten, auf die wesentlichsten Punkte, auf die es bei Beantwortung der Hauptfragen ankam, hinzuweisen. In der nächsten Zusammenkunft ward dann zuerst die Analyse der einzelnen Quellenberichte verlangt: der eine referirte über diese, der andre über jene Quelle. In welchem Verhältnis die Quellen zu einander stünden, wie jede für diesen oder jenen Punkt zu verwerten sei, wie die verschiedenen Nachrichten sich ergänzten, welchem Berichte, wo die Aussagen sich entgegenstanden, zu folgen sei, das ward an der Hand jener kritischen Unterfragen im einzelnen zu beantworten versucht. Zum Schluß ward die Summe gezogen, Richtiges von Falschem und Tendenziösem geschieden und auf dem Grunde der für wahr erkannten Quellenaussagen der Aufbau des betreffenden Ereignisses, seine kritische Herstellung unternommen. Das Lieblingsthema Noordens in diesen Übungen war die Zeit des Investiturstreites, die er von dem ersten Beginn dieses Kampfes unter Heinrich IV. und Gregor VII. bis zu seiner endlichen formellen Beilegung unter Heinrich V. und Calixt in einer Folge von mehreren Semestern zu behandeln pflegte. Aber auch Partien aus der Geschichte Friedrich Barbarossas und ausgewählte Fragen aus der deutschen Verfassungsgeschichte machte er zum Gegenstand seiner Seminarübungen, und in Leipzig unternahm er sogar das Wagnis, Stücke aus der neueren Geschichte (die französisch-europäische Politik der Jahre 1665 bis 1668 und Friedrichs II. Histoire de mon temps) auf diese Weise kritisch zu verwerten. Mit ruhiger Sicherheit wußte er dabei die oft verwickelten kritischen Fragen, die sich aufthaten, und die an sie geknüpfte lebhafte Debatte zu beherrschen. Bei allem Verfolgen sich neu eröffnender Nebenpfade, bei allem Eingehen auf fremde Anschauungen oder auf etwaige Einwürfe seiner Schüler verlor er nie den Faden, behielt er stets die Leitung in der Hand. Dankte er diesen Umstand in erster Linie der eignen

Digitized by Google

intensiven Vorbereitung und der zielbewußten Energie seines Charakters, so liegt das Geheimnis seiner pädagogischen Virtuosität doch auf einem andern Gebiete. Der künstlerische Sinn war es, der ihn auch da beherrschte, wo er die strenge Methode kritischer Quellenbenutzung lehrte. Nach eignem Geständnis war er weit entfernt davon, im Sachlichen, in der quellenkritischen Untersuchung selbst aufzugehen. Mit dem Auge des Künstlers ruhte er auf dem spröden Stoffe. „In den seminaristischen Arbeiten — dies sind seine eignen Worte — reizt mich weniger das kritische Ergebnis als die abgerundete Vollkommenheit der gehandhabten Methode."

Noorden selbst war der letzte, sich dieses Vorwalten künstlerischen Hanges auch in gelehrter Arbeit zum Ruhme anzurechnen. In seiner Bescheidenheit glaubte er in dem Übergewichte von Anregung über das positive Wissen, welches er zu vermitteln pflegte, einen Fehler zu entdecken. Wir unsrerseits möchten gerade in diesem Zuge seines Wesens einen seltenen Vorzug erblicken, der seiner Lehrthätigkeit zu ihren schönsten Erfolgen verhalf. Daß er die Richtung auf Fach und Brot — für die überwiegende Mehrheit der Studenten ja der naturwüchsige Hang — durch seine Art zu lehren nicht begünstigte, wird niemand tadeln wollen. Das Gleichgewicht zwischen Anregung und Wissen stellt sich bei den meisten von selbst her. Noorden selbst erkannte das und sprach sich auch in diesem Sinne aus.

Eine andre Gefahr aber lag allerdings nahe. Noordens Persönlichkeit war so mächtig, die Anregung, welche er ausübte, war so nachhaltig, die Energie seines Wesens wirkte so bestimmend, daß es einem jungen Manne, der sich ihm als Schüler in Kolleg und Seminar hingegeben hatte, schwer werden mußte, ihm gegenüber seine Selbständigkeit zu wahren. Ihm selbst blieb dieser Umstand am wenigsten verborgen, und er beklagte es, daß er seinen Schülern fast regelmäßig mit dem fertigen Ergebnis der Forschung entgegentrete und die natürliche Entwicklung ihrer Eigenheit dadurch vielleicht hemme. In treuer Sorge suchte er die Gefahr, die in diesem Verhältnis lag, abzuwenden, und mit einer Selbstverleugnung, die wir als den adlichsten Zug seines Charakters verehren, entließ er darum gerade die liebsten seiner Schüler, wenn sie einige Semester bei ihm gewesen waren, aus dem Bereich seines persönlichen Einflusses, damit sie in andrer Schule — „bei sachlich tüchtigeren Meistern," wie er zu sagen pflegte — Selbständigkeit und Schaffensfähigkeit bewahrten. Einige sind dann später zu ihm zurückgekehrt, viele blieben in der fremden Schule und sind eine Zierde derselben geworden, alle aber bewahren dem Manne, dem sie so viel verdanken, ein unvergängliches Gedächtnis.

Was Noorden seinen Schülern war, läßt sich nicht mit dem Worte „Lehrer" erschöpfen. Freund und Berater war er ihnen allen, einige haben einen zweiten Vater an ihm verloren. Mit diesem und jenem blieb er auch nach seinem Abgang von der Universität in brieflichem Verkehr, stand ihm anspornend und

Digitized by Google

beratend zur Seite. Und wie viele danken seinem empfehlenden Wort ihr äußeres Fortkommen. Alles aber, was er in dieser Richtung that, geschah aus rein menschlichen Antrieben. Jeden Dank wehrte er ab. „Sie wissen, daß die angemessene Sorge für mir liebgewordene Menschen mir Selbstbefriedigung ist," sagte er einfach. Ein Schulhaupt, der Mittelpunkt einer wissenschaftlichen Partei ist er daher nie gewesen, für eine solche Rolle war seine Natur zu vornehm. Die Aufopferung für andre war ihm zur zweiten Natur geworden, die Fürsorge für seine Studenten aber erschien ihm geradezu als ein wesentlicher Teil seiner Amtspflicht. Wie mancher hat aus seiner Sprechstunde fruchtbringenden Rat, dauernde persönliche Anregung heimgetragen. Mit einer weitherzigen Liberalität stellte er seine Bibliothek auch ungebeten zur Verfügung; reiste er in die Ferien, so schickte er wohl diesem oder jenem, den er bei seiner Dissertation beschäftigt wußte, ganze Körbe mit Büchern ins Haus, darunter die zum Teil unersetzlichen Monumenta Germaniae. Ein oder mehrere male im Semester versammelte er einen großen Kreis von Studenten in seinem Hause um sich, und kaum vergingen mehrere Wochen, daß er nicht wenigstens einige Schüler in engstem Kreise bei sich gesehen hätte. Dann pflegte sich seine reiche Gabe der Unterhaltung frei zu entfalten: auch hier wie im Seminar beherrschte er stets die Debatte. Nicht als ob ein ungezwungener Ton in diesem Kreise gefehlt hätte — das heitere Temperament des Rheinländers verleugnete Noorden bei solchen Gelegenheiten am wenigsten —, aber es lag nun einmal in seiner Natur, daß er die Unterhaltung stets über das gewöhnliche Niveau hinaushob, daß er ein zufällig angeregtes Thema mit Feuer aufgriff und in seiner anregenden Weise — über die ganze Tafel hin dozirend — verfolgte. Eine hohe Idealität lag überhaupt über seinem ganzen Wesen ausgebreitet, zu einer familiären Vertraulichkeit ließ er sich auch seinen nächsten Schülern gegenüber nicht herab. Nur umso intensiver wirkte darum sein persönlicher Verkehr. Er hatte selbst in seiner Jugend den nachhaltigen Einfluß, den der Umgang älterer Männer auf Jüngere ausübt, an sich erfahren. Kein geringerer als Karl Josias von Bunsen war es, dem er sich in dieser Weise verpflichtet fühlte. Ihm widmete er die Frucht seiner Muse, die Sage von Helgi. Ich setze einige Worte aus der Widmung hierher, weil sie auf ihn selbst eine schlagende Anwendung finden. „Kein Mittel geistiger Anregung — sagt er an dieser Stelle — wüßte ich zu nennen, welches auf gleiche Weise die Seelenkräfte junger Männer zu den höchsten und edelsten Zielen zu lenken und die Energie des Strebens so sehr anzufeuern imstande wäre, wie es das liebevolle Eingehen, die verständnisvolle Teilnahme eines solchen Mannes auf unser geistiges Ringen und Wollen vermag." In diesen Worten ist die Summe dessen ausgedrückt, was auch den persönlichen Verkehr mit Noorden so nachhaltig befruchtend machte. Was er als Jüngling empfangen hatte, er hat es als reifer Mann mit Wucherzinsen an seine Schüler zurückgezahlt.

Dresden. Gustav Buchholz.

Digitized by Google

Die niederländische Genre- und Landschaftsmalerei.

Von Adolf Rosenberg.

1.

Der Charakter des Landes. Der nordische Realismus. Die Anfänge des Sittenbildes und der Landschaft.

enn man nach dem Grunde fragt, weshalb sich gerade inmitten einer Bevölkerung, welche um alle Bedingungen des menschlichen Daseins die schwersten und hartnäckigsten Kämpfe zu bestehen hatte, die Kunst und insbesondere die Malerei so reich und üppig entfalten konnten wie in keinem zweiten Lande der Welt, Italien nicht ausgenommen, so wird die Wissenschaft der Völkerpsychologie schwerlich eine befriedigende Antwort auf diese Frage geben können. Die klimatischen Verhältnisse und die des Bodens haben dieses Wunder allein nicht zuwege gebracht. Denn dieselben Verhältnisse finden sich auch in andern Ländern, in welchen gleichwohl die Kunst niemals Wurzel geschlagen hat. Die Feuchtigkeit der Atmosphäre und der durch sie erzeugte silberne Glanz der Luft, welche der farbigen Oberfläche eine große Frische und einen satten, leuchtenden Ton verleihen, haben unzweifelhaft einen starken Einfluß auf die Entwicklung des Farbensinnes unter den niederländischen Malern geübt. Das lehrt uns eine Analogie auf italienischem Boden, die Kunststadt Venedig, zu welcher auf nordischem Boden Amsterdam das Seitenstück bildet. Der Wasserdunst, welcher aus den Lagunen und den Kanälen emporsteigt und die Luft beständig mit Feuchtigkeit sättigt, hat den Grund gelegt zu der intensiven Farbenglut und der sonoren Harmonie der Töne, durch welche sich die venezianische Malerschule vor allen übrigen Kunstschulen Italiens auszeichnet. Aber gerade das Beispiel Venedigs zeigt uns auch, daß gleiche klimatische Voraussetzungen nicht zu gleichen Ergebnissen führen. Wohl offenbart sich in der venezianischen Malerei ein stärkerer realistischer Zug, als wir ihn in den übrigen Malerschulen Italiens finden. Aber im Vergleich zur holländischen Malerei hat die venezianische ein durchaus idealistisches Gepräge. Es müssen also andre Momente hinzugetreten sein, um der ersteren denjenigen Charakter zu geben, welchen sie, vorübergehende Schwankungen abgerechnet, immer bewahrt hat. Diese und andre Momente können aber nur wirksam gewesen sein, wo eine gewisse Empfänglichkeit, eine natürliche Be-

Digitized by Google

gabung von vornherein vorhanden war. Weder das Material der Farbe noch die Fähigkeit, Farben zu erkennen, machen allein den Maler aus. Wie die Normannen in erster Linie für den Krieg angelegt waren, so hatte die Natur den Leuten, welche sich an den Ufern der Maas, der Schelde und an den Ausflüssen des Rheins auf dem beweglichen Dünensande ansiedelten, die Gabe der Kunst mit auf den Weg gegeben. Die Niederländer sind ein spezifisches Kunstvolk. Die Organe für die Kunst waren ihr natürliches Besitztum, und nur die Ausbildung derselben war äußeren Einflüssen unterworfen. Wir müssen diese Thatsache a priori als vorhanden annehmen, da sich auf dem Wege der Analyse nicht mehr feststellen läßt, weshalb gerade die Niederländer im Besitz dieser Organe waren. Diese Thatsache ist aber umso wunderbarer, als die Bevölkerung jenes Länderkomplexes, welcher heute das Königreich der Niederlande und das Königreich Belgien bildet, eigentlich ein Mischvolk ist. Schon die Belger selbst, welche dem letzteren den Namen gegeben haben, waren kein rein gallischer Stamm, sondern aus Kelten und Germanen gemischt; dagegen waren die nördlicher wohnenden Bataver und Friesen reine Germanen. Während die Bevölkerung dieses nördlichen Teils der Niederlande sich bis auf den heutigen Tag rein erhalten hat, spiegeln sich in Belgien die alten Verhältnisse noch heute wieder, indem die autochthone Einwohnerschaft zur einen Hälfte vlämisch, also germanischer Herkunft, zur andern Hälfte wallonisch, also keltischen Ursprungs ist. Trotzdem daß der Boden, auf welchem diese Bevölkerung ansässig war, im großen und ganzen eine gleiche Physiognomie trug, machte sich der Riß, welcher durch die nördlichen und südlichen Landschaften ging, schon frühzeitig in der Kunst, in der Religion und im Staatswesen geltend. Die Lostrennung der sieben nördlichen Provinzen von den südlichen im Jahre 1581 gab diesem Zwiespalt nur den politischen Ausdruck.

Von vornherein war die Bevölkerung der südlichen Niederlande lebhafter, feuriger, temperamentvoller. Der Sinn für äußere Pracht und festlichen Glanz war hier bei weitem mehr entwickelt als im Norden. Man braucht nur eine vlämische Kirmes mit einer holländischen zu vergleichen, um auf die Verschiedenartigkeit des Volkscharakters bei aller scheinbaren Einheit in den Gebräuchen aufmerksam zu werden. Im Süden die Freude an glänzenden Aufzügen, das Aufgehen des Individuums in der Masse, im Norden, wo sich der Charakter im beständigen Kampfe mit den Elementen mehr schärft und festigt, das Hervortreten des Individuums, die Freude am Bewähren der persönlichen Tüchtigkeit und, darnach auf die Kunst angewendet, die Freude am Bildnis des Einzelnen und an größern Porträtgruppen, die aber auch nur auserwählte Individuen umfassen. Die Schützen- und Regentenstücke, welche in der holländischen Porträtmalerei eine so bedeutsame Rolle spielen, sind auf diesen Charakterzug zurückzuführen. Der Süden kennt solche Porträtgruppen von Leuten aus dem mittlern Bürgerstande nicht. Die größere Prachtliebe brachte den Südländer auch dazu,

Digitized by Google

sich nach einem leichtern Erwerbe umzusehen, als ihn der Ackerbau gewähren konnte. So wurde ihm der Handel zu einer Quelle des Reichtums, und daneben die Fabrikation von Gebrauchs- und Luxuswaaren, welche dem erstern einen Teil seiner Unterlage lieferten. Brügge, Gent, Mecheln, Lüttich, Ypern, Brüssel und Antwerpen waren neben- und nacheinander die mächtigen Metropolen des Handels und des Gewerbfleißes, während die Bewohner der nördlichen Provinzen in erster Linie auf die Produkte des Meeres und des Landes angewiesen waren und diese zur Grundlage ihres Handelsverkehrs machten. Im Norden behielt das Leben auch in den Zeiten höchster Machtentfaltung immer einen ärmlichen, kärglichen, nüchternen Anstrich. Wenn auch die Leute in den holländischen Provinzen ebenso gut aßen und tranken wie in den belgischen, so wurde doch dort ein bei weitem geringerer Wert auf die Ausstattung des Hauses und der Wohnung und auf die Kleidung gelegt. Den Südländern gab ihre eigne Fabrikation die kostbarsten Sammet- und Seidenstoffe in die Hand, während sich die Nordländer mit geringem, selbstgefertigtem Tuch begnügen oder jenen für schweres Geld ihre Erzeugnisse abkaufen mußten. Was ursprünglich vielleicht nur durch die Notwendigkeit hervorgerufen war, wurde später zur Sitte, und diese notgedrungene Einfachheit in der Tracht wurde gewissermaßen zu einer bürgerlichen Institution, als der Protestantismus in die nördlichen Provinzen seinen Einzug hielt und die Kluft zwischen beiden Teilen noch vergrößerte.

Nur in einem Punkte gab es eine gewisse Verwandtschaft, die auch später trotz aller Spaltungen bestehen blieb. Die kärgliche Beschaffenheit des Bodens zwang die Bevölkerung, alle ihre Kräfte im Kampfe um die Erhaltung des Lebens anzuspannen. Hier streckte das Meer unablässig seine gierigen Arme aus und bedrohte das Land, dort war es der sandige oder sumpfige Grund, welcher dem Ackerbauer die Früchte seiner Bemühungen weigerte. Immer war also ein Kampf mit realen Mächten zu bestehen, und gewissermaßen Auge in Auge standen sich die beiden Parteien gegenüber. Dieser Boden war nicht wie der Italiens, der ungezwungen aus dem Vollen spendete, zum behaglichen Genusse des Daseins geeignet, und deshalb konnte sich in denen, welche mit dem Boden ringen mußten, die Phantasie, die Tochter der Beschaulichkeit, nicht zu jener Kraft, zu jenem Schwunge entfalten, welche den italienischen Künstlern zu Gebote gestanden haben. Immer den Blick auf die Außenseite der Dinge richtend, erprobten die niederländischen Künstler auch an ihnen zuerst ihren Nachahmungstrieb, und die ersten Erfolge, die verhältnismäßig schnell auf diesem Wege erzielt wurden, waren so nachhaltig und grundlegend, daß die Einflüsse der italienischen Kunst während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts auf die niederländische den realistischen Charakter der letztern nur vorübergehend alteriren konnten.

Das Niederland ist die Wiege der realistischen Kunst, und deshalb entwickelte sich in seinen Grenzen die Landschaftsmalerei, welche die äußere Physio-

Digitized by Google

gnomie des Landes festzuhalten sucht, und die Malerei des Sittenbildes, welche das tägliche Leben zum Gegenstande hat, zu einer in andern Ländern bei weitem nicht erreichten Blüte. Selbst die religiöse Malerei nimmt in ihren reifsten Schöpfungen, welche wir dem größten Meister des Realismus, Rembrandt, verdanken, den Charakter des Sittenbildes an, und Andachtsbilder waren es, auf welchen der Genius der niederländischen Landschaftsmalerei zuerst seine Schwingen geregt hat. Demselben realistischen Zuge folgt die Porträtmalerei, deren Produkte nicht selten durch ihre Komposition — wir erinnern z. B. an die Schützenmahlzeit des van der Helst und an die Nachtwache Rembrandts — in das Gebiet des Sittenbildes fallen.

Länger als ein Jahrhundert hat es gedauert, ehe sich Landschaft und Sittenbild auf die Dauer von den religiösen Darstellungen lösten und selbständig auftraten. Es ist aber bezeichnend für die Tiefe, in welcher die realistische Anschauung der niederländischen Kunst wurzelte, daß wir die Anfänge der Landschaft, des Porträts und des Sittenbildes schon auf jenem großen Werke nachweisen können, welches an der Schwelle der niederländischen Kunst steht, an dem Genter Altar der Brüder van Eyck, dessen einzelne Teile sich in Berlin, Brüssel und Gent befinden. Diese merkwürdige Schöpfung ist ein Phänomen, welches uns als etwas wunderbares und ganz unvermitteltes entgegentritt, da keine Tafelgemälde auf uns gekommen sind, welche dem Genter Altar vorausgegangen sein können. Die Vollendung desselben fällt in das Jahr 1432, und fünfzehn Jahre früher muß er mindestens begonnen worden sein, da Hubert van Eyck, der ältere der Brüder, welcher den Gedanken der Komposition ersann, im Jahre 1426 starb und nach der Inschrift auf dem Gemälde bis zu seinem Tode doch schon einen Teil vor sich gebracht haben mußte, da sein Bruder Johann als der „Vollender" genannt wird. Wenn man von einigen rohen Fresken absieht, ist dieses Werk für uns wenigstens, geschichtlich betrachtet, eine völlig neue Erscheinung, und mit ihm muß man daher die Geschichte der niederländischen Malerei beginnen. Wie aber nichts Vollendetes oder Neues auf der Welt ohne Vor- oder Entwicklungsstufe zu denken ist, so müssen auch dem Genter Altar eine Reihe andrer Gemälde vorausgegangen sein, die sich unsrer Kenntnis entziehen. Das einzige Kunstmaterial, welches für uns den Zusammenhang mit ihm und der frühern Malerei vermittelt, sind die Miniaturen der Meßbücher, der Breviere, der Kalendarien, der Manuskripte der klassischen und der gleichzeitigen schönen Literatur. Sie befanden sich ebensowohl in der Händen der Geistlichen und Gelehrten wie im Besitze der Laien. Das beweist uns u. a. das Doppelbildnis des Goldwägerpaares von Quintin Massijs im Louvre, auf welchem die Frau in einem Gebetbuche blättert, dessen aufgeschlagene Blätter das Miniaturbild einer Madonna und einen kunstvollen Initial zeigen. Wenn wir uns die Kulturzustände des Mittelalters und der Renaissancezeit im weitesten Sinne vergegenwärtigen wollen, müssen wir stets die gleichzeitigen Kunstwerke befragen, da es

Digitized by Google

noch niemand gewagt hat, eine Kulturgeschichte dieser Epochen auf Grund der literarischen und artistischen Denkmäler zu schreiben.*)

Die Miniaturen sind es also, welche uns einige Aufschlüsse über den Stand der Malerei in den Niederlanden während des vierzehnten Jahrhunderts geben, und in ihnen regt sich bereits jene realistische Auffassung der Natur und der Menschen, die sich auf dem Genter Altar mit vollkommener Freiheit entfalten sollte. Hier erwacht zum erstenmale die Freude des nordischen Menschen an der Natur. Mit liebevoller Sorgfalt werden die landschaftlichen Hintergründe für die Szenen aus der heiligen Geschichte ausgemalt. Die Landschaften werden mit Burgen besetzt, wie sie die Künstler vor ihren Augen sahen, und der stolze Bürgersinn spiegelt sich auch in diesen Malereien, indem nicht selten ganze Städte mit ihren Mauern und Thürmen noch völlig naiv zwar, aber doch in der klaren Absicht, etwas wirklich Vorhandenes nachzubilden, dargestellt werden. Derselbe Anschluß an die Wirklichkeit offenbart sich in der Tracht der Figuren. Der historische Sinn war unter diesen Künstlern so wenig entwickelt, daß es keinem von ihnen einfiel, die Menschen könnten sich jemals anders getragen haben, als sie es täglich mit eignen Augen sahen. Und warum auch? Konnte es jemals etwas prächtigeres gegeben haben, als diese schweren, pelzverbrämten Sammet-, Seiden- und Brokatgewänder, diese kostbaren, von Juwelen funkelnden Gürtelketten, diese blinkenden Rüstungen und Waffen? Und diese Herrlichkeiten waren es wirklich wert, mit feinem Pinsel auf das subtilste nachgebildet zu werden. Die farbige Welt der Erscheinungen war so mächtig in ihrer Wirkung auf das Auge des Malers, daß die Phantasie garnicht nötig hatte, aus sich heraus zu schaffen. Die Wirklichkeit bot dem Künstler soviel, daß er vollauf zu thun hatte, um den Glanz, den Reichtum und das bewegte Leben seiner Umgebung nachzubilden. Die Tafelmaler, welche vor den van Eycks thätig waren, werden derselben Naturauffassung, und wahrscheinlich noch in verstärktem Maße, gehuldigt haben, und da ihnen überdies in der Ölfarbe ein glänzenderes Ausdrucksmittel zu Gebote stand, als den mit Gummi- und Leimfarben arbeitenden Miniaturmalern, wird die Wirkung, die sie erreichten, unzweifelhaft eine noch mächtigere gewesen sein. Denn die Brüder van Eyck haben keineswegs, wie es früher hieß, die Ölmalerei erfunden. Die Forschung hat ergeben, daß die Kunst, Öl als Bindemittel für mineralische und vegetabilische Farbstoffe anzuwenden, schon im

*) Der von Effenwein und Schreiber kürzlich herausgegebene „Kulturhistorische Bilderatlas" (Leipzig, Seemann) macht den ersten, sehr verdienstlichen Versuch dazu. Für die niederländische Kulturgeschichte im besondern ist dagegen, abgesehen von einigen Abschnitten in Jonckbloets Literaturgeschichte, nur wenig gethan worden. Von Wichtigkeit sind nur die Publikationen von D. van der Kellen, Antiquités des Pays-Pas, La Haye 1861, und von J. J. van Ysendyck, Documents classés de l'art dans les Pays-Bas du X. au XVIII. siècle 1880 ff. Das letztere Werk hat keinen Text, und der Text des erstern beschränkt sich nur auf dürftige Erläuterungen.

Digitized by Google

dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert bekannt war. Nur vervollkommnet haben die Eycks diese Technik, wie es noch heute große Künstler thun, denen die Ausdrucksmittel ihrer Vorgänger nicht mehr genügen. Ebensowenig haben die Schöpfer des Genter Altars den nordischen Realismus „erfunden," sondern denselben nur zu einer Vollkommenheit entwickelt, welche für alle Zeiten verständlich ist. Die Bildnisse der Stifter des Altars, des Patriziers Jodokus Vyd und seiner Gattin Lisbeth Burlut, sind wahre Wunderwerke der Naturnachahmung, welche die Kunst der späteren Jahrhunderte nicht mehr übertreffen konnte. Wohl vermochte sie das Bildnis einer Person mit einem stärkeren Nimbus von Vornehmheit zu umgeben, wohl vermochte sie dem Porträt durch die malerische Behandlung ganz andre, unendlich vielseitige Reize zu verleihen, aber der Ausdruck unmittelbaren Lebens innerhalb einer schlichten bürgerlichen Existenz ist niemals mit gleich einfachen Mitteln schlagender wiedergegeben worden als in dem Bildnisse des Jodokus Vyd und seiner Ehefrau.

Auf der Hauptdarstellung des aus achtzehn Tafeln bestehenden Altarwerkes ist es vornehmlich die Landschaft, die uns fesselt, weil sich in ihr wiederum die treueste Beobachtung der Natur offenbart. In ihrer ganzen Anordnung wird diese Landschaft schwerlich ein Vorbild in der Natur gehabt haben; aber dafür ist jedes Detail getreu der Natur nachgebildet worden, die Pflanzen, Gräser und Blumen im Vordergrunde, die blühenden Rosensträucher, die Gebüsche, das Weinlaub und die einsame Palme, welche den Horizont weit überragt. Jan van Eyck war im Süden, in Portugal, gewesen und hatte dort eine herrlichere Natur mit Orangen-, Myrthen- und Lorberbäumen kennen gelernt, die ihm würdig zu sein schien, den Hintergrund für die bedeutungsvolle Anbetung des heiligen Lammes abzugeben. Auf den vier Seitenflügeln, welche diese Darstellung fortsetzen, sind die Produkte eines glücklicheren Klimas noch reicher verwertet. Aber die Bauwerke, welche in diese südliche Landschaft versetzt sind, die hohen, spitzen Kirchthürme und die viereckigen, grundgewaltigen, mit zierlichen, spitzen Eckthürmen besetzten Beffrois, die Wacht-, Thor- und Mauerthürme, diese Bauten haben ein echt flandrisches Gepräge. Und wenn man das üppige Thal mit seinen nackten, schroff emporsteigenden, aber oben von Buschwerk gekrönten Felsenwänden, durch welches die Streiter Christi und die gerechten Richter einherreiten, näher ins Auge faßt, so wird schon der flüchtige Tourist, welcher einmal mit der Eisenbahn von der deutschen Grenze über Verviers nach Lüttich und Maestricht gefahren ist, auf die Verwandtschaft aufmerksam, welche zwischen dieser den Schienenweg auf beiden Seiten begleitenden Thal- und Flußlandschaft und den Hintergründen der Eyckschen Gemälde besteht. Das ist nichts auffallendes. Denn das Maasthal war die Wiege der Eyckschen Kunst und somit auch die Wiege der nationalen Landschaftsmalerei. In Dinant an der Maas, wo die malerischen Felsbildungen sich in besonders ausgeprägter Form zeigen, wo die Häuser der einzigen Straße nur mit Mühe einen Platz zwischen

Digitized by Google

den schroffen Felswandungen und dem Flußbette gefunden haben, ist auch Joachim de Patinir geboren, der erste in den Niederlanden, welcher die Landschaftsmalerei als eine selbständige Kunst betrieb. Maaseyck, der Geburtsort der Brüder van Eyck, liegt viel weiter nördlich als Dinant, am untern Laufe der Maas, hart an der heutigen Grenze zwischen Belgien und Holland. Aber der Charakter der Landschaft bleibt auf der ganzen Strecke ziemlich derselbe: aus dem saftigen Grün der Wiesen und dem dunkler gefärbten der Gebüsche blicken die Schieferdächer der mit Zinnen gekrönten Schlösser und Landhäuser hervor, rasch strömt der Fluß zwischen den grünen, mit Erlen bewachsenen Ufern dahin, überall ein Bild von heiterm Wechsel zwischen reichem Pflanzenwuchs und malerischer Bodengestaltung. So bot wenigstens auf diesem bevorzugten Landstriche auch die unbelebte Natur dem Künstler auf Schritt und Tritt darstellungswürdige Objekte.

Haben schon die von dem religiösen Mittelbilde des Genter Altars räumlich abgetrennten Züge der Streiter Christi, der gerechten Richter, der heiligen Einsiedler und Pilger ein genrehaftes Gepräge, so dürfen zwei Tafeln der obern Reihe, die singenden und die musizirenden Engel, aus ihrem symbolischen Zusammenhange gelöst, als vollkommene Genrebilder gelten. Denn da ist nichts, das auf den himmlischen Charakter dieser jugendlichen Wesen deutete. Sie haben weder Flügel, noch sind sie in die ätherischen, der Antike nachgeahmten Gewänder gehüllt, welche die Engel auf den Schildereien der gleichzeitigen Italiener tragen. Diese jungen Sänger und Musiker sind vielmehr in die prächtigen, schweren, breite Falten werfenden Brokat- und Sammetstoffe gekleidet, die auf den Webstühlen von Gent und Brügge entstanden. Aus diesen Stoffen machte man auch die Meßgewänder für die vornehme, reiche Geistlichkeit, und deshalb wußte der Maler den Bewohnern des Himmels kein köstlicheres Kleid anzulegen, als es die sichtbaren Vertreter und Großsiegelbewahrer der himmlischen Gnade und Seligkeit auf Erden trugen. Auf der Tafel neben der Madonna führt ein Doppelquartett von also gekleideten Engeln vor einem Chorpulte, auf welchem das aufgeschlagene Canzionale liegt, den Lobgesang zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit aus, und auf der entsprechenden Tafel der andern Seite ist das himmlische Orchester in Thätigkeit: ein Engel sitzt in einem durch besondre Pracht ausgezeichneten Gewande auf einem Faltstuhl vor einer Orgel und schlägt die Tasten, ein Genosse begleitet ihn auf der Viola und ein andrer auf der Harfe. Alle Geräte und Instrumente, Kleider und Schmucksachen sind mit einer so peinlichen Sorgfalt der Natur nachgebildet, daß Kunsttischler, Juweliere und Gewandschneider gleich darnach arbeiten könnten. So zeigt uns also der Genter Altar in der minutiösen Schilderung der Erzeugnisse des Handwerkes und der Kunst die Keime, aus welchen sich die niederländische Stilllebenmalerei nachmals zu dem bekannten Glanze entwickelte. Und damit noch nicht genug. Wenn wir die Außenseite dieses wahrhaft universellen Kunstwerkes betrachten,

Digitized by Google

blicken wir in ein niedriges, durch rundbogige Fenster geöffnetes Zimmer mit schwerer Balkendecke, in welchem Maria, vor einem Betpulte kniend, die Botschaft des Engels empfängt, daß von ihr das Heil der Welt kommen soll. In einer gothischen Nische an der Fensterwand steht ein flaches Waschbecken und darüber hängt an einer Kette ein kupfernes, ampelartiges Gerät, vielleicht eine ewige Lampe. In einer zweiten, durch wagerechte Bretter eingeteilten Nische ist einiges Hausgerät aufbewahrt, eine Kanne, ein Becher, ein Leuchter und zwei Bücher. Sonst ist es leer in dem sauber getäfelten Raume. Aber durch die offenen Fenster, vor welchen der sonst übliche schützende Vorhang fehlt, fällt das volle Sonnenlicht in das Gemach und erzeugt bereits jenes dämmerige Halbdunkel, dessen wunderbares Spiel im Innenraum zwei Jahrhunderte später Pieter de Hooch mit so großartiger Virtuosität zu behandeln wußte. Auf einem kleinen Gemälde der Berliner Galerie, welches, wenn es nicht von Jan van Eyck selbst herrührt, so doch in seiner Werkstatt oder nach einem (verloren gegangenen) Originale von ihm gemalt worden ist, sieht man noch deutlicher, welche Vollkommenheit die Eyckſche Schule bereits in der feinfühligen Wiedergabe der Lichteffekte und in der Durchbildung des Helldunkels erreicht hatte.

Der Realismus der Brüder van Eyck, d. h. das von ihnen mit vollem Bewußtsein in die niederländische Kunst eingeführte Streben nach höchster Naturwahrheit, fand aber zunächst über den Genter Altar hinaus im Porträt seine weitere Ausbildung. Der Mann mit den Nelken in der Hand und dem St. Antoniuskreuze auf der Brust (in der Berliner Galerie) ist wohl die vollendetste Leistung Jan van Eycks auf diesem Gebiete, ein Bild, welches mit der Lupe betrachtet werden muß, damit die sorgfältige Detaillirung desselben nach Gebühr gewürdigt werden kann. Es ist bezeichnend für die ganze Anschauungsweise Jan van Eycks, daß er diesem Bildnisse ursprünglich ein genreartiges Gepräge aufdrücken wollte; man sieht nämlich ganz deutlich, daß der Künstler unten noch eine Tischplatte gemalt hatte, auf welcher die Hände des Dargestellten auflagen. Das war bereits angelegt, als es dem Künstler später in den Sinn kam, die Anlage wieder zu übermalen. Ganz hat er dagegen den Charakter eines Genrebildes bei dem Doppelporträt eines Braut- oder Ehepaares in der Londoner Nationalgalerie festgehalten. Wenn wir nicht aus Urkunden wüßten, daß die Dargestellten der Brügger Tuchhändler Arnolfini und sein Eheweib sind, so würden wir beim ersten Anblick auf ein Genrebild raten. Die beiden Personen halten einander bei der Hand gefaßt, als wollten sie sich noch einmal Treue schwören. Der Hochzeitsstaat, welchen beide tragen, deutet darauf hin, daß sie entweder eben aus der Kirche gekommen sind oder sich nach derselben begeben wollen. Wohl das erstere. Denn das Gemach, in welchem sie sich befinden, ist offenbar die gemeinschaftliche Wohnung des Paares. Die Ausstattung des Raumes, in welchem die Perspektive und die Luft- und Lichtstimmung besonders meisterlich behandelt sind, ist immer noch

Digitized by Google

ganz einfach: ein Bett, ein paar Stühle, ein von der Decke herabhängender Kronleuchter, ein Teppich und der Fußboden mit sauberen Fliesen ausgelegt. Der einzige Luxusgegenstand ist ein Hohlspiegel, dessen runde Einfassung mit zehn Bildchen aus der Passion geschmückt ist. Dieser Spiegel reflektirt das Gemach selbst und eine Thür, durch welche zwei Personen eintreten. Dieses feine, man möchte sogar sagen raffinirte Kunststück setzt bereits ein großes technisches Können, eine lange Übung voraus und ebenso eine ziemlich hohe Stufe der Kultur. Denn andre Gemälde, die wir sogleich erwähnen werden, bringen uns auf die Vermutung, daß man diese Spiegel anwendete, um sich auf kommenden Besuch vorzubereiten, ähnlich wie noch heute in kleinen Städten an den Kreuzen der Parterrefenster außerhalb derselben Doppelspiegel angebracht werden, damit die in der Stube Sitzenden die Vorübergehenden bequem beobachten können.

Das Kunststück mit der Spiegelung, welches Jan van Eyck vermutlich zuerst versuchte — das erwähnte Bild ist 1434 gemalt —, fand nämlich großen Beifall, da es noch häufig nachgeahmt wurde. Die nächste Wiederholung desselben finden wir auf einer Tafel im Museo del Prado in Madrid, welche die Jahreszahl 1438 trägt und einen knieenden Geistlichen und hinter ihm Johannes den Täufer zeigt. An der Wand des Zimmers hängt der konvexe Spiegel, und durch das geöffnete Fenster blickt man in eine Landschaft. Man ist geneigt, dieses Bild dem Petrus Christus, vermutlich einem Schüler Jan van Eycks, zuzuschreiben, da es große Ähnlichkeit mit einem bezeugten Bilde dieses Meisters im Besitze des Barons Albert Oppenheim in Köln hat, welches den heiligen Eligius als Goldschmied darstellt und ebenfalls der Gruppe von Bildern, die uns hier aus verschiednen Gründen interessiren, angehört. Es ist im Jahre 1449 gemalt. Der Heilige sitzt in seinem Verkaufsladen am Tische und ist beschäftigt, das Gewicht eines goldnen Ringes mit einer kleinen Wage festzustellen. Die Gewichte, deren er sich bedient, liegen in einer messingnen Kapsel, und zwar hat dieselbe genau die Form und Einrichtung, welche sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Die Gewichte sind in Gestalt von kleinen Schälchen so ineinandergefügt, daß sie, nach oben immer kleiner werdend, die metallene Büchse vollständig füllen. Neben diesem Gewichtbehälter steht ein runder Spiegel, in welchem ein freier Platz mit hohen Häusern und zwei vorübergehende Personen zu sehen sind. Der Heilige wendet sich zu einem reich gekleideten Paare um, welches zu ihm gekommen ist, um seine Eheringe zu kaufen. Rechts vom Beschauer sind auf zwei Bordbrettern über einander kunstvolle Arbeiten des Goldschmieds aufgestellt: ein gebuckelter Deckelpokal, zwei hohe Kannen, ein Becher, eine Laterne, ein Halsgeschmeide, ein Kästchen mit Ringen, ein Korallenzweig und dergleichen mehr. Wenn der Heilige nicht durch seine Aureole als solcher bezeichnet wäre, würden wir bereits in dieser verhältnismäßig frühen Zeit ein reines Genrebild vor uns haben. Jedenfalls ist ein solches Gemälde von hoher Bedeutung für

Digitized by Google

den sittenbildlichen Charakter, welchen die niederländische Malerei frühzeitig annahm.

Aus einer nur wenig späteren Zeit stammt auch das erste wirkliche Genrebild im modernen Sinne, welches, soweit unsre Kenntnis reicht, auf uns gekommen ist. Es befindet sich im städtischen Museum zu Leipzig und stellt einen Liebeszauber dar, welchen ein junges Mädchen mit Bezug auf einen jungen Mann ausübt, der hinter dem Rücken der Liebebedürftigen durch die Thür in das Zimmer tritt. Dieses Zimmer giebt uns zugleich eine vollkommene Vorstellung von der inneren Ausstattung bürgerlicher Wohnräume in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Da das Gemach an den beiden auf die Thürwand aufstoßenden Seitenwänden mit Fenstern versehen ist, muß man annehmen, daß es in einem erkerartigen Vorbau lag. Neben der Thür befindet sich ein Wandschrank, dessen mit eisernen Bändern beschlagene Thür halbgeöffnet ist, sodaß man auf seinen Inhalt, auf metallne Kannen, Schüsseln und Pokale, blickt. Auf einem über diesem Schranke angebrachten Bordbrette sind noch andre Gefäße aus Glas und Steingut aufgestellt. Unter dem Wandschranke läuft eine niedrige Bank um die Ecke des Zimmers herum bis zu dem mächtigen, von einem Mantel überdachten Kamine, in welchem auf schmiedeeisernen Feuerböcken große Holzscheite brennen. Auf der andern Seite des Zimmers steht ein niedriger Schrank mit gothischem Zierat, welcher nur bis an die untere Kante der Fensterbrüstung reicht und zugleich als Tisch dient. Solche „Stollenschränke“ aus dem 15. Jahrhundert haben sich noch erhalten. Im untern Teile war zwischen den vier hohen Füßen ein Brett angebracht, auf welchem man Hausgerät bewahrte. Auf unserm Bilde steht auf diesem Brett ein metallenes Waschbecken mit Kanne. Der obere Teil wurde durch eine Thür in der Mitte geöffnet. Auf der oberen Platte des Schrankes liegt ein halb zusammengerolltes, mit Fransen besetztes Handtuch, welches man twehel und dwale, später twele nannte.*) Daneben steht eine Büchse, eine Schale, auf welcher ein Papagei sitzt, und an dem Pfosten, welcher die beiden Fenster trennt, ist ein Wedel aus Pfauenfedern und darüber ein Hohlspiegel in viereckigem Rahmen angebracht. Unter dem zweiten Fenster dieser rechten Wand steht wieder eine niedrige, hölzerne Bank, welche wie die andre ihr gegenüber mit einem Kissen belegt ist. Das Mädchen in der Mitte des Zimmers übt seinen Liebeszauber dadurch, daß sie mit einem Stahlstäbchen Funken aus einem Feuerstein lockt, die auf ein wächsernes Herz in einem Kästchen fallen. Dies letztere steht auf einem dreibeinigen Schemel ohne Lehne, einem Sitzmöbel, welches sich in dieser Gestalt bis auf den heutigen Tag erhalten hat, auch in den Dorfschenken von Brouwer und Teniers eine wichtige Rolle spielt, wo es bisweilen auch als Waffe benutzt wird. H. Lücke, der dieses

*) Im sächsischen Erzgebirge und im Vogtlande heißt noch heute das Handtuch „Quele“.

Digitized by Google

kulturgeschichtlich äußerst merkwürdige Bild zuerst weiteren Kreisen bekannt gemacht hat, läßt es um die Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden sein.

Das vierte Beispiel, welches wir anführen wollten, ist jenes schon erwähnte Bild im Louvre von Quintin Massijs „Der Goldwäger und seine Frau." Es ist ebenfalls eines der frühesten niederländischen Genrebilder, führt uns aber bereits, da es 1518 gemalt ist, in das sechzehnte Jahrhundert. Hier ist der Mann beschäftigt, auf seiner Wage das Vollgewicht von Goldstücken zu prüfen, und die Frau blickt über ihr Gebetbuch hinweg seiner Hantierung zu. Auf dem Tische steht dem Wäger zunächst jene messingne Kapsel mit den kleinen Gewichtstücken, und nicht weit davon ein Hohlspiegel, in welchem ein ganzes Fenster und ein lesender Mann, offenbar der Bewohner des gegenüberliegenden Hauses, widergespiegelt werden. Auf dem Tische befinden sich ferner ein hoher Krystallpokal mit goldnem Deckel und ein kleiner Stab, auf welchem Ringe aufgezogen sind. So werden noch heute die Ringe bei unsern Juwelieren aufbewahrt. Hinter dem Paare sind an der Wand zwei Bretter über einander angebracht, auf welchen allerlei Gerät, ein Leuchter, eine Wasserflasche, eine Schüssel, eine Wage, ferner eine Orange und eine Anzahl Bücher liegen. Man darf wohl annehmen, daß wir hier das Komptor eines Geldwechslers vor uns haben, welcher zugleich Pfandleiher war. Der Tisch ist mit grünem Tuch bedeckt, welches an der Kante mit Nägeln befestigt ist.

In den kleinen Spiegelbildern haben wir die Vorläufer jener bewunderungswürdigen Meisterstücke der Feinmalerei zu sehen, mit welchen später Davidsz de Heem und andre Stilllebenmaler ihren Frühstücksbildern noch einen besondern Reiz verliehen, indem sie in dem grünen Glase und dem goldnen Weine der Römer ganze Zimmer und Straßen wiederspiegelten.

Besitzen wir auch von Jan van Eyck kein eigentliches Genrebild, so ist uns doch durch literarische Überlieferung bezeugt, daß er wenigstens drei solche gemalt hat. Ein italienischer Humanist des fünfzehnten Jahrhunderts, Bartholomäus Facius aus Spezzia, welcher lange Zeit am Hofe des Königs Alfons von Neapel lebte, verfaßte im Jahre 1456 ein Buch „Von berühmten Männern" (De viris illustribus). Neben Dichtern, Rednern, Humanisten, Ärzten und Rechtsgelehrten mußten in einem Lande wie Italien auch die Künstler berücksichtigt werden. Da ist es nun bezeichnend für die Wertschätzung, deren sich damals die flandrischen Künstler in Italien erfreuten, daß neben zwei italienischen Malern auch zwei niederländische, Jan van Eyck und Roger van der Weyden, genannt werden. Von beiden Meistern waren Gemälde bis in den Süden Italiens gelangt, und eines derselben, eben jenes Genrebild Jan van Eycks, befand sich bei einem Kardinal Octavianus, wo es Facius sah. Es stellte nach der Beschreibung desselben das Innere einer Badestube dar. Man sah Frauen von schöner Gestalt, nur an gewissen Körperteilen mit einem dünnen Schleier verhüllt, aus dem Bade steigen. Eine derselben war von vorn gesehen; aber

Digitized by Google

hinter ihr war ein Spiegel aufgestellt, welcher auch ihren Rücken wiederspiegelte, sodaß man ihre ganze Gestalt würdigen konnte. „Auf demselben Gemälde ist zu sehen im Bade eine Lampe, welche zu brennen scheint, ein schwitzendes altes Weib, ein Hund, der Wasser schlürft, und Pferde und Menschen von ganz kleiner Gestalt, Berge, Wälder, Dörfer und Schlösser mit solcher Kunst wiedergegeben, daß die einen Gegenstände von den andern um fünfzigtausend Schritt entfernt zu sein scheinen." Vermutlich war diese Landschaft mit Figuren durch das offene Fenster der Badestube zu sehen. „Aber nichts war in diesem Werke bewunderungswürdiger, schreibt Facius weiter, als der auf dem Gemälde dargestellte Spiegel, in welchen alles so hineingemalt worden ist, als ob man es in einem wirklichen Spiegel erblickte." Wir haben also auch auf diesem ältesten Genrebilde der niederländischen Schule, von welchem wir Kenntnis besitzen, das oben mehrfach erwähnte Kunststück mit dem Hohlspiegel und können demnach kaum noch zweifeln, daß die Einführung dieses Kunststückes Jan van Eyck zum Urheber hat. Facius macht bei der Beschreibung dieses Gemäldes auch auf die perspektivischen Kenntnisse Jan van Eycks aufmerksam. In der Einleitung zu seiner Charakteristik des Malers hatte er schon auf sein gelehrtes Wissen, besonders in der Geometrie, hingewiesen. An einem andern Gemälde, welches die Verkündigung Marias und auf den Seitenflügeln den heiligen Johannes den Täufer und Hieronymus zeigte, rühmt Facius, daß das Studirzimmer des letzteren mit einem Bücherschranke ausgestattet gewesen sei, welcher so natürlich dargestellt war, daß er, wenn man etwas von dem Bilde zurücktrat, in den Hintergrund hineinzugehen, und die Bücher, von denen man aus der Nähe nur die Rücken sehen konnte, sich ganz auszubreiten schienen. Auf den Außenseiten der Flügel sah man den Stifter des Altars, Battista Lomellino, und seine Geliebte, vermutlich in einem Zimmer. Denn Facius bemerkt, daß ein Sonnenstrahl zwischen ihnen wie durch eine Ritze hindurchglitt, sodaß man ihn für einen wirklichen hielt.

Wir sehen selbst aus den knappen Andeutungen des italienischen Humanisten, daß er mit scharfem Blick drei Eigentümlichkeiten der Kunstfertigkeit Jan van Eycks, welche augenscheinlich zugleich Neuerungen desselben gewesen sind, herausgefunden hatte, seine Kenntnis der Perspektive und die sich aus ihr ergebenden Wirkungen, seine Verwertung des Lichts in Innenräumen und das Kunststück mit dem Hohlspiegel.

Von der Existenz der beiden andern Genrebilder Jan van Eycks erfahren wir durch die Aufzeichnungen eines unbekannten Reisenden aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, dessen Manuskript der Bibliothekar Morelli in Venedig 1800 herausgegeben hat, weshalb man seinen Verfasser den „Anonymus des Morelli" nennt. Die Notizen dieses Reisenden beziehen sich auf Gemälde, welche er in verschiedenen Städten Oberitaliens kennen gelernt hatte. So sah er in Padua ein Bild von Jan van Eyck, „auf welchem eine Landschaft gemalt

Digitized by Google

iſt mit einigen Fiſchern, welche eine Fiſchotter gefangen haben, und zwei Figuren, die zuſehen.“ In Mailand befand ſich ein Bild von Jan van Eyck, auf welchem ein Kaufmann in halber Figur dargeſtellt war, der mit ſeinem Faktor Abrechnung hält. Dieſes Bild trug die Jahreszahl 1440.

Wir können demnach mit Hilfe von literariſchen Zeugniſſen die Anfänge der Genre- und Landſchaftsmalerei in den Niederlanden auf das Haupt der niederländiſchen Malerei, auf Jan van Eyck, zurückführen, wenn auch die Zahl der eigentlichen Genrebilder, welche aus dem fünfzehnten Jahrhunderte auf uns gekommen ſind, eine ſehr beſchränkte iſt. Häufiger ſind die Kupferſtiche mit ſittenbildlichen Darſtellungen, was ſich zum Teil daraus erklären mag, daß dieſelben den Verwüſtungen durch die Religionskriege und dem Bilderſturm leichter entgangen ſind als die Gemälde, welche zu jener Zeit meiſt auf Eichenholz gemalt waren.

Ein Vorläufer Laſſalles.

Von Georg Adler.

(Schluß.)

Wenden wir uns zu Weitlings Sozialſtaat. Der Zweck des Staates iſt das Wohl aller. Dieſes kann, nach Weitlings Prinzip, nur verwirklicht werden, wenn jeder dieſelben Genüſſe haben kann wie der andre, wenn jeder ſeine Fähigkeiten ebenſo entwickeln kann wie der andre. Daher muß eine wahrhaft gute Geſellſchaftsorganiſation die Freiheit der Begierde jedes Einzelnen und die Harmonie der Begierden aller verbürgen. Die Garantien hierfür ebenſo wie für die fortwährende Vervollkommnung der Gemeinſchaft ſoll ſein Sozialſtaat bieten, welcher, ſo wie er vorgeſchlagen wird, bereits heute durchgeführt werden könne.

Von den Begierden geht Weitling aus. Er teilt dieſelben in drei Hauptklaſſen: 1. Begierden des Erwerbs. Die Befriedigung derſelben heißt: Erwerb, Lohn, Beſitz u. ſ. w. 2. Begierden des Genuſſes. Ihre Befriedigung heißt: Geſundheit, Wohlſtand, Ehre u. ſ. w. 3. Begierden des Wiſſens. Ihre Befriedigung heißt: Verſtand, Gelehrſamkeit, Talent u. ſ. w. Von dieſen drei Arten von Begierden entſpringt eine aus der andern. Denn der Menſch kann nichts genießen, was er nicht ſchon hat, und nichts haben, ohne zu wiſſen, wo und wie er es bekommt. Demnach iſt die Begierde des Wiſſens die Haupt-

Digitized by Google

triebfeder des gesellschaftlichen Organismus, durch welche alle übrigen geleitet werden sollen, was bisher nicht in genügendem Maße geschah.

Die von allen zur Befriedigung der Erwerbsbegierden angewandten Fähigkeiten machen — nach Weitling — die Produktion aus, die von allen zur Befriedigung der Genußbegierden angewandten Fähigkeiten die Konsumtion. Das zur Kenntnis, Veredlung und Vervollkommnung der Begierden und Fähigkeiten aller Angewandte ist das Wissen, und die durch dasselbe geführte Leitung der Befriedigung der Begierden und des Austausches der Fähigkeiten aller ist die Verwaltung. Damit nun die letztere wirklich von der Wissenschaft und nicht von Individuen geleitet werde, stellt Weitling die Trennung des persönlichen Interesses von der Wissenschaft und die Trennung dieser von den Individuen als oberstes Prinzip auf. Auf Grund desselben darf die Verwaltung weder an einen Fürsten noch an einen Diktator noch an eine republikanische Wahlmehrheit übergehen. Denn alle diese Regierungsformen verwalten das persönliche Interesse.

Die Aufgabe der Verwaltung ist die gleiche Verteilung der Arbeiten und Genüsse nach denselben Gesetzen und die Vertilgung und Heilung der menschlichen Schwächen und Krankheiten, welche die natürliche Richtung stören. Deshalb darf das Verwaltungspersonal nicht den mindesten Vorzug vor andern Individuen haben. Zur Erreichung des Zweckes der Verwaltung muß ferner ihr Personal aus den größten Genies der nützlichsten Wissenschaften bestehen. Diese Wissenschaften sind aber: 1. die philosophische Heilkunde, die wichtigste Wissenschaft, welche die ganze physische und geistige Natur des Menschen, seine körperlichen und geistigen Schwächen und Krankheiten und die Kenntnis der Vertilgung und Ausrottung derselben umfaßt. In dieser Wissenschaft konzentrirt sich also alles nützliche Wissen der heutigen Theologen, Rechtsgelehrten, Mediziner und Philosophen. 2. Die Physik, d. h. die Kenntnis der Kräfte der Natur und ihrer Anwendung zum Wohle der Menschheit. 3. Die Mechanik, d. h. die vollkommene Kenntnis der Theorie und Praxis der verschiednen Hand- und Maschinenarbeiten.

Es handelt sich nun darum, die größten Genies ausfindig zu machen, um ihnen die Sozialverwaltung zu übertragen. Die Anwendung aller bisher bestehenden oder vorgeschlagenen Wahlsysteme hierzu lehnt Weitling ab, da sie alle das persönliche Interesse bestehen lassen. Er schlägt vielmehr vor, man solle jene Genies durch Prüfung ihrer Fähigkeiten an schriftlichen Fixirungen zu erkennen suchen. Dabei ist nicht die Gegenwart der Person, welche geprüft wird, notwendig. Auf diese Weise kann man bei den Wahlen die Fähigkeiten von den Individuen trennen. Gelehrtenkongresse aller Fächer mögen wichtige, das Wohl der Gesellschaft bezweckende Fragen aufwerfen. Über diese reichen dann diejenigen, welche sich um das denselben korrespondirende Verwaltungsamt bewerben wollen, ihre Ideen schriftlich ein. Der Verfasser der besten Lösung

Digitized by Google

erhält den betreffenden Verwaltungszweig zugewiesen. Die Richter über die eingelaufenen Arbeiten dürfen aber nur solche sein, die selber schon eine derartige Prüfung bestanden haben und daher Mitglieder des Verwaltungspersonals geworden sind. An der Spitze des letztern steht das „Trio" oder der Dreimännerrat, aus den vorzüglichsten Genies in der philosophischen Heilkunde, der Physik und der Mechanik bestehend. Darnach kommt die „Zentralmeisterkompagnie," durch welche jene Dreimänner gewählt und die wichtigsten Ämter verwaltet werden. Dann kommen die „Meisterkompagnien," welche die Verwaltung der Distrikte leiten. Zur Vereinfachung der Verwaltung wählt jede Meisterkompagnie aus ihrer Mitte den „Werksvorstand," der aus den obersten Führern jedes Geschäfts besteht. Die Zentralmeisterkompagnie wählt den „großen Werksvorstand," welcher dem Trio als ausübendes Verwaltungspersonal zur Seite steht. Alles dies gilt für die „notwendigen und nützlichen" Arbeiten. Für die Leitung der bloß „angenehmen" Arbeiten, die nicht allgemein geworden sind, sollen den Meisterkompagnien „Akademien" beigegeben sein. Dieselben bilden wie die Meisterkompagnien einen Ausschuß aus ihrer Mitte, welchen man den „akademischen Rat" nennt. Allen diesen die Verwaltung leitenden Körpern stehen Gesundheitskommissionen zur Seite, welche wieder alle unter der besondern Leitung des Gesundheitsrates stehen. Der letztere unterstützt zusammen mit dem großen Werksvorstand das Trio in der Leitung der Verwaltung des Ganzen.

Alle Verwaltungsämter, welche Talent erfordern und doch nicht mit den Mitgliedern der genannten Komitees besetzt werden können, weil deren Zahl dazu nicht ausreicht, werden von denselben den jeweiligen Fähigsten übertragen. Nur diejenigen Ämter, bei denen die Befähigung keine Rolle spielt, werden von den Arbeitern jedes Geschäftszweiges auf die von ihnen beliebte Art gewählt.

Zu den Mitgliedern aller der vorbezeichneten Verwaltungskomitees werden die Verfasser der besten Lösungen der von den bisherigen Mitgliedern gestellten Fragen ernannt. Wird eine bei der Prüfung durchgefallene Wahlprobe von sovielen Leuten bestellt, daß die Errichtung eines Ateliers für das betreffende Produkt nötig wird, so findet die Aufnahme des Erfinders desselben in die Akademie statt.

Die Amtsdauer des Verwaltungspersonals ist unbestimmt. Die Mitglieder desselben räumen, sobald sie von einem Kandidaten an Fähigkeit und Kenntnis übertroffen werden, diesem den Platz.

Die eigentliche Arbeitsorganisation, deren Leitung sich auf diese Weise in den Händen der höchsten Intelligenz befindet, ist nun folgende.

Jeder kann nur in die Gesellschaft eintreten, nachdem er auf der für alle Arbeiten vorbereitenden Schule ein Examen in der Praxis irgend einer nützlichen mechanischen Arbeit bestanden hat.

Digitized by Google

Weitling unterscheidet nun, wie schon oben angedeutet, in der Gesellschaft drei Arten von Arbeiten: 1. Die notwendigen Arbeiten, d. h. alle Arbeiten für das Gedeihen und den Fortschritt der nützlichen Wissenschaften, für den Unterhalt und die Vervollkommnung der Heilanstalten, für die allgemeine Erziehung der Jugend und den gegenseitigen Austausch der Produkte, sowie die für Nahrung, Wohnung, Kleidung und Erholung der Glieder der Gesellschaft nötigen Arbeiten. 2. Die nützlichen Arbeiten, d. h. alle die, welche die notwendigen vervollkommnen, z. B. für Bau von Maschinen, Eisenbahnen. 3. Die angenehmen Arbeiten d. h. alle die, welche zur Verfeinerung der sinnlichen Genüsse dienen, z. B. für Theater, Bier- und Kaffeehäuser.

Das Trio stellt nun fest, wieviel Produkte des Notwendigen und Nützlichen für das ganze Volk nötig sind. Die zu ihrer Hervorbringung notwendige Arbeitszeit wird unter alle Arbeitsfähigen gleichmäßig verteilt. Dieselben arbeiten demgemäß auch für die Verwaltungsbeamten, die Kranken, die Greise und Kinder. Die Wahl der Arbeit bleibt jedem Individuum überlassen. Auch wird nach Möglichkeit dafür Sorge getragen, daß jeder in den Arbeiten öfters abwechseln kann.

Mit der Pflicht aller zu einem gleichen Anteil an den Arbeiten für das Notwendige und Nützliche steht in Verbindung das Recht aller auf einen gleichen Anteil an den zum Notwendigen und Nützlichen gehörigen Produkten. Die Durchführung hiervon ist die Aufgabe der Werksvorstände.

Anders wird die Produktion und der Verbrauch der Güter des Angenehmen geregelt. Da zu deren Genuß niemand von der Natur gezwungen ist, so muß es im Belieben eines jeden stehen, davon zu genießen und dem entsprechend zu arbeiten. Und zwar wird diese Arbeit in der Produktion des Notwendigen geleistet, um damit diejenigen zu lohnen, welche in der Produktion des Angenehmen beschäftigt sind. Damit sich Leistung und Lohn decken, müssen die Produkte des Angenehmen den zu ihrer Erlangung geleisteten Produkten des Notwendigen genau wertgleich sein. Dies will Weitling dadurch erreichen, daß 1. jeder angeben muß, welche Genüsse des Angenehmen er sich zu verschaffen gedächte, wodurch das Angebot genau der Nachfrage gleichgesetzt werden könne; 2. dadurch, daß „Kommerzstunden" eingeführt werden. Diese sollen zunächst dazu dienen, den Austausch der Produkte des Angenehmen gegen die Arbeitsstunden des Notwendigen zu regeln. Kommerzstunden nennt aber Weitling alle Arbeitsstunden, welche außerhalb der von der Verwaltung bestimmten Arbeitszeit geleistet werden. Die geleisteten Kommerzstunden erhält jeder in ein „Kommerzbuch" eingetragen. Auf Präsentirung desselben erhält er dann in jedem beliebigen Etablissement die gewünschten Genüsse des Angenehmen, was durch Stempelung im Kommerzbuche bescheinigt wird. Der Wert der Produkte des Angenehmen wird genau nach den zu ihrer Herstellung notwendigen Arbeitsstunden bemessen und ist also auch immer gleich der entsprechenden Zahl von Kommerzstunden. Auf

Digitized by Google

diese Weise würden sich stets die in der Produktion des Notwendigen geleisteten Arbeitsstunden mit den zur Herstellung des Angenehmen geleisteten decken. Ja es könnte sogar noch ein Überschuß an notwendigen Gütern eintreten, insofern der Wert der Güter des Angenehmen mit ihrer Seltenheit steigen soll. Wäre also das Verlangen nach köstlichen Weinen, Juwelen u. dergl. größer, als durch den Vorrat an diesen Waaren befriedigt werden kann, so wird der Wert derselben solange gesteigert, bis Angebot und Nachfrage in vollkommenem Gleichgewichte miteinander stehen. Übrigens muß der Wert aller Genußprodukte schon deshalb um etwas erhöht werden, um zu ermöglichen, daß, nach Weitlings Plan, allen durch Fähigkeitswahlen zu einem Amte Berufenen eine gewisse Summe Kommerzstunden ausgesetzt werden, entsprechend dem Nutzen, der aus der Verwirklichung der neuen Ideen für die Gesellschaft hervorgeht.

Jenes Kommerzbuch, in das die geleisteten Kommerzstunden eingetragen werden, ist aber nur für die Dauer eines Jahres giltig. Nach Ablauf desselben werden alle Kommerzstunden ungiltig, welche nicht abgestempelt sind, d. h. für welche noch keine Genüsse eingetauscht sind. Mit dieser Maßregel wird beabsichtigt, die Aufhäufung von Gütern in einer Hand zu verhindern. In derselben Absicht hat Weitling die Bestimmung erlassen, daß nichts solle vererbt werden können. Vielmehr sollen alle Produkte sofort den Gesundheitskommissionen zur Verfügung gestellt werden, welche nach Lage der Dinge ihnen eine allgemein nützliche Bestimmung geben oder sie zerstören können.

Um zu erreichen, daß nichts verschenkt, verspielt oder gestohlen werden könne, enthält das Kommerzbuch das Porträt und das genaue Signalement seines Inhabers. Nur diesem persönlich werden die Genüsse des Angenehmen verabfolgt.

Die Kommerzstunden können in jedem beliebigen Geschäft geleistet werden. Wird ein solches mit freiwilligen Arbeitern überfüllt, so wird die „Geschäftssperre“ erlassen, d. h. es wird die Abhaltung von Kommerzstunden darin untersagt. Dadurch wird es möglich, im Zustande der Gemeinschaft jedem die freie Wahl einer angenehmen oder unangenehmen Arbeit zu lassen, ohne daß dadurch bei letzterer Mangel an Arbeitern eintritt. Ist der Zudrang von ständigen Arbeitern zu einem Arbeitszweige zu groß, so wird das Zulassungsexamen immer schwerer gemacht, bis schließlich nur ein normaler Zufluß stattfindet.

Die Leitung der Produktion des Angenehmen geschieht in mancher Hinsicht anders wie die des Notwendigen und Nützlichen. Alle neuen Produkte des Angenehmen oder Zeichnungen und Proben desselben werden von den Akademien geprüft und dann in den Kunstsälen aufgestellt, um die Begierden der Lüsternen zu erregen. Alsdann werden je nach den Bestellungen, welche diese machen, von der Akademie die Ateliers für das neue Kunstprodukt eingerichtet. Alle schönen, literarischen Arbeiten jedoch, die bei der Prüfung der akademischen Wahlkommission durchfielen, werden ebenso wie alle übrigen eingereichten Proben

Digitized by Google

in den dazu bestimmten Sälen zur Durchsicht aufgelegt. Unterschreibt sich dennoch für den Druck eines solchen Werkes eine gewisse Anzahl von Kommerzstunden, so läßt die Akademie das Werk drucken. Dem Verfasser desselben wird eine Anzahl Kommerzstunden ausgesetzt, die jedoch nicht größer sein darf als die Summe, die ein Arbeiter im Laufe eines Jahres zu leisten imstande ist.

Das weibliche Geschlecht ist hinsichtlich der Arbeiten ebenso organisirt wie das männliche. Es hat also genau so gut wie dieses seine Werkvorstände, Meisterkompagnien, Akademien, Kommerzstunden und Geschäftssperren. Nur können die Frauen nicht Mitglieder des Trio und der Zentralmeisterkompagnie werden, solange sie nicht dem männlichen Geschlecht an Talent gleichkommen. Hingegen haben die Frauen bei der Wahl der von allen zu verrichtenden Arbeiten vor den Männern den Vorrang, sodaß sie sich also die leichtesten Arbeiten wählen können, wenn sie darin an Geschick den Männern gleichkommen. Die Mütter kleiner Kinder haben noch darin einen Vorzug, daß ihnen kein Geschäft gesperrt werden kann; auch sollen für dieselben in allen Geschäftszweigen Plätze offen bleiben, damit sie sich die leichtesten Arbeiten sowie solche auswählen können, welche sie bequem zu Hause neben ihren Kindern verrichten können.

Diese letztern treten mit einem gewissen Alter, von etwa drei bis sechs Jahren, in die „Schularmee" ein. Zu dieser gehören sie dann bis zu den Jahren, wo sie durch ein Examen bewiesen haben, daß sie die zum Eintritt in die Gesellschaft erforderlichen Geschicklichkeiten und Kenntnisse in den Arbeiten und Wissenschaften erworben haben.

Wir wollen uns nicht weiter auf das Erziehungssystem Weitlings einlassen, sondern uns mit der Bemerkung begnügen, daß den Fähigsten, die sich bei ihrem Eintritt in die mündige Gesellschaft der Ausbildung in den Wissenschaften auf den Universitäten widmen wollen, der Besuch derselben als Arbeitszeit angerechnet wird.

Die Kinder, deren Eltern erkranken, sterben oder sich trennen — Weitling ist, wie alle deutschen Sozialisten des 19. Jahrhunderts ohne Ausnahme, für Beibehaltung der Ehe —, nimmt der Staat ohne Rücksicht auf ihr Alter zu sich.

Der Weitlingsche Sozialstaat kennt weder Verbrechen noch Gesetze und Strafen. Alles, was man heute Verbrechen nennt, ist nur Folge der gesellschaftlichen Unordnung. Nachdem diese weggeräumt ist, bleibt nur ein natürlicher Rest menschlicher Krankheiten und Schwächen, den man aber nicht durch Strafen, sondern durch Heilmittel beseitigt. Hierüber gelten folgende Bestimmungen. Alle Kranken stehen als Unmündige während der Dauer ihrer Krankheit unter der Vormundschaft der Ärzte. Aus derselben wird niemand entlassen und der Gesellschaft zurückgegeben, der nicht für vollkommen geheilt erachtet wird. Als Kranke werden aber nicht nur diejenigen betrachtet, die wir heute dafür an-

Digitized by Google

sehen, sondern auch die „Seelen-“ und „Begierde“-Kranken, sowie jeder, welcher die zum Wohle aller festgesetzten Regeln zu umgehen sucht und dadurch die Harmonie des Ganzen stört.

Man sieht, Weitling hält, was er uns versprochen. Er giebt wirklich die Garantien der Harmonie und der Freiheit, wie er dieselben aufgefaßt hat, d. h. so, daß jeder sich dieselben Genüsse verschaffen kann wie der andre. Es darf uns nur nicht am guten Willen fehlen. Eher schon an Verstand! Wir arbeiten nur darauf los und bekommen dann alle in der Mehrzahl der Produkte die gleichen Rationen zugeteilt. In den übrigen Artikeln haben wir die freie Wahl je nach der Zeit, die wir uns in den Arbeitsräumen aufgehalten haben, ohne daß es auf das Arbeitswerk irgendwie ankäme. Zwar verdrießt es uns, daß die Genies und Erfinder eine kleine Extravergütung erhalten; indes, weil dies die einzige Ausnahme von dem Prinzip der absoluten Gleichheit aller ist, mag es noch so hingehen. Doch — amoto quaeramus seria ludo! Wir haben im vorhergehenden schon den wundesten Punkt der Weitlingschen Harmonie aufgedeckt, der für sich allein genügen würde, dieselbe in eine häßliche Dissonanz ausklingen zu lassen. Die nach „Sonnenzeit“ vollbrachte Arbeit genügt, um eine anständige Portion Lebensmittel jeder Art zu erhalten. Die nach Sonnenzeit vollbrachte Arbeit genügt auch zum Anteil an den Luxusprodukten. Ich behaupte aber: Wenn ihr nach Sonnenzeit meßt, so habt ihr garnichts zu verteilen. Denn euer System ist eine Prämie auf die Faulheit. Wenn es garnicht darauf ankommt, wieviel ich innerhalb einer Zeit arbeite, so werde ich möglichst wenig darin leisten. Eure Gemeinschaft ist nur die Ausbeutung des Fleißigen durch den Faulen, l'exploitation du fort par le faible, wie der geistreiche Proudhon gesagt hat. Aber der Fleißige wird sich nicht ausbeuten lassen, denn ihr habt ja kein Zwangsmittel, und so wird auch er nichts thun. Also das Ende vom Liede wäre ein gewaltiger Rückgang der Produktion.

Das ist aber nicht das Einzige, was an Weitlings System auszusetzen ist. In der Verwaltung ist unser Kommunist bestrebt, das persönliche Interesse ganz bei der Besetzung der Stellen auszuschließen, damit nur die Fähigkeit, die Wissenschaft regiere. Wir vermögen nicht anzuerkennen, daß ihm dies gelungen sei, obwohl seine Gedanken hierüber nicht ohne Geist und Scharfsinn sind und möglicherweise etwas Brauchbares für die Konstruktion des Sozialstaates ergeben.

Die Aufnahme in die Verwaltung soll durch Lösung von Preisaufgaben erfolgen, wodurch der Name des Verfassers erst nach der Prüfung seiner Fähigkeiten bekannt wird. Das Preisrichterkollegium soll aus dem bisherigen Verwaltungspersonal bestehen, welches seinerseits selbst einen derartigen Fähigkeitsnachweis erbracht haben muß. Wer aber soll das erstemal Richter sein? Weitling gestattet, da es doch nicht anders geht, eine Ausnahme. Hier soll der Diktator — derjenige, welcher sich am meisten um die Einführung des Sozialstaates

Digitized by Google

verdient gemacht hat — die Beamtenstellen unter die Intelligentesten verteilen. Ein persönliches Interesse glaubt Weitling bei ihm nicht annehmen zu dürfen, da er sein ganzes Vermögen vor Annahme der Diktatorwürde der Gesamtheit übergeben haben muß. Indes — so kann man unserm sozialistischen Apostel einwenden — giebt es nicht Leute, die zwar nicht den Einflüssen des Geldes, recht wohl aber andern, z. B. denen schöner Augen, zugänglich sind? Giebt es nicht Ehrgeizige, deren hauptsächliches Bestreben bei der Auswahl des Verwaltungspersonals darauf hinauslaufen würde, ihre Macht über die Geschicke des Volkes möglichst lange zu behalten? Aber es ist garnicht nötig, an die bösen Dämonen des menschlichen Herzens zu erinnern. Giebt es nicht Fanatiker der Partei, welche nur auf die Zugehörigkeit zu dieser achten würden? Giebt es überhaupt auch nur einen Menschen, der in jeder einzelnen von sovielen Wissenschaften kompetent genug wäre, um die Fähigsten einigermaßen richtig auszuwählen? Und doch soll ein Einziger diese Wahl treffen, einer, der nicht einmal ein Mann der Wissenschaft zu sein braucht, da von ihm nur feststeht, daß er ein Mann der That ist. Da auf diese Weise keine Garantie gegeben ist, daß das erste Verwaltungspersonal den gestellten Anforderungen entspricht, so hat dies natürlich für die Neubesetzung von Ämtern seine schlimmen Folgen. Denn nun sind sie Richter über die Fähigkeiten andrer Leute, die zum Teil jedenfalls dazu unfähig sind. Auch ist bei der Prüfung nicht jedes Interesse getrennt, wie Weitling meint. Denn, wie gesagt, es giebt außer Bestechung durch Geld auch andre Mittel und Wege, das Urteil zu trüben. Aber woher weiß denn der Prüfende, wer der Verfasser der eingegangenen Arbeiten sei, könnte man einwenden. Es ist aber doch nicht zu schwer, jemandem zuzuraunen, wer der Urheber der Arbeit mit dem und dem Motto sei. Wir wollen damit durchaus nicht leugnen, daß der hier vorgeschlagene Modus der Prüfung der Fähigkeiten gar manche Vorzüge vor demjenigen habe, bei dem der Name jedes Kandidaten immer im voraus bekannt ist. Aber wir bestreiten, daß jene Art der Wahl die Reinheit derselben sicher verbürge, wir bestreiten, daß eine vollständige Ausscheidung des persönlichen Interesses stattfinde, wie wir überhaupt glauben, daß dieselbe in ihrem vollen Umfange unter jedem System unmöglich sei.

Weitling hat seine Sache noch dadurch verschlimmert, daß er die Amtsdauer der Gewählten nicht bestimmt hat, sondern ihnen gestattet, solange im Amte zu bleiben, bis sie Leute gefunden, die fähiger sind als sie. Abgesehen davon, daß das hiermit in der Abdankung liegende Geständnis vielen Leuten recht schwer fallen dürfte, soll also das Verwaltungspersonal sich selbst der Stellen entsetzen, die ihm Vorzüge vor andern Arbeitern sichern! Das heißt den Selbstmord verlangen. Jene Bestimmung Weitlings würde nur zur schlimmsten Kliquenregierung führen. Wer einmal in jenem Amte ist, würde lebenslänglich darin bleiben und seinen Anverwandten, Freunden und Parteigenossen ebenfalls den Eintritt in dasselbe zu ermöglichen suchen. Wir bekämen

Digitized by Google

also eine Art von erblicher Verwaltung. Und das soll eine Garantie der Harmonie und Freiheit sein? Das soll bewirken, daß die Wissenschaft im ungestörten Vollbesitz der Leitung der Gesellschaft sei?

Noch mehr ist an der Arbeitsorganisation Weitlings auszusetzen. Ein Element derselben, die Betrachtung der bloßen Zeitarbeitsstunde als Einheit, ist schon oben als äußerst schädlich und als Prämie auf die Faulheit bezeichnet worden. Die von Weitling vorgeschlagene Organisation hat aber noch andre bedeutende Mängel. Zwar die allgemeine Arbeitspflicht können wir nicht dazu rechnen. Denn unser Kommunist hat Vorkehrungen getroffen, daß, soweit überhaupt die Produktion es gestattet, die Arbeit in denjenigen Zeiten geleistet wird, welche jedem einzelnen am genehmsten sind; er hat dafür gesorgt, daß jeder, der einmal einen Arbeitstag ausfallen lassen will, dies thun kann und bloß verpflichtet ist, ein andres mal destomehr zu arbeiten. Um so auffallender ist es — und es kann dies auch nur aus dem extremen Gleichheitsprinzip Weitlings erklärt werden —, daß derselbe von allen notwendigen und nützlichen Genüssen, d. h. von allen, die irgendwie allgemein sind, jedem die gleiche Ration zugeteilt wissen will. Zwar meint er nicht damit, daß nun jeder im ganzen Weltreiche — denn sein Sozialstaat soll schließlich die ganze Welt umfassen — das gleiche Quantum an Brot, Fleisch, wollenen Strümpfen, Nachtjacken u. s. w. erhalten soll, sondern er will, daß auf die Bedürfnisse und Gewohnheiten der einzelnen Distrikte Rücksicht genommen werde. So soll der Ostpreuße mehr Fettwaren erhalten als der Nordafrikaner. Weitling will also eine Verteilung der allgemein gebrauchten Produkte nach den „vernunftgemäßen" Bedürfnissen, wie es das Gothaer Programm der deutschen Sozialdemokratie formulirt. Im Prinzip wird dadurch wenig gemildert. Die Hauptsache ist und bleibt: Ich soll mir im Sozialstaate nicht meine Lebensmittel nach Belieben aussuchen dürfen, sondern ich erhalte sie von der Obrigkeit zugeteilt. Damit wird die ärgste Beschränkung der Hauswirtschaft, die schlimmste Tyrannei über mich verhängt. Nein, solange der Sozialismus nicht die Freiheit des Individuums mit der Gemeinschaft auszusöhnen vermag, solange kann er nicht als ein Fortschritt gegen die heutige Gesellschaftsordnung gelten. Gewiß, angesichts des unsäglichen Elends, in dem sich heute ein großer Teil der Menschheit befindet, mag die gegenteilige Ansicht entschuldbar, erklärlich sein; annehmbarer wird sie deshalb nicht.

Seinem abstrakten Gleichheitsprinzip zu Liebe führt Weitling im Sozialstaat auch die Institution der Kommerzbücher ein, wodurch wiederum ein jeder in der Freiheit beschränkt und außerdem sehr belästigt wird. Jeder muß stets bei Erlangung irgend eines Genusses, sei derselbe auch noch so klein (etwa = $^1/_{60}$ Arbeitsstunde), sein Porträt und Signalement vorzeigen, damit der über die betreffenden Genußmittel verfügende Beamte den Inhaber als mit der vor ihm stehenden Person identisch erkennen könne. Diese arge Belästigung

Digitized by Google

geschieht, um eine Beschränkung der persönlichen Freiheit, nämlich das Verbot des Verschenkens, Verspielens und Vererbens, besser durchführen zu können. Damit ist aber wieder eine arge Beschränkung des rechtmäßig Erworbenen, des Arbeitseigentums ausgesprochen. Aus welchem Prinzip heraus soll sie gerechtfertigt werden? Etwa aus dem des größten Glückes der größten Zahl? Das einzig mögliche Moment, auf das sich Weitling hierbei stützen könnte, wäre die Erwägung, daß bei Freiheit der Vererbung die Gleichheit der Einkommen der Einzelnen gestört würde, was die Abhängigkeit der Ärmeren von den Reicheren zur Folge haben könnte. Aber wer sieht nicht, daß die Ungleichheit in den Einkommen keine zu große im Sozialstaate sein kann, da die „produktive" Verwendung des Vermögens der Bürger infolge des staatlichen Besitzes der Produktivmittel ausgeschlossen ist? Und kann jemand leicht andre von sich in Abhängigkeit bringen, wenn diese allein beim Staate oder bei der Assoziation Arbeit finden können? Und welche niedrige Meinung verrät jene kommunistische Ansicht von den Menschen im Sozialstaate, die — nach der Überzeugung der Kommunisten — eine so gute Erziehung erhalten haben und mit ihrer Hände Arbeit sich jederzeit ein behäbiges Auskommen verschaffen können? Und ist es kein Widerspruch, wenn die Kommunisten glauben, daß der Mensch in ihrem Idealstaate ein Wesen voll männlicher Charakterfestigkeit sei und doch zugleich dem allerleisesten Verführungsversuch zum Opfer falle? Oder wollen sie die Aufhebung des Erbrechts aus irgend einem extremen Gleichheitsprinzip rechtfertigen? Dann sage ich: Ihr habt zwar die Konsequenz auf eurer Seite, aber ihr erstickt das Menschengeschlecht mit eurer Gleichheit! Und woher leitet ihr denn euer Gleichheitsprinzip ab? Auf welche Thatsachen stützt ihr es? Etwa darauf, daß die Menschen mit ungleichen Kräften und Fähigkeiten geboren sind? Ihr sagt, es habe für euch das Prinzip der Gleichheit dogmatische Bedeutung. Mit demselben Rechte könnt ihr die Luft oder das Feuer oder das Wasser als alles beherrschendes Prinzip auffassen!

Aus demselben Gleichheitsprinzip werden bei Weitling alle Kommerzbücher nach Verlauf eines Jahres für ungiltig erklärt, und damit werden die alsdann noch vorrätigen Anweisungen auf „angenehme" Genüsse ungiltig. Weitling hat diese Maßregel vorgeschlagen, obwohl er einsieht, daß infolge dessen die letzte Woche vor Ablauf des Jahres eine „reine Karnevalswoche" sein würde, in der alles dem Genuß nachjagen würde.

Und wieviel unschuldige Genüsse würden durch jene Maßregel zur Unmöglichkeit gemacht werden! Nehmen wir an, ich wollte eine Erholungsreise machen. In einem Jahre kann ich mir die dazu erforderlichen „Anweisungen" schwerlich erarbeiten, ohne so ziemlich auf alle andern Genüsse verzichten zu müssen. Mehrere Jahre darf ich wieder nicht zur Sammlung von Anweisungen verwenden. Also unterbleiben alle größeren Reisen. Aber das ist unserm Weitling sehr gleichgiltig. Das Prinzip der Gleichheit ist doch gerettet!

Digitized by Google

Dieselbe Gleichheitstendenz hat noch andre Verkehrtheiten zur Folge. Da für jede Stunde Arbeitszeit, gleichviel in welchem Fache sie geleistet wird, gleichviel Lohn gezahlt wird, so ist es natürlich, daß alles sich zu den leichten und angenehmen Geschäften drängen wird. Um dem vorzubeugen, bestimmt Weitling, daß, je größer der Andrang zu einem Gewerbszweige werde, desto schwerer das Zulassungsexamen gemacht werden solle. Die Folge davon würde aber die sein, daß die Fähigsten in den leichtesten Fächern und die Dümmsten in den schwierigsten untergebracht würden, während doch das Umgekehrte stattfinden sollte: daß nämlich, je schwerer ein Geschäft, desto befähigter der Geschäftsmann sein müsse. Allerdings würde das eben nur dadurch durchzuführen sein, daß die Arbeiten, welche größere Ansprüche an den Arbeiter stellen, auch entsprechend besser gelohnt werden. Und das muß ja bei Weitling, der Gleichheit zu Liebe, schlechterdings vermieden werden!

Unser Kommunist thut sich endlich viel darauf zu Gute, daß es in seinem Staate keine Verbrechen und Strafen gebe; diese seien nur eine Folge der heutigen gesellschaftlichen Unordnung. Sein Staat kenne nur Krankheiten und Heilmittel. Sollten diese Worte einen Sinn haben, so muß doch das Wort „Krankheit" im Sozialstaat dasselbe bezeichnen wie in der heutigen Gesellschaft. Weitling aber hat diese Bedeutung des Wortes nicht festgehalten, sondern es einer unnatürlichen Erweiterung unterworfen. Als „Kranke" sieht er nicht nur alle diejenigen an, die heute als solche bezeichnet werden, sondern auch die „Seelen"- und „Begierde"-Kranken, sowie jeden, welcher die zum Wohle aller festgesetzten Regeln zu umgehen sucht und dadurch die Harmonie des Ganzen stört. Also das, was heute „Verbrechen" ist, heißt im Sozialstaate „Krankheit"; und was heute „Strafe" ist, wird im Zukunftsstaate „Behandlung des Kranken" sein, und diese ist sehr streng. Man sieht, Weitling hat nur den Namen geändert, nicht die Sache. Übrigens — welch prächtiges Mittel für die herrschende Partei des Sozialstaats, einfach die Opponenten, als gegen die auf das Wohl aller hinzielenden Rechte handelnd, als „Kranke" in die Spitäler stecken zu lassen!

Wir glauben übrigens, daß in einem Sozialstaate wirklich die Verbrechen gegen das Eigentum aufhören werden, einfach deshalb, weil jeder Einzelne durch seine Arbeit sich seinen Lebensunterhalt verdienen kann und im Grunde ein irgend bedeutenderes Vermögen sich bei keinem Menschen vorfinden würde. Indessen ist dies aus der in diesem Punkte geradezu konfusen Darstellung Weitlings nicht recht ersichtlich.

Die Bevölkerungsfrage, welche für jeden Sozialstaat so wichtig ist, wird von Weitling kaum erwogen. Wenn die Übervölkerung da ist, meint unser Kommunist, ist es immer noch Zeit, ihr abzuhelfen.

Wir betrachten endlich noch Weitlings Vorschläge zum Übergang in den Sozialstaat. Damit Sozialreformer im Weitlingschen Sinne die Regierung in

Digitized by Google

ihre Hand bekommen, würde, unserm Sozialisten zufolge, die Anwendung zweier Mittel notwendig sein. 1. Belehrung und Aufklärung des Volkes. Hierzu bedarf es außer dem persönlichen Eifer der Anhänger noch der Freiheit der Presse und der Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen. Auf diese Weise wird „geraten." 2. Möglichste Sorge dafür, daß die schon bestehende Unordnung schnell auf den höchsten Gipfel getrieben werde. Auf diese Weise wird „geholfen." Denn dann wird dem Volke der Geduldsfaden reißen, und es wird die Macht denjenigen Leuten anvertrauen, die seine Lage wirklich verbessern wollen.

Alsdann wird die Gesellschaft aus dem heutigen Zustande in den Sozialstaat etwa auf folgende Weise überzuführen sein.

1. Alle unsaubern und stark beschädigten Gebrauchsmittel, die ja nur den Armen gehören, werden vernichtet, und die letztern einstweilen in die öffentlichen Gebäude und bei den Reichen einquartiert. 2. Alle Schuldscheine werden ebenso wie alle Erb- und Adelsrechte für null und nichtig erklärt. 3. Die Organisation der Arbeit beginnt durch die Wahlen in jedem Geschäftszweige. Jeder an die Spitze der Verwaltung Berufene muß sein ganzes Vermögen der Gemeinschaft übergeben oder auf die Wahl verzichten. 4. Alle Leute, welche der Staat erhält, also besonders die Mitglieder der Verwaltungsbehörden und der Armee, leben mit einander in Gemeinschaft. Sie erhalten alle — ohne Unterschied des Ranges — die gleichen Lebensmittel. 5. Die Steuern werden in rohen Naturprodukten eingeliefert, aus denen die Angestellten erhalten werden. Keiner von ihnen wird besoldet. 6. Die Güter aller Auswanderer werden konfiszirt, ebenso jeder Acker, der unbenutzt liegen bleibt, obwohl er recht gut zur Bebauung herangezogen werden könnte. 7. Alle Staats- und Kirchengüter werden zum Besten der Gemeinschaft eingezogen. 8. Jeder, der will, kann in die Gemeinschaft eintreten, und zwar zu gleichen Bedingungen wie alle übrigen. Unter denselben Bedingungen wird jeder darin aufgenommen, der nicht mehr zur Arbeit fähig ist. 10. Die Verwaltung muß ihre Thätigkeit möglichst auf Verbesserung des Ackerbaues und der Schulen richten. 11. In jedem Dorfe, jeder Stadt, jedem Distrikt, wo drei Viertel der Einwohner dafür stimmen, ihre Güter in Gemeinschaft zu geben, muß sich das letzte Viertel fügen.

Durch diese und ähnliche Maßregeln kommt dann der Sozialstaat von selbst. Sollte es aber nicht gelingen, die Verwaltung in die Hände von Weitlingianern zu bringen, so soll man den Besitzern ihr Eigentum selbst zum Ekel machen durch einen furchtbaren Krieg gegen dasselbe. Dann müsse eine Moral gepredigt werden, die noch Niemand zu predigen gewagt habe.

Möglich wäre es übrigens nach Weitling, daß der Umsturz des Bestehenden auch durch einen Monarchen vor sich ginge. Das wäre kein Übel, meint unser Kommunist. Wenn er nebst Krone und Szepter die Vorurteile des Egoismus in den Staub würfe, so möchte er immerhin bis zur völligen Organisation der Gesellschaft ein Diktator sein. Ja den Schluß des Werkes über die „Garan-

Digitized by Google

tien der Harmonie und Freiheit" bildet der Appell an die Könige, das Werk der Erlösung der Menschheit zu übernehmen.

Die Kritik steht einen Augenblick ratlos: sie weiß nicht, wo sie zuerst anfangen soll. Die Vorschläge Weitlings zur Überführung der heutigen Gesellschaft in den Sozialstaat sind wohl mit das Verrückteste, was überhaupt in dieser Hinsicht auf deutschem Boden gediehen ist. Die deutsche Sozialdemokratie hat nicht entfernt ähnliches geleistet. In diesen Plänen Weitlings geht „Fixigkeit" über alles. Wie dürre Blätter vom Wirbelwind, so werden die bestehenden Institutionen von der Weitlingschen „Reform" hinweggefegt. An ihre Stelle tritt ein tolles Durcheinander, die denkbar wüsteste Anarchie. Fast alle wohlerworbenen Rechte werden auf einmal vernichtet, die kümmerlichen Reste derselben können jederzeit mit einem Schlage demselben Schicksale anheimfallen. Die radikalste Umgestaltung, welche die Weltgeschichte sehen würde, soll in einem Augenblicke vorgenommen werden, und zwar noch dazu in der denkbar ungeschicktesten Art, nämlich nach Gemeinden. Da es diesen eventuell freisteht, die Gemeinschaft abzulehnen, so würde man die Privat- und die Gemeinschaftsproduktion in demselben Zweige nebeneinander haben können. Alle Beamten der Gemeinschaft sollen gleichen Lohn erhalten. Aber wie wird man dann für die Ämter Mitglieder der besitzenden Klassen gewinnen können, die heute doch unbestritten allein zur Leitung der Produktion fähig sind? Diese werden jedenfalls lieber ins Ausland gehen, wo sie sich mit ihren Fähigkeiten und ihrer Bildung immerhin eine bessere Lebenslage werden erwerben können als im Inlande. Dadurch würde die Gemeinschaft vollständig unmöglich werden. Auf welche Weise wäre es denn durchzuführen, daß die bisher nur mit mechanischen Arbeiten beschäftigten Personen mit einemmale die Funktionen der Buchhalter, Ingenieure, Baumeister, Techniker u. s. w. versähen? Schon aus diesem Grunde ist die Gemeinschaft absolut unmöglich. Da sie daneben noch alle die großen Mängel hat, die wir bei der Betrachtung des Weitlingschen Sozialstaates fanden, so ist sie auch aus diesem zweiten Grunde unmöglich. Da sie ferner noch den Fehler hat, nicht das ganze Staatsgebiet zu umfassen, sondern nur Teile desselben, während andre privatwirtschaftlich organisirt sind, so giebt das einen dritten durchschlagenden Grund gegen den Reformplan Weitlings. Da außerdem die Umwälzung eine gewaltige und außerordentliche rapide wäre, so müßte sie in der nächsten Zeit fortwährend Verschwörungen und Revolutionen der früher bevorzugten Klassen und ihres Anhanges erzeugen; also ein vierter vernichtender Einwand gegen das vorgeschlagene Projekt.

Unser Kommunist hat wirklich mit seltenem Ungeschick in seinen Vorschlägen zur Überleitung des heutigen Staates in den Sozialstaat alles vereinigt, was denselben nur irgend zur Utopie machen kann. Aber der ärgste ist der, daß, falls der Plan nicht zur Ausführung gelangen sollte, der Krieg gegen das Eigentum, d. h. der rote Hahn und der Diebstahl, gepredigt werden soll. Aus

Digitized by Google

dieser Ansicht spricht der Wahnwitz des Fanatikers. Wahrlich, wenn die Gesellschaft dagegen in Empörung aufwallt und ihre verbrecherischen Angreifer niederschlägt, so ist sie in ihrem Recht.

Daß Mittel solcher Art nicht zum Ziele führen, ist zu offenbar. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die spätere deutsche Sozialdemokratie derartige Vorschläge von der Hand gewiesen hat.

Neu-Frankreich.

Der jüngst verstorbene Turgenjew giebt in seinem Romane „Neuland“ eine getreue Schilderung der Zustände und Bewegungen des heutigen Rußlands, der neuen Generation in ihren Gegensätzen zu dem streng nationalen Charakter der früheren Zeiten und Geschlechter. Ein Werk dieser Art, eine Schilderung des modernen Frankreichs, ist unter dem „Neu-Frankreich“ unsrer Überschrift nicht zu verstehen. Vielmehr handelt es sich um ein neues Frankreich, das fern vom Mutterlande als eine Rivalin desselben erstehen sollte, das aber die Hoffnungen, welche auf seine Entwicklung von verschiednen Seiten gesetzt wurden, schmählich getäuscht hat.

„Neu-Frankreich“ ist nichts als eine Gründung in der Weise der Gründungen unsrer Schwindelperiode, und es unterscheidet sich von diesen allein dadurch, daß die Reklamen nur noch phantastischer, die Wertlosigkeit des in Betracht kommenden Gegenstandes noch größer war als bei den Gründungen gewöhnlichen Schlages. Daß trotzdem der Erfolg der Spekulation ein bedeutender gewesen ist, wenn auch nur für den Unternehmer, erklärt sich daraus, daß bei der großen Entfernung „Neu-Frankreichs“ eine Prüfung der thatsächlichen Verhältnisse nicht möglich war, und daß jedwede Kolonialunternehmung zu allen Zeiten etwas besonders verlockendes gehabt hat. Es mag sein, daß für Frankreich, das thatsächlich im Besitze wertvoller Kolonien ist, eine Handelsgesellschaft für Ausbeutung und Kolonisirung überseeischer Ländereien bei richtiger Anlage und geschickter Leitung wirklich großen Erfolg haben könnte, es mag auch sein, daß dem sanguinischen Volkscharakter der Franzosen eine solche romantische oder phantastische Unternehmung besonders zusagt, Thatsache ist es jedoch, daß auch in Deutschland für Kolonialpolitik außerordentlich viel Interesse und Sympathie vorhanden ist, wie sich bei verschiednen Gelegenheiten gezeigt hat.

Als Ausgangspunkt für die große Unternehmung, die unter dem Namen „Neu-Frankreich“ geplant wurde und durch ein eignes zu Marseille erscheinendes Journal dieses Namens gefördert werden sollte, diente Port-Breton im Süden

Digitized by Google

von Neuirland, der östlichsten Insel des Archipels von Neubritannien im Stillen Ozean, der im Nordosten von Neuguinea liegt und den Raum zwischen 2—6½ Grad südlicher Breite und 148—155 Grad östlicher Länge von Greenwich einnimmt. Von diesem Zentrum aus sollte sich „Neu-Frankreich" nach allen Seiten hin ausbreiten durch Erwerbung aller der Inseln, die rings um dasselbe in weiterem Umkreise herumliegen. Freilich gehören diese Inseln verschiednen Mächten an, aber das kam nicht in Betracht; selbst Port-Breton gehörte von Anfang an nicht dem kühnen Unternehmer eigentümlich. Es war ein Ort, der deshalb keinen bestimmten Herrn hatte, weil er völlig öde und von den Eingebornen sogar als unbewohnbar verlassen war.

Aber das ist ja eben ein Kennzeichen der „Gründungen," daß weniger der eigentliche Wert des Gegenstandes der Spekulation und die mutmaßliche Rentabilität der Unternehmung für die Unternehmer in Betracht kommen, als die Aussicht auf eignen Gewinn. So war es auch hier der Fall, wie ein flüchtiger Blick auf die Entstehung des Unternehmens und seine bisherigen Erfolge beweist.

Die Idee, eine neue Kolonie zu gründen und sie zur Grundlage einer kühnen Finanzoperation zu machen, ging von dem Marquis de Rays aus. Dieser ließ im Juli 1877 im Petit Journal eine Annonce erscheinen, in welcher er in der „freien Kolonie zu Port-Breton" Ländereien zu fünf Franks den Hektar offerirte und jedem, der sich in dieser Angelegenheit an ihn wenden würde, in der üblichen Weise verhieß, daß er einen schnellen und sichern Gewinn machen könne, ohne sein Land zu verlassen. Nun wurden Bons ausgegeben und unterschrieben, ein eignes Journal gegründet, um durch Reklamen aller Art das Unternehmen zu fördern, und schließlich ging am 14. September 1879 ein erstes Schiff mit Kolonisten nach der neuen Kolonie ab.

Die Enttäuschung für diese armen Opfer ihrer Vertrauensseligkeit war sehr bitter. Schon der Eindruck, den die Bucht von Port-Breton macht, ist ein sehr trauriger; aber das Innere der Insel ist noch weniger einladend. Das Land der Bucht ist angeschwemmter Boden, über den zwei nackte Bergrücken emporragen. Auf dem felsigen Grunde, der aus Korallenriffen besteht, gedeiht weder Getreide noch Gemüse. Heftige Regengüsse machen den Ort völlig unwohnlich.

Weshalb man diesen so ganz ungeeigneten Platz für die Kolonie ausersehen hatte, ist leicht zu sagen. Augenscheinlich deshalb, weil man überzeugt sein konnte, daß niemand seinen Besitz streitig machen würde. Man nahm eben den Platz in Besitz mit dem Rechte dessen, der zuerst kommt. Erst später zeigte sich ein eingeborner Häuptling, namens Maragano, der eine kleine Insel am Eingange der Bucht von Port-Breton besetzte und behauptete, ein Anrecht auf den Besitz der ganzen Insel zu haben; aber um den Preis von 1550 Franks trat er seine Ansprüche auf Port-Breton an die Gesellschaft „Neu-Frankreich" ab.

Das Schicksal der unglücklichen Auswanderer, welche zuerst nach dem neuen Eldorado kamen, läßt sich leicht denken. Als das Schiff der dritten Expedition

Digitized by Google

in Port-Breton ankam, waren von den 150 Kolonisten, die das erste Schiff gebracht hatte, nur noch zwei Mann am Platze, die bald darauf auch starben. Die übrigen 148 waren nämlich teils dem Elende oder verheerenden Krankheiten erlegen, teils hatten sie sich nach den benachbarten Inseln zerstreut und waren dort eine Beute der menschenfressenden Eingeborenen geworden, teils war es ihnen unter großen Mühseligkeiten gelungen, Australien, Numea, die Hauptstadt der französischen Insel Neukaledonien, oder Frankreich zu erreichen. Das Schiff aber, welches diese ersten Kolonisten brachte, war sogleich nach Ausschiffung derselben bei Nacht heimlich davongefahren, mit ihm der Gouverneur der Kolonie und Stellvertreter des Generalunternehmers, der dann später behauptet hat, er habe das gethan, um die Auswanderer wegen ihrer Insubordination zu bestrafen.

Das zweite Schiff, welches im März 1880 von Barcelona auslief, ward unterwegs von einem großen Teile der Mannschaft und der Passagiere wegen der Gewaltthätigkeiten des Kapitäns verlassen, sodaß dieser nach seiner Ankunft in Port-Breton nichts thun konnte als neuen Nachschub aus Frankreich abwarten. Diesen brachte bald das dritte Schiff, welches aber gleich dem ersten die Station bald wieder verließ, unter dem Vorwande, sich neu verproviantiren und mit dem Festlande Australiens nachbarliche Beziehungen anknüpfen zu wollen. Von Sydney aus schickte der Kapitän das zweite Schiff nach Port-Breton zurück, und dieses fand die Kolonie verödet. Abermals war etwa die Hälfte der Kolonisten durch Krankheit verloren gegangen, und der Rest war zu der Überzeugung gelangt, „daß sich in Port-Breton nichts machen lasse," wie ein Mitglied der Kolonie erklärte, da alle Kultur in diesem Lande nichts fruchte. So entschloß man sich, Port-Breton wieder zu verlassen und sich nach Numea zu begeben; aber die stürmische Überfahrt auf dem Schiffe der zweiten Expedition kostete wieder elf Auswanderern das Leben.

Die vierte Expedition hatte zwar keine günstigeren Erfolge aufzuweisen als die erste, denn auch diesmal kamen drei Vierteile der Auswanderer elend um; aber sie hatte insofern segensreiche Folgen, als der Doktor Baudouin, welcher die Expedition begleitete, nicht nur den Rest der Kolonisten mit Hilfe des Kapitäns Henry aus dem mörderischen Klima von Port-Breton befreite, indem er ihnen dazu verhalf, daß sie die Kolonie verlassen konnten, sondern auch dadurch, daß er öffentlich die traurigen Verhältnisse aufdeckte und so weitere Expeditionen unmöglich machte. Das Werk, in welchem Dr. Baudouin seine Erlebnisse auf dieser vierten Expedition beschrieben hat, trägt den Titel „Das Abenteuer von Port-Breton und die freie Kolonie genannt Neufrankreich" (Verlag von Maurice Dreyfous) und giebt, auch durch seine Illustrationen, einen interessanten Einblick in die wahren Verhältnisse der unglücklichen Kolonie, die freilich von den pomphaften Verheißungen des Marquis de Rays himmelweit verschieden sind.

Digitized by Google

Eine weitere Folge dieser Schrift, welche ganz den Charakter einer öffentlichen Anklage trägt, war das Einschreiten des Staates gegen den Marquis de Rays. Freilich der Tod und die getäuschten Hoffnungen vieler Auswanderer, die er durch seine Unvorsichtigkeit, durch seine Unklugheit und Unfähigkeit ins Unglück gestürzt hatte, konnten nicht zum Ausgangspunkte der Anklage gemacht werden. Wohl aber gab das Schwindelhafte der ganzen Gründung hinreichenden Anhalt, um den Marquis de Rays in Anklagezustand zu versetzen. Die Anklage lautete auf Gaunerei und Prellerei, indem sie sich auf die Thatsachen stützte, daß de Rays einen öffentlichen Aufruf erließ, daß er Bons ausgab über tausende von Hektaren Landes zu einer Zeit, als er von diesem Lande noch keinen Meter besaß, daß er nachher dieses Land für die lächerliche Summe von 1550 Franks ankaufte von einem Wilden, der weder das Recht hatte, es ihm zu verkaufen, noch die Macht, es ihm zu überlassen, daß er endlich über die erhaltenen Gelder verfügte, ohne darüber Rechenschaft abzulegen.

Das ganze Unternehmen erinnert so sehr in jeder Beziehung an die berüchtigten Spekulationen Jean Laws und seiner Handelsgesellschaften für Kolonisirung überseeischer Länder, daß auch die Banknoten nicht fehlen, die de Rays gleich jenem in Masse emittirte, und daß diese Besitztitel auf Ländereien, die er nicht besaß, bald von 5 auf 10, auf 20 und mehr Franks stiegen. Sie tragen die Aufschrift: La nouvelle France. Colonie libre de Port-Breton (Oceanie). Titre d'origine d'un hectare de terrain dans la colonie libre de Port-Breton inscrit au registre colonial sous le titre cadastral, No.... und sind unterschrieben von dem Directeur-Fondateur Marquis de Rays. Außer einer Abbildung eines solchen Bons enthält das erwähnte Buch von Dr. Baudouin auch das Fakſimile von Stempelpapier für „Neu-Frankreich," welches man unter der Schiffsladung des Schiffes der vierten Expedition fand. Als dieses Schiff wegen einer geringfügigen Summe, welche der Marquis de Rays zu zahlen sich weigerte, mit Beschlag belegt worden war und verkauft werden sollte, hoffte man, durch den Verkauf der Schiffsladung, die in 400 Kisten bestand, die schuldige Summe bequem decken zu können. Aber was fand man bei Öffnung der Kisten? Weiße und rote Stiefelchen, Hampelmänner, Hanswürste, Firlefanz von Ausschußwaaren, und haufenweise Stempelpapier mit dem Wappen des Marquis. Dieser Papierkram, der allein 22 Kisten füllte und einen angeblichen Wert von 100 000 Franks repräsentirte, ward für einen Duro die Kiste verkauft.

Zu erwähnen ist nur noch, daß der Marquis seinem Unternehmen von Anfang an einen religiösen Anstrich gab, indem er auf einer von ihm berufenen Konferenz zu Marseille am 4. April 1879, auf welcher er sein System darlegte, die Erklärung abgab, seine Kolonie werde katholisch sein; er werde der oberste Leiter sein und sie „den sterblichen Fallstricken einer industriellen oder kommerziellen Organisation, deren eifersüchtige Umarmungen bald den geheiligten Charakter seiner eignen religiösen und sozialen Taufe zerstören würden," entziehen. Die Ausführung des Unternehmens nach seinem Gedanken werde, so fügte er hinzu, für alle Anhänger die Verwirklichung eines wahrhaftigen Glückes nach sich ziehen. Gleichzeitig erklärte er aber, daß die emittirten Bons für ihn nur einen vorläufig angenommenen Wert hätten, da sie den Käufern nur eventuelle Rechte auf die künftigen Dividenden der Kolonie gewähren sollten. Auf diesen wohlerwogenen Vorbehalt stützt sich der Direktor-Gründer jetzt zu seiner Verteidigung.

Digitized by Google

Auf der Leiter des Glücks.

Novelle von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Berthold erzählte sein Abenteuer von der Moorwiese.

Nun sie meine Hausgenossin geworden ist, schloß er seinen von den beiden Alten, auch sogar von Frau Anna mit guter Laune aufgenommenen Bericht, wünschte ich freilich, die Geschichte wäre nicht passirt, so unerheblich sie ist. Aber euch mußte ichs doch wohl beichten. Ich werde thun, als kännte ich die Person nicht wieder. Sie scheint es für schicklich zu halten, mich, ihren Moorwiesenritter, auch nicht zu erkennen. Und so bitte ich nur noch um Entschuldigung, daß ich den guten Papa im besten Redefluß unterbrach.

Jawohl, Alterchen, rief Frau Anna, wo warst du stehen geblieben? Aber dieser Berthold! Sie drohte mit dem Finger. Dieser Ausbund!

Gehen wir ins Rauchzimmer hinüber, sagte der Fabrikant; deine gestrige Cigarre schmeckt mir noch in der Erinnerung, Sohn. Ich nehme zurück, was ich von der Wertgleichheit abgelagerter Weisheitssprüche und abgelagerter Cigarren gesagt habe, alle Achtung vor den ersteren, aber die letzteren gebe ich preis. Künftig wird von mir nur noch frisches Gewächs in der Villa Anna geduldet. Und so redend ließ er sich von Berthold aus dessen Vorrat neuester Ernte etwas besonders sorglich Gewickeltes herausſuchen, rekapitulirte auf dem Wege nach dem Rauchkabinet vor seinem ihm folgenden vieräugigen Auditorium das bereits Vorgetragene, richtete sich und seine gespannte Hörerin dann auf einer der Causeusen des behaglichen Raumes möglichst bequem ein und summirte endlich, während er mit Wonne das Aroma des feinen Havannablattes an sich heranfächelte, das Gesagte mit den Worten auf: Also keine absolute Fehlerfreiheit, keine absolute Weisheit, kein absolutes Glück. Nach einer Pause, während welcher Frau Anna möglichst harmlos vor sich niederblickte, fuhr er dann fort: Wir haben nun, deine Mutter und ich, wie du wohl begreiflich

Digitized by Google

finden wirſt, uns während deiner Abweſenheit auch mit deiner Zukunft beſchäftigt, ich meine mit der Frage, ob wir wohl noch das Glück erleben werden, dich verheiratet und unſre Enkelzimmer im erſten Stock etwas bevölkert zu ſehen. Haſt du irgend etwas darüber auf dem Herzen? Iſt dir jemand, ich meine ein Mädchen aus gutem Hauſe, näher bekannt geworden?

Wir würden, ergänzte Frau Anna, natürlich auch eine Fremde nicht zurückweiſen, aber du kannſt denken, daß uns eine gute Deutſche tauſendmal — ach, was ſage ich denn? millionenmal lieber wäre.

Liebe Eltern, ſagte Berthold, ich hätte wohl hie und da gern eure Meinung über ein Mädchen, das mir gefiel, hören mögen. Aber was war zu thun? Viele hundert Meilen lagen zumeiſt zwiſchen euch und ihr. Da habe ich mir denn ernſtere Gedanken möglichſt raſch aus dem Kopfe geſchlagen und war auch hinterdrein allemal froh, daß ichs gethan hatte. Denn es giebt wahrlich ſo viele angenehme und wünſchenswerte Mädchen in der Welt, daß mir in jeder neuen Stadt, die ich betrat, auch eine neue Liebe anflog. Was hätte da werden ſollen? Ich hoffe, ich werde mit der Zeit kritiſcher werden. Aber jetzt tauge ich noch nicht zum Heiraten. Ich könnte für nichts einſtehen. Die Mädchen gefallen mir aller Orten zu gut.

Frau Anna leuchtete vor Freuden. Du wälzeſt mir einen Stein vom Herzen, ſagte ſie. Ich hatte in dem Buche mit den Abbildungen der amerikaniſchen Urbevölkerung ſo manche ganz hübſche Squaw geſehen, daß ich wirklich ſchon in Angſt war, du würdeſt uns eine ſolche Wilde ins Haus führen.

Es giebt ſehr hübſche drunter, ſtimmte Berthold bei.

Jetzt ſetze du ihm noch was in den Kopf, brummte Kaſpar Benedikt.

I, er iſt ja vernünftig, korrigirte ihren Fehler Frau Anna.

Er iſt vierundzwanzig Jahre alt, fuhr der Fabrikant fort, das iſt das Alter, in welchem ſolche Grillen und fixe Ideen, wie er ſie uns eben vorgetragen hat, den jungen Leuten am meiſten zu ſchaffen machen. Sehr natürlich! Es iſt eben Zeit, zu Neſte zu tragen. Alſo gut, wendete er ſich zu Berthold, du biſt frei, ganz frei, das iſt die Hauptſache. Jetzt laß uns einmal hören: was denkſt du über Fräulein von Mockritz?

Über wen?

Über unſre Hermine, kommentirte Frau Anna; wir nennen ſie ja nicht anders. Iſt ſie nicht prächtig munter und alert? Und wie ſie gut angeleitet iſt! Sage ſelbſt, Kaſpar — denn dein Vater, Berthold, hat für ſo etwas einen Blick, nun ich darf ihn nicht eitel machen —, aber ſage ſelbſt, Kaſpar Benedikt, iſt ſie gut angeleitet oder nicht? Dieſe Geſchwindigkeit bei häuslichen Arbeiten, eine Bürgerliche muß ſich vor ihr verſtecken, und dabei immer ſauber und ſchmuck, und ein Auge — wenn ein Maler die Unſchuld malen wollte, das Auge müßte ihm —

Aber Sapperment, Anna, fiel ihr hier der Fabrikant ins Wort, willſt du

Digitized by Google

oder ſoll unſer Sohn ſie heiraten? Man heizt einen neuen Ofen doch nicht mit einem ganzen Fuder Kohlen an.

Liebe Eltern, ſagte Berthold, ihr vergeßt, fürchte ich, daß ich weder ein Adonis noch ſonſt etwas bin. Wie kann ich ſo hoch hinauswollen? Damit will ich mich nicht etwa zu tief gebückt haben. Ich mache mir aus unſern europäiſchen Standesgliederungen herzlich wenig. Vater Hartig mit ſeiner vierzigjährigen unermüdlichen Thätigkeit und ſeiner redlichen Sorge für hunderte und aber hunderte von Arbeiterfamilien ſteht mir höher als der reichſtbeſternte Titelmatador, und Mama Hartigs Küchenſchürze iſt mir lieber als die längſte Atlas- und Spitzenbalyeuſe einer Prinzeſſin. Aber wie käme ich dazu, um ein Fräulein „von“ zu freien? Nein, ſo hoch möchte ich nicht hinaus. Im übrigen wüßte ich nicht, wie man hübſcher und netter und umgänglicher und was weiß ich ſein könnte, als Fräulein Hermine.

Hier fiel Frau Anna ihrem Sohne um den Hals.

Sachte, ſachte, ſuchte Kaſpar Benedikt einem neuen Ausbruche vorzubeugen, aber Frau Annas freudige Erregung mußte über die Lippen. Was ſie alles über die zwei bürgerlichen Schwäger Herminens hervorholte, grenzte ans Unglaubliche und konnte nur dadurch, daß Frau Anna ſoviel mit Fräulein von Mockritz zuſammengeſteckt hatte, trotz Kaſpar Benedikts Kopfſchütteln, ſich einigermaßen Kredit verſchaffen. Daß Prinz Ottokar zweimal vergebens um Fräulein von Mockritz angehalten, und daß die Fürſtinmutter ſelbſt ſich umſonſt im Intereſſe ihres Neffen bemüht habe, war eine weitere Phantasmagorie Frau Annas, aber ſie konnte nichts dafür, ſie meinte wirklich nur Thatſachen zu erzählen. Die nahe Ausſicht auf Verwirklichung ihres liebſten Wunſches war ihr wie junger Wein zu Kopf geſtiegen.

Zuletzt mußte Kaſpar Benedikt ſeine Frau darauf aufmerkſam machen, daß Berthold ja gerade um ſolcher dem Fräulein gewordenen Auszeichnungen willen nur noch mehr bezweifeln werde, daß er um ſie werben dürfe.

So? rief Frau Anna, dann muß ich wortbrüchig werden, d. h. verſprochen habe ichs Hermine nicht, aber geheim halten wollte ichs dennoch. Lieber Sohn, haſt du auf der Rückſeite deiner Photographie den mit Bleiſtift überkritzelten Vers bemerkt? den hatte ſie darauf geſchrieben. Er fällt mir ſchon noch wieder ein. Dann die geſprungene Fenſterſcheibe auf dem Vorplatz. Ein B und ein H ſind mit Diamant darauf eingeritzt geweſen. Ich weiß von wem. Dann im Garten unterhalb der Feigenmauer die drei Zierkürbiſſe. Sieh nur nach, was mit der Bruſtnadel eines gewiſſen Fräuleins darauf zuſammengeſchnirkelt worden iſt. O, ich weiß, wie es junge Mädchen treiben, wenn ihr Herz zum Zerſpringen voll iſt! Reden dürfen wir armen Dinger ja nicht.

Daß du nicht reden darfſt, iſt mir neu, verſetzte der Fabrikant im Tone ſeines trockenſten Humors.

Frau Anna tappte ihm ſtrafend auf die Schulter.

Digitized by Google

Berthold blickte sinnend vor sich nieder. Davon hatte ich keine Ahnung, sagte er, halb geschmeichelt, halb verlegen.

In Wirklichkeit verhielt sich die Sache übrigens etwas anders.

Der Vers bestand aus einer Zeile aus Shakespeares Sommernachtstraum und hieß:

Some Cupid kills with arrows, some with traps.*)

Fräulein von Mockritz hatte ihn zitirt, als sie einen kleinen, im Palmenhause stehenden Amor bewundern mußte, und da Frau Anna das Zitat ihrem Kaspar Benedikt mitteilen wollte, hatte das Fräulein es auf die Rückseite der nächstbesten Photographie für ihn aufgeschrieben, es aber überkritzelt, als sich dieselbe als Bertholds Bild auswies. Die mit dem Diamant eingeschnittenen Initialen waren nicht B und H, sondern O und H gewesen, eine durch das Zerspringen der Scheibe noch zur rechten Zeit unschädlich gemachte Unbedachtsamkeit. Die Faxen auf dem Kürbis endlich waren die herkömmlichen gewesen: ein Sonne, ein Halbmond, ein paar Sterne, ein Haus, ein Herz — für Frau Annas immer alles auf ihren Berthold zurückbeziehende Phantasie die Illustration zu ihrem Lieblingsliede:

Eine Hütte und ein Herz,
Andres wünsch' ich nicht hinieden,
Mond und Stern und Sonne hört's!
Andres nicht sei mir beschieden,
Als ein Hüttchen und ein Herz!

Nein, davon hatte ich keine Ahnung! wiederholte Berthold, ich bin doch wahrlich das Gegenteil von hübsch!

Das ist Geschmacksache, lächelte Frau Anna, denn seine Bescheidenheit verschönerte ihn freilich bis zur Anmut.

Und dann — sie kennt mich ja kaum!

Wovon denkst du denn, daß wir zwei Frauenzimmer uns so manche Stunde unterhielten, während dein Papa im Garten Raupenjagd trieb?

Ich war schon so glücklich, euch, liebe Eltern, nur wieder nahe zu sein. Jetzt soll mich auch noch ein drittes lieb haben?

Unglaublich, aber wahr!

Genug jetzt, schloß der Fabrikant, sonst bethörst du mir den Jungen, bis er auf der Stelle dem Fräulein einen Antrag macht. Die Ehe ist kein Logirhaus, das man heute betritt und von dem man morgen wieder loskommen kann. Fürs Leben! Das ist ein furchtbar ernstes Wort. Lernt einander erst gründlich kennen. Gesteht einander offen eure Schwächen. Ernüchtert euch. Laust einander nicht im Rausch in die Arme. Wir haben für dich gewählt, aber du bist ganz frei, Sohn, und jedes Mädchen aus gutem Hause, notabene aus

*) Einige tötet Cupido mit Pfeilen, andre in Fallen.

Digitized by Google

gutem Hause — denn soweit laß dich nur getrost bevormunden — soll uns als deine Braut willkommen sein.

Zehntes Kapitel.

Zwei Dinge wären noch ein gut Teil merkwürdiger gewesen als die merkwürdige Villa selbst: wenn nämlich der Amerikaner sich nicht schon beim nächsten Abendrot mit der Bitte an das scheidende Tagesgestirn gewendet haben sollte, es möge morgen einem glücklich erhörten Bräutigam leuchten; und wenn weiter Fräulein von Mockritz der Meinung gewesen wäre, weil ein Prinz ihretwegen zum Weltumsegler werden wollte, müsse sie nun ins Kloster gehen. Nicht daß sie eine Wetterfahne war. Sie hatte zwar anfangs an ihren Halbvetter Botho von Falkenberg mit mehr Freundlichkeit als seit langem gedacht und hatte sich gesagt, sein beharrliches Werben um ihr Herz sei doch im Grunde von ihr mit allzugroßer Härte belohnt worden. Aber vor dem Einschlafen wurde sein nicht unschönes, wenn auch etwas zu ernstes Bild wieder durch das siegreich kecke Antlitz des Prinzen Ottokar verdrängt. Sehnsucht nach ihm überflutete jedes andre Gefühl in ihrer Brust, sie sagte sich bei einem Blick auf ihre Uhr, jetzt könne sie ihm angetraut worden sein, jetzt könne sie in seinen Armen ruhen, und ihre Thränen flossen.

Aber dann war mit dem Morgengrauen die Ernüchterung gekommen. Wenigen nur war der Ehebund mit einem Prinzen so gut bekommen wie der Philippine Welser! War die Bernauerin nicht grausam ersäuft worden, ersäuft von Henkershand? Fi donc! Und hatten sich die Formen auch geändert, griffen die hohen Herren nicht mehr so grob zu, wenn irgendwo im Versteck des Laubes ohne ihre Erlaubnis ein Nest gebaut worden war, die Gesellschaft urteilte heute doch nicht anders als zu jenen Zeiten, und immer noch war das Frauenzimmer der schuldige Teil, zumal wo es sich um die „Verführung“ eines beliebten Prinzen handelte. Ich eine Verführerin, ich! seufzte sie. Vater Hartig würde sagen: es ist zum Lachen!

Und damit hatte sie ihre gute Laune schon teilweise wieder. Den Rest gab ihr der Spiegel zurück, als sie unter Lores Händen demselben ein halbes Stündchen gegenüber saß und allmählich, während sie frisirt wurde, sich zu der Ansicht bekehrte, im Blütenalter des Lebens den Kopf hängen zu lassen sei eine unvergeßliche Thorheit.

So war sie am Frühstückstisch erschienen, in einfacher, aber kleidsamer Morgentoilette, herzlich gegen das alte Ehepaar, freundlich gegen den vergötterten Augapfel desselben, den stattlich sonngebräunten Berthold, und so hatte sie, indem sie sich gab wie sie war, erreicht, daß der Adoptivsohn des Hauses von ihr den Eindruck empfing, man könne nicht „hübscher und netter und umgänglicher sein als Fräulein von Mockritz.“

Digitized by Google

Sie ihrerseits hatte bei alledem den „schönsten Abend ihres Lebens“ noch nicht so völlig vergessen, daß ihr die guten Seiten Bertholds ebenso rasch ins Auge gesprungen wären wie sein Mangel an gesellschaftlichem Schliff.

Aber schon im Verlaufe desselben Tages und noch mehr im Verlaufe der folgenden gewann sie an manchen seiner Derbheiten Geschmack, ja sie stand ihm gegen Frau Anna bei, so oft diese schmälte, er benehme sich wirklich wie ein Buschmensch; und da die schöne Jahreszeit Spiele im Freien gestattete, so wußte Hermione, bei ihrer sehr entwickelten Virtuosität auf diesem Gebiete, sich ihm bald als Lehrmeisterin zu empfehlen, immer der kürzeste Weg zur Anbahnung eines harmlos unbeengten Verkehrs unter jungen Leuten.

Er kam dennoch nicht so rasch zu einer Gelegenheit, ihr einen förmlichen Antrag zu machen, wie er gehofft hatte, wenigstens war Kaspar Benedikts Wort, so oft der Verliebte zum Sturm vorgehen wollte, immer von neuem „Zeit lassen und sich kennen lernen.“ Meine Anna, sagte er, hat schon als kleines Kind mit meiner kleinen Schwester in meines guten Vaters zerbrochener Geige Sand gefahren, und ich bin der Töpfer gewesen, der aus dem Sande Teller und Tassen buk. So lange kannten wir einander schon und doch setzte mein guter Vater es durch, daß wir uns ein halbes Jahr aus dem Wege gingen, als das Verlieben uns endlich angeflogen war. Zeit lassen und sich kennen lernen! Kennst du dich denn selbst nur? Du wolltest ja in jedem neuen Städtchen dich von neuem verliebt haben. Nun, du bist doch in acht Tagen unmöglich ein ganz andrer geworden.

Doch, doch! widersprach Berthold, das war damals ja gar keine rechte Liebe, das waren flüchtige Augenweiden. Wie viel Zeit durfte ich mir denn lassen? Die Hauptsache blieb ja doch immer mein Ingenieur-Beruf; Tunnels, Viadukte, Brücken, Kanäle, Eisenbahnen — das füllte mir den Kopf. Hier hast du meine Hand, Papa — nie bin ich ernstlich verschossen gewesen, verliebt nun schon garnicht. Fräulein von Mockritz ist meine erste und einzige wahre Liebe.

Zeit lassen! war Kaspar Benedikts letztes Wort.

Frau Anna liebte ihren Mann zu innig, um nicht ihm zu Gefallen ihrer Ungeduld Zügel anzulegen, aber es wurde ihr unsäglich schwer.

Jeden Tag kann Herminens Mutter aus dem Seebade zurückkehren, sagte sie, und dann nimmt Frau von Mockritz das liebe Mädchen wieder fort. Wo soll sich da eine Gelegenheit für Berthold finden, um Hermine unter vier Augen zu sprechen? Und du weißt: einzig so kann zwischen beiden etwas werden. Vermittler sind ihm unausstehlich.

Zeit lassen! — Kaspar Benedikt wünschte die Partie reichlich so sehr wie seine Frau. Aber die Hast der letztern wettzumachen, schien ihm heilige Gewissenspflicht.

Freilich, wenn Frau Anna plötzlich sich erinnerte, eine wichtige Anordnung

Digitized by Google

für den Mittagstisch noch ausrichten zu müssen, und wenn sie deshalb Hermine mit dem Amerikaner, dessen Lippen immer schon wie zu einer Liebeserklärung geöffnet waren, an der Feigenwand allein ließ, gerade angesichts der betitzelten und punktirten Zierkürbisse, da war es fast unmöglich, daß die Hieroglyphenschrift auf letztern nicht zu einem Frage- und Antwortspiel führte.

Und so kam es denn auch, und unversehens geriet man weiter, nämlich weiblicherseits bis zum Stottern und Erröten und männlicherseits bis zum kühnen Ergreifen einer widerstrebenden Hand und zum noch kühneren festen Umschlingen des lieben Mädchens, dem Bertholds volles Herz in diesem Augenblicke mit der ganzen Glut einer überströmenden Empfindung entgegenschlug.

Und so fand das alte Ehepaar denn beide Hand in Hand, Hermine zwar in Thränen gebadet, aber nur umso reizender, Berthold strahlend vor Siegerbewußtsein und Wonne, wenn auch übergossen von jenem bittersüßen Verlegenheitsausdruck, der sich jedes mit trocknen Augen dastehenden Mannes bemächtigt, an dessen Seite ein geliebtes Wesen sich in Thränen Luft macht.

An diesem Tage öffnete Kaspar Benedikt zwei Flaschen Johannisberger und zwei Flaschen Lafitte, mit denen er, als dem besten, was sein reicher Weinkeller enthielt, lange geliebäugelt hatte, und vorbehältlich der Zustimmung der — wie Kaspar Benedikts Trinkspruch es ausdrückte — „schaumentstiegenen Mama Mockritz" wurde auf die Verlobten so lange angestoßen, bis Papa Hartigs Augen ganz gläsern aussahen und Mama Hartigs Haube auf dem linken Ohre saß.

Als man sich vom Tische erhob, mußte Berthold seine Braut noch überdies an den Flügel führen, damit sie das Lieblingsstück der Mama Hartig, den Hochzeitsmarsch aus dem „Sommernachtstraum," als Nachtisch zum besten gebe, und während der letzten Takte nickten die beiden Alten in ihren Renaissance-Sorgenstühlen ein, worauf Hermine ihren Bräutigam in das orangenblütenduftige Oktogon zog und dort in sehr ausgelassener Stimmung — denn Botho von Falkenberg und Prinz Ottokar tanzten ihr wild vor den Augen — mit ihm eine Beichtsitzung vornahm, in der alle die schönen Mädchen, die ihm je gefährlich geworden seien, wie sie verlangte, Revue passiren sollten.

Elftes Kapitel.

Der berühmte Verfasser des Pantagruel sagt einmal etwa folgendes — wörtlich ist er nicht immer zu zitiren —: Panurge hatte die Schäferdirnen mit fliegendem Haar und einem beim Sitzen auf freiem Wiesenboden ihnen angeflogenen Quendelduft lieber als die bisamriechenden Damen. Kurzum: sein Panurge liebte das Natürliche.

Es passirt zuweilen, daß dies Natürliche um seiner Natürlichkeit willen noch nicht das Gute und einem reinen Gemüte Sympathische ist.

Digitized by Google

Und gerade so ermangelte die Nachtischnatürlichkeit des Fräulein von Mockritz, wenn der überglückliche Bräutigam sich dessen auch nicht klar bewußt war, schon einigermaßen jenes sympathischen Zaubers, ohne den die erquickende Frische des Brautstandes rasch in die trockne Glut eines Sommertages, dem der Morgenthau fehlte, umschlägt.

Übrigens hatte Fräulein von Mockritz Sorge getragen, daß dem Dekorum schuldige Rücksichten gezollt wurden. Schon an ihrem Verlobungsabend war ihrerseits ihre Wiederübersiedelung in die Villa Mockritz angeregt und bald darauf ins Werk gesetzt worden.

Tags darauf bat Berthold seine künftige Schwiegermutter brieflich um die Hand ihrer Tochter, und der Fabrikant fügte seinerseits dasjenige hinzu, was Frau von Mockritz über die sehr erfreulichen Vermögensverhältnisse ihres Schwiegersohnes zu erfahren berechtigt war.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Aus Schwaben. Das neue Jahr hat in Schwaben mit einigen Bewegungen im Parteileben begonnen, die mit Recht ein gewisses Aufsehen gemacht haben. Seit bald zwei Jahrzehnten steht die politische Bewegung des Landes unter dem beherrschenden Gegensatz der Volkspartei und der deutschen Partei, der sowohl durch die Thatsache der Schöpfung des Reichs als durch die mittlerweile sich vollziehenden Verschiebungen des Parteiwesens außerhalb Schwabens bisher nur wenig berührt wurde, mit andern Worten, der Kampf hat sich fast ausschließlich um die nationale Frage gedreht. Nun hat beinahe gleichzeitig eine Schwenkung der deutschen Partei nach links stattgefunden, scheinbar also ein Entgegenkommen der feindlichen Brüder, die sich bis dahin leidenschaftlich bekämpft hatten. Der „Beobachter", das Organ der Demokratie, ist in die Hände jüngerer Parteigenossen übergegangen und wird seitdem in einem verständigeren, dem Reiche ungleich freundlicheren Sinne geleitet. Von dem früheren exzentrischen Programm ist keine Rede mehr; die Föderativrepublik, die Miliz- und Neutralitätsschwärmerei ist ein überwundener Standpunkt, man möchte die früheren Zeiten am liebsten aus dem Gedächtnis auslöschen und verbittet sich empfindlich jede Erinnerung an die Vergangenheit. Statt des landsmannschaftlichen Krieges gegen Preußen ist loyale Mitwirkung an den Reichsaufgaben zur Losung geworden.

Die nächste Veranlassung zu dieser Wendung darf wohl in dem Ausfall der letzten Landtagswahlen gesucht werden, bei welchen fast alle Führer der Volkspartei unterlagen. Dieses Schicksal führte zu einer heilsamen Selbstbesinnung. Durch die Fortsetzung ihrer herkömmlichen Art von Polemik und Agitation sah sich die Partei den Boden unter den Füßen weggezogen. Jetzt gilt es das verlorene Vertrauen wiederzuerobern, und sie glaubt dies durch das Einlenken in

Digitized by Google

gemäßigtere Bahnen zu erreichen. Dennoch wäre es ungerecht, in dieser veränderten Haltung bloß eine Spekulation auf die Wahlstimmen zu erblicken. Auch dann, wenn sie nur so gemeint wäre, enthielte sie das bezeichnende Eingeständnis, daß das schwäbische Volk, allen Verhetzungen zum Trotz, der Sache des Reiches gewonnen ist. Allein man hat in der That keinen Grund, an der Aufrichtigkeit der jetzigen Wortführer zu zweifeln. Die älteren, unbelehrbaren Häupter, welche sich zur Anerkennung des Reiches nicht entschließen konnten und welche in den Großthaten von 1870 nur mit Bitterkeit den Mißerfolg ihrer Partei erblickten, sehen sich von einer jüngeren Generation überholt, die im neuen Reiche heranwächst, die mindestens das Gewordene ehrlich annimmt, die selbst patriotischer Empfindung fähig und die entschlossen ist, den Ruhm der Schwaben nicht fürder in unfruchtbarer, öder Negation zu suchen. Das Geschrei über den Militarismus findet geringen Anklang mehr, seitdem die neuen Heereseinrichtungen sich eingelebt haben und ein Netz von Kriegervereinen sich über das Land ausbreitet, die sich den Stolz ihrer Erinnerungen nicht rauben lassen. Doch mehr als alles andre hat die Wirtschaftspolitik des Kanzlers gewirkt. Unwiderstehlich von dieser ergriffen, kam ein praktischer Sinn zum Durchbruch, und die leidenschaftliche Abneigung gegen den Kanzler war genötigt, sich in Anerkennung zu verwandeln. Schon bei der Zollreform war das abstrakt freiheitliche und folglich freihändlerische Programm des „Beobachters" nicht durchzuführen. Theoretisch bekannten sich die Parteigenossen zu diesem Programm; sobald sie aber als Kandidaten vor dem Volke standen und um dessen Stimmen warben, fanden sie es rätlich, ihr Interesse für den Schutz der einheimischen Industrie zu beteuern. So kam es, daß bereits damals im Reichstage vereinzelte Übertritte ins Bismarcksche Lager vorkamen; noch bedeutsamer war, daß beim Unfallversicherungsgesetz die Gruppe der süddeutschen Demokraten sich von den Liberalen trennte und für die Regierung stimmte. Auch neuestens ist das Verhalten ihrer Presse zum Krankenkassengesetz ein freundliches und anerkennendes. So ist es denn der Bismarckschen Politik, und zwar wesentlich seiner innern Politik (die man sonst ebenso verfehlt, wie seine auswärtige tadellos zu finden pflegte), gelungen, den Trotz der schwäbischen Catone zu brechen. Den Vorwurf der „Reichsfeindschaft" können sich diese jüngern Wortführer mit Recht verbitten. Im ganzen sind sie in die Linie der Fortschrittspartei eingerückt, von der sie eben nur jene Sympathie mit der wirtschaftlichen Reformpolitik unterscheidet. In den Militär- und in den sogenannten Freiheitsfragen haben sie sich ganz unter die Fahne Eugen Richters gestellt, und der Führer der Fortschrittspartei wird denn auch im „Beobachter" neuerdings ungemein gefeiert, als der mächtigsten Redner einer, ja als ein „Trost des Volkes." Das Recht einer eignen Existenz besitzt die Gruppe im Grunde nur durch ihre Anhänglichkeit an die württembergische Postmarke und an die andern Reservatrechte, die allerdings neuestens mit ganz besonderm Nachdruck von ihr bekräftigt wird, gleichsam als wolle sie damit ihr Gewissen beschwichtigen für so bedeutende Zugeständnisse an das Reich.

Also eine Art Fortschrittspartei mit partikularistischem Anstrich. Immerhin ein wirklicher Fortschritt gegen früher, aber freilich zugleich ein Beweis dafür, wie notwendig auch fernerhin die Wirksamkeit der deutschen Partei im Lande ist. Es wird gut sein, den Häutungsprozeß, in welchem unsre Demokratie begriffen ist, ganz ungestört sich vollziehen zu lassen und vor allem abzuwarten, wie sich ihre guten Vorsätze in der Praxis, d. h. in den Wahlkämpfen, bewähren werden. Es gehört ein starker Optimismus dazu, sich vorzustellen, daß die nächsten Reichstagswahlen ein erheblich andres Gesicht und eine andre Gruppirung der Gegensätze

Digitized by Google

zeigen werden als bisher. Bekanntlich hat die Volkspartei bei den Wahlen zum Reichstag stets bessere Aussichten als bei den Landtags- und Gemeindewahlen. Dieselbe Wählerschaft, die zum Reiche mit kühnem Stolze „oppositionell" wählt, ist ungleich vorsichtiger, wenn es die Wahl ihrer Vertreter für Land und Stadt gilt. Das schwäbische Volk hat an den demokratischen Führern einen Akt des Ostrazismus geübt, indem es ihnen bei den letzten Landtagswahlen sein Vertrauen verweigerte, hatte sie aber im voraus dadurch entschädigt, daß sie dieselben nach Berlin schickte und mit Führung der schwäbischen Interessen im Reiche betraute. Darin liegt Methode, aber es zeigt doch einen Stand der politischen Reife im Volke, der noch zu wünschen läßt. Eben dieser Gedanke an die nächsten Wahlen hat etwas Beruhigendes, wenn man die gegenwärtige Unsicherheit im Lager der deutschen Partei bemerkt. Ähnliche Schwankungen sind immer dagewesen, sind aber auch noch immer im Augenblick der praktischen Bewährung verschwunden.

Auf einigen Lokalversammlungen der deutschen Partei, und zwar von Persönlichkeiten, die zu den Leitern gehören, ist in auffälliger Weise der liberale Charakter der Partei stark betont, ja sogar die Möglichkeit eines künftigen Zusammenwirkens mit der gemäßigten Demokratie angedeutet worden. Das war nicht bloß durch den Redaktionswechsel am „Beobachter" veranlaßt und als zuwinkende Erwiederung auf diesen zu verstehen. Es kam vielmehr aus einer Stimmung, die sich schon seit längerer Zeit in einem Teile der Partei aufgesammelt hat und in der Stadt Stuttgart namentlich durch die jüngsten Gemeinderatswahlen wieder bekräftigt wurde, wo die deutsche Partei mit den Konservativen vereinigt siegte, aber Gründe hat, eben diese Allianz nicht zu einer dauernden und allzu engen werden zu lassen. Das sind aber lokale Dinge, die ohne Einfluß auf die Haltung der Partei im ganzen sind. Diese hat sich bis dahin wesentlich in derselben Zusammensetzung und in derselben Richtung bewegt, die ihr bei ihrer Gründung im Jahre 1866 vorgeschrieben waren. Damals entstand sie als eine Vereinigung aller nationalgesinnten Elemente ohne Unterschied der sonstigen Parteistellung: Freischärler vom Jahre 1848 so gut wie der deutschgesinnte Adel, Liberale und Konservative sind auf ihrem Boden zusammengetreten und haben sich bis jetzt im Zusammenwirken für die gemeinsame Sache leidlich vertragen. Die Leitung der Partei befand sich im wesentlichen bei den Nationalliberalen, aber es versteht sich, daß die Mannszucht keine allzustrenge sein konnte. Es war ja weniger eine Partei im politischen Sinne, als vielmehr ein Verein zur Pflege des nationalen Gedankens, der im übrigen den politischen Neigungen freies Spiel ließ. Daß dieser Verein auch jetzt noch ein Wirkungsfeld in Würtemberg hat und noch nicht am Ende seiner Aufgabe ist, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Der Umstand freilich, daß der Verein zugleich im wesentlichen sich mit der liberalen Mittelpartei des Landes deckt, bringt eine gewisse Zwiespältigkeit in seine Aufgabe, die ihm aber noch nicht zu ernstlichem Schaden gereicht hat. Zumal seitdem die Deutschkonservativen sich losgesagt und eine eigne Partei gebildet haben und nicht mehr die Angehörigen, sondern nur die Verbündeten der deutschen Partei sind, ist für die letztere öfters die Versuchung herangetreten, in innern Landesangelegenheiten sich als eine eigentlich liberale Partei abzugrenzen, wobei freilich die Gefahr war, daß sie dadurch der gemäßigt konservativen Elemente, die ihr anhängen, verlustig ginge. Möglich, daß in einer künftigen Zeit einmal eine solche Scheidung unvermeidlich wird, wenn nämlich der Minister Hölder, der ehemalige Führer der deutschen Partei, mit seinen liberalen Organisationsentwürfen hervortritt, die er in Arbeit hat. Allem Anscheine nach aber hat es noch gute Weile, bis diese Arbeiten das Licht der Welt

Digitized by Google

erblicken, und so lange ist auch jene Scheidung mindestens kein Bedürfnis. Bisher hat sich in der deutschen Partei noch immer der Entschluß, in der bisherigen Weise und zu denselben Zwecken verbunden zu bleiben, stärker erwiesen als die Versuche, sie auf ein striktes politisches Programm zu verpflichten und einzuengen. Und was die Reichstagswahlen betrifft, so müßte es sehr sonderbar zugehen, wenn wir nicht auch künftig ganz dieselbe Parteistellung hätten wie bisher, nämlich auf der einen Seite die deutsche Partei und die Konservativen, auf der andern die Volkspartei und die Ultramontanen.

Literatur.

Taschenbuch für die Krankenpflege in der Familie, im Hospital im Gemeinde- und Armendienst, sowie im Kriege. Herausgegeben von Geh. Med.-Rat Dr. L. Pfeiffer. Weimar, Böhlau, 1883.

Es ist unter Fachleuten bekannt, wie vortrefflich es der Herausgeber dieses Taschenbuches versteht, die allgemein giltigen und notwendigen Gesundheitsregeln leicht verständlich dem niederen ärztlichen Personal darzustellen. Mit dem Taschenbuche wendet er sich an Ärzte, Heildiener, Krankenpflegerinnen, Diakonissinnen u. s. w. Im Verein mit einer Anzahl tüchtiger Aerzte, welche nicht nur ihre Namen für das Titelblatt hergegeben, sondern fleißig mitgearbeitet haben, hat er hier ein Lehrbuch der Krankenpflege geschaffen, von kompendiöser Form und doch von so reichem und gediegenem Inhalte, daß Referent mit Vergnügen und Nutzen bald dieses, bald jenes Kapitel studirt hat.

Besonders erwähnen wollen wir, daß Pfeiffer mit Recht die Kosten dieser oder jener Behandlungsmethode, dieses oder jenes Kindernahrungsmittels betont, um der Pflegerin es zu ermöglichen, bei armen Leuten das billigste und relativ beste zu treffen. Von großen Interesse sind unter anderm die Angaben über die Kosten, welche ein junger Weltbürger durch seine Ankunft dem Hause macht, und zwar sind diese Kosten berechnet für die ersten zwanzig Wochen bei verschiednem Wohlhabenheitsgrad und verschiedner Ernährungsweise. Wir erfahren aus diesen der Wirklichkeit entnommenen Aufzeichnungen, wie einer wohlsituirten Familie mit 6—10 000 Mark Einkommen das Kindchen bei Ernährung durch Muttermilch 399,20 Mark, also für den Tag 2,85 Mark kostete, während bei Kuhmilchernährung die Ausgaben auf 3,48 Mark, bei Gebrauch des Nestlé'schen Mehles auf 3,68 Mark und bei Ammenernährung auf 4,50 Mark stiegen. In der Familie eines Kaufmanns mit 2000 Mark Einkommen (Nestlé's Mehl) wurden 134,30 Mark, also 0,96 Mark für den Tag ausgegeben, während ein Schuhmacher mit 1000 Mark Einkommen, dessen Frau das Kind selbst nähren konnte, nur 15 Mark für sein Kind anlegte, also 0,11 für den Tag, und schließlich ist eine Proletariarfamilie in der Tabelle erwähnt, die keine Anschaffungen von Kinderwäsche machte und in zwanzig Wochen nichts ausgab als zwanzig Pfennige für Seife, damit die Windeln gewaschen wurden, und 1 Mark der Hebamme, sodaß auf den Tag 0,01 Mark Ausgaben kamen.

Digitized by Google

Ernst Kossak. Eine Schilderung seines Lebens und seiner Werke von A. Rutari. Mit einem Bildnisse Kossaks in Lichtdruck. Berlin, Richard Edstein Nachf. (Carl Hammer) 1884.

Das kleine Schriftchen (128 S.) schildert uns kurz den Lebenslauf eines unsrer liebenswürdigsten neueren Schriftsteller, den man wohl den „Vater des Feuilletons" genannt hat. Wir erfahren, wie Ernst Kossak, nachdem er als Student vergeblich auf dem Gebiete des Dramas sich versucht hatte, durch die Stellung eines Musiklehrers, dann eines Musikkritikers hindurch zu einem geistreichen Humoristen und scharfen Satiriker sich ausbildete. Seine zahlreichen Arbeiten, welche in den mittleren Jahrzehnten dieses Jahrhunderts teils in den Feuilletons der besten Blätter, teils in selbständigen Schriften erschienen, nahmen damals das Interesse der gesamten gebildeten Welt und vor allem der Berliner Kreise lebhaft in Anspruch. Es wird uns der Gang seiner literarischen Entwicklung, es werden uns seine zahlreichen Beziehungen zu andern literarischen Notabilitäten vorgeführt. Zur Charakterisirung seiner Werke werden uns mehrfache Proben daraus mitgeteilt. Sein letztes, vielleicht am weitesten verbreitetes Werk ist Hildebrandts „Reise um die Erde," zu welchem der gefeierte Maler zwar den Stoff, Kossak aber die überaus anmutige und fesselnde Darstellung gegeben hat. Leider verfiel nach Vollendung dieses Werkes Kossak in ein schweres Siechtum, welches die letzten zwölf Jahre seines Lebens hindurch seine schriftstellerische Kraft lähmte, bis ihn im Jahre 1880 der Tod erlöste. Wer aber seinerzeit an den Schriften dieses Mannes Freude gehabt hat, wird auch mit Interesse dieses ansprechend gezeichnete Lebensbild hinnehmen.

Der Bildhauer von Kos. Eine Geschichte aus dem Altertum von Paul Lang. Stuttgart, Bonz und Co., 1883.

Dieser kleine Roman spielt auf Kos in der Zeit des Kaisers Julianus Apostata und stellt die wunderlichen Familienkonflikte dar, welche infolge des langen Kampfes zwischen Christentum und Heidentum in der griechisch-römischen Welt tausendfach wiedergekehrt sein müssen. Das Ganze endet mit der glücklichen Rettung eines jungen christlichen Ehepaares, Felix und Olympia, aus einem gefährlichen Schiffbruche und der späten Bekehrung des braven Bildhauers Kallias zum neuen Glauben, welche durch sein künstlerisches Schwanken, das ihn, den Schöpfer einer Aphroditenstatue, auch ein Bildwerk des guten Hirten mit den Lamm versuchen heißt, schon vorbereitet erscheint. Der Ton der Erzählung ist ansprechend, die Handlung und Charakteristik anziehend, und die Zeit ist zwanglos und ohne großen Aufwand gelehrten Apparates dargestellt. Nach ein paar frühern Proben zu urteilen, scheinen übrigens dem Erzähler mittelalterliche Stoffe näher zu liegen als antike.

Peire de Cinqtors. Novelle von Karl Erdm. Edler. Wien, G. P. Faesy, 1883.

Eine Erzählung, welche über das Niveau der gangbaren und beliebten Journalnovellen entschieden hinausragt. Der Name des Autors begegnet uns zum erstenmal, doch ist nicht nur viel Poesie im einzelnen, sondern leider auch eine gewisse Überreife, ein gelegentliches Raffinement der Vortragsweise in der Geschichte, welches darauf hindeutet, daß wir es mit einem Dichter zu thun haben, der nicht mehr in erster Frische steht, wenn er je darin gestanden. Die Erzählung ist reicher an farbenvollen Bildern und lyrischen Stimmungen als an geschlossener Handlung; interessiren und fesseln wird das Ganze dennoch.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Die Kritik zum neuen Aktiengesetz.

Der Entwurf des neuen Aktiengesetzes, über dessen Inhalt diese Blätter schon vor einigen Wochen berichtet haben, hat bereits vielfache Besprechungen erfahren. Einige derselben gehen von juristischer Seite aus. So die uns vorliegenden Schriften der Reichsgerichtsräte Wiener und Bähr. Beide erkennen das Reformbedürfnis entschieden an, glauben jedoch zu einzelnen Punkten des Entwurfs eine abweichende Gestaltung empfehlen zu sollen. Andre Besprechungen entstammen den Handelskreisen und sind namentlich von den Handelskammern erstattet infolge eines Rundschreibens des Präsidiums des deutschen Handelstages, welches eine große Anzahl gegen den Entwurf gerichteter Suggestivfragen zur Beantwortung gestellt hat. Unterzeichnet ist dieses Rundschreiben von dem gegenwärtigen Präsidenten des Handelstags, Kommerzienrat Adelbert Delbrück zu Berlin. Derselbe hat es aber bei dieser Thätigkeit nicht bewenden lassen, sondern ist auch persönlich mit einem „Bemerkungen zu dem Entwurf ꝛc." betitelten Schriftchen aufgetreten, welches er als 39. Heft der vom Kongresse deutscher Volkswirte herausgegebenen „Volkswirtschaftlichen Zeitfragen" hat erscheinen lassen. Eine hervorragende Stellung nimmt diese Schrift ein durch die Kühnheit, mit welcher sie es unternimmt, dem neuen Entwurfe als einem nichtsnutzigen Machwerk ins Gesicht zu schlagen und die Ansicht zu vertreten, daß ein Reformbedürfnis eigentlich garnicht vorhanden sei. Liest man diese Schrift, so sollte man glauben, es sei in den Jahren 1871 bis 1875 auf dem Gebiete des Aktienwesens alles in bester Ordnung hergegangen; die zahlreichen Gründungen hätten durchaus wohlthätig für die Menschheit gewirkt; die berühmten Reden, welche der Abgeordnete Lasker am 7. Februar und 4. April 1873 in Landtag und Reichstag gehalten, hätten von Dingen gehandelt, die im Monde

Digitized by Google

vorgekommen seien; und die öffentliche Meinung Deutschlands habe niemals über das Gründertum eine moralische Vehme geübt. Und doch hat Delbrück während dieser ganzen Zeit in der Reichshauptstadt gelebt, und es kann ihm das Treiben jener Zeit nicht ganz unbekannt geblieben sein. Es sind ihm auch wohl die seitdem vorgekommenen zahlreichen Gründerprozesse nicht entgangen, welche die öffentliche Meinung umsomehr aufregten, als sie meist mit Freisprechung endigten; ein Beweis, daß unsre Gesetze unzureichend sind, Handlungen zu sühnen, welche den Zusammenbruch vieler Existenzen zur Folge gehabt haben. Aber er brauchte auch nur, um die Wirksamkeit jener Zeit zu erkennen, einen Blick auf den täglichen Kurszettel, insonderheit die Rubrik „Industriepapiere," zu werfen, die einem Schlachtfelde voll Schwerverwundeter gleicht; nicht zu gedenken der großen Zahl der Toten, die man bereits hinweggetragen und begraben hat, sowie derer, die mit Hilfe der bekannten Reduktionen zu Krüppeln kurirt worden sind.

Delbrück findet, daß die Verfasser des neuen Entwurfs „die realen Verhältnisse, auf welche das Gesetz Anwendung finden soll," nicht genügend gekannt haben. „Nicht aus der Fülle des unendlich verschieden gestalteten Lebens haben sie die Erkenntnis geschöpft, und nicht die Anschauung von dem, was wahr, gut und erhaltenswert ist, hat sie geleitet, sondern das Bestreben, das, was sich schmarotzerhaft angesetzt hat, zu beseitigen, hat sie verführt, den Baum nicht zu schonen, an den die Schmarotzerpflanze sich gehängt hat." Diese „akademische Arbeit" könne auch eine wesentliche Änderung nicht vertragen. Jede Änderung würde das Werk nur verschlechtern. (Also fort damit ins Feuer!) Auf einer ganz andern Basis müsse das Gesetz aufgebaut werden. „Ob es jetzt an der Zeit ist, unabhängig von der großen Revision der bürgerlichen Gesetzgebung, unter dem Eindrucke noch ungeklärter Zustände, die Lösung einer solchen Aufgabe zu versuchen, mag dahingestellt bleiben. Aber eine unrichtige Lösung gerade in der jetzigen Zeit widerstreitender Interessen würde schwerwiegende Nachteile bringen." (Also nach allem, was wir erlebt, sind wir über die Sache noch nicht klar geworden; nur etwa die umfassende Weisheit der Zivilgesetzkommission könnte die Aufgabe lösen.)

Treten wir nun den Gründen näher, aus welchen Delbrück ein so vernichtendes Urteil über den Entwurf ausspricht, so finden sie ihren Ausdruck in folgenden prinzipiellen Sätzen: „Diejenigen, welche die Mühe und Arbeit, die Gedanken und die volle juristische und moralische Verantwortlichkeit haben, werden preisgegeben, um diejenigen zu schützen, welche, ohne anders eine Hand zu rühren als zum Kouponsabschneiden, mühelos und ohne andre Sorge als um ihr eignes Wohl höhern Gewinn suchen, als die depositalmäßigen Papiere gewähren. Volkswirtschaftlich ist das nicht gedacht.... Nicht der wirtschaftliche Gedanke, zu dessen Realisirung Kapitalien zusammengeschossen werden, nicht die produktive Thätigkeit, die sich in den Anlagen kundthut, nicht die geistigen Kräfte,

Digitized by Google

welche dem zu wirtschaftlichen Schöpfungen verwendeten Gelde erst das Leben einhauchen, nicht die Erkenntnis von der großen Bedeutung, welche für unsre wirtschaftliche Entwicklung und ebenso für die Ordnung unsrer sozialen Zustände die Kapitalassoziation hat, nicht solche Gesichtspunkte haben die Verfasser des Entwurfs geleitet. Den Kapitalisten wollten sie schützen, sein Geld, das er, wenn er ohne Prüfung öffentlichen Angeboten nachläuft, bei solchen Schöpfungen verlieren könnte, ihm retten und ihn vor den Täuschungen gewinnsüchtiger Unternehmer bewahren. Dem toten Kapital ist eine ungebührliche Bedeutung gegeben und ihm ein Einfluß zu sichern versucht, den es der Natur der Sache nach nicht haben kann."

Diese Tendenz, meint Delbrück, habe zu der „schiefen Vorstellung" geführt, daß die Generalversammlung der Aktionäre das eigentliche Willensorgan, der Vorstand dagegen nur Ausführungsorgan und der Aufsichtsrat Kontrolorgan der Gesellschaft sei. Eine solche Berücksichtigung der nur mit ihrem Kapital beteiligten Aktionäre, der Schutz, welchen das Gesetz denselben gegen die Machtvollkommenheit des Vorstandes erteilen wolle, erwecke bei dem arbeitsamen, mit den geschäftlichen Verhältnissen vertrauten Geschäftsmanne großes Erstaunen und rufe den Eindruck hervor, als ob die natürlichen Verhältnisse geradezu auf den Kopf gestellt werden sollten. Durch jene Auffassung des Verhältnisses trete der Entwurf in Widerspruch mit allen bisherigen Grundsätzen des Handelsrechts, wonach der bloß mit Kapital Beteiligte keinen Anspruch auf Leitung des Geschäfts habe. Zwischen der Aktiengesellschaft, der Kommandite und der stillen Gesellschaft sei kein prinzipieller Unterschied; vom kaufmännischen Standpunkte seien alle drei der Sache nach dasselbe. Bei der stillen und Kommanditgesellschaft sei nun der Gedanke mit voller Schärfe durchgeführt, daß die stillen Gesellschafter und Kommanditisten bei der Leitung des Geschäftes nichts hineinzusprechen haben. Warum denn nun bei Aktiengesellschaften etwas andres gelten solle? Nach dem Entwurfe sollen „Vorstand und Aufsichtsrat als vom Willen der Gesamtheit der Aktionäre abhängige Organe sich fühlen." Sie sollen zu einer umsichtigen Erfüllung ihrer Pflichten dadurch angehalten werden, daß ihre Verantwortlichkeit für Unterlassungen oder begangene Versehen verschärft wird. Sie sollen auf Erfordern beweisen, daß sie die Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmanns angewendet haben. Ja es sollen sogar auch einer gewissen Minderheit der Generalversammlung bestimmte, auf Verantwortlichmachung des Vorstandes gerichtete Rechte eingeräumt werden.

An dieser Ausführung ist zunächst das interessant, daß sie ein beredtes Zeugnis dafür giebt, wie unsre kaufmännischen Notabilitäten, selbst so hoch stehende wie Herr Delbrück, bisher die Stellung des Vorstandes und Aufsichtsrates einer Aktiengesellschaft aufgefaßt, wie sie sich als die souveränen Herren derselben betrachtet und auf die blöde Masse der Aktionäre, welche nur ihr lumpiges Kapital zu der Sache gegeben, mit Geringschätzung herabgeblickt haben.

Digitized by Google

Kann es da Wunder nehmen, wenn oft Dinge vorgekommen sind, welche nur aus dem Mangel alles Bewußtseins, der Gesellschaft mit Pflichten gegenüberzustehen, sich erklären lassen? Man findet es entsetzlich, daß die Vorstände der Gesellschaft die Anwendung der Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes beweisen sollen. Als ob nicht jeder, welcher fremde Geschäfte führt, der Vormund, der Beamte, der Bevollmächtigte u. s. w., darlegen müßte, was er in Ausführung dieser Geschäfte gethan habe!

Was nun den Grundsatz betrifft, daß den nur mit Kapital bei einem Geschäfte Beteiligten die Leitung des Geschäftes nichts angehe, so übersieht Delbrück den wesentlichen Unterschied, der zwischen einer stillen Gesellschaft und Kommanditgesellschaft einerseits und einer Aktiengesellschaft andrerseits besteht. Bei jenen haftet der geschäftsleitende Inhaber des Geschäfts für alle Schulden der Gesellschaft mit seinem gesamten Vermögen. Bei dieser haftet der geschäftsleitende Vorstand nur in dem Umfange seines Aktienbesitzes. Durch jene Haftbarkeit wird aber das Interesse des Geschäftsleiters an dem Wohlergehen der Gesellschaft ganz anders angespannt, als durch diese. Geht eine Gesellschaft der ersten Art zu Grunde, so geht der Geschäftsinhaber selbst zu Grunde, da er bis zu seinem letzten Pfennig die Schulden der Gesellschaft bezahlen muß. Geht aber eine Aktiengesellschaft zu Grunde, so kann der Vorstand trotz des Verlustes seines Aktienkapitals als ein sehr wohlhabender Mann daraus hervorgehen. Ist er z. B. an der Aktiengesellschaft mit 10 000 Mark beteiligt und kann er ein Geschäft eingehen, welches zwar die Gesellschaft benachteiligt, ihm selbst aber 100 000 Mark Gewinn einbringt, so kann er beruhigt den Nachteil über die Gesellschaft ergehen lassen, da, wenn er auch sein ganzes Aktienkapital dadurch verlöre, er den zehnfachen Ersatz dafür in der Tasche hätte. In dieser möglichen Kollision der persönlichen Interessen der leitenden Organe mit den Interessen der Gesellschaft, welche bei der stillen Gesellschaft und der Kommanditgesellschaft nicht in gleichem Maße droht, liegt die Hauptgefahr des Aktienwesens.

Es ist ja möglich, daß die begeisterte Schilderung, welche Delbrück von den geistigen Kräften macht, die dem toten Kapital erst Leben einflößen, wirklich auf ein Gründerkonsortium oder einen von den Aktionären gewählten Vorstand paßt. Es ist auch möglich, daß eine Generalversammlung der Aktionäre die ihr durch das Gesetz vorbehaltenen Befugnisse in der Art übt, daß sie unvernünftige und dem Wohle des Ganzen nachteilige Beschlüsse faßt. Es ist möglich, daß z. B. „ein weggejagter Kommis“ durch die Enthüllungen, die er in der Generalversammlung macht, einen sehr nachteiligen Einfluß übt. Aber wenn die Generalversammlung eine so unberechenbare Größe ist, welche Garantie liegt denn dafür vor, daß die *erste* Generalversammlung, welcher die Vorstandswahl obliegt, dazu stets die einsichtsvollsten und redlichsten Männer wähle, *jede folgende* Generalversammlung aber nur als eine gedankenlose, leicht bethörbare Masse zu betrachten sei? Und vor allem muß doch die Frage gestellt werden: Hat denn

Digitized by Google

die Erfahrung der letzten dreizehn Jahre die Gründer, Vorstände und Aufsichtsräte der Gesellschaften durchweg als so ganz vortreffliche Menschen ausgewiesen, daß man ihnen unmöglich Beschränkungen auferlegen könne? Ist es wirklich gerechtfertigt, zu behaupten, das von den simpeln Aktionären vertretene Kapital sei nichts besseres wert, als für das Feldherrntalent der Gründer und Vorstände als Kanonenfutter zu dienen?

Es giebt überhaupt kein Gebiet der Gesetzgebung, auf welchem sich Vorschriften von absolutem Werte schaffen ließen. Was man auch bestimmen mag, so läßt sich in der Regel der Sache auch eine Kehrseite abgewinnen, bei welcher die Vorschrift minder günstig wirkt. Die Gesetzgebung kann immer nur das relativ Beste schaffen.*) Über die Frage des relativ Besten muß aber vor allem die Erfahrung entscheiden. Deshalb kann es uns nicht rühren, wenn Delbrück uns einzelne Fälle vorführt, in welchen die Vorschriften des Entwurfs auch zu Unzuträglichkeiten führen könnten. Man wird die große Mehrzahl der Fälle in Betracht zu ziehen haben. Es kann uns auch nicht rühren, wenn er uns ausmalt, wie durch die Beschränkungen des Entwurfs der hohe Flug, welchen Handel und Industrie mittelst der Kapitalassoziation nehmen können, gelähmt werde, nachdem wir erlebt haben, daß durch den hohen Flug, welchen dieselben vor einem Jahrzehnt in der That genommen hatten, dem deutschen Volke Milliarden verloren gegangen sind. Daß man bei der Wahl desjenigen, was man an die Stelle des Bestehenden setzen solle, verschiedener Meinung sein kann, liegt in der Natur menschlicher Verhältnisse. In dieser Beziehung haben die obengedachten anderweiten Besprechungen manches wohl Beachtenswerte gebracht. Auch Delbrück hätte sich ein Verdienst erwerben können, wenn er aus seinen gewiß reichen Erfahrungen im Sinne des Grundgedankens des Entwurfs bessernde Einzelvorschläge gemacht hätte. Das aber, was er am Schlusse seiner Schrift Positives bringt, ist so nichtssagend, daß man in Verlegenheit wäre, sollte man danach einen Gesetzentwurf anfertigen. Auch bei dieser Gelegenheit wiederholt er überdies, daß „bis zur Umarbeitung des Handelsgesetzbuches" sehr wohl jede Reform unterbleiben könne. Jeder Leser wird hiernach aus der Schrift Delbrücks den Eindruck gewinnen, daß derselbe eigentlich garnichts will. Daß aber, nachdem seit langen Jahren die öffentliche Meinung von ganz Deutschland laut eine Reform des Aktienwesens verlangt hat, ein Mann von der Stellung Delbrücks öffentlich auftritt mit einer Erklärung, welche frei übersetzt etwa dahin lautet: „Das alles ist dummes Zeug! Im Interesse des Handels muß alles beim Alten bleiben. Oder man darf höchstens ein Gesetz erlassen nach dem Satze: Wascht mir den Pelz, aber macht mich nicht naß!" — das ist auch ein Zeichen der Zeit.

*) Eine vortreffliche Illustration dieser Lehre enthielt die jüngst im preußischen Abgeordnetenhause gehaltene Rede des Ministerialdirektors Burghart über die neuen Steuergesetze.

Digitized by Google

Die jüdische Einwanderung in Deutschland.

In einem seiner Aufsätze über die Judenfrage hatte Treitschke behauptet, daß jährlich eine „große Schar strebsamer hosenverkaufender Jünglinge“ über unsre Ostgrenze aus der unerschöpflichen polnischen Wiege hereinströme. Die jüdische Presse bewies darauf mit einem großen Aufwand an Worten und moralischer Entrüstung, daß jene Masseneinwanderung garnicht stattfinde, wobei sie verschwieg, daß sich thatsächlich eine sehr bedeutende Verschiebung des jüdischen Elementes aus den deutsch-polnischen Provinzen nach Mitteldeutschland und besonders nach Berlin nachweisen läßt. Aber Treitschkes Behauptung war keineswegs eine irrige. Die Beweise für dieselbe, welche die soeben erschienene Schrift: „Zur Geschichte der Entwicklung deutscher, polnischer und jüdischer Bevölkerung in der Provinz Posen von Eugen v. Bergmann“*) beibringt, sind unanfechtbar und werden hinfort bei Beurteilung der Sache Beachtung finden müssen.

Untersuchen wir an der Hand des Verfassers zunächst die Zeit und die Ursachen, welchen die Provinz Posen ihre starke jüdische Bevölkerung zu verdanken hat. Seit Polen im zehnten Jahrhunderte der Verkehr mit den westlicher gelegnen Ländern eröffnet worden war, fingen ungefähr gleichzeitig mit den Deutschen auch Juden an, hierher auszuwandern, da Polen bei seinem Mangel an einem Mittelstande von Handwerkern und Kaufleuten ihrem Unternehmungsgeiste ein reich lohnendes Feld der Thätigkeit darbot. Der Hauptmasse nach aber zogen sie erst im dreizehnten Jahrhunderte und den nächstfolgenden in diese Gegenden, indem sie in dieser Periode in den meisten Staaten West- und Mitteleuropas arger Bedrückung und Verfolgung ausgesetzt, in Polen aber vielfach begünstigt waren, wie sie denn den Kontusch der polnischen Edelleute, d. h. den langen Rock mit Schlitzärmeln, und den Säbel an der Seite tragen durften und, wenn sie sich taufen ließen, sofort zum Adel zählten. Schon im Jahre 1264 hatte Boleslaus Pius, Herzog von Kalisch und Großpolen, ihnen durch ein besondres Statut, welches der 1244 erlassenen Judenverordnung des Erzherzogs Friedrichs des Streitbaren von Österreich nachgebildet war, Rechtsschutz und Handelsfreiheit verliehen, und diese Privilegien waren von Kasimir dem Großen 1334 bestätigt und auf ganz Polen ausgedehnt und von späteren

*) Dieselbe bildet den ersten Band von Fr. J. Neumanns statistischem Werke: „Beiträge zur Geschichte der Bevölkerung in Deutschland seit dem Anfange dieses Jahrhunderts“ und ist im Verlage der Lauppschen Buchhandlung in Tübingen erschienen.

Digitized by Google

Königen zwar wiederholt aufgehoben, aber ebenso oft auch wieder anerkannt worden. Diese für die Juden sehr vorteilhaften Bestimmungen gewährten ihnen einen besondern Gerichtsstand und stellten sie unter den Schutz und die Jurisdiktion des Woiwoden und des Königs. Der Jude konnte sich darnach von einer gegen ihn erhobnen Klage durch einen Eid reinigen. Den Mörder eines Juden richtete der König selbst und bestrafte ihn mit Einziehung seines Vermögens. Die Entweihung eines jüdischen Bethauses oder Begräbnisplatzes wurde wie Kirchenraub gebüßt. Nicht nur Handel und Verleihung von Geld gegen Zinsen, sondern auch das Pfandnehmen war dem Juden gestattet; ja er durfte sogar christliche Heiligtümer in Pfand nehmen, wenn er sie einem Geistlichen dann zur Aufbewahrung übergab. Nur der Erwerb von Grundbesitz war ihm nicht erlaubt. Übrigens „bildete sich," wie Rönne berichtet, „nirgends so vollständig wie in Polen ein organisirter jüdischer Staat im christlichen. Derselbe war in Provinzen geteilt, welche ihre Landtage hatten und einen Deputirten wählten. Diese Abgeordneten kamen in Warschau zu einer »Generalität« zusammen. An der Spitze der polnischen Israeliten stand ein von der Regierung bestätigter Marschall, der alle sechs Jahre von neuem gewählt wurde und ihre Angelegenheiten nach innen ordnete und dem Staate gegenüber vertrat. Die Rabbiner hatten die Jurisdiktion sowohl in Streitigkeiten ihrer Leute unter sich als in einzelnen Sachen, die zwischen Juden und Christen schwebten. Erst unter dem letzten polnischen Könige, Stanislaus, wurden jene jüdischen Landtage sowie viele andre jüdische Privilegien aufgehoben."

Infolge dieser Begünstigungen kamen in der gedachten Zeit namentlich viele oberdeutsche Juden nach Polen, wo sie zwar nicht, wie man gewünscht und gehofft hatte, einen Mittelstand begründeten, wohl aber sich dermaßen vermehrten, daß Polen nicht mit Unrecht als die zweite Wiege des Judentums bezeichnet werden konnte. Während die polnischen Könige die Juden im Genusse der ihnen verliehenen Rechte zu schützen bemüht waren und der Adel dieselben, da sie ihm als Bankiers, Kommissionäre und Pächter unentbehrlich waren, im allgemeinen begünstigte, verfolgte besonders die städtische Bevölkerung die gefährlichen Konkurrenten auf den Gebieten des Handels und der leichteren Handwerke mit Mißgunst und Haß. Wenn man dem Vordringen der Juden nicht Grenzen setzte und diese stetig aufrecht erhielte — heißt es in einer Vorstellung, welche der Posener Magistrat 1619 an König Siegmund den Dritten richtete —, so würden die Juden, die sich fortwährend mehrten und von allen Seiten herbeiströmten, immer mehr städtischen Boden an sich reißen; je mehr sie sich anhäuften, desto schwerer lasteten Druck und Teuerung auf den Christen, und insbesondre den Handeltreibenden und den Handwerkern erwüchsen Schwierigkeiten und Hindernisse. Da es in Polen an einer festen und einheitlichen Staatsgewalt fehlte, mußte sich die Lage der Juden dort sehr verschieden gestalten und häufigem Wechsel unterworfen sein. In Posen hatten sie namentlich

Digitized by Google

viel zu leiden, seit die Jesuiten im Lande festen Fuß gefaßt hatten. Bezeichnend ist, daß noch im 18. Jahrhunderte die verarmte jüdische Gemeinde in Posen verschiednen Kirchen und Klöstern, besonders aber der Gesellschaft Jesu große Summen schuldete. Mit dem Wegfalle der alten Privilegien verschwanden auch der Kontusch und der Säbel, und die Juden mußten fortan zur Unterscheidung von den Christen gelbe Hüte und auf dem Rücken einen roten Tuchfleck tragen, auch in besonderen Quartieren wohnen und außerordentliche Steuern zahlen. Eine schwere Heimsuchung kam über sie in den Kriegen, welche auf den großen Kosakenaufstand folgten und von 1648 bis 1658 währten. Nach Grätz sind ihrer in dieser Zeit wenigstens eine halbe Million umgekommen.

Da man die Juden auf dem platten Lande ursprünglich nicht duldete, so wohnten sie vorzüglich in den Städten, und zwar weniger in den königlichen als in den adlichen. In den polnischen Städten waren sie gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts so zahlreich, daß z. B. im Durchschnitte der ganzen städtischen Bevölkerung Südpreußens im Jahre 1797 etwa der fünfte, in der Stadt Posen sogar der dritte Einwohner ein Jude war. In Stadt und Land zusammen aber kam im Posener Kammerbezirk auf 20, im Bromberger auf 17, im Warschauer auf 13 gezählte Einwohner ein Jude. Und thatsächlich ist die Zahl der Kinder Israels gewiß im preußischen Polen damaliger Zeit (zwischen der zweiten und dritten Teilung) erheblich größer gewesen, als die Zählung ergab. Denn neben den zum Aufenthalt berechtigten Juden gab es in den Provinzen Süd- und Westpreußen noch „unvergeleitete," die, aus Galizien und Russisch-Polen herübergekommen, ein Interesse hatten, sich dem Zensus zu entziehen, und deren Menge unter Friedrich dem Großen so zugenommen hatte, daß der König Befehl geben mußte, viertausend derselben aufzugreifen und über die Grenze zurückzuschaffen. Bei dieser großen Zahl der Juden war es ihnen natürlich in vielen Städten, z. B. in Posen, nicht möglich, sich allein vom Handel zu nähren, und so kam es, daß sie sich in jenen Gegenden in ziemlich vielen Fällen technischen Gewerben widmeten und in einer Reihe von Handwerken die christlichen Mitglieder an Zahl übertrafen. v. Bergmann berichtet darüber: „So zählte man z. B. 1797 in den Städten der Posener Kammer jüdische und christliche Gewerbtreibende: bei den Goldschmieden 22 und 19, bei den Buchbindern 31 und 20, bei den Posamentirern 50 und 22, bei den Mützenmachern 51 und 24, bei den Knopfmachern 52 und 6 und bei den Schneidern 923 und 676. Sodann aber gab es jüdische Gewerbtreibende auch sonst in erheblicher Menge: es fanden sich deren bei den Kürschnern neben 480 christlichen 251, bei den Schlächtern neben 638 christlichen 238, bei den Bäckern neben 607 christlichen 151 ... sodaß von allen Handwerkern einschließlich der aufgeführten Gewerbtreibenden in jenen Städten etwa der neunte und in den Städten ganz Südpreußens schon etwa der siebente ein Jude war. ... Relativ groß war daneben auch die Zahl der jüdischen Musikanten (26 gegen 123 christ-

Digitized by Google

liche) sowie die der jüdischen Chirurgen, Bader und Barbiere (47 gegen 163 christliche). Dagegen fehlten jüdische Doktoren der Medizin, wenn auch natürlich nicht jüdische Medizinalpfuscher. Ein Bericht der Preußischen Jahrbücher vom Jahre 1798, der südpreußische Verhältnisse und Zustände schildert, sagt über jene: „Der Israelit pfuschert in der Medizin, und der gemeine Pole bedient sich seiner in Krankheitsfällen gern. Selbst vornehme Polen geben dem nach einer berühmten Handelsstadt reisenden Juden den Auftrag, Medizin für sie mitzubringen. Der Jude entwirft nur eine ungefähre Beschreibung der Krankheit und läßt sich vom Apotheker Arznei dagegen mitgeben oder komponirt auch wohl selber dergleichen." Wie sehr aber trotzdem der Handelsbetrieb unter den Israeliten auch damals im Vordergrunde stand, ersehen wir daraus, daß — trotz der großen vorzugsweise von Handel und Handwerk lebenden deutschen Bevölkerung der polnischen Städte — die Juden, die im Jahre 1797 in Südpreußen nur den achtzehnten Teil der Bevölkerung ausmachten, dort zwischen elf- und zwölfhundert Handelsleute zählten, während unter dem gesamten Reste der Bevölkerung nicht viel mehr als siebzehnhundert Handeltreibende zu finden waren. Schon damals begannen denn auch die Bemühungen der Behörden, die Juden durch Prämien und ähnliche Mittel in größerer Zahl zum Betreiben andrer Gewerbe, insbesondre der Landwirtschaft, zu bestimmen.

In den Städten der Provinz Südpreußen zählte man im Jahre 1797 im ganzen 29 118 Handwerker, von denen 4164 Juden waren, und allein in den Städten des Posener Kammerbezirks gab es 17 573 Handwerker, unter welchen sich 1930 Juden befanden. Zu ungünstig also erscheint diesen Daten gegenüber das Urteil von Lukascewicz: „Faulheit war unter den Posener Juden von Alters her allgemein. Anstrengung und Ausdauer erfordernde Handwerke, wie z. B. das Schmiede-, Zimmer-, Schuhmacher- und Kupferschmiedegewerbe, erfüllten die Juden mit Abscheu, dieselben hielten sich lieber an die leichteren, mehr Vorteil bringenden, wie Kürschnerei, Schneiderei und Posamentierarbeit. Allein auch diesen widmeten sie sich in sehr geringer Zahl, da fast die ganze männliche Bevölkerung derselben lieber auf den Straßen Schacher trieb."

Zu den Eigentümlichkeiten der jüdischen Bevölkerung in der Provinz Posen gehören noch jetzt ihre große Zahl auf relativ kleinem Raume und ihre geringe Verbreitung auf dem Lande. So zählte man im Jahre 1862 deren

	auf dem Lande	in den Städten
im Regierungsbezirke Posen	2236	47 713,
„ „ Bromberg	2298	21 925,
dagegen z. B.:		
im Regierungsbezirke Trier	4320	1234,
„ „ Koblenz	5685	3024.

Aus dieser starken Anhäufung jüdischer Elemente, namentlich in den kleinern Städten der Provinz Posen, erklären sich auch die im Vergleich mit

Digitized by Google

der Lage der jüdischen Bevölkerung andrer Orte wirtschaftlich besonders unerfreulichen Verhältnisse der Posener Juden im allgemeinen. Steht es damit auch viel besser als bei den Juden in Galizien und Westrußland, so hat doch jenes dichte Zusammenwohnen auch in Posen und Westpreußen sehr schlimme Folgen gehabt. Man wird das begreifen, wenn man aus unsrer Schrift ersieht, daß 1840 noch das Städtchen Fordon fast 70, Kempen beinahe 58, Schwersenz und Wittkowo nahezu 56 Prozent jüdische Bevölkerung hatte, und daß neben diesen Orten allein in der Provinz Posen fünfundzwanzig andre Städte mit 30 bis 50 Prozent existirten. Natürlich war da vom Handel allein so wenig wie früher zu leben, und wenn sich nach Ermittelungen vom Jahre 1861 von 20 360 männlichen Juden der Provinz 9850 von ihm ernähren wollten, so mußte sich daraus bei jener starken Anhäufung jüdischer Elemente und dem geringen Wohlstande der Bevölkerung dieser Gegenden eine bedenkliche Einengung des Ernährungsspielraums für die jüdische Einwohnerschaft derselben entwickeln. Das ist denn auch der Fall gewesen. „In noch traurigerer Lage als viele der Handwerker, sagt der Landrat von Willamowitz-Möllendorf in seiner Statistik des Kreises Inowrazlaw, befindet sich eine für die kleinen Städte der Provinz Posen charakteristische Bevölkerungsklasse, nämlich die der kleinen jüdischen Handelsleute, die mehr und mehr verarmen, je weniger ihr Geschäft, der Hausirhandel, blüht, die sich aber nicht zu einem andern Lebensberuf entschließen können. Zumal wenn noch Krankheit zu dem Mangel und Elend in den überfüllten Seitengassen hinzutritt, wo oft mehrere Familien ein kleines Zimmer bewohnen, bieten sich Bilder der höchsten menschlichen Verkommenheit, gegen die es kein Mittel zu geben scheint als die zwingende Macht der Not selbst, weil nur diese endlich bewirken kann, daß von Erwerbszweigen, welche ihre wirtschaftliche Berechtigung verloren haben, zu andern übergegangen wird." Klagen ähnlicher Art über die durch Vermehrung der Kommunikationsmittel und Verdrängung des Zwischenhandels herbeigeführte traurige Lage der Juden hören wir auch aus dem westpreußischen Kreise Flatow, wo sogar die Menge der Almosenempfänger mit der großen Zahl der Juden in Verbindung gebracht wird, und wenn solchen Übelständen in der neuesten Zeit durch starken Abfluß jüdischer Elemente aus den posenschen Kleinstädten einigermaßen abgeholfen worden ist (in Fordon hatte sich die Zahl der Juden bis 1871 auf etwa ein Viertel, in Kurnick auf ungefähr ein Drittel vermindert, und zwar, wie wir auch bei andern Orten sehen werden, vorzugsweise durch Wegzug nach Westen), so sind die Wohlhabenheitsverhältnisse dieser Bevölkerung doch im allgemeinen nicht als günstig zu bezeichnen.

Charakteristisch für diese Vorgänge ist das Heruntergehen der Zahl derjenigen, die sich entschließen mußten, ein Handwerk zu treiben. Deren gab es innerhalb der jüdischen Bevölkerung des Regierungsbezirks Bromberg im Jahre 1843 noch 1422, dagegen im Jahre 1861 nur noch 1036, während die Zahl

Digitized by Google

der Juden überhaupt in beiden Jahren dort ungefähr die gleiche war, die Zahl der Rentiers unter ihnen aber in dieser Periode von 25 auf 83, die der Bankiers von 2 auf 12, die der Großhändler von 28 auf 83, die der Kaufleute mit offenen Läden von 441 auf 605 stieg. Ähnlich war die Entwicklung im Regierungsbezirke Posen. Nach den Tabellen, die unsre Schrift enthält, hat sich die jüdische Bevölkerung innerhalb der alten Provinzen der preußischen Monarchie in dem Zeitraume von 1871 bis 1880 nur in Posen noch mehr verringert, in Westpreußen behauptete sie im letztgenannten Jahre ungefähr die gleiche Höhe wie im erstgenannten, sonst stieg sie mit dem Wachstume der Bevölkerung überhaupt. Dasselbe gilt vom Königreiche Baiern, wo es 1871 51 335 und 1880 53 526, von Baden, wo es 1871 26 492 und neun Jahre später 27 278, von Hessen, wo es 1871 25 652 und 1880 26 740 Juden gab, ferner von Würtemberg, wo man deren 1871 12 881 und 1880 13 331, von Hamburg, wo man deren 1871 13 796 und 1880 16 024, endlich von Sachsen, wo man deren 1871 5360 und 1880 6516 zählte. Das gesamte Preußen mit Einschluß der neuerworbenen Provinzen hatte im erstenerwähnten Jahre 339 790, im letzterwähnten 363 790, das deutsche Reich im Jahre 1871 529 211, im Jahre 1880 562 751 Juden. Nur Elsaß-Lothringen behielt unter den außerpreußischen größeren Gebieten ungefähr die gleiche Zahl jüdischer Bewohner, nämlich rund 39 000.

Von großem Interesse für die an der Spitze unsrer Auszüge gestellten Fragen ist das, was der Verfasser unsrer Schrift in zwei Anmerkungen mitteilt. Darnach haben einen Mehrzuzug von Juden, d. h. einen Überschuß der zuziehenden über die Wegziehenden, in der Zeit von 1824 bis 1871 zunächst die beiden Regierungsbezirke der Provinz Ostpreußen aufzuweisen gehabt, und zwar vermutlich infolge des Überwiegens der Einwanderung polnischer und russischer Juden über die gleichzeitigen Abzüge von einheimischen oder in der Provinz seßhaft gewordenen Juden nach Westen, dann Pommern, namentlich der Regierungsbezirk Stettin, wo mehr Juden aus Westpreußen und Posen eingewandert sein werden als wegzogen, ferner die Regierungsbezirke Breslau und Liegnitz, ersterer durch starke Zuwanderung polnischer Juden wie Ostpreußen, vor allem aber Berlin, wo in der genannten Periode etwa 26 100 Juden mehr zu- als weggezogen sind. Dagegen verloren in derselben Zeit durch Überwiegen jüdischer Wegzüge über die Zuzüge die Provinzen Posen 46 640, Westpreußen 7670, Schlesien 2100, Brandenburg ohne Berlin 1499 und Sachsen 230 Juden. Im ganzen haben hiernach die östlichen Provinzen der preußischen Monarchie in den Jahren von 1824 bis 1871 etwa 27 850 Juden mehr abgegeben als erhalten. Was die Zeit jener Ab- und Zuzüge betrifft, so haben die ersteren für jenes Gebiet der östlichen Provinzen sich namentlich seit den vierziger Jahren fühlbar gemacht. Wir sehen insbesondre seit den fünfziger Jahren die jüdische Bevölkerung Berlins vorzüglich im Mehrzuzug die Christen weit über-

Digitized by Google

flügeln, und diese zugezogenen Juden dürften größtenteils den früher polnischen Landschaften der Provinzen Posen und Westpreußen angehört haben, also polnische Juden gewesen sein. Zugleich machen es die ununterbrochen fortdauernden Mehrzuzüge der Juden in die östlichsten Gebiete der preußischen Monarchie im hohen Grade wahrscheinlich, daß auch die jenseits der östlichen Grenzen des deutschen Reiches lebenden und durch ihre große Zahl dort noch mehr als diesseits bedrängten Juden dem Zuge ihrer Stammgenossen nach Westen gefolgt sind und sich in erheblicher Menge bei uns niedergelassen haben und noch heute niederlassen. Wer einzelnes über die Herkunft der semitischen Bevölkerung in den Städten Memel, Königsberg, Danzig und Thorn kennt, wird diese Annahme bestätigen müssen. Auch ist es ja statistisch festgestellt, daß in mehreren Städten, z. B. in Memel, die Zahl der hier ansässigen, nicht in Deutschland geborenen Juden eine sehr beträchtliche ist. Im letztgenannten Orte befanden sich im Jahre 1871 neben 412 in Preußen geborenen 630 aus Rußland oder Galizien stammende, und ähnliches ist von Leipzig zu sagen, wo man (nach Hasse, Stadt Leipzig 1878, S. 149) neben 587 am Orte geborenen Juden 570 zählte, die aus Galizien, Rußland, Schlesien, Böhmen und Posen eingewandert waren. „Bei Ermessung des Umfangs dieser jüdischen Zuzüge darf übrigens nicht außer Acht gelassen werden, daß jene z. B. für Ostpreußen und den Regierungsbezirk Breslau gegebenen Zahlen eben nur den Mehrzuzug, genauer den Überschuß der Zuzüge über die Wegzüge charakterisiren, und letztere gewiß nicht unbedeutend gewesen sind, wenn z. B. die benachbarten Gebiete von Posen, Liegnitz und Oppeln gerade so starke Abzüge von Juden aufzuweisen hatten." Die „Fabel von der jüdischen Masseneinwanderung" ist also wenigstens nicht in dem Maße Fabel, als dies Herr Professor Mommsen, jüdischen Behauptungen folgend, Treitschke gegenüber wissen wollte.

Noch entschiedener und schlagender werden Mommsen und sein Gewährsmann, der Sanitätsrat Salomon Neumann, widerlegt, Treitschke und Wagner (Tübinger Zeitschrift 1880, S. 776) gerechtfertigt durch die im 66. Bande der Preußischen Statistik von 1883 enthaltenen definitiven Ergebnisse der Volkszählung von 1880. Darnach befanden sich, was insbesondre 1. den Zuzug von Juden aus Rußland und Österreich nach dem deutschen Reiche betrifft, in Königsberg z. B. im Jahre 1880 unter tausend Christen nur drei bis vier in Rußland geborne, dagegen unter tausend Juden über dreihundert, die aus Rußland stammten. Desgleichen waren nach diesen statistischen Nachweisungen in Rußland geboren:

	unter je 1000 Christen	unter je 1000 Juden
in Tilsit	9	275,
„ Thorn	31	152,
„ Danzig	3	50,
„ Bromberg	8	38,

Digitized by Google

	unter je 1000 Christen	unter je 1000 Juden
in Berlin	2	37,
„ Posen	10	35,
„ Königshütte	8	33,
„ Breslau	2	28.

Fassen wir aber statt einzelner Städte ganze Regierungsbezirke ins Auge, so tritt das Eindringen der polnischen Juden über die russische und galizische Grenze noch weit mehr zu Tage. Denn von der 1880 gezählten Bevölkerung waren in russischen Provinzen geboren:

	unter je 1000 Christen	unter je 1000 Juden
im Regierungsbezirke Gumbinnen	6	393,
„ „ Königsberg	3	252,
„ „ Marienwerder	10	57,
„ „ Danzig	1	27,
„ „ Posen	4	27,
„ „ Bromberg	7	26,
„ „ Breslau	1	26,
„ „ Oppeln	3	23.

In den letztgenannten schlesischen Bezirken war ferner ebenso wie in Berlin, Danzig und verschiednen andern preußischen Städten neben den russisch-polnischen Juden auch die Zahl der österreichischen, vermutlich der Mehrzahl nach galizischen, eine sehr bedeutende. So stammten z. B. von der 1880 gezählten Bevölkerung aus Österreich:

	unter je 1000 Christen	unter je 1000 Juden
in Königshütte	7	76,
„ Beuthen	6	33,
im Regierungsbezirke Breslau	8	23,
in der Stadt Breslau	6	25,
im Regierungsbezirke Oppeln	7	36,
„ „ Liegnitz	1	13,
in Berlin	3	17,
„ Danzig	1	13.

Wenn also Herr Dr. Salomon Neumann in seiner Broschüre über die Masseneinwanderung der Juden ausrief: „Wo in der ganzen preußischen Statistik ist ein russisch-polnischer oder ein österreichisch-ungarischer Jude anzutreffen? Die jüdische Masseneinwanderung über die Ostgrenze des Staates ist nichts als eine Fabel, das wird durch die thatsächlichen Ergebnisse der amtlichen preußischen Statistik bezeugt," so ist dieser Trumpf jetzt nicht mehr auszuspielen. Das Gegenteil wird mit jenen Ergebnissen bezeugt: die Masseneinwanderung von Juden aus Russisch-Polen und Galizien ist Thatsache, unleugbar und unbestreitbar. Herr Neumann hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht, und Herr Mommsen hat den Irrtum, der sich bei solchem Verfahren ergab, in vorschnellem und unvorsichtigem Eifer, der einem Geschichtschreiber doppelt übel zu Gesichte steht, adoptirt und benutzt.

Digitized by Google

Was endlich 2. den Zuzug „polnischer Juden“ aus polnischen Gebieten, die zum deutschen Reiche gehören, aus den Provinzen Posen und Westpreußen angeht, so wird derselbe nach den in der Preußischen Statistik von 1880 angegebenen Zahlen u. a. durch die Thatsache beleuchtet, daß in Berlin von den dort im letztgedachten Jahre gezählten 28 151 Juden männlichen Geschlechts nur 9407 (!) in Berlin selbst geboren, dagegen 10 320 aus den östlichen Teilen der preußischen Monarchie, aus den Provinzen Posen (5251), Schlesien (2568) und Westpreußen (2501) gebürtig waren. Desgleichen stammten damals in Breslau von 8780 männlichen Juden nur 2020 aus dieser Stadt selbst, dagegen aus andern schlesischen Orten, sowie aus Westpreußen und der Provinz Posen 5912, in Görlitz von 375 männlichen Juden aus dieser Stadt nur 118, dagegen aus dem Posenschen allein 101, in Liegnitz von 503 männlichen Juden aus Liegnitz selbst nur 180, aus der Provinz Posen 126 und aus andern Orten Schlesiens 149, und in Stolp in Pommern waren von 477 männlichen Juden aus dieser Stadt selbst nur 189, dagegen aus Westpreußen 103.

Die Moral dieser Zahlen lautet: Treitschke hatte mit seinem Hinweis auf das Herüberfluten der Juden aus dem ehemaligen Polen nach Deutschland, auf diesen neuen Exodus ganz Recht, und die ihn widerlegen wollten, haben jetzt alle Ursache, die Unüberlegtheit und Oberflächlichkeit, deren sie sich dabei schuldig gemacht, zu bedauern, und sie sollten das bei passender Gelegenheit ehrlich eingestehen.

Aus dem neuen Griechenland.

Von Constantin Koliatsos.

(Schluß.)

Nach der Niederlage des byzantinischen Reiches und während der vier volle Jahrhunderte hindurch in allen Ländern, wo Griechentum einheimisch war, durch die Einstürmung und Herrschaft der Türken herbeigeführten Zerstörung und Vernichtung der ihnen im Wege stehenden Schöpfungen und Monumente des alten griechischen Geistes, war dort alles still und stumm geworden, kein geistiges Leben regte sich, und vor allem die Sprache hat zu leiden gehabt. Es wurden viele fremde Ausdrücke in sie aufgenommen, unzählige Vermischungen und Ver-

Digitized by Google

änderungen fanden zu ihrem Verderben statt, mit einem Worte: die alte griechische Sprache wurde den Griechen selbst entfremdet.

So verhielten sich die Dinge bis um den Anfang dieses Jahrhunderts. Aber wenige Jahre vor dem Ausbruche des Befreiungskampfes fing ein neuer, frischer, belebender Geist an zu wehen, die Schriften der alten Griechen wurden eifrigst studirt, die Jünglinge wetteiferten in dem Lerntriebe und der Nachahmung der großen Thaten, welche in den hinterlassenen Schätzen des Altertums geschildert sind. Aus diesen Jünglingen bildeten sich die Freiheitskämpfer und die Begründer des neuen geistigen Lebens aus. Diese gaben einen wohlthätigen Anlaß zur Reinigung und Reform der Sprache, indem sie zuerst die Werke der alten Schriftsteller mit großem Eifer der neu aufblühenden Jugend lehrten und sich für Verbreitung der griechischen Bildung emsig und unermüdlich bemühten. Das letztere suchten sie zu erreichen, indem sie wissenschaftliche und politische Zeitungen herausgaben, in denen sie das Wesen und die Form der Sprache verbesserten. Ihre jetzige Reinheit und Echtheit hat die Sprache meistens den verschiednen Zeitungen zu verdanken, welche ununterbrochen nicht nur auf die Ausbildung des Stils und der Ausdrucksweise, sondern auch auf die allgemeine Entwicklung des geistigen Lebens großen Einfluß ausgeübt haben. Dieses Streben ist noch überall wahrzunehmen, man sieht überall, daß man noch nicht zu Ende ist, und man darf die Hoffnung hegen, daß zukünftig die Sprache noch vollkommener, ihrer Mutter noch ähnlicher werden wird.

Unter den Zeitungen, welche sich am meisten in diesen Bestrebungen ausgezeichnet haben, verdienen vor allem genannt zu werden: *Αἰών*, *Φωνὴ τοῦ Ἔθνους*, *Πρωΐα*, *Ὥρα*, *Παλιγγενεσία*, *Ἐφημερίς*, *Ἀκρόπολις*, *Νέα Ἐφημερίς*, *Λαός*, *Στοά*, *Ἐθνικὸν Πνεῦμα*, *Καρτερία*, *Καιροί* u. s. w., und unter den satirischen *Ἀσμοδαῖος*, *Ραμπαγᾶς* u. s. w. Eine gute Zeitung ist auch der französisch erscheinende Messager d'Athènes. Hervorzuheben ist schließlich, daß auch außerhalb des Königreiches griechische Zeitungen erscheinen, und zwar in Triest die *Κλειώ* und die *Νέα Ἡμέρα*, die in Leipzig hergestellte illustrirte Zeitschrift *Ἕσπερος*, deren Redakteur Herr Dr. Pervanoglos das Lob verdient, daß er einem lebhaften Bedürfnisse seines Landes abgeholfen hat, endlich die Zeitungen *Νεολόγος*, *Αὐγή*, *Βυζαντίς* und die Wochenschriften *Κόσμος* und *Ἐκκλησιαστικὴ Ἀλήθεια*, die sämtlich in Konstantinopel herausgegeben werden.

Drängt sich uns da nicht unwillkürlich die Frage auf, ob dies wirklich jener Staat sei, jenes Volk, dem Falmerayer jede Fähigkeit zur geistigen Erhebung abgesprochen, und dessen Abstammung von den alten Griechen der hervorragende Ethnologe Viktor Hehn so entschieden abgeleugnet hat?

Ihre größte Thätigkeit jedoch entwickeln die Griechen im Seehandel, wie zur Genüge hervorgeht aus der großen Verbreitung, welche derselbe in letzter Zeit erfahren hat. Im Jahre 1832 besaß Griechenland 1000 Handelsschiffe,

Digitized by Google

1840 stieg diese Zahl auf 3000, 1876 auf 6000 und im vorigen Jahre bis auf 10400, und wenn man die unter der türkischen Flagge stehenden und Griechen angehörenden zahlreichen Handelsschiffe mit jenen zusammenfaßt, so sieht man, daß Griechenland im Seehandel einen bedeutenden Platz einnimmt. Schon das Altertum zeigt uns den Hellenen als erprobten Seefahrer, den die vielgestaltigen Küsten seines Vaterlandes begünstigen; jetzt aber, da die Hauptprodukte desselben, Wein, Oliven, Korinthen ꝛc., welche jährlich viele Millionen Drachmen dem Lande zufließen lassen, fast ausschließlich im Auslande verbraucht werden, ist ein ausgebreiteter Seehandel fast zur Naturnotwendigkeit geworden.

Die Industrie dagegen, in welcher sich die Vorfahren ausgezeichnet haben, hat leider allzuwenig oder gar nicht die Aufmerksamkeit der jeweiligen Regierungen auf sich gezogen, und so mußten auch hier wiederum die Privatleute ihr Bestes thun und auf die Gefahr hin, alles zu verlieren, oder zum mindesten ohne Aussicht auf Gewinn ihr Vermögen aufs Spiel setzen und Fabriken den Bedürfnissen des Landes entsprechend errichten.

In letzter Zeit hat man eingesehen, von welchem Nutzen die Unterstützung der Industrie für das Land werden kann, und die von dem vortrefflichen kaufmännischen und industriellen Verein Athens und von denen der anderen Städte der Regierung gemachten Vorschläge haben eine günstige Aufnahme gefunden, welche uns auf eine erfreulichere industrielle Zukunft Griechenlands hoffen läßt, umsomehr als das griechische Volk unleugbare Geschicklichkeit auch auf diesem Gebiete besitzt.

Die Finanzen Griechenlands befinden sich, wie bekannt, in keinem blühenden Zustande. Nach den vor zwei Monaten von dem Finanzministerium veröffentlichten Berichten sind die Gesamtschulden des Staates auf 472 Millionen Drachmen gestiegen. Ein Teil dieser Schulden datirt aus der Zeit des Freiheitskampfes, wo das aufgestandene Land, um den Krieg gegen den verhaßten Feind weiterführen zu können, sich gezwungen sah, Schulden unter den ungünstigsten Bedingungen zu machen. Später hat es diese Schulden anerkannt und einen großen Teil davon bezahlt, was das vorher wankende Vertrauen der Fremden wieder herbeigezogen und aufgerichtet hat. Andre dieser Anleihen wurden für das Verkehrswesen im Innern des Landes verwendet, die meisten jedoch waren veranlaßt durch äußere Beziehungen, welche dem jungen Staate Ausrüstungen und Vorbereitungen auferlegten, damit er seinen moralischen Einfluß auf die auswärtigen Griechen nicht verliere. Wiederholte Aufstände des unter türkischem Joche seufzenden vielgemarterten Kreta, und spätere Unruhen in Thessalien und Epirus haben natürlicherweise einen großen Einfluß auf den benachbarten und verwandten Staat ausgeübt und ihm keine Möglichkeit geboten, seine schlechten Finanzen zu verbessern. Hätte er aber etwa vergessen dürfen, daß seine Unabhängigkeit einst durch das in Strömen dahingeflossene Blut aller seiner Kinder, auch jener noch von ihm getrennten, erkauft wurde,

Digitized by Google

und daß er infolge dessen die heilige Pflicht hatte, gegenüber den Leiden der übrigen unterjochten griechischen Provinzen sich nicht taub zu zeigen? Oder wäre es gerechter gewesen, wenn der junge Staat die in den türkischen Provinzen kämpfenden Griechen ihrem Schicksal überlassen hätte, und zwar zu einer Zeit, wo die Vertreter des Panslavismus jenen den Schutz des russischen Adlers versprachen, wenn sie ihren einzigen Traum, ihren heißen Wunsch, die Vereinigung mit der Mutter Hellas, aufgeben wollten? Man hat freilich Griechenland einen Vorwurf daraus gemacht, daß es entweder aus phyletischen oder aus politischen Gründen oder endlich wegen der Gemeinsamkeit der Geschichte, der Wünsche und Meinungen die für Erlangung der Freiheit aufgestandenen Brüder ermunterte, und selbst Drohungen blieben ihm nicht erspart, wenn man für die Störung des europäischen Friedens besorgt war.

Und doch hat Griechenland, als es vor dem Beginn des russisch-türkischen Krieges aufgefordert wurde, Unruhen in den unter der Herrschaft der Türkei stehenden griechischen Ländern zu veranlassen, damit der Sturz des niedersinkenden türkischen Reiches vollständiger werde, sich geweigert, diesem Ansinnen nachzugeben, da es klar eingesehen hat, daß eine solche vorzeitige Zerteilung des türkischen Reiches und zwar unter der Obhut und den Vorschriften Rußlands ebensowenig den griechischen Hoffnungen wie den allgemeinen europäischen Interessen entsprechen würde. Der Lohn dafür war — der Vertrag von San Stefano. Da allerdings war es ein Ding der Unmöglichkeit, daß die hellenische Nation noch länger in Geduld verharrte, nachdem sie gesehen, wie alle ihre Ansprüche durch diesen Vertrag in den Hintergrund gedrängt wurden. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich. Und in diesem Sturme mußten die Worte des damaligen englischen Premierministers Beaconsfield wie eine bittere Ironie erklingen, der, nachdem Europa die Hoffnungen der Griechen genährt hatte, sie plötzlich zur Ruhe, zur Geduld ermahnte und auf bessere künftige Zeiten verwies. Obwohl ganz unvorbereitet, entschloß sich die griechische Regierung alles aufs Spiel zu setzen. Nicht ein einziger von all den Deputirten der verschiedenen Parteien erhob sich dagegen, als sie vor der Volksvertretung erschien, um den nötigen Kredit zur allgemeinen Ausrüstung zu verlangen. Die politischen Leidenschaften, welche gewöhnlich in Griechenland die Patrioten auseinanderhalten, waren damals gänzlich unterdrückt, und die ganze Nation beeilte sich einstimmig, die Regierung in ihrem Werke zu unterstützen. Haufenweise eilten alle zu den Reihen des Heeres, alle bereit, dahin zu schreiten, wohin sie die Ehre und das Vaterland rief, alle entschlossen, wenn nichts andres, so wenigstens der zivilisirten Welt nochmals zu zeigen, daß sie in dem Kampfe für die Freiheit zu sterben wüßten. Das Budget der Ausgaben, welches beinahe 40 Millionen im Frieden betrug, stieg auf 122 Millionen Drachmen, eine Summe, welche gegenüber den bescheidenen Einnahmen des kleinen Staates ungeheuer war. Kurz, es herrschte damals eine solche Gährung, ein so leidenschaftlicher Aufschwung aller Ge-

Digitized by Google

müter, daß man jede Beschäftigung bei Seite schob, die Schulen schloß, den Handel und die Industrie vernachlässigte.

Die Explosion, welche daraus zu entstehen drohte, hielt der gerade zu jener Zeit abgehaltene Berliner Kongreß zurück, in welchem der griechische Repräsentant die Interessen seines Landes mit Geschick und Schärfe verteidigte. Die Landstriche mit etwa 250 000 Einwohnern, welche man in diesem Kongresse Griechenland zusagte, entsprachen freilich kaum den Wünschen und Erwartungen des Gesamtkörpers der Nation, und so geschah es, daß das damalige Ministerium seine Popularität einbüßte und sein Portefeuille niederlegen mußte.

Es ist begreiflich, daß unter solchen Umständen, wie sie seit den letzten Jahren über Griechenland walteten, jedes Ergreifen von geeigneten Maßregeln zur Herstellung eines normalen finanziellen Zustandes sehr schwer, wenn nicht unmöglich wurde.

So liegt es denn gegenwärtig mehr als in irgend einer andern Zeit der Regierung und dem Parlamente ob, für die Verbesserung und Aufrichtung des elenden finanziellen Zustandes ernste Sorge zu tragen. Das jetzt versammelte griechische Parlament soll vor allem seine volle Aufmerksamkeit auf die Vereinbarung der griechischen Anleihen richten, damit die Geisel des Landes, der Zwangskurs der Banknoten, aufgehoben, viele im Budget stehenden überflüssigen Ausgaben weggeschafft und die Bildung neuer Ämter, welche nur persönlichen Ansprüchen zu dienen geeignet sind, vermieden werde. Dagegen gilt es, die Staatseinnahmen durch Besteuerung des Kapitals und der Bankgeschäfte zu vermehren, die Einkommenlisten einer allgemeinen Revision zu unterziehen und zuletzt einige Steuern, die niedern Volksklassen betreffend, Steuern, die auch von der Wissenschaft streng verurteilt werden, ganz oder teilweise aufzuheben. Die Staatsmänner Griechenlands sollten stets den Ausspruch, den Gortschakoff nach dem Krimkriege that: La Russie se récueille, im Gedächtnis tragen und ihr hauptsächlichstes Streben dahin richten, die finanzielle Wirtschaft ihres kleinen Vaterlandes aufzubessern.

Darf man nun nicht nach alledem, nach all den Bestrebungen, welche das junge Reich fort und fort an den Tag legt, an eine bessere Zukunft desselben glauben? Ist sein Anspruch auf diejenigen Provinzen des immer mehr niedersinkenden türkischen Reiches, welche ihm dreitausend Jahre lang angehörten und noch jetzt meistenteils von Griechen bewohnt sind, ein so durchaus unbegründeter? Die den Orient zivilisirende Macht des jungen Staates ist nicht so ungenügend, als daß er nicht mit Zuversicht der sich ihm weit öffnenden Zukunft entgegensehen könnte. Es darf nicht übersehen werden, welche Menge von öffentlichen und privaten Unterrichtsanstalten in den letzten fünfzehn Jahren in den unter türkischer Herrschaft stehenden griechischen Ländern errichtet worden sind, daß alle diese Länder nicht einen Augenblick aufgehört haben, das kleine Stück griechischer Freiheit als den Leuchtturm zu betrachten, von welchem sie neben

Digitized by Google

dem Lichte der Zivilisation und Entwicklung auch ihre Befreiung aus der finstern Nacht, worin sie nach so vielen Thaten Kämpfen und zu leben noch verurteilt sind, erwarten.

Franz von Löher sagt in seinen „Griechischen Küstenfahrten": „Vielleicht haben Wenige soviele Küsten und Inseln, an und auf denen Neugriechen wohnen, im ganzen Bereich des griechischen Meeres besucht als der Verfasser dieser Zeilen. Überall traf er auf das eine gleichartige Nationalgefühl, überall lebte in den Bewohnern nur der Gedanke, daß sie lebendige Teile des Volkskörpers der Neugriechen seien, daß in diesem das edelste Blut des Morgenlandes fließe, daß ihm die Zukunft des Orients gehöre." Die Größe und die Lebenskraft der Nationen ist weder nach der Zahl ihrer Glieder, noch nach der Ausdehnung ihrer Länder zu ermessen. Hat sich aber in der Geschichte der Völker diese Ansicht als zutreffend erwiesen, wie vielmehr leuchtet sie uns ein, wenn man die verschiednen Perioden der griechischen Geschichte durchmustert! Unzählige Barbarenhorden, Slaven, Bulgaren, Avaren, Albanesen haben fast das ganze Hellas überschwemmt. Dabei hat freilich im Laufe der Jahrhunderte das hellenische Volk nicht unbeträchtliche Mischungen mit fremdem Blute erfahren, aber doch immer nur in so geringen Portionen, daß es sich die fremden Bestandteile vermöge seiner Geisteskraft fast völlig assimilirt hat und in keiner Weise von ihnen absorbirt worden ist. Schon seit sechs Jahrhunderten spricht und denkt in Hellas alles, was vordem slavisch war, griechisch.

Mit Zuversicht also darf man an der Vergrößerung und Kräftigung des jetzt noch kleinen Hellas arbeiten und nicht vor vorübergehenden Hindernissen und Schwierigkeiten zurückschrecken. Noch viele dunkle Sturmwolken werden sich vielleicht über jene schönen Gefilde wälzen, schwere, unabsehbare Verwicklungen können sich noch einstellen; doch die Griechen werden ausdauern und wachsen. Und auch wer in den heutigen Griechen nicht die legitimen Erben des alten hellenischen Geistes erblickt, wird nicht bezweifeln, daß sie noch zu einer politischen Rolle im Orient berufen sind.

Wilhelm Scherers Deutsche Literaturgeschichte.

Kurz vor Weihnachten vorigen Jahres erschien, von den Besitzern der übrigen Lieferungen sehnsüchtig erwartet, die neunte, d. h. die Schlußlieferung von Wilhelm Scherers „Geschichte der deutschen Literatur" (Berlin, Weidmann). Fast vier Jahre sind also verflossen, seitdem die erste Lieferung dieses Werkes zur Ausgabe gelangte. Allgemein hatte man einen schnelleren Fortgang erwartet, und sicher

Digitized by Google

wird die große Verzögerung für die Verbreitung des Werkes nicht ohne nachteilige Folgen sein. Wir beklagen es, daß ein Mann wie Scherer nicht einer derartigen Aufforderung des Verlegers, sein Manuskript stückweise in die Druckerei zu schicken, widerstanden hat, glauben aber doch um der Bedeutung des Buches willen hier noch einmal auf dasselbe zurückkommen zu müssen, um dadurch das möglicherweise erlahmte Interesse an demselben aufs neue zu beleben. Da jedoch in diesen Blättern bereits bei der Anzeige der ersten Lieferung die Methode des Verfassers im einzelnen an der damals vorliegenden Probe dargethan wurde,*) so sehen wir davon ab, wie es dort geschehen, dem Verfasser Schritt für Schritt auf seinem Wege zu folgen, und begnügen uns damit, die Stellung anzudeuten, die sein Buch in der Zahl unsrer bekanntesten Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte voraussichtlich einnehmen wird.

Scherer hat es unterlassen, seinem Werke eine Vorrede vorauszuschicken, welche uns über Zweck und Absicht desselben aufklären könnte; wir sind also auf die auf den Umschlägen der ersten Hefte abgedruckte Ankündigung angewiesen. „Der deutsche Büchermarkt, heißt es da, ist seit einiger Zeit mit Literaturgeschichten überschwemmt. Und doch mangelt es durchaus an einem Werke, welches nicht aus zweiter und dritter Hand, sondern aus den Quellen selbst schöpfte, auf der Höhe der heutigen Wissenschaft stünde und in künstlerisch freier Anordnung, aber auf das Wesentliche beschränkt, ein umfassendes und anschauliches Bild der geistigen Entwicklung unsrer Nation zu geben versuchte." Das Bedürfnis einer solcher Darstellung wird dann als „oft empfunden und vielfach kundgegeben" bezeichnet; ihm abzuhelfen, ist Scherers Buch bestimmt.

Wir geben zunächst dieses Bedürfnis zu, und wollen zusehen, inwieweit das von Scherer Geleistete den eben angeführten Forderungen entspricht.

Vielfach, sowohl von Freunden als von Gegnern des Verfassers, konnte man die Ansicht aussprechen hören, daß sein Buch bestimmt sei, die so außerordentlich verbreitete Darstellung Vilmars beim großen Publikum zu verdrängen, eine Ansicht, die, beiläufig gesagt, fast jedesmal beim Erscheinen einer neuen populären Geschichte der deutschen Literatur auftaucht. Mag nun Scherer diese Absicht vorgeschwebt haben oder nicht, jedenfalls sind wir der Meinung, daß dieselbe, falls sie bestanden hat, nicht erreicht werden wird.

Scherer, ein durchaus moderner Geist, der im Gegensatz zu dem orthodoxen Vilmar der Überzeugung lebt, „daß das Heil der deutschen Kultur nur dort zu finden ist, wo es unsere Klassiker zu finden glaubten," d. h. doch wohl in dem andauernden Erstreben „reiner Menschlichkeit," vermeidet zwar alle die Fehler, die aus Vilmars einseitigem theologischen Standpunkte entsprangen, aber er erreicht nicht die vielen Vorzüge, die trotz alledem Vilmars Buche eigen sind und die dasselbe mit Recht beliebt gemacht haben. Es fehlt Scherer vor

*) Vergl. Grenzboten, 1880 II, S. 555—563.

Digitized by Google

allem die klare, auf den ersten Blick zu erfassende Disposition des Stoffes, die weise Beschränkung auf das Hauptsächlichste, das liebevolle Eingehen auf das Bedürfnis des wißbegierigen, aber nicht schon wissenden Lesers, alles Dinge, auf die sich Vilmar vortrefflich verstand. Beweise für diese Behauptung ließen sich leicht in großer Zahl beibringen. Wie gelungen sind bei Vilmar diejenigen Partien, in denen er den Inhalt eines dichterischen Kunstwerkes seinen Lesern vorführt! Seine Darstellung des Nibelungenliedes, der Gudrun, des Parzival sind bis heute noch unübertroffen. Man wird von diesen Stücken gewiß nicht sagen können, daß durch sie „in dem Leser das täuschende Gefühl erweckt würde, als ob er die Kenntnis der Literaturdenkmäler selbst entbehren könnte." Vielmehr erregen sie durch ihre Trefflichkeit in dem Leser den Wunsch, nun selbst an das Werk des Dichters hinanzugehen und aus der Quelle zu schöpfen, wie ein wohlgelungenes Gemälde einer schönen Gegend in dem Betrachtenden die Sehnsucht erweckt, sie mit eignen Augen zu schauen. Gerade auf diesem Gebiete verfährt Scherer oft nur andeutend, indem er dafür ästhetisch-kritische Betrachtungen einflicht oder sich damit begnügt, auf einzelne Schönheiten eines Werkes hinzuweisen. Was aber soll der in den Werken unsrer Dichter weniger Bewanderte mit diesen Bemerkungen anfangen, wenn er nicht vorher mit dem bekannt gemacht worden ist, worauf dieselben abzielen? Man vergleiche einmal die Darstellung des Nibelungenliedes bei Scherer und bei Vilmar: beide sind Anhänger der Lachmannschen Liedertheorie, aber das hindert Vilmar nicht, eine zusammenhängende Darstellung des Ganzen zu geben, während Scherer in oft recht subjektiver Weise die Einzellieder bespricht und manche derselben fast ganz übergeht. Mit unleugbarem poetischen Geschick erzählt Scherer, wie Berchtung sich des Knaben Wolfdietrich erbarmt und ihm, ein zweiter Waffenmeister Hildebrand, bis zu seinem Tode und darüber hinaus treu bleibt, aber wer vermöchte aus seiner Darstellung sich eine richtige Vorstellung von der Geschichte Wolfdietrichs zu machen?

Trotz aller sprachlichen Gewandtheit, trotz einzelner wahrhaft glänzend geschriebenen Partien vermag aber Scherer auch den warmen, überzeugungstreuen Ton nicht zu treffen, der allenthalben in Vilmars Sprache so wohlthuend berührt. Mag immer des letztern Standpunkt ein einseitiger, zu verwerfender sein — er ist gewiß am letzten der unsrige —, solches Einsetzen der ganzen Persönlichkeit, solche Begeisterung für sein Ideal, wie sie Vilmar eigen war, gewinnt immer die Menge und nicht mit Unrecht: auch dem prinzipiellen Gegner wird Achtung dadurch abgenötigt.

Die religiöse Engherzigkeit hat übrigens Vilmars Buch wenig geschadet; das beweist die große Anzahl von Auflagen, die seit Jahren ins Land gegangen sind. Sie schadet aber auch einem andern Buche nicht, daß — Gott sei's geklagt — trotz seiner Unselbständigkeit jetzt zu den verbreitetsten deutschen Literaturgeschichten gehört und Vilmar viel eher verdrängen wird, als dies von Scherer

Digitized by Google

zu erwarten steht. Wir meinen die bekannte „Deutsche Literaturgeschichte“ von Robert König, welche durch ihre Ausstattung dem Prunk- und Schaubedürfnis unsrer Tage entgegengekommen ist. Schon heute kann man finden, daß in Kreisen, unter denen man nach ihrer sonstigen Lebensanschauung Vilmars Werk zu finden erwarten sollte, König sich eingebürgert hat, während der Name Vilmars unbekannt ist oder unverdienterweise erst in zweiter Linie genannt wird. Einem solchen Konkurrenten gegenüber hat selbst ein so liebenswürdiges Buch wie Otto Roquettes „Geschichte der deutschen Dichtung,“ dessen wissenschaftlicher Wert allerdings kein hervorragender ist, einen schweren Stand, obwohl es unter den für Laien bestimmten Werken dieser Art gewiß einen ehrenvollen Platz beanspruchen darf.

Ziehen wir die Summe aus dem Gesagten, so glauben wir gezeigt zu haben, daß Scherers Buch keine Aussicht hat, als populäres Werk ähnliche Erfolge zu erringen wie die drei daneben angeführten Bücher. Wir sind jedoch garnicht der Ansicht, daß in ihnen der Maßstab zu finden sei, mit dem diese neueste Geschichte der deutschen Literatur zu messen ist.

Freilich ist sie auch keine für ausschließlich gelehrte Zwecke bestimmte Arbeit. Dazu machen sie auch nicht die am Schlusse angefügten Anmerkungen, so dankbar wir dem Verfasser für dieselben sind. Dienen sie auch nicht dazu, eine ausführliche Rechtfertigung, deren so manche Ansicht Scherers bedürftig ist, zu bieten, so zeigen sie doch den Weg, den er bei seiner Forschung genommen hat, und erläutern mancherlei Dinge, über welche der Text uns unaufgeklärt läßt.

Gleich im Eingange der Anmerkungen lesen wir die ausdrückliche Erklärung des Verfassers, die den Kundigen nur durch ihre Form überraschen wird, daß für den das Mittelalter behandelnden Teil die Ansichten Müllenhoffs, des Lehrers Scherers, von weitgehendstem Einflusse gewesen sind, so sehr, daß für Scherer sich „Eigenes und Fremdes unauflöslich vermischte,“ wir also hier ein Werk des vereinigten Müllenhoff-Schererschen Geistes vor uns haben. Gewiß wird es für den Forscher von großem Interesse sein, hier einmal eine vollständige Literaturgeschichte von diesem Gesichtspunkte aus vor sich zu haben; dennoch wird er bei seinen Arbeiten lieber zu dem trefflichen Werke Wilhelm Wackernagels greifen, das ihn in knappester Form über den Stand der Forschung orientirt und den verschiedenen Ansichten ihr Recht vollkommen angedeihen läßt. Leider fehlt uns noch immer der zweite Band des vielen unentbehrlich gewordenen Werkes, der hoffentlich nicht mehr zu lange auf sich warten läßt.

Allen den genannten Werken also können wir Scherers Geschichte der deutschen Literatur nicht an die Seite stellen. Welcher andern Darstellung ist sie nun zu vergleichen? Hat sie überhaupt ihresgleichen? Scherer selbst giebt uns die Antwort auf diese Frage. In seiner „Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert,“ einem Hefte jener trefflichen Sammlung von Abhandlungen, die unter dem Titel „Quellen und Forschungen zur Sprach-

Digitized by Google

und Kulturgeschichte der germanischen Völker" erscheinen (Straßburg, Trübner), hat er selbst den Wunsch ausgesprochen, seine Arbeit an dem dieselbe Zeit behandelnden Abschnitt von Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung gemessen zu sehen.*) Scherer, der wiederholt die hohe Bedeutung von Gervinus' Werk hervorgehoben hat und auch in dem hier behandelten Werke bekennt, gar viel von Gervinus gelernt zu haben, war sich wohl bewußt, welchen hohen Maßstab er durch diese Aufforderung an seine Arbeit gelegt zu sehen wünscht. Ist doch die „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen," trotz ihrer großen Mängel, an denen vor allem der politische Standpunkt des Verfassers die Schuld trägt, immer noch das erste und beste unsrer literaturgeschichtlichen Werke, eine wirkliche Geschichte der Literatur von eminent wissenschaftlichem Werte und zugleich ein Kunstwerk ersten Ranges, dem unter den Darstellungen der politischen Geschichte Deutschlands, welche das ganze Gebiet derselben umfassen, nichts auch nur annähernd Wertvolles an die Seite zu stellen ist. Nun, mit Recht darf Scherer verlangen, daß sein Werk mit diesem hohen Maßstabe gemessen werde; daß er Gervinus gleichkomme, sagt er ja selber keineswegs.

Schon darin besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen ihm und Gervinus, daß, als dieser sich an die Arbeit machte, das ganze große Feld noch spärlich angebaut war und er an nicht wenigen Stellen überhaupt zum erstenmale Hand anlegen mußte, während Scherer über eine solche Fülle von Vorarbeiten zu verfügen hatte, daß eher die Gefahr nahe lag, etwas zu übersehen, als die Notwendigkeit, ganz unberücksichtigt gelassene Strecken gleichsam als erster Pfadfinder zu durchmessen. Gleichwohl gab es auch noch für Scherer Perioden, die im gewissen Sinne als jungfräulicher Boden anzusehen sind: die Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts, namentlich das letztere, in denen es immer noch sehr an der nötigen Vorarbeit fehlt, und hier hat er auf kleinerem Gebiete für unsre Zeit auch im Erforschen unbekannterer Regionen ähnliches geleistet wie Gervinus für die seine.

Ein andrer Unterschied ergiebt einen wesentlichen Vorzug Scherers vor Gervinus. Wenn dieser als die Quintessenz seines Werkes die Lehre aufstellte, daß es für uns Deutsche vorbei sei mit der Zeit großer Leistungen auf poetischem Gebiete, und daß die Zeit politischen Handelns angebrochen sei, welche unsre besten Kräfte beanspruchen müsse, so kann Scherer heute, wo die Wünsche, die einst Gervinus im Herzen hegte, freilich ganz anders als er meinte in Erfüllung gegangen sind, ohne allen Rückhalt zum Genuß unsrer Dichter auffordern und auf ihre Schöpfungen als auf die Quelle hinweisen, aus der uns nach der Mühe und Arbeit des politischen und geschäftlichen Lebens sicher Erquickung und Erhebung entgegenströmen wird.

---

*) Darauf weist auch der Verfasser des oben angeführten Grenzbotenartikels hin. S. 561.

Digitized by Google

Gleich ist dagegen bei beiden Männern die ästhetische Wertschätzung. Nicht im Mittelalter, wie Vilmar dies überall durchblicken läßt, liegt ihnen der Höhepunkt unsrer nationalen Literaturentwicklung, sondern in der Zeit unsrer Klassiker, bei Goethe und Schiller, die ihnen als wahrhaft harmonische, in sich fertige Idealgestalten erscheinen, deren Verhältnis zum Christentum in keiner Weise als störender Schatten in dem lichten Bilde ihres Wesens zu empfinden ist. Das Wort, welches die Engel verkünden, in Faustens Seele emportragen: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen," gereicht ihnen zum Troste im Kampfe des Lebens, nur daß Scherer mit vollstem Rechte dieses Wort auch für diejenigen in Anspruch nimmt, „die nach Goethes Beispiel leben und Poesie für eine heilige Angelegenheit unsers Volkes halten."

Gleich wird auch das Publikum sein, das Geschmack an dem Werke von Gervinus wie an dem Scherers findet. Populär ist Gervinus trotz der fünf Auflagen seines Werkes auch heute noch nicht geworden. Dazu stellt er viel zu große Anforderungen an das Denkvermögen seiner Leser, dazu bietet er im allgemeinen viel zu wenig Wiedererzählung, mit einem Worte, dazu setzt er viel zu viel beim Leser voraus. Umso wertvoller ist die Lektüre seines Werkes für den mit dem Gegenstande Vertrauten, der, bereits gefeit gegen seine paradoxen Ansichten, mit wachsendem Genusse seinen glänzenden Ausführungen folgen und, mag er durch den Widerspruch, der sich in ihm regt, zum Nachdenken genötigt, oder mag er durch seine Beweisführung überzeugt werden, sicherlich nie ohne Nutzen das Buch von Gervinus aus der Hand legen wird. Ganz dasselbe gilt von Scherers „Geschichte der deutschen Literatur." Ohne literargeschichtliche Vorkenntnisse sollte niemand an dieses Werk gehen, wer sie aber mitbringt, wird aus ihm in reichem Maße Genuß und Förderung und Klärung seiner eignen Anschauungen schöpfen.

Scherer gebührt als Literarhistoriker ein Ehrenplatz wenn nicht in einer Linie mit, so doch dicht hinter Gervinus, das ist unsre Meinung. Indem wir diese aber abgeben, glauben wir damit ein so hohes Lob auszusprechen, daß die Ausstellungen, die wir im einzelnen an Scherers Werk zu machen hätten, selbst solche, die gegen Grundgedanken desselben wie gegen die von ihm angenommenen sechshundertjährigen Perioden in der deutschen Literatur, gegen seine übertriebene Neigung, Erscheinungen der alten Zeit mit modernen Erscheinungen zu vergleichen, gegen zahlreiche journalistische Wendungen und gegen das Haschen nach Pointen sich richten müßten, nicht viel zu bedeuten haben. Wir hoffen und wünschen vielmehr, daß Scherer auch darin mit Gervinus möge verglichen werden können, daß von Jahr zu Jahr die Zahl der Verehrer seiner Literaturgeschichte wachse, wie Gervinus, einst heftig bekämpft, sich doch schließlich die höchste Anerkennung errungen hat.

Digitized by Google

Das Schriftstellerelend.

In den letzten Tagen des Jahres 1882 erschoß ein Berliner Journalist seine Frau und dann sich selbst, weil er den Mut verloren hatte, den Kampf um das tägliche Brot fortzusetzen. Der Fall wurde der Anlaß zu mancherlei Äußerungen über die Stellung des Schriftstellers, besonders des Tagesschriftstellers in Deutschland. Während aber die meisten Zeitungen nur allgemeine, mehr oder minder resignirte Betrachtungen anstellten, forderte der „Düsseldorfer Anzeiger“ energisch zur Selbsthilfe auf und bezeichnete als einziges Rettungsmittel „die enge Verbindung aller Zeitungsverleger und Redakteure zur gemeinsamen Wahrung ihrer berechtigten Interessen zum eignen Vorteil und zum Vorteil von vielen tausend Schriftstellern, sowie von Millionen Lesern, für die das Beste als geistige Nahrung nicht zu gut ist.“ Der Verfasser dieses Artikels, Redakteur Gustav Spiethoff, hat es auch bei jener Anregung, auf welche nichts gefolgt zu sein scheint als hie und da eine halbe Zustimmung, nicht wollen bewenden lassen. Eine von ihm unter dem Titel Die Großmacht Presse und das deutsche Schriftstellerelend. Ein Wort an alle Zeitungsverleger und Literaten Deutschlands (Düsseldorf, Felix Bagel, 1883), herausgegebene (uns erst jetzt in die Hände gefallene) Schrift beschäftigt sich mit demselben Thema. Seine Vorschläge enthält das „Zur Einleitung“ überschriebene Kapitel; daran reihen sich als Belegstücke und Exkurse mehr als zwanzig Artikel, die zum Teil hier zum erstenmal gedruckt zu sein scheinen, zum größern Teile dem eignen Blatte des Verfassers oder andern entnommen sind. Erschöpfung des ganzen Stoffes lag, wie er ausdrücklich bemerkt, nicht in seiner Absicht: er wollte „zur Lösung einer brennenden Frage anreizen, und andeuten, daß auch etwas geschehen wird“; auch bittet er, die kleine Schrift, „welche neben den laufenden und bekanntlich störenden Berufsgeschäften zusammengestellt wurde, nicht auf ihren schriftstellerischen Wert zu prüfen.“ Diese Rücksicht wollen wir gern nehmen, wir wissen, wie wenig die zersplitternde und aufreibende Thätigkeit eines Zeitungsredakteurs einer Arbeit förderlich ist, die Sammlung erheischt. Dabei können wir aber nicht verschweigen, daß etwas wie ein „verbindender Text“ zwischen den Artikeln, Andeutungen, wie er selbst sich zu den Aufsätzen aus fremder Feder stellt, für die Sache nützlich gewesen sein würden, und daß dafür unsrer Meinung nach mancherlei hätte wegbleiben können. Das Kapitel über schriftstellernde Frauen z. B. enthält zwar sehr viel Wahres und Treffendes, die Charakteristik der Frau von Hillern und ihrer abgeschmackten Romane und Dramen ist ganz ergötzlich; aber eine Note unter dem Texte zeigt, daß der

Digitized by Google

Verfasser selbst gefühlt hat, in dieser Verbindung könne der Aufsatz aufgefaßt werden wie ein Hilferuf gegen

die Schneidermamsellen,
Die das Brot verkürzen uns Schneidergesellen.

Ein ungenannter Korrespondent des Verfassers (offenbar G. Freytag) hat auch etwas derartiges befürchtet, und die Klage, daß „die Presse sich gegenwärtig wie die Theaterdirektoren und Schauspieler zu sehr durch Leute bedienen lassen, die nicht zum Metier gehören," die „vielfach die Fettaugen von der Suppe schöpfen," klingt mindestens zweideutig. Aber sei dem, wie ihm wolle: der Anteil der Blaustrümpfe an der Schuld des „deutschen Schriftstellerelends" kann schwerlich so groß sein, daß die ohnehin sehr komplizirte Frage durch Herbeiziehung der „Schriftstellerinnen" noch schwieriger gemacht werden müßte. Was sollen ferner die fünfviertel Druckbogen füllenden Auseinandersetzungen über eine überflüssige Broschüre eines halbgebildeten, aber ganz erbosten Malers? — abgesehen davon, daß jemand, der den Satz niederschreiben kann: „Auch hat mich die Anmaßung von Gelehrten, die besser als unsre ersten Maler wissen wollen, ob ein Rubenssches Bild echt oder nachgemacht ist, wahrhaft in Erstaunen gesetzt," und der ganz nach Malerart Kunstforschung und Tageskritik durcheinanderwirft, in diesem Falle kein kompetenter Richter ist. In Beziehung auf die angebliche Unterdrückung der inländischen dramatischen Produktion durch die Theaterdirektoren hat der oben erwähnte Korrespondent den Verfasser schon berichtigt.

Wir haben diese Ausstellungen vorangeschickt und wollen auch noch unser Bedauern über den — Geschmack des Verlegers aussprechen (welcher, wahrscheinlich um die „schiefe Stellung" der Schriftsteller zu versinnlichen, die Titelworte der Schrift in diagonaler Richtung setzen ließ), um nun rückhaltlos anzuerkennen, daß wir es in dem Verfasser mit einem Manne von redlichstem Willen, nationaler Gesinnung und Freimut zu thun haben. Wie sehr er sich bemüht, den wahren Ursachen der herrschenden Übelstände nachzuspüren und, wo er sie erkannt zu haben glaubt, sie ohne Rücksicht ans Licht zu ziehen, auch wenn er dabei Vorurteilen seiner Standesgenossen entgegentreten muß, das zeigen gleich seine, leider nur flüchtigen, Bemerkungen über das Verhältnis zwischen Schriftstellern und Verlegern und über die bornirte Gleichgiltigkeit so vieler Mitglieder der erstern Zunft gegen die geschäftlichen Bedingungen, unter welchen ihre Erzeugnisse den Weg in die Öffentlichkeit finden. Gerade dieser Punkt hätte freilich verdient, nicht nur gestreift zu werden. Wenn Schriftsteller sich ein wenig mehr darum bekümmern wollten, was die Herstellung eines Buches kostet, welche Mittel für den Vertrieb in Bewegung gesetzt werden müssen, und wie wenige Bücher sich auch nur bezahlt machen, geschweige denn Gewinn bringen, dann würde die Einbildung, daß der Verleger sein Geld noch extra

Digitized by Google

riskire, um größere Auflagen zu machen, als kontraktlich bedungen war, daß seine Unthätigkeit den geringen Absatz verschulde u. dgl. m., nicht so häufig sein, und mancher hoffnungsvolle Jüngling würde es sich länger überlegen, bevor er den Entschluß ausführt, „von der Feder zu leben."

Über die Mitverantwortlichkeit des Publikums für den Zustand der Presse, über die Schäden einer einseitigen Entwicklung der Journalistik unter der Herrschaft der politischen Parteien, über den bald albernen, bald perfiden Mißbrauch, der mit dem Wort „offiziös" getrieben wird, über das Unrecht der Regierungen, ihre prinzipiellen Gegner in der Publizistik noch zu begünstigen, über Sensationssucht, über das Annoncenwesen u. a. m. bekommen wir sehr verständige Bemerkungen zu lesen, und man kann nur wünschen, daß die vorgetragenen Ansichten von der ganzen Gemeinde geteilt würden, dann brauchte man sich weniger den Kopf zu zerbrechen, wie dem Schriftstellerelend abzuhelfen sei.

Doch es ist Zeit, daß wir uns die Reformvorschläge des Verfassers ansehen. Er wünscht die Bildung von „fünf bis sechs Schriftstellervereinen zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen und sozialen Interessen." Diese Vereine sollen dahin wirken, daß die durch eine schrankenlose Konkurrenz zu tief gedrückten Zeitungspreise wieder auf eine angemessene Höhe gebracht und damit der Verdienst des Redakteurs und Mitarbeiters gesteigert werde, daß die deutsche Arbeit vor der Übersetzung aus fremden Sprachen den Vorzug erhalte, daß die Provision für telegraphische Korrespondenzen ermäßigt werde u. a. m.; eine Hilfskasse und ein Altersversorgungsfonds sollen der Wiederholung von Fällen, wie der eingangs erwähnte, vorbeugen.

Dagegen ist zunächst nichts einzuwenden. Allerdings muß der Verfasser am Schlusse selbst melden, daß eben jener Fall nicht so tragisch sei, wie er zuerst aufgefaßt worden: nicht der Hunger hat den unglücklichen Mann in den Tod getrieben, er hätte noch reichlich verdienen können. Und das wird jeder Kenner der Verhältnisse zugeben, daß in den allermeisten Fällen von Schriftstellerelend eignes Verschulden mit im Spiele ist, sei es auch nur, daß in den Jahren körperlicher Rüstigkeit, Arbeitskraft und guter Einnahmen nicht an andre Zeiten gedacht und Vorsorge für solche getroffen wurde. Dessenungeachtet wünschen auch wir, die Vorschläge Spielhoffs recht bald verwirklicht zu sehen. Man muß das Sparen gerade dem erleichtern, der keine Anlage dazu hat, und man muß dem Erwerbsunfähigen die Möglichkeit eröffnen, Unterstützung zu erhalten, ohne zum Bettler zu werden. Und gewiß wird eine mehr gesicherte Existenz auch zur moralischen Kräftigung des Standes beitragen. Nur erwarte man in diesem Punkte nicht zuviel. So oft auf solche Verhältnisse die Rede kommt, wird die Wiener „Konkordia" und die Anekdote zitirt, daß Graf Beust einmal mit einer Redakteursfrau getanzt habe. Wenn die Geschichte wahr ist, so beweist sie doch nichts. Ehe Graf Beust von der Popularitätssucht ergriffen war, störte es ihn durchaus nicht, daß Schriftsteller in Waldheim Wolle spinnen

Digitized by Google

mußten, und ob er nachher unter seinesgleichen ebenso hochachtungsvoll von Journalen und Journalisten gesprochen haben mag wie in seinen Tischreden, das bleibt sehr fraglich. Und irren wir nicht, so hat man gerade in Wien nötig gefunden, für eine besondre Gattung von Zeitungen einen eignen Namen zu schaffen: „Revolverpresse“ — trotz der reichen und einflußreichen „Konkordia“! Man übersieht eben mehr als einen wichtigen Umstand, wenn man Schriftstellerverbänden eine ähnliche Wirksamkeit zutraut wie den Ehrengerichten der Anwälte, der Ärzte u. s. w.

Stellen wir uns einen konkreten Fall vor, der sich sehr leicht ereignen kann, auch wenn ein solcher Verein sich von gewerbsmäßigen Erpressern und sonstigen offenkundigen Gaunern freizuhalten weiß. Jemand hat eine Thatsache erlauscht, deren Bekanntwerden der Staatsregierung in ihren Beziehungen zum Auslande Verlegenheiten schaffen und auf alle Fälle nichts nützen kann. Redakteur A. wird sich mit Begier auf die Mitteilung werfen, weil es bei ihm Prinzip ist, jede oder wenigstens diese Regierung zu ärgern und zu schädigen, ohne Rücksicht auf höhere Gebote. Redakteur B. ist nicht von solchem Parteihaß erfüllt, aber eine so pikante Neuigkeit glaubt er sich nicht entgehen lassen zu dürfen, und er beschwichtigt sein Gewissen mit dem Sophisma: Bringe ich die Geschichte nicht, andre thun es doch, und ich habe nur den Schaden davon. Ein Ehrenrat würde nicht umhin können, die unpatriotische Handlung zu verurteilen; aber mit welchem Erfolge? B. fügte sich vielleicht, A. sicherlich nicht, lieber erklärte er seinen Austritt aus dem Vereine, schlüge wohl noch Kapital aus dem „Versuche, die Presse zu demoralisiren“; und das Urteil des Publikums? „Er ist ein . . ., aber ein verfluchter Kerl, der seine Leser gut bedient!“ Welche infamirenden Anschuldigungen haben in den Jahren 1875 und 1876 manche Zeitungen einander ins Gesicht geschleudert! und doch ist alles beim alten geblieben. Nein, die Vereine allein können da nicht Wandel schaffen, das Publikum will es nicht. Und der Verfasser sieht doch ebensogut wie irgend jemand ein, daß mit einer Versorgungskasse allein den Schäden nicht abgeholfen werden könnte.

Einmal ist er allerdings sehr bescheiden in seinen Ansprüchen. Er erwähnt einen 1881 in den Grenzboten erschienenen Aufsatz über den deutschen Schriftstellerverband und meint, der Jahresbericht von 1882 lasse doch „manches Gute und Schöne“ von diesem Verbande erwarten. Und dann wird aufgezählt, daß der Vorstand emsig jeden Tag arbeite, daß durch eine Schenkung und eine Goethefeier 1542 Mark 41 Pf. eingegangen seien, daß der Verband mehrere Lorberkränze gestiftet habe, daß verschiedne schwungvolle Reden gehalten worden seien, und „ein energisches Manifest gegen den unbefugten Nachdruck publizirt werden solle.“ Wenn Spiethoff sagt, das sei „doch etwas,“ so weiß man wahrlich nicht, ob das für Ernst oder Spott gehalten sein will.

Daß dergleichen Hilfsvereine auch eine bedenkliche Seite haben, wurde schon im Jahre 1859 von Jacob Grimm in der überzeugendsten Weise dargethan.

Digitized by Google

Wir wollen seine Argumente gegen die Schillerstiftung hier nicht wiederholen; wer sich derselben nicht erinnert, möge die Rede nachlesen, das ist unter allen Umständen eine nützliche Beschäftigung.

Die Vereine und Verbände allein können nicht helfen, das Publikum will nicht helfen — so bleibt uns nur der Staat übrig. Wenn die Presse Ansprüche erhebt, so beruft sie sich auf ihr öffentliches Amt, wenn Ansprüche an sie gemacht werden, erklärt sie sich bescheiden als Gewerbe. Beides ist richtig, und auf beiden Punkten muß der Hebel angesetzt werden. Wer ein Amt bekleiden will, muß seine Fähigkeiten und Kenntnisse nachweisen und darf nicht industrielle Geschäfte betreiben, welche Einfluß auf die Verwaltung seines Amtes haben können. Den ersten dieser beiden Punkte berührt der Verfasser nicht oder doch nicht direkt, das Inseratenunwesen bespricht er mehrfach. Der Verfasser dieser Zeilen hat vor fünf bis sechs Jahren durch eine Besprechung dieser, auch brennenden, Frage (in den „Preußischen Jahrbüchern") einen kleinen Sturm heraufbeschworen. Von allen Seiten wurden seine Vorschläge für gänzlich unausführbar erklärt, ohne Ankündigungen könnten die Zeitungen, wie sie sich nun einmal entwickelt haben, nicht bestehen. Das ist richtig, wir wünschen auch garnicht, daß sie „so" fortbestehen. Eine 1879 von Robert Schmölder herausgegebene Schrift spricht sich für einen Mittelweg aus: Inserate geschäftlicher Natur sollen ausschließlich den amtlichen Anzeigeblättern zugewiesen werden. Spiethoff seinerseits erkennt den Schaden an, welchen „Frivolität und Schamlosigkeit im Bunde mit schmutziger Geldsucht" auf diesem Felde anrichten, würdigt aber nicht, wie oft und in wie wichtigen Fragen der Inserent die Haltung eines Blattes beeinflussen kann. Redaktionen, welche am geräuschvollsten auf ihre Unabhängigkeit pochen, unterwerfen sich manchmal ohne Widerstand der Zensur oder Korrektur eines ständigen Mitarbeiters — der letzten Seite. Vor allem haben die geschäftlichen Anzeigen garnichts mit einer politischen Zeitung zu schaffen. Aber bei der jetzigen Gewöhnung der Leser wären selbständige und nur selbständig vertriebene Intelligenzblätter kein genügender Ersatz, weder für die Ankündigenden, noch für deren Publikum. Deshalb halten wir unsern Gedanken aufrecht, daß die amtlichen Anzeigeblätter gar keinen redaktionellen Text enthalten dürfen, hingegen jeder Zeitung ohne Unterschied der Farbe beigelegt werden können. Eine wie viel größere Verbreitung erhielte dadurch die Ankündigung, um wie viel wohlfeiler käme sie — absolut und vollends relativ! — zu stehen, und welche Einnahme könnte in die Staatskasse fließen, die sich niemand fühlbar machte! Ja so, den Zeitungsunternehmungen. Aber Spiethoff kommt nach allen Einwendungen doch zu dem Schlusse, daß die Verstaatlichung des Inseratenwesens, die nicht ohne Entschädigung einzuführen wäre, immer noch der schrankenlosen Konkurrenz der Privatspekulation vorzuziehen sei. Man sieht, die Sache wird heute schon etwas kühler aufgefaßt.

Digitized by Google

Wenn nicht mehr jeder „unter die Journaliſten gehen“ kann, welcher ehemals „unter die Komödianten“ oder in eine Fremdenlegion gegangen wäre, oder welcher das Zeug hat, als Börſengalopin „Karriere“ zu machen: wenn nicht mehr der politiſche und literariſche Inhalt einer Zeitung ſozuſagen das Schaufenſter ſein kann, hinter welchem das — reinliche oder ſchmutzige — Inſeratengeſchäft betrieben wird; wenn einmal die Erkenntnis ſich allgemeiner Bahn gebrochen hat, daß eine gemeinſchädliche Thätigkeit nicht deshalb geduldet werden muß, weil ſie ſich der Buchdruckerkunſt bedient, und wenn man ſich auch nicht mehr ſcheut, ſolcher Erkenntnis überall Ausdruck zu geben; wenn dann die korporativ geeinigten Zeitungseigentümer und Redakteure einerſeits und die Behörden anderſeits ſich in dem Bemühen, den Stand ehrenhaft und angeſehen zu erhalten, gegenſeitig unterſtützen: dann wird die ungeheure Überproduktion und in deren Gefolge die gemeine, kein Mittel verſchmähende Konkurrenz aufhören, das Schriftſtellerproletariat geringer werden, und es wird keiner großen Anſtrengungen bedürfen, um wirklich vorhandenes Elend zu beſeitigen oder zu lindern.

Der Umſchwung in Spanien.

Der Umſchwung der Dinge, durch welchen in Spanien die Konſervativen wieder ans Ruder gekommen ſind, hat das Land — wir wollen hoffen, für lange Zeit — vor zwei Übeln bewahrt, vor dem Rückfall in demokratiſch-republikaniſche Zuſtände und vor der Abhängigkeit von Frankreich, dem republikaniſchen Nachbarſtaate. Man war auf dem beſten Wege zu dieſen beiden Übeln, als der König Alfonſo die Gefahr erkannte und auf den Staatsmann zurückgriff, welcher bei der Reſtauration des Jahres 1875 die Rolle eines Monk in Zivil geſpielt hatte. Der Miniſterpräſident Canovas iſt ein kluger, erfahrener und ſehr energiſcher Politiker, welcher in den erſten Regierungsjahren des jungen Monarchen das ſpaniſche Staatsſchiff mit vielem Geſchick durch die hochgehenden Wellen des Parteitreibens ſteuerte. Er hat etwas Herbes und Rauhes in ſeinem Weſen, das ſich mit der Hofluft nicht wohl verträgt, iſt aber ein Charakter ohne Ehrgeiz und Eigennutz — in Spanien eine Seltenheit —, und ſo bewahrte ihm der König ſein Vertrauen auch dann noch, als er ihn vor dem Andrange der liberalen Elemente entlaſſen mußte. Vermutlich werden dieſe im Hinblick auf das frühere feſte Auftreten des jetzigen Premiers ſichs

Digitized by Google

zweimal überlegen, ehe sie versuchen, durch Aufstände das Heft wieder in die Hand zu bekommen, und wagen sie einen Aufstand, so ist vielleicht kein spanischer Politiker geeigneter dazu, ihn zu vereiteln, als Canovas. Auch die übrigen Mitglieder des neuen Kabinets flößen Vertrauen ein, und es ist einheitlicher zusammengesetzt als das frühere. Der Kriegsminister Quesada ist ein strammer Soldat, der Marineminister Polo ein tüchtiger Seemann, der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, Elduayen, der schon unter dem König Amadeo mit einem Portefeuille betraut und zuletzt Gouverneur von Madrid war, erfreut sich gleichfalls eines guten Namens in seinem Fache, und dasselbe gilt von seinen Kollegen Cosgayon (Finanzen), Silvela (Justiz), Valdosera (Kolonien) und Pidal (Unterricht und öffentliche Arbeiten). Alle diese Herren sind streng monarchisch gesinnt. Robledo, der Minister des Innern, hat sich zwar 1868 am Sturze der Königin Isabella beteiligt, gehört aber, seitdem er sich von der Partei Sagastas losgesagt hat, zu den eifrigsten Anhängern Don Alfonsos.

Auf den ersten Blick sieht es aus, als ob dieses Zurückgreifen auf die Konservativen etwas von der Natur einer Reaktion an sich hätte. Englische Blätter haben es einen gelinden Staatsstreich nach Art dessen genannt, was 1835 bei der Entlassung der Whigs durch König William stattfand. Wir finden in diesen Vorgängen mehr Ähnlichkeit mit der Berufung Bismarcks zur obersten Leitung der Staatsgeschäfte, als die Ministerien der „neuen Ära“ sich unfähig gezeigt hatten, den gefährlichen Forderungen der Liberalen mit Erfolg entgegenzutreten und die reformatorischen Ideen des Königs zu verwirklichen. Der Vergleich mit dem Verfahren König Williams trifft weniger zu. Damals geboten zwar die englischen Liberalen wie jetzt die spanischen in der Gesetzgebung über eine Mehrheit, welche Zeichen des Zerfalls kundgab. Aber das Verfahren des englischen Souveräns war ein vorzeitiges; denn der Umschwung zu den Tories fand erst 1841, also sechs Jahre später, statt. Auch ist Spanien nicht wohl mit England zu vergleichen, und der Herrscher des ersteren hat viele gute Gründe, der Linken zu mißtrauen, auch wenn die verschiednen, sich aneinander reibenden Bruchteile derselben sich für die Dauer vereinigen könnten, und zwar nicht so sehr, weil einige sich Republikaner nennen, als weil viele sich demokratischer Anschauungen und Forderungen als Deckmantels zur Verhüllung eines Parteigeistes bedienen, der stets bereit ist, sich zu illoyalem Handeln zu entwickeln. Die englischen Liberalen von 1835 dachten der Krone gegenüber ganz ebenso loyal wie ihre konservativen Gegner; von den spanischen Fortschrittlern unsrer Tage läßt sich nicht das gleiche behaupten. Selbst die sogenannte dynastische Linke würde, obwohl sie der Monarchie mit den Lippen zu huldigen gewöhnt ist, den König sehr bald in eine Null verwandelt haben, wenn sie am Ruder geblieben wäre. Dieses Element politischer Unzuverlässigkeit ist kein Wunder, ist vielmehr sehr erklärlich und begreiflich in einem Lande, wo seit der Thronbesteigung Isabellas der Zweiten das staatliche Leben fast nichts als ein

Digitized by Google

Wechsel zwischen kurzlebigen Erfolgen von Palastintriguen und Militäremeuten mit politischer Färbung und selbstsüchtigen Tendenzen der Führer gewesen ist. Jeder spanische General ist von persönlichem Ehrgeiz erfüllt und strebt darnach, dadurch, daß er sich für einige Zeit zum Agenten oder zum Herrn seines Souveräns macht, Vorteile zu erringen. Prim, dessen Befähigung und Thatkraft unbestritten war, machte durch Importirung eines Königs aus dem Hause Savoyen die Republik zur Möglichkeit in Spanien. Wo aber der Grund und Boden auf solche Weise unterwühlt ist, wo tolle politische Träume und unehrliche Selbstsucht als Haupttriebfedern in der staatlichen Maschinerie wirken, darf es nicht Erstaunen erwecken, daß Alfonso der Zwölfte sich endlich zu dem Entschlusse bewogen fand, seine Geschicke und dasjenige seiner Dynastie den Freunden seiner Jugend, der konservativen Partei, anzuvertrauen, deren Interessen eng mit den seinigen verknüpft sind.

Hierbei ist wohl zu beachten, daß die Konservativen Spaniens nur geringe Ähnlichkeit mit denen Frankreichs haben. Diesseits der Pyrenäen besteht die Hauptmasse der konservativen Partei aus Royalisten und Bonapartisten, sowie aus Klerikalen, die sich der einen oder der andern dynastischen Fraktion angeschlossen haben. Spanien dagegen hat das Glück gehabt, seit einem halben Jahrhundert, d. h. seit der Thronbesteigung der Königin Christine, seine politischen Freiheiten unter dem Schutze eines legitimen und eingeborenen Königsgeschlechtes sich entwickeln zu sehen. In Frankreich wurde der Liberalismus seit 1830 ebenfalls von einem Könige aus dem Hause Bourbon gefördert, aber Ludwig Philipp vertrat eine jüngere und weniger direkte Linie desselben, die nach der Vertreibung des legitimen, aber unbeliebten Königs durch Wahl auf den Thron gelangt war. Damals machten es die Franzosen wie die Engländer nach dem Tode der Königin Anna. Sie suchten am Stammbaume der Königsfamilie nach einem Seitenerben, wogegen in Spanien Isabella die Zweite (für welche eine Zeit lang deren Mutter, Christine, als Regentin eintrat) direkt die ältere Linie des Königshauses repräsentirte, und der einzige Einwurf gegen ihre Thronbesteigung bestand in der Behauptung, daß die Bourbonen das salische Gesetz mitgebracht hätten, nach welchem eine Frau nicht regieren dürfe. Die Mehrzahl der Spanier verwarf diesen Verstoß gegen die Geschichte des Landes; denn Isabella die Katholische gehört zu den Gestalten derselben, auf welche es am stolzesten ist. Überdies verband sich mit Don Karlos in der Vorstellung jener Mehrzahl das Bild eines bigotten und despotischen Fürsten, und während der langjährigen Unmündigkeit der jungen Königin hatte der Konstitutionalismus Zeit, Wurzel im Lande zu schlagen. So steht der Konservatismus in Spanien einerseits den Karlisten und andrerseits den Parteien gegenüber, welche die Krone aller Rechte zu berauben bemüht sind.

Ferner kommt in Betracht, daß ein konservatives Ministerium in Madrid keineswegs die Bedeutung einer unbeschränkten Herrschaft der Konservativen in

Digitized by Google

ganz Spanien hat. Ein solcher Wechsel in der Verwaltung würde in Frankreich das Land einer allgemeinen Reaktion unterwerfen, in dem lateinischen Schwesterstaate aber verhält es sich wesentlich anders. Hier begegnen wir von alten Zeiten her einer weitverbreiteten und stark ausgebildeten Selbstregierung der verschiedenen Landesteile. Die Lokalparlamente — Diputaciones Provinciales — haben beinahe so viel Rechte und Vollmachten wie die Landtage in den Einzelstaaten des deutschen Reiches. Sie besteuern sich selbst, bewahren lokale Einrichtungen und Gewohnheiten, verwalten ihre Polizei selbst und sind überhaupt in großem Maße unabhängig von der Zentralverwaltung. Unter ihnen erfreuen sich endlich die Gemeinden, welche die Lokalparlamente wählen, einer ausgedehnten munizipalen Gewalt und Berechtigung, die in manchen Beziehungen sogar weiter geht als die der englischen städtischen Korporationen. So unterscheidet sich Spanien ganz erheblich von Frankreich, wo alle politische Gewalt sich in Paris konzentrirt. Spanien gleicht hierin mehr Italien, nur daß hier der Patriotismus die altherkömmlichen Eigentümlichkeiten zu verwischen strebt, während dort der Provinzialgeist mit Erfolg bemüht ist, sie zu erhalten. Die Spanier sind stolz auf ihre Provinzen, auf ihre lokalen Statuten und Gesetze, Sitten und Bräuche, sogar auf ihre verschiedenen Dialekte, und das ist in manchen Beziehungen von Vorteil, aber es hat auch seine Nachteile, vor allen den, daß es das Entstehen einer nationalen Politik hindert. Es ist für Fernstehende oft erstaunlich, zu sehen, wie ein stolzes und edles Volk sich ohne Widerstand dem zufälligen Emporkommen eines Günstlings des Hofes oder eines Diktators aus der Kaserne unterwirft. Die Sache erklärt sich aber ziemlich leicht, wenn man weiß, daß die Vorgänge in Madrid die Freiheiten und den Wohlstand der Provinzen nicht sehr beeinflussen. Die letzteren setzen dabei gelassen ihren Weg fort und widmen dem König und den Cortes nur vorübergehend Beachtung. Dieses kräftige lokale Leben und diese Schwäche des Zentrums erklärt es zum Teile, wenn Spanien während der letzten hundert Jahre die bedeutsame Stelle, die es in der europäischen Politik früher einnahm, eingebüßt hat. Nachdem es sein amerikanisches Kolonialreich bis auf Cuba verloren, besaßen seine Herrscher nicht mehr die zur Führung großer Kriege erforderlichen Mittel, und die Lokalparlamente verhinderten mit ihren Befugnissen eine Erhöhung der Steuern, welche diesen Ausfall in den Finanzen ersetzt hätte. In der That, Madrid ist in wichtigen Beziehungen nicht so sehr die Hauptstadt eines Staates als die Zentralstadt einer Anzahl von Provinzen, die so eng miteinander verbunden sind, daß der Fremde nicht bemerkt, wie wesentlich sie sich von einander unterscheiden. Die Geschichte aber zeigt uns, daß Föderalstaaten stärker in der Verteidigung als im Angriffe sind, und daß sie deshalb keinen aggressiven Charakter tragen. Die Vereinigten Staaten und die schweizerische Eidgenossenschaft haben praktisch genommen so gut wie gar keine auswärtige Politik, Österreich-Ungarn, eine Föderation unter einem Kaiser,

Digitized by Google

ist ein inoffensiver Staat, und das deutsche Reich ist bei seiner Zusammensetzung ebenfalls eine friedliche Schöpfung.

Eine Ursache des Mißtrauens, welches der König gegen die Liberalen hegte, die jetzt vom Ruder getreten sind, lag darin, daß sie den Versuch beabsichtigten, die Verfassung abzuändern und sich jenem allgemeinen Stimmrechte zu nähern, das in Spanien bereits so viel Unheil angerichtet hat. Kein Land in Europa ist Frankreich darin gefolgt, daß es bei den Wahlen seiner Vertreter jedermann mitstimmen ließ, als Deutschland, und hier ist die Gabe dadurch neutralisirt, daß der Reichstag nicht das Recht besitzt, durch seine Mehrheit Minister zu machen und zu stürzen. In Spanien und Italien ist jetzt jedoch das Stimmrecht an die Zahlung direkter Steuern in gewisser Höhe geknüpft. Ferner ist der spanische Senat mit dem Kongreß gleichberechtigt und wird teilweise von den Steuerzahlern der obersten Klassen gewählt. Der konservative Charakter dieser Verfassung scheint dem Volke zuzusagen, und die Agitation gegen dieselbe ging offenbar aus dem Wunsche hervor, zu den Fleischtöpfen der oberen amtlichen Stellungen zu gelangen. Der König ist von seiner Thronbesteigung an stets streng nach den Regeln parlamentarischer Regierung verfahren: er hat allen Parteien nach einander reichlich Gelegenheit gegeben, es mit dem Regieren zu versuchen. Er wird jetzt des Erfolges sicher sein, da er sich durch Solderhöhung bei den Gemeinen und Beförderungen bei den Offizieren die Armee gewonnen hat. Seit fünfzig Jahren waren alle Revolutionen in Spanien prätorianischer Natur, und so lange die Truppen treu bleiben, ist die Linke machtlos. Jedes Ministerium war anfangs imstande, sich in den Cortes eine Mehrheit zu schaffen, aber nach einer Weile löste dieselbe sich auf und zerfloß. So auch jetzt, und Canovas hat den Vorteil, daß seine Gegner schon uneinig waren, als sie noch die Gewalt hatten. Der Ministerpräsident wollte Auflösung der Cortes, der Minister des Innern war dagegen, und schließlich riet letzterer dem Könige zur Berufung der Konservativen.

Den Pariser Republikanern ist diese Wendung der Dinge natürlich sehr verdrießlich. Sie hatten sich bemüht, Spanien wieder zur Republik zu machen und es so an die Seite Frankreichs zu bringen. Das Erstarken des Königtums ging Hand in Hand mit einer Steigerung und Vertiefung des Nationalgefühls der Spanier, und da dieses sie von den Nachbarn jenseits der Pyrenäen trennte, mußte jenes unterwühlt und schließlich niedergeworfen und beseitigt werden. Als Zorilla und Salmeron sich an die Franzosen um Unterstützung einer dazu bestimmten Revolution wandten, wurde ihnen dieselbe bereitwillig gewährt. Als aber daraufhin die Militärputsche in Badajoz und Seo de Urgel ausbrachen, zeigte es sich sofort, daß die Anschürer und obersten Führer der Emeute sich verrechnet hatten, und daß die Regierung des Königs Alfonso fester im Lande und Volke wurzelte, als sie vermutet hatten. Später hoffte man in Paris seine Absichten in Betreff Spaniens auf parlamentarischem Wege zu erreichen.

Digitized by Google

An die Stelle Sagastas war Posada Herrera von der dynastischen Linken getreten, dessen Programm die Wiederherstellung der Republik im Keime enthielt, weshalb sein Ministerium sich des Wohlwollens Castelars erfreute, der von der Einführung des allgemeinen Stimmrechts nicht ohne guten Grund die Wiederaufrichtung der Republik hoffte. Aber die von Sagasta geführten Konstitutionellen leisteten Widerstand und verharrten dabei, und ihr Adreßentwurf fand Annahme. Posada Herrera beantragte beim Könige vergebens Auflösung der Cortes, und so traten er und seine Kollegen von der dynastischen Linken zurück, um einem konservativen Kabinette Raum zu machen. Frankreich hatte zum zweiten male die Partie verloren, und der Einfluß der ihm günstig gesinnten Partei war für die nächste Zeit gebrochen.

Es geht den französischen Politikern von der republikanischen Farbe hier wie in Italien. Auf beiden lateinischen Halbinseln herrscht gegenwärtig eine konservative Tendenz, die nicht ohne Zusammenhang mit der Unbeliebtheit ist, welche sich das republikanische Frankreich dort zugezogen hat. Dasselbe beleidigte Italien in Tunis, Spanien in der Person seines Königs, und so dürfen sich die Pariser nicht verwundern und beklagen, wenn ihr Typus des Liberalismus in beiden Ländern zu etwas Unwillkommenem geworden ist.

Erklärung.

Die Redaktion der Grenzboten erklärt hiermit, daß sie bei Abdruck des Artikels in Nr. 34 der Grenzboten vom 16. August 1883 über Rietschels Lutherkopf nicht gewußt hat, daß die Person des Herrn Rechtsanwalt Dr. Baehr in Dresden in Mitleidenschaft kommen könne, daß sie also diesen nicht hat beleidigen, noch in irgend etwas seinen guten Glauben hat anzweifeln wollen.

Wäre der Redaktion die Sachlage bekannt gewesen, so würde sie Anstand genommen haben, den Artikel in der Form, wie es geschehen ist, abzudrucken.

Digitized by Google

Auf der Leiter des Glücks.

Novelle von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Die Antwort der Frau von Mockritz war eine mehr witzig heitere als präzis zustimmende und behielt der Schreiberin bis zur Beendigung der Kur das weitere vor.

Hiergegen ließ sich wenig einwenden.

Der Arzt wird ihr jede Aufregung mit Recht verboten haben, begütigte Frau Anna das Stirnrunzeln ihres Gatten.

Ich liebe keine halboffnen Thüren, murrte Kaspar Benedikt.

Hermine entschuldigte ihre Mutter, war indessen in nicht geringer Unruhe, denn sie sah voraus, Frau von Mockritz werde, mit dem Antrage Bertholds in der Hand, in dem Kreise ihrer vornehmern Bekanntschaften Umschau halten nach einer quasi glänzenderen Versorgung ihrer Tochter, und gerade in diesem Kreise konnte dabei das Abenteuer mit dem Prinzen — denn wo waren Liebende je gegen Lauscher ganz gesichert — an die große Glocke kommen.

Einigermaßen verstimmt war auch Berthold, obschon nicht aus demselben Grunde wie Papa Hartig. Er machte zwar im Laufe der nächsten Wochen fleißig von der Erlaubnis Gebrauch, seine Braut, wenn auch nur auf dem verschwiegenen Moorwiesenwege, alle Vormittage besuchen zu dürfen, und Mutter Anna schwelgte in Vorfreuden künftigen Glückes. Aber er kam nie leichten Herzens heim.

Das deutsche Mädchen ist oft besungen worden. Was schon Tacitus den Weibern Germaniens an Tugenden nachrühmte, das haben Deutschlands bessere Dichter immer wieder als das vor allem dem deutschen Mädchen Eigene gefeiert, und der in die Fremde gewanderte Jüngling verwebt unwillkürlich das Bild einer so gearteten Landsmännin in seine Sehnsucht nach den deutschen Bergen, Wäldern, Seen und Flüssen. Auch Berthold hatte es gethan, und wenn er sich seinen Pflegeeltern als

Digitized by Google

einen Wandersmann geschildert hatte, dem in jedem neuen Städtchen eine neue Liebe angeflogen sei, so war er ungerecht gegen sich selbst gewesen. Auf dem Grunde seiner Seele wohnte jenes Urbild eines echt deutschen Mädchens, und alle Schönheiten andrer Nationen waren in Wirklichkeit nur auf Augenblicke imstande gewesen, ihm den Kopf zu verrücken.

Jetzt hatte sichs gefügt, daß jenes schlichte, unscheinbare Wesen, mit dem er auf der Moorwiese so burschikos umgesprungen war, ihm allemal, wenn er die Villa Mockritz betrat, die Thüre öffnen mußte. Sie ließ ihn mit einer schweigenden Verneigung ins Haus, führte ihn über den Korridor nach der Thüre des Zimmers, wo Hermione bald darauf zu erscheinen pflegte, und zog sich lautlos zurück.

Nie geschah es, ohne daß er eine Weile wie verwirrt in dem Zimmer stehen blieb, so eigentümlich war ihm zu Mute. Wie sie aussehen mochte, wenn nicht durch ihren schmucklosen Anzug entstellt war, hatte er sich anfangs zum öftern gefragt, und es fehlte auch nicht ganz an Wahrnehmungen, die ihr, selbst neben ihrer Herrin, das Recht zu geben schienen, einem verwöhnten Auge in hohem Grade wohlzuthun. Aber je länger, je weniger beschäftigte ihn bloß das Äußere des eigentümlichen Wesens. Warum sie nicht gleich andern beherzt auf die Sonnenseite des Lebens trat, was ihre Wimpern senkte, ihren Sprechton dämpfte, ihre innern Regungen unter dichten Schleiern barg, darüber grübelte er, zumeist wider Willen und ohne sich von irgend einer der Erklärungen, die er fand, befriedigen zu lassen; sogar die nächstliegende Erklärung, daß ihre nonnenhafte Haltung der Ausfluß pietistischer Erziehung sei, wollte ihm nicht als die richtige erscheinen.

Mit solchen Gedanken verbrachte er manche der in dem Vorzimmer verstreichenden Viertelstunden.

Kam Fräulein von Mockritz dann herein, bezaubernd in ihrer Lebendigkeit, mit den reizenden Wangengrübchen, mit dem entzückenden Augenaufschlag, immer sprühend von ergötzlichen Einfällen, voll Geistes- und Körperelastizität, sorglos wie ein Kind, leichtblütig, leichtsinnig, leichtlebig, leichtumgänglich wie eine Französin, mit stolzen Allüren wie eine Spanierin, melodisch wie eine Italienerin, belesen wie eine Britin, schlangenähnlich wie eine Squaw, da berauschte ihn wieder diese kaleidoskopartige Fülle von verschiedenartigen Eindrücken, die sie zur rechten Zeit auch zu mäßigen wußte, und er hatte ein Gefühl wie in seiner Kindheit an manchem Weihnachtsabend, wo der für ihn allein mit Geschenken überreich gedeckte Tisch samt den vielen Lichtern an dem für ihn allein geputzten Tannenbaum ihm Angst und Freude in demselben Augenblick bereiteten.

Wie sie gekommen, verschwand sie wieder, die holde Fee Hermione, und der von jener sinnlichen und geistigen Narkose Umnebelte fand dann draußen auf dem Gange abermals die durch das Klingeln ihrer Herrin benachrichtigte Dienerin bei der Thüre stehen, um ihn mit stummem Verneigen ins Freie zu entlassen. Er wünschte ihr verlegenen Tones — warum verlegen? er wußte es

Digitized by Google

selbst nicht — einen guten Tag, sie wünschte ihm höflich einen guten Weg. Und heim schritt er, den Kopf voll einander widersprechenden Gedanken.

Weder das alte Ehepaar, noch Hermione, noch auch Frau von Mockritz hatten eine Ahnung von den sympathischen Fäden, die hier hinüber und herüber zu streben begannen, und Berthold selbst, dessen Dankbarkeit für seine Pflegeeltern eine unbegrenzte war, gestattete sich nicht, der Möglichkeit nachzusinnen, die in Stunden des Alleinseins vor seiner Einbildungskraft auftauchten, und er bemühte sich redlich, ganz so glücklich zu sein, wie vor allem Frau Anna ihn glaubte.

Doch man soll nie über dem Goldfasan auf dem Zweige die Taube, die man schon in der Hand hält, entschlüpfen lassen. Frau von Mockritz hatte aus dem Zufall ihrer Abwesenheit zuviel Vorteil ziehen wollen, und darüber trat, wenn auch ohne ihre Schuld, eine Wendung ein, die von verhängnisvollen Folgen begleitet war.

Da die Villa Mockritz ziemlich abseits vom Wege lag und sich nach der Seite der Moorwiese nur des Schutzes einer lebendigen Hecke als Einzäunung erfreute, so hatten zwei große Leonberger Hunde nachts für die Sicherheit des Besitztums einzustehen. Der alte Gärtner der Frau von Mockritz behauptete zwar, solange er im Hause sei, werde sich kein Dieb an die Villa heranwagen, und als ehemals tüchtiger Schütze genoß er vor Zeiten in der That des Rufes, daß man ihm nicht ins Gehege kommen dürfe. Aber darüber war er allmählich gichtisch und harthörig geworden, und so mochten die Hunde denn freilich nicht überflüssig sein. Görge, ein nichtsnutziger Enkel des Alten, hatte als Hundejunge das weitere zu besorgen, d. h. er ließ sie nach Sonnenuntergang von der Kette los, legte sie morgens wieder fest, fütterte sie, zerrte sie, übertrug seine widerbelfrigen Gewöhnungen auf die beiden von ihm abhängigen Kreaturen, benutzte auch jeden Zornesausbruch, bei dem sich Schaum am Munde der Bestien zeigte, um Frau und Fräulein von Mockritz mit Tollwutsymptomen zu ängstigen, dokterte dann aber mit allerhand Schwefelmixturen solange an den Patienten herum, bis sie wieder für hergestellt galten und er für seine Kunst Lob und klingenden Dank erntete.

Eines Abends nun, oder eigentlich war es kurz vor Mitternacht, schaute Berthold, wie schon oft, von seinem innern Zwiespalte gemartert, nach dem fernen, jenseits der Moorwiese gelegenen Landhause hinüber. In demselben Augenblicke sah er die zugezogenen weißen Fenstervorhänge eines hochgelegenen Gemachs sich von dem roten Widerscheine eines gierig drinnen aufflackernden Feuers färben, dem unzweifelhaften Zeichen, wie er glaubte, eines plötzlich ausgebrochenen Zimmerbrandes. Unter dem Eindrucke der Nacht und der Erregung malte seine Phantasie ihm ein Glutmeer vor, das, von niemand in der schlafenden Villa Mockritz bemerkt, die Bewohner derselben im Traume überraschen und hilflosem Untergange preisgeben werde. Gewohnt, seine Kräfte rasch einzusetzen, eilte er

Digitized by Google

daher, ohne die Eltern zu wecken, ins Freie, tappte im Finstern über die heute endlos lange und fast nirgends gangbare Moorwiese, gelangte atemlos an die wohlbekannte lebendige Hecke, überkletterte hastig die verschlossene Gartenpforte und rannte nun klopfenden Herzens den Kiespfad hinan, der zu dem bedrohten Hause führte.

Doch ehe er dasselbe erreichte, fielen ihn die beiden Leonberger mit jenem wütenden Heulen an, das selbst, wenn sie an der Kette lagen, kein Mensch ohne Grausen hörte, und gleichzeitig spürte er in Wange und Schulter den scharfen Biß ihrer Zähne. Er war nicht ohne Waffe. Seinen alten Prairiebegleiter, einen lederumflochtenen Totschläger, hatte er gewohnheitsmäßig zur Hand, und ein glücklich treffender Schlag desselben streckte das eine der argen Untiere regungslos in den Sand. Das andre biß sich aber mit doppelter Wut in den die Waffe führenden Arm Bertholds fest, und ohne die Dazwischenkunft Görges und Lores würde der nun Verteidigungslose und endlich gar auch zu Fall Gekommene wohl kaum am Leben geblieben sein. Nachdem Görge sich des unbändigen Tieres mit Mühe bemächtigt hatte, schafften Lore und der alte Gärtner den anscheinend völlig Bewußtlosen ins Haus.

Hermione erschien in demselben Augenblicke oben auf der Treppe, die zu ihrem Zimmer führte. Sie war im Nachtgewande. Um Gotteswillen, was giebt es? rief sie entsetzt hinab.

Es soll oben brennen, gnädiges Fräulein! gab Lore Bescheid; um den seiner Sinne halb Beraubten bemüht, hatte sie nur diese eine aus dem Wirrwarr seiner Äußerungen verstanden.

Thorheit! rief Hermione hinab. Sie hatte in der That nur allerlei Briefchen, die schon längst besser aus der Welt geschafft worden wären, heute endlich im Kamin verbrannt. Aber, was sehe ich — Berthold, Sie sind es? Ihre Stimme versagte, es ward ihr grün und blau vor den Augen. Ehe sie irgend etwas verfügen konnte, schwanden ihr die Sinne, und jetzt war auch Beistand für sie erforderlich. Eine der Mägde lief treppauf und schaffte die Ohnmächtige auf ihr Zimmer.

Ich habe es immer gesagt, brummte der alte Gärtner, die Racker werden noch einmal Schaden anrichten. Ganze Tage lang bei der größten Hitze ohne Wasser, und dabei immer geneckt und gezerrt, kein Mensch hielte das aus, ohne toll zu werden.

Lore erblaßte.

Wo ist ein Messer? rief sie. Im nächsten Augenblicke hatte sie den rechten Rockärmel des Besinnungslosen aufgeschnitten und streifte jetzt auch seinen blutüberströmten rechten Hemdärmel in die Höhe.

Ein Schauder schüttelte sie, aber sie überwand ihn und bedeutete dem verblüfft dastehenden Görge, er möge herantreten und die Wunde aussaugen.

Das paßte dem Nichtsnutz jedoch keineswegs, und auch der alte Gärtner

Digitized by Google

hatte ſo viele Ausreden, daß die als vormalige Krankenpflegerin an alle möglichen Hilfsleiſtungen gewöhnte Lore ſich endlich ſelbſt dem unaufſchiebbaren Geſchäfte unterzog.

Als dies Notwendigſte geſchehen war, eilte ſie auf ihr Zimmer, holte aus ihrer Hausapotheke Karbolſäure zum Auswaſchen der Wunden und blieb, nachdem auch das verrichtet war, neben dem Kanapee des langſam zum Bewußtſein Zurückkehrenden ſchweigend ſtehen, bis die inzwiſchen unter den Händen des Stubenmädchens von ihrer Ohnmacht geneſene Braut des Patienten ſie ablöſte.

Hermione war leicht gewandet, aber nicht mehr im Nachtkleide, ihr halb gelöſtes Haar ringelte ſich um Schulter und Nacken. Laſſen Sie uns allein, bat ſie die Pflegerin. Und Lore zog ſich zurück.

Hermione kniete neben dem regungslos Daliegenden. Sie hatte etwas wie einen Weinkrampf gehabt. Noch jetzt fehlten ihr die Worte; es grauſte ſie, nicht aus Kälte des Herzens, ſondern aus unüberwindlicher Scheu vor Gebiſſenen: Lore fortzuſchicken, hatte ihr eine große Überwindung gekoſtet.

Wie iſt dir? ſtotterte ſie, ohne daß ſie ihn anzuſehen wagte. Die entſetzlichen Untiere! Morgen laſſe ich ſie erſchießen. Wie lange habe ich der Mama ſchon prophezeit, es werde noch ein Unglück geben! Wie iſt dir, Lieber?

Berthold blickte ſtarren Auges vor ſich hin.

Verzeih mir nur, daß ich ſo haſenherzig in Ohnmacht fiel, begann ſie von neuem, ich bin nicht ſchwach von Kräften, in der Penſion hat ſich alles vor mir in Acht nehmen müſſen. Aber wurde einer Kollegin nur ein Zahn ausgezogen, da lag ich bei dem erſten Ruck ſicher ſchon in Ohnmacht. Wie iſt dir, Lieber?

Ihr Mitleid beſiegte doch ihre Scheu. Sie beugte ſich über ihn und küßte ſeine Stirn.

Küſſe auch du mich, ſagte ſie; wie iſt dir?

Beſſer, gab er zur Antwort.

Wirſt du morgen noch nach einem Doktor ſchicken müſſen? Ich meine nur, weil er fragen wird: mit welchem Cerberus banden Sie denn an? Das könnte ſchönes Gerede geben.

Ich werde die zottigen Wächter der Villa Mockritz nicht erwähnen. Er erhob ſich langſam von dem Kanapee.

Du giebſt mir die Hand darauf?

Hier iſt ſie. Gute Nacht.

Schon gute Nacht? Wirſt du den Heimweg ſchon jetzt wagen können? Sie vermißte etwas in ſeinen Worten.

Der Mond iſt aufgegangen. Befürchte nichts. Er machte ſich aus ihrer Umarmung los.

Du zürneſt mir?

Digitized by Google

Ich zürne dir nicht, ich bin etwas müde.

Doch! Du verzeihst mir nicht, daß ich durch mein dummes Briefeverbrennen all dies Unheil heraufbeschwor.

Wie hätte das kommen sollen? Mich selbst trifft ja alle Schuld.

Berthold! Du liebst mich nicht mehr!

Ich verstehe nicht, was du redest.

So ging er. Erst spät kam sie heute zur Ruhe.

Der Arme! sagte sie. Es überlief sie doch eiskalt. Ich hätte ihn nicht küssen sollen. Und diese Lore saugt ihm die Wunden aus! Und wäre es meine Mutter gewesen, ich hätte es nicht vermocht! Diese Mädchen aus den niedern Ständen haben Nerven wie Schiffstaue! Aber es war brav von ihr, mags nun helfen oder nicht. Ich werde ihr morgen ein abgelegtes Kleid schenken oder was andres, denn sie nimmt ja keine Kleider von mir; mein fleur de thé liegt ja noch, wo ichs für sie hinlegte. Einerlei! Sie erwies mir wirklich einen großen Dienst. Himmel, wenn wir bei Nacht und Nebel hätten zum Doktor schicken müssen! Das Gerede morgen in der ganzen Nachbarschaft!

Zwölftes Kapitel.

Wie lautet doch die Antwort des „Erfahrenen" in dem Goethischen „Gesellschaftlichen Frageſpiel" über die Art, wie das zarte Geschlecht genommen sein will?

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort,
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort.
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Ohne es zu wollen, hatte Berthold durch sein kühl ablehnendes Verhalten die letztere Wirkung auf Hermione hervorgebracht. Sie war bis dahin ihm gut gewesen, nicht mehr, nicht weniger. Jetzt erst begann sie wirklich mit dem Herzen warm für ihn zu fühlen.

Die nächste Folge war, daß sie, in Sorge um ihn, den noch am Leben befindlichen Leonberger nicht kurzweg erschießen, sondern Tag und Nacht sorgfältig beobachten ließ. Sie hatte unter dem Eindruck der Katastrophe nur Mitleid empfunden, hatte nicht zu denken vermocht, was weiter werden solle. Jetzt sagte sie sich, sie werde die Scheu vor Berthold mit der Zeit überwinden, und sie ersehnte eine solche Wendung mit weit mehr Innigkeit, als sie selbst bisher für möglich gehalten hatte.

Digitized by Google

Und so schloß sie denn ihren Brief an Frau von Mockritz nach ausführlicher Schilderung der leidigen Affäre mit den Worten: Mama, ich liebe ihn jetzt wirklich, ich liebe ihn, glaube ich, von Herzen.

Sie hatte, um in der Villa täglich nachfragen zu lassen, immer Lore schicken wollen, aber so ernst nahm sie plötzlich ihr Verhältnis zu Berthold, daß sie, die nie früher von eifersüchtigen Regungen berührt worden war, doch nachträglich Gegenordre gab und statt Lore den Gärtner hinüberschickte. Jeden Tag brachte er dem Kranken ein Bouquet „eigenhändig von Fräulein von Mockritz gepflückter Rosen“ und kam dafür mit Nachrichten zurück, welche zwar täglich beruhigender lauteten, ihr jedoch nur zu geringer Befriedigung gereichten.

Da Papa Hartig aber bis zum Eintreffen der Frau von Mockritz nicht erlauben wollte, daß Frau Anna hinüberging, und da andrerseits Hermione die Hartigsche Villa nicht besuchen durfte — Frau von Mockritz hatte „aus Etikettrücksichten“ es streng verboten —, so beschwor Hermione endlich ihre Mutter, heimzukommen, wobei ihr Brief wieder leidenschaftlich genug mit dem Vorwurfe schloß: Du weißt wohl gar nicht mehr, Mama, wie sehr einem sehnenden Mädchenherzen die Tage zu Jahren werden!

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Ein Italiener über Bismarck. In Mailand hat im Dezember v. J. Gaetano Negri ein Buch über Bismarck veröffentlicht, in welchem er das historische Bild von Europa während der letzten zwanzig Jahre entwirft, und in welchem die mächtige Gestalt des deutschen Kanzlers selbstverständlich eine hervorragende Stelle einnimmt. Bismarck wird dort wie folgt zu charakterisiren versucht:

„Dieser Mann ist eine der interessantesten und überraschendsten Erscheinungen, die je die Weltbühne betreten haben. Denken wir uns einen Ostgothen, auf den die ausgesuchtesten Verfeinerungen der modernen Gesittung gepfropft sind. Von der einen Seite betrachtet, kommt er uns wie ein Geist, der nur den Kultus der Kraft kennt, gewaltthätig, rauh, unbarmherzig vor, von anderm Gesichtspunkte gesehen, offenbart er sich uns als begabt mit einer außerordentlichen Feinheit des Geistes und zugänglich den Einflüssen der reinsten und erhabensten Empfindungen. Die Gegensätze, die sich in ihm begegnen, sind sehr stark und auffällig, weil der Reichtum seines Geistes wundervoll groß und seine Befähigung, den verschiedensten Eingebungen zu entsprechen, einzig ist. Wer ihn als Staatsmann betrachtet und sein Verfahren beurteilt, kann vielleicht glauben, er sei ein Mann aus einem Stücke, sein Denken gehe zwar in die Tiefe, aber nicht sehr in die Breite, sein Geist sei ein Instrument, das wenig Saiten habe und wenig Töne gebe. Ein derartiges

Digitized by Google

Urteil würde ganz ungenau sein; denn die Fülle und Beweglichkeit seines Geistes und die Behendigkeit und Empfänglichkeit seines Empfindens sind wunderbar.

Er ist in seinen intimsten und offenherzigsten Äußerungen ein Mensch des Nordens. Wir begegnen in ihm dem poetischen Hauche der nördlichen Rassen, dem Geiste Shakespeares, trüb und heiter, kräftig und anmutig, einer tiefen Religiosität und Gewissenhaftigkeit, wie sie die lateinischen Völker nicht kennen. Bismarck ist einer der mächtigsten Redner, welche jemals die parlamentarische Tribüne bestiegen haben... Aber am anziehendsten und menschlich schönsten enthüllt sich uns der Mann in dem kleinen Buche seiner vertrauten Briefe an Frau und Schwester... Er nennt sich einen Christen und glaubt einer zu sein, und doch, wenn es jemand giebt, der dies wenig ist, so ist es Bismarck. Seine Religion ist nicht diejenige des milden Nazareners, es ist die Religion des Gottes der Schlachten, die Religion Odins und Thors (!). Es ist nicht die Religion der Liebe und Verzeihung, sondern die Religion der Stärke. Der Starke ist ganz wie in den barbarischen Zeiten der Erwählte Gottes. Seine Aufgabe ist, dessen Willen zu verwirklichen. Er rückt unerschrocken vor, verwüstet, tötet, zerstört ohne Zögern, ohne Erbarmen, ohne Gewissensbisse. Je zahlreicher die Franzosen sein werden, welche weinen, desto lebhafter wird sich die Sehnsucht nach Frieden unter allen Bedingungen regen. Die Bibel sieht die Vernichtung der Franzosen voraus, wenn sie sagt: Die Gottlosen sollen ausgerottet werden. Darum vorwärts, drauf auf diese modernen Amalekiter! Vorwärts mit Feuer und Schwert! Der Starke ist das Werkzeug der Gerechtigkeit und der Rache Gottes.

Bismarck hat keinerlei Respekt vor Formen und Hierarchien, die ihm im Wege stehen. Gott im Himmel, der Starke auf Erden, das sind die beiden Pole seines Glaubens. Alles andre ist ein Werkzeug, das er je nach Gelegenheit gebraucht oder beiseite legt, schont oder zerstört. Der Priester, welcher vor dem das Schwert führenden Könige die Stirne beugt, ist sein Verbündeter, der Priester, welcher Widerstand leistet, ist, möge er sich Kalchas oder Pio Nono nennen, sein Feind.

Man bemerke jedoch — und hierin findet sich die Erklärung seines Verhaltens —, daß er die moralische und religiöse Ohmacht nicht im Namen und zur Verteidigung der individuellen Gedankenfreiheit bekämpft, sondern im Namen einer andern Macht, des Staates, und weil er will, daß alles sich unter das Gebot des Staates beuge, weil er in der materiellen Kraft das Zeichen und die Quelle des Rechtes erblickt (?).

Sein Egoismus — wenn ich mich so ausdrücken darf — ist nicht persönlich, sondern dynastisch und national. Das Ziel, dem er zustrebt, ist die Macht Preußens und des Hauses der Hohenzollern. Seine vollständige Hingabe an diesen Zweck ist sein schönster Anspruch auf Ruhm, aber wir sehen nicht, daß die Menschheit ihm deshalb Dank wissen könnte für das, was er geleistet hat. [Wirklich nicht? Er hat ihr durch die Schöpfung eines starken und geachteten Deutschlands die Erhaltung des Friedens gesichert, und dafür könnte sie ihm doch wohl dankbar sein.]

Die Welt hat sich bis jetzt nicht überzeugt, daß die Politik Bismarcks mit jener Idee der Vorherrschaft Preußens und seiner Dynastie ein wahres und hohes Ideal der Zivilisation verbände. Und das ist eben der Grund, weshalb er nur in der Gewalt das ihm zur Erreichung seiner Absicht notwendige Werkzeug zu finden vermochte.

Er hat dieses Werkzeug ohne irgendwelches Zögern und Bedenken und mit der ganzen Überlegenheit angewendet, welche ihm die Schärfe und Sicherheit seines politischen Urteils verleiht. Aber schon die Natur seines Grundgedankens, die mehr

Digitized by Google

dem Mittelalter als den modernen Zeiten angehört, und die Art und Weise, auf welche er denselben verwirklichen konnte, haben seinem Werke einen Keim der Schwäche gegeben, welche die Zukunft desselben unsicher macht, haben die moralische Lage Europas gestört und werden vielleicht einmal Ursache werden, daß der Ruhm des gewaltigen Ministers in Zukunft einen Teil des Glanzes verliert, von welchem seine Zeitgenossen, die Zeugen seiner Triumphe, sich blenden lassen konnten."

Dieses Urteil Negris über Bismarck ist in manchen Punkten geistreich und zum Teil auch wohl begründet, aber nichts weniger als in allen Stücken zutreffend, vielmehr in mehr als einer Hinsicht oberflächlich, in einigen Behauptungen schief und in andern, z. B. in dem, wo das Christentum Bismarcks besprochen wird, ganz unrichtig. Man vergleiche damit die Mitteilungen, welche das neue Buch von Moritz Busch enthält, das in diesen Tagen*) die Presse verlassen wird („Unser Reichskanzler," 2 Bände, Leipzig, Grunow), eine gründliche und aus den besten Quellen geschöpfte Darstellung der Hauptseiten von Bismarcks Charakter und der wichtigsten Ziele, Arbeiten und Erfolge seiner Politik. Man wird darin einige Behauptungen unsers Italieners vollkommen bestätigt finden, und eine reiche Auswahl von Beispielen wird das Urteil illustriren, andrerseits aber wird die Schrift auch zeigen, daß Negri der hinreichenden Kenntnis seines Gegenstandes ermangelte und nicht Tiefblick genug besaß, um das Wesen des Reichskanzlers vollständig zu verstehen und zu würdigen.

Zum Verständnis des Nathan. Die meisten Menschen haben wenigstens je einen guten Freund. Ich habe auch einen, und zwar einen, mit welchem ich mehr über Lessing gesprochen habe, als ihm — dem guten Freunde — angenehm war. Wenn ich von Nathan dem Weisen mit ihm redete, so störte ihn das zuweilen in seinem tiefen Nachdenken über irgend etwas andres. Der Gute hat sich in malitiöser Weise an mir gerächt; er hat mir zu Weihnachten eine prachtvolle, dickleibige Lessingausgabe geschickt mit dem verbindlichen Wunsche, mir sie wohl bekommen zu lassen. Als das umfangreiche Werk seinen Einzug bei mir hielt, wurde es von mir mit Freuden begrüßt; ich hatte keine Kassandra im Hause und konnte daher nicht ahnen, daß ich eine Abart des trojanischen Pferdes in meine schuldlosen Räume aufgenommen hatte. Die Aufklärung ließ aber nicht lange auf sich warten. Am Weihnachtsabend bewunderte ich nur, wie die Trojaner an dem hölzernen Gaul, die äußern Schönheiten, das gute Papier, den korrekten, saubern Druck. Am folgenden Tage fiel es mir ein, in den Anmerkungen, die so treu und demütig in breiten Haufen Seite für Seite unter dem Text hinliefen, über eine Stelle des Nathan Aufschluß zu suchen. Ich fand sie nicht sogleich, zumal da ich durch andres festgehalten wurde. Aus dem Bauche der dickleibigen Ausgabe stiegen zwar keine geharnischten Männer, aber eine noch schlimmere Sippschaft, eben diese Anmerkungen heraus, eine unabsehbare Reihe zum Teil recht sonderbarer Geschöpfe. Sie nahmen alle den Mund sehr voll; die unangenehmsten waren die, welche mich anschnauzten: „Vergleiche!" Ich lasse einige Textstellen samt dem, was der Herausgeber dazu anzumerken für gut befunden, hier folgen.

Die Liebe — womit
Der Schöpfer Mann und Männin ausgestattet.

Anm. Anklang an biblischen Sprachgebrauch. Vgl. 1. Mos. 2, 23 f.

*) In der dritten Woche des Februar.

Digitized by Google

Ich nahm dem Herrn Erklärer zu Gefallen die Bibel zur Hand und verglich 1. Mos. 2, 23 f. Allda stand, was ich freilich schon wußte: „Man wird sie Männin heißen, darum daß sie vom Mann genommen ist."

Den albern Mönch.

Anm. Vgl. zu der Form oben I, 2 die Bemerkung über ledern Gurt.

I, 2 wurde gesucht und nach längerm Suchen gefunden, die Bemerkung lautete: „Ledern Gurt eine Verkürzung wie den albern Mönch II, 1." Das hatte ich also wieder gelernt: I, 2 ledern Gurt, II, 1 albern Mönch — Verkürzungen! Groß war der Zuwachs an Wissen nicht.

Was irrte dich denn sonst?

Anm. Die ältere Sprachstufe unterschied das jetzt gewöhnlichere Intransitivum und das Transitivum (stören, verwirren) durch besondre Formen.

Da hätten wir eine Erklärung, die an Unverständlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Aber wo bekommen wir die Erklärung der Erklärung her?

Ich war auf Libanon.

Anm. Über den Wegfall des Artikels vgl. oben zu I, 5.

Ich verglich oben und fand: „Auf Sinai würde ganz korrekt sein, wenn Lessing unter Sinai die wüste Halbinsel verstanden hätte, was indes wenig wahrscheinlich ist; er braucht vielmehr, dem heutigen Sprachgebrauch entgegen, den Bergnamen ohne Artikel." Ganz richtig — er braucht den Bergnamen ohne Artikel, hatte ich doch wahrhaftig mit dem Herrn Erklärer genau denselben Gedanken — merkwürdig, sehr merkwürdig!

Was sonst, als was ich kaum zu nennen würd'ge?

Anm. Ein von der Konstruktion des französischen daigner abhängiger Gallizismus. (Vgl. Brandstäter „Gallizismen." Leipzig 1874. S. 120.)

Schade! Jammerschade! Die Schränke habe ich voll Bücher stehen, aber Brandstäters „Gallizismen" habe ich nicht, und was nützen mir nun Lessing und Konsorten ohne die Gallizismen? Ich will mir das Buch doch anschaffen, vielleicht gelingt es diesem, mir alles andre zu verekeln, Lessing, Goethe, Schiller ꝛc. und mich dadurch auf den Weg zur Vollkommenheit zu führen, mich von allem unabhängig zu machen. Brandstäters Gallizismen von 1874, S. 120 — weiter nichts mehr.

Sitta (dem Al Hafi winkend)!
Bst! Hafi! Bst!

Anm. Bst — hier Interjektion des Schweigens, nicht des mit leisem Laut Heranlockens wie im „Jungen Gelehrten," Anz. I, Anstr. 8 zu Anfang.

Bravo! das ist doch einmal ein Wort! Wie klar, wie deutlich! Gar keine überflüssige Gelehrsamkeit, einfach auf den jungen Gelehrten verweisen, wo auch jemand Bst ruft — keinerlei tiefsinnige Hindeutung darauf, daß die Interjektion ohne jeden Vokal zur Welt gekommen, daß sie noch glückliche Schwestern hat, z. B. „Hm," und noch unglückliche, die auch gesprochen, aber leider nicht geschrieben werden können, weil bis jetzt kein Zeichen für diese Laute geschaffen worden. Hm, Verehrter, die paar Seiten hätten Sie zum Nathan noch hinzuschreiben können, sie wären jedenfalls für das Verständnis des Dramas sehr zweckmäßig gewesen! Unter uns gesagt: Was Sie über das Bst beigebracht, ist nicht mehr ganz neu; soviel ich mich aus meinem und andrer Leute Leben erinnere, wird das „Bst" als Interjektion des Heranlockens außer im „Jungen Gelehrten" auch anderweitig ziemlich häufig gebraucht.

Digitized by Google

Al Hafi sieht sich den Stand des Schachspiels zwischen Saladin und Sittah an und sagt zu Sittah:

Die Weißen waren Euer?
Ihr bietet Schach?

Anm. Al Hafi versinkt in die Betrachtung der Möglichkeiten, welche die abgebrochene Partie zum Weiterspiel läßt. Er erscheint hier als eine Kopie des jüdischen Rechners Abram im Mendelssohnschen Hause, auf welchen eine Anekdote von dem Schachspieler Michel übertragen wird, der sich ähnlich in ein Spiel verlor. Vgl. noch unten II, 9, Al-Hafis Erregtheit.

Diese orakelhafte Dunkelheit! Der Rechner Abram und die Anekdote des Schachspielers Michel, wie geheimnisvoll! Was ist mit den Herren? Wie viele Müller, Meier, Schulze sind schon in die Betrachtung solcher Möglichkeiten versunken und haben sich ähnlich in ein Spiel verloren — warum wird ihrer mit keiner Silbe in dieser Anmerkung gedacht? Das ist ungerecht, denn das Verdienst aller dieser Leute um Lessings Nathan ist gewiß ebenso groß wie das des Schachspielers Michel. Die Anmerkung hat noch einen Haken. Hier in der zweiten Szene soll schon Al Hafis Erregtheit in der neunten Szene nachgesehen, es soll, statt wie bisher rückwärts, nun vorwärts geblättert werden. Kindern pflegt man derartige unzeitige Wißbegier zu verweisen. Eine dunkle Ahnung begann in mir aufzudämmern.

Noch bin ich auf dem Trocknen völlig nicht.

Anm. Das Trockne kann, je nachdem man das Nasse als ein Notwendiges, Nützliches, oder als ein Nachteiliges, Unbequemes auffaßt, eine zwiefache Übertragung erfahren. Im erstern Falle ist auf dem Trocknen soviel als in größter Verlegenheit, Hilflosigkeit (wie das Schiff, das auf den Sand geraten ist); so hier. Im zweiten Falle bedeutet „auf oder im Trocknen sein" geborgen, aus aller Verlegenheit sein, vgl. XII, 30 Lachmann-Maltz. (Brief vom 27. Juli 1770: „auf dem Trocknen" = schuldenfrei), vgl. Schillers Räuber I, 2 (II, 31 Goed. „ins Trockne kommen" = in geordnete, sichere Zustände kommen).

Diese lichtvolle Darlegung, welche endlich einmal feststellt, daß ein Häring ganz anders über das Trockne denkt als ein Kamel, muß den dümmsten Nathanleser befriedigen. Nun wären Schillers Räuber I, 2 noch zu vergleichen. Was steht da? „Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säculum. ... Fenchtohrige Buben fischen Phrasen aus der Schlacht bei Cannä. ... Pfui! pfui über das schlappe Kastratenjahrhundert, zu nichts nütze, als die Helden des Altertums mit Kommentationen zu schinden!" Es steht noch mehr da, z. B. vom Herkules; aber vergleichen Sie gefälligst selbst Schillers Räuber I, 2.

Daß unter den Anmerkungen auch solche à la Mühlbach („historisch") nicht fehlen, versteht sich von selbst.

Viel Zeit war über dem Vergleichen vergangen und der ganze Nathan einschließlich der Stelle, die ich hatte suchen wollen, beinahe in Vergessenheit gekommen. Wirklich nur durch Zufall erinnerte ich mich, weshalb ich eigentlich das Buch in die Hand genommen hatte, und blätterte weiter. Nun trat mir zuerst eine schöne, runde, zehnzeilige Anmerkung entgegen, ein wahres Muster von — doch ich will nicht vorgreifen.

Nun freilich, dieses Abschach hab' ich nicht
Gesehn, das meine Königin zugleich
Mit niederwirft.

Anm. Die Zusammensetzungen mit „ab", welche bei Hauptwörtern selten (in Betracht kommen hier außer „Abschach" wohl nur „Abart, Abbild, Abdach, Abdrucken [sic], Abform, Abgeschmack, Abglanz, Abgott, Abgunst, Abkraft, Abort, Abraum, Abweg"

Digitized by Google

und andre erkennbar nicht von dem bereits zusammengesetzten Verbum abgeleitete Bildungen), häufig bei Zeitwörtern sind, haben die Bedeutung räumlicher oder begrifflicher (Eigentümlichkeit, Wert u. s. w. berührender) Entfernung von Etwas, somit auch des Abschließens, der Auflösung nahezu in den Gegensatz. „Abschach" bedeutet daher an und für sich nur den abschließenden Endverlauf des Spiels, dann erst bestimmter (wie ein unerwarteter, gefährlicher Abweg) das Schachbieten mit notwendigem Verlust der feindlichen Königin.

Daß die Zusammensetzungen mit „ab" die Bedeutung der Auflösung nahezu in den Gegensatz heben, ist ja an und für sich ganz hübsch, könnte man an der obigen Aus- oder Ineinandersetzung nur einen Anhalt finden dafür, wie die Bedeutung es anstellt, um sich „nahezu in den Gegensatz aufzulösen." Das Beachtenswerteste der ganzen Anmerkung ist die geschmackvolle Fürsorge, welche den Leser aus der Lektüre des Nathan heraus auf den „Abort" verweist. Was Lessing mit dem Abschach wollte, sagte er doch selbst in tadelloser Deutlichkeit. Also wozu der Lärm, die Abkraft und der Abgeschmack!

Aber — da ist ja die gesuchte Stelle:

Wer giebt uns denn die glatten Steine
Beständig? die an nichts erinnern, nichts
Bezeichnen. Hab ich mit dem Imam denn
Gespielt?

Der Blick fliegt in fieberhafter Eile nach der Anmerkung, die über allen Jammer hinweghelfen soll, und liest die inhaltschweren Worte: „Die ganze Stelle ist dunkel." Gott der Gerechte! Die einzige Stelle auf den sechzehn Seiten, welche dunkel ist, ist wirklich — dunkel! Böser Lessing! Die einzige Stelle unter den siebenunddreißig mit Anmerkungen versehenen, die einer Erklärung bedurft hätte, hat keine finden können. Die übrigen sechsunddreißig sind jedem Leser verständlich, daher auch dem Erklärer, nur diese böse eine ....*)

Ganz ohne Trost entläßt uns jedoch der eifrige Kommentator nicht; er fährt fort: „Man weiß nicht, wie die glatten (ungeformten) Steine zu dem Imam — die Form der Originaldrucke „Iman" mit n ist falsch (Aha, etwas erfahren wir doch) —, dem Vorsteher des muhammedanischen Kultus oder der einzelnen religiös-juridischen Sekten, kommen. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch ist der Imam nicht mehr als der Vorbeter am Freitag (khatib), vgl. Lane, The thousand and one night, Bd. I, (London 1841) S. 530." Wie gelehrt das klingt: khatib und welches herrliche Licht dieser, diese oder dieses khatib über Lessing, den Nathan und besonders den Erklärer verbreitet! Und nochmals sollte ich vergleichen S. 530, Bd. I, The thousand and one ... Hätte mich der auf den Rücken des Buches aufgedruckte Name „Lessing" nicht abgehalten, es wäre direkt in den Ofen gewandert.

Nachdem der erste Ärger verraucht war, erinnerte ich mich wieder meines guten Freundes und erkannte nun auch seine boshafte Absicht — er hatte mir meinen Lessing verleiden wollen. Den Zweck soll er nun bei mir nicht erreichen, aber wer bürgt dafür, daß diese Ausgabe diesen Erfolg nicht bei vielen andern Lesern habe? Sie, die mit einem Troß der überflüssigsten und ungeschicktesten Anmerkungen

*) Eben kommt mir ein Prospekt der im Bibliographischen Institut in Leipzig erschienenen Lessingausgabe von Franz Bornmüller zur Hand, worin die Stelle zufällig abgedruckt und durchaus befriedigend erklärt ist. Die Erklärung lautet einfach: Richtiger Imam, Vorsteher einer religiösen Gemeinde, Vorbeter. Wie überhaupt Bildwerke, so sind bei den Muhammedanern auch die figürlich gestalteten Schachsteine verboten, statt deren man sich glatter Steine bedient. Der aufgeklärte Saladin glaubt indessen sich über das Verbot hinwegsetzen zu dürfen, wenn er nicht gerade mit dem Imam selbst spiele.

Digitized by Google

den Geist des Dichters systematisch tottritt, auf deren breitem Felde unter dem Texte der fadeste Quartauerkohl gebaut wird! Armer Lessing!

Oder haben wir es wirklich nur mit einem Schülerversuch zu thun? Hatte der Papa, unter dessen Namen die Anmerkungen gehen, keine Zeit und ließ die Arbeit von seinem Söhnchen besorgen? Möchte er doch dann künftighin dem armen Kinde weniger schwere Aufgaben stellen, als es Lessing-Interpretationen sind. Lessing ist doch wohl auch zu gut, als daß ein Kinderverstand mit seiner Erklärung betraut werde.

Literatur.

Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn von Fr. Liszt. In das Deutsche übertragen von L. Ramann. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1883. 396 S.

Franz Liszt war seinerzeit der erste Klaviervirtuose der Welt. Er hat das Klavierspiel zu einer bis dahin ungeahnten Bedeutung erhoben. Hierdurch hat er sich einen dauernden Platz in der Kunstgeschichte erworben. Er hat dann der Richtung von Richard Wagner sich angeschlossen, für diesen eine Schule zu bilden gesucht und in dessen Sinne Kompositionen, „symphonische Dichtungen," Oratorien ꝛc. geschaffen. Sein Verdienst auf diesem Gebiete ist minder unzweifelhafter Natur. Wir erinnern uns noch einer Äußerung von Moritz Hauptmann, welcher, als einstmals die von Liszt für die Stadt Gran komponirte Messe in Leipzig aufgeführt worden war, von dort einem Freunde schrieb: Die Graner Messe scheine ihm noch schlechter ausgefallen zu sein als die letzte Leipziger. Endlich hat Liszt auch zum Schriftstellertum sich gewendet, und das vorliegende Werk bildet bereits den sechsten Band der von der Verlagsbuchhandlung reich ausgestatteten „Gesammelten Schriften" Liszts. Ein Interesse für das Buch knüpft sich naturgemäß schon an den Namen des Verfassers. Das Buch schildert das Leben und Treiben eines interessanten Volksstammes, welcher vorzugsweise in Liszts Heimatslande seine Stätte gefunden hat. Es wird auch eine Vergleichung desselben gezogen mit einem andern bei uns eingewanderten Volksstamme, den Juden. Von der Musik der Zigeuner, über welche man gerade von Liszt interessante Aufschlüsse erwartet, ist erst im letzten Drittel des Buches die Rede. Dabei ist uns wieder lebhaft in den Sinn gekommen, wie wenig das Wort dazu geeignet ist, das innere Wesen der Musik zu schildern. Hätte der Verfasser seinen Darlegungen nur einige wenige auf Noten gesetzte zigeunerische Musikstücke zu Grunde gelegt, so würde er dadurch, mindestens für Musikverständige, ein weit klareres Bild von den Eigentümlichkeiten der Zigeunermusik erweckt haben, als mit all seinen Worten. Aber vielleicht ist es dem Verfasser garnicht um die Musikverständigen zu thun gewesen, sondern mehr um solche Leute, die ein liebenswürdiges Geplauder an sich vorübergehen lassen wollen. Von diesem Standpunkte aus hat das Buch gewiß sein Ziel erreicht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Die Staatssprache in Österreich.

In den Tagen vom 24. bis zum 29. Januar lieferten sich die beiden großen Parteien im österreichischen Reichsrate eine Redeschlacht, welche für ein Handbuch der politischen Redekunst allerdings nicht viel Material geliefert hätte — denn mit Mustern, um stundenlang einzig mit dem Zweck der Verdunkelung des Verhandlungsgegenstandes zu sprechen, hat ja die parlamentarische und die forensische Beredsamkeit uns schon übergenug versorgt —, welche aber gerade darum von hervorragender politischer Bedeutung ist. Dieses sorgfältige Umgehen des Kernes der Sache, dieses Herbeiziehen von Streitpunkten, welche mit jener wenigstens keine unmittelbare Berührung haben, illustrirt die gegenwärtigen innern Zustände Österreichs derart, daß man sich über diese keiner Täuschung mehr überlassen kann.

Der „Wurmbrandsche Antrag" nennt sich das Objekt des Streites, und auch dieser Name dient mit zur Signatur. Graf Wurmbrand gehört zu jener Gruppe steirischer Abgeordneten, welche stets einem bedeutenden Maße von Selbstverwaltung das Wort geredet und sich den Ansprüchen der interessanten Nationalitäten geneigt erwiesen haben; persönlich ist er der wohlwollendste, billigdenkendste Politiker, den man sich vorstellen kann, er hält sich mehr als vielleicht irgend einer seiner Kollegen frei von Fraktionsvorurteilen und Fraktionsleidenschaften. Man darf es ihm daher aufs Wort glauben, daß er in der besten Absicht vor vier Jahren den Antrag formulirt hat, die Regierung zur Vorlage eines Gesetzentwurfs aufzufordern, durch welchen die Sprachenfrage unter Wahrung der deutschen Staatssprache geregelt würde. Auch hieß man anfangs gerade im Lager der Rechten den Antrag, als vom Gerechtigkeitsgefühle diktirt, willkommen, während von der Linken Bedenken geäußert wurden.

Digitized by Google

Mittlerweile brachte das allmähliche Zurückweichen der Regierung vor dem Andringen der Slaven eine immer größere Verwirrung zuwege. Der unglückliche Ausdruck „landesüblich“ in dem Sprachenerlaß des Ministers Stremeyr gab der Auslegungskunst und dem Gezänk freien Raum; vom Ministerium gingen Verordnungen und Weisungen aus, welche von den Gerichten für ungesetzlich erklärt wurden; die nationalen Landesbehörden nötigten der deutschen Bevölkerung tschechische Schulen auf, vom Staate erhaltene deutsche Unterrichtsanstalten wurden tschechisirt, dagegen dem Wirken des deutschen Schulvereins alle erdenklichen Hindernisse in den Weg gelegt u. s. w. Diese Entwicklung der Dinge bekehrte nach und nach die Gegner des Antrages, machte aber die anfänglichen Freunde zu Gegnern. Ihr Appetit war bei dem Schmause gewachsen, und sie fürchteten nun, daß eine gesetzliche Ordnung für sie ein Hindernis werden könne, während sie von dem Ministerium alles zu erreichen hofften, was sie jetzt fordern und künftig fordern werden. Deshalb beschloß die Mehrheit der Kommission, über den Antrag zur Tagesordnung zu gehen; und trotzdem wurde die Verhandlung im Plenum beharrlich hinausgeschoben, in der augenfälligen Absicht, diese Verhandlung überhaupt zu hintertreiben. Und die Mehrheit verhehlte ihr Mißvergnügen nicht, als sich der Präsident des Abgeordnetenhauses durch eine energische Mahnung endlich nötigen ließ, den Gegenstand auf die Tagesordnung nach den Weihnachtsferien zu setzen. Die Herren fühlten sich zum erstenmale nicht sicher. Die Mehrheit haben die Slaven ja nur, weil die deutschen Klerikalen zu ihnen halten; wie leicht konnte bei diesen die deutsche Gesinnung in einer Frage zum Durchbruch kommen, welche mit Glauben und Kirche nichts zu thun hat!

Daß diese Sorge nicht grundlos war, bewies das Auftreten des Salzburger Abgeordneten Lienbacher. Um so rühriger bearbeitete man die übrigen Bundesgenossen. Tag für Tag verkündete die von der Rechten oder der Regierung abhängige Presse, der Wurmbrandsche Antrag sei erstens überflüssig und zweitens höchst gefährlich; überflüssig, weil sich ja ohnehin alles in der schönsten Ordnung befinde und der deutschen Sprache die Eigenschaft als Staatssprache von niemand bestritten werde, gefährlich, weil die Zumutung, die „freiwillige“ Anerkennung in eine gesetzliche umzuwandeln, die andern Nationalitäten verletzen müsse. Ob dieser Nonsens die gewünschte Wirkung gethan habe, ist nicht zu ermitteln; unglaublicherweise wurde er auch mehrmals in Parlamentsreden vorgebracht und wird nun wohl weitere Anwendung finden. Warum sollen nicht gewisse Gesellschaftsklassen sagen: Freiwillig würden wir die Heiligkeit des Eigentums anerkennen, aber gesetzlicher Schutz desselben ist eine Provokation für uns?

Diesem Vorspiel schloß sich die Hauptaktion nur zu würdig an. Ob mit Absicht oder nicht, zum größten Teil wurden Abgeordnete mit deutschen Namen ins Feuer geschickt: der Slovenenführer Graf Hohenwart, Chef des „Faschings-

Digitized by Google

ministeriums" vom Jahre 1871, welcher für den unlängst in der Schweiz verstorbenen Julius Freese ein eignes Organ zur Verunglimpfung des Deutschtums schuf und bei der tschechischen petition of rights als Pate fungirte; Hausner, dem seine Fraktionsgenossen wohl endlich den Makel der Geburt von deutschen Eltern verzeihen werden, da er nicht polnischer reden könnte, wenn seine Vorfahren schon dabeigewesen wären, als Miecyslav sein Land von Otto dem Großen zu Lehen nahm; Rieger, der leider zu rechter Zeit versäumt hat, die beiden „e" aus seinem Namen zu streichen; Gregr, der wenigstens den einen entbehrlichen Buchstaben getilgt hat. Der zuletztgenannte Führer der Jungtschechen und Redakteur des Hauptorgans der Partei, Narodni Listy, ist nämlich ein geborner Oberösterreicher, heißt wahrscheinlich richtig Gröger, und wütet gegen seine Muttersprache in der eigentlichen und der abgeleiteten Bedeutung dieses Wortes. Und da er in der Hitze des Kampfes schon oft aus der Schule geschwatzt und den Diplomaten der Rechten damit schweren Kummer bereitet hat, hatten diese zuerst gar keine Lust, ihn zu Worte kommen zu lassen. Wenn er von der Tribüne mit derselben Offenherzigkeit wie in der Presse die Verjagung der Deutschen aus Böhmen proklamirt hätte, wären ja die ohnehin schwierigen Bundesgenossen kaum bei der Fahne zu halten gewesen. Er hat die Befürchtungen zerstreut, er hat mit vielem Talent und auffallender Mäßigung gesprochen, auf jeden Fall von den letzten Zielen nicht mehr verraten als Fürst Georg Czartoryski, der sich nach und nach zu einem für seine Partei gefährlichen Fanatiker entwickelt hat.

Willkommener wäre es allerdings gewesen, wenn nicht bloß Slaven mit deutschen Namen, sondern Abgeordnete aus deutschen Bezirken noch anders als durch ihre Abstimmung bekundet hätten, daß sie in dem „Steigen der slavischen Flut" das Heil Österreichs erblicken und daher keinen Damm dagegen aufführen lassen wollen. Soweit ging indessen die Freundschaft doch nicht. Die Herren fürchteten sich vor ihren Wählern, sagen die Zeitungen. Kann sein, vielleicht sind sie auch in Verlegenheit gewesen, was sie vorbringen sollten, ohne sich selbst ins Gesicht zu schlagen. Die Argumente der Polen und Tschechen konnten sie sich unmöglich aneignen.

Einen weitern Leserkreis würde es nicht interessiren, alle einzelne Figuren des von den Rednern der Majorität aufgeführten Eiertanzes zu verfolgen. Bis auf den Fürsten Czartoryski vermieden sie alle, die Konsequenzen ihrer politischen Haltung zu ziehen. Dieser eine erklärte sich offen für den nackten Föderalismus. Er hat „für Staatsnationalität keinen Sinn"; das Reich hat nichts in die Angelegenheiten der „Länder" hineinzureden; die ruthenischen Angelegenheiten sollen in Lemberg, die böhmischen in Prag entschieden werden. Das hat nichts überraschendes. Die Herren von der in Galizien herrschenden Nationalität haben schon längst nicht mehr verhehlt, daß sie sich als „Delegation" des Landes Galizien betrachten. Sie fingiren ein Verhältnis dieses Landes zu den übrigen,

Digitized by Google

etwa so wie das Ungarns zur deutschslavischen Reichshälfte, aber nicht ganz so; denn Galizien, auf sich selbst angewiesen, könnte nicht bestehen. Und eben jener phantasievolle fürstliche Redner hat früher entdeckt, daß das übrigens so unbequeme Reich die Verpflichtung habe, Galizien zu erhalten, weil die dortigen wirtschaftlichen Zustände nicht etwa durch die genugsam bekannte polnische Wirtschaft, sondern durch den österreichischen Staat verschuldet seien! Er und Gregr wiesen direkt auf Ungarn hin und ließen durchblicken, daß die polnisch-tschechische Allianz geschlossen sei, um gemeinschaftlich für ihre beiden Länder das zu erringen, was Ungarn erreicht hat. Die kleinen Verschiedenheiten in den staatsrechtlichen Beziehungen einerseits Ungarns und andrerseits Böhmens und Galiziens zu Krone und Reich geniren sie selbstverständlich nicht.

Die übrigen Redner mochten, wie gesagt, nicht so offen Farbe bekennen, und schleppten deswegen alle möglichen Argumente herbei, welche nicht hergehören, zum Teil sich gegenseitig aufheben. Bald wollten sie nicht wissen, was Staatssprache bedeute — der alte Herr von Grocholski war naiv genug, zu bekennen, er habe nach einer Erklärung dieses Wortes vergeblich in — Adelungs Wörterbuch gesucht —, zogen wiederholt die Schweiz und Belgien zum Vergleich heran, dachten aber wohlweislich nicht an Amerika, und fanden es ganz selbstverständlich, daß in Galizien das Polnische „Landessprache" ist, obgleich der größte Teil der ländlichen Bevölkerung ruthenisch spricht. Bald bestritten sie die Kompetenz des Reichsrates in der Frage und bezeichneten in demselben Atem ein Gesetz, wie das verlangte, als Verfassungsänderung; eine solche aber könne nur vom Reichsrate beschlossen werden. Bald erhoben sie die alten Klagen über Germanisation, Unterdrückung der slavischen Idiome, und verweigerten doch, die Hand zur Herstellung eines festen Rechtsbodens zu bieten. Das historische Recht und die Staatsräson bestanden abwechselnd zu Recht oder waren keiner Berücksichtigung wert, je nachdem sie zu Gunsten der Slaven oder der Deutschen zu sprechen schienen. Sie führten bittere Klage darüber, daß eine Woche mit solchen zwecklosen Debatten verloren worden. Der Berichterstatter Sturm entgegnete darauf, daß dem Hause augenblicklich kein wichtigerer Verhandlungsgegenstand vorliege; er hätte aber der Mehrheit vor allem zu Gemüte führen können, daß es ja in ihrer Macht gelegen hat, die Vorlage in wenigen Minuten zu erledigen: sie brauchte nur der Vernunft und der Billigkeit Gehör zu geben. Die Linke wurde natürlich mit Vorwürfen und Anklagen überschüttet. Sie hat viel auf dem Kerbholz, aber wenn sie in dieser Sache ein Verschulden trifft, so ist es, daß sie die Zeit ihrer Macht nicht verständig ausgenutzt, nicht eingesehen hat, daß ihr doktrinärer Liberalismus die zentrifugalen Elemente großgezogen hat. Wer ihr jetzt vorwirft, sie hetze die Bevölkerung der Alpenländer und Deutschböhmens, der kennt die wirklichen Verhältnisse nicht oder will sie nicht kennen. Deutsch fühlen von jeher die Kärntner, Steirer, Oberösterreicher, ob sie übrigens zur liberalen oder zur klerikalen Partei halten mögen, und der Ge-

Digitized by Google

danke einer administrativen Zweiteilung Böhmens ist dortzulande schon seit zehn Jahren populär gewesen, die Abgeordneten haben diesem wie dem der Abstinenzpolitik bisher wiederstanden.

Besondre Kennzeichnung verdient die Art, wie die Redner der Majorität sich mit der Frage der Rückwirkung der Sprachwirren auf das Heer abfand. Daß die Armeesprache deutsch ist — unbeschadet des Verkehrs der untern Vorgesetzten mit der Mannschaft —, konnten sie nicht leugnen, und ebensowenig, daß die Nationalisirung des Schulwesens bald einen Mangel an deutschsprechenden Unteroffizieren zur Folge haben muß; so thaten sie denn, als ob das Aufwerfen dieser Frage eine Einmischung in die innern Angelegenheiten der Armee, ein Eingriff in die Prärogative des obersten Kriegsherrn sei. Wie hinfällig muß es um eine Sache stehen, die mit solchen Kunststücken verteidigt wird! In der That entsinnen wir uns keiner bedeutenderen Debatte im österreichischen Parlamente, die von der Rechten auf einem so niedrigen Niveau gehalten worden wäre.

Die Redner der Minorität fehlten zum Teil darin, daß sie sich durch die Gegner von dem eigentlichen Felde weglocken ließen. Das Ereignis der ganzen Verhandlung war eine Rede des Hofrats Lienbacher. Alles vereinigte sich, um sein Eintreten für die deutsche Sache im höchsten Grade wertvoll zu machen. Eine anerkannte Autorität in juristischen und politischen Fragen, Mitglied des obersten Gerichtshofes, durch und durch konservativ, bisher Verbündeter der Majorität, erklärte er sich, ohne von seinen Überzeugungen das mindeste zu opfern, mit einer Entschiedenheit gegen den Majoritätsantrag, welche umso einschneidender wirkte, als er sich streng an die Sache hielt und sie mit voller Ruhe erörterte. Die Gegner im Hause wußten auch soviel wie nichts auf seine Vorhaltungen zu erwiedern, und die Parteipresse glaubt genug gethan zu haben, wenn sie ihn einen unverbesserlichen Zentralisten heißt. Sichtlich unangenehm war es auch, daß ein Rumäne aus der Bukowina, Professor Tomaszuk, vom österreichischen und vom Standpunkte seiner Nationalität aus mit soviel Wärme die Staatssprache verteidigte, welche in seiner Heimat gegen die Polonisirung schützt. Glänzende Reden hielten noch Plener und Sturm.

Zum Schlusse wurden alle Anträge abgelehnt, der Wurmbrandsche, aber auch die einfache und die verschiednen motivirten Tagesordnungen. Die Rechte ist mit diesem Ergebnisse sehr unzufrieden; sie hat mit aller Anstrengung kein Votum gegen die Staatssprache zuwege bringen können, sie sieht die Bundesgenossenschaft gelockert, da ein Teil der Klerikalen mit der Linken stimmte, ein andrer sich wenigstens der Abstimmung enthielt; sie fürchtet über kurz oder lang die Mehrheit zu verlieren. Aus denselben Gründen ist die Linke befriedigt. Dergleichen Betrachtungen und Berechnungen werden meistens nur vom parlamentarischen Gesichtspunkt aus angestellt. Darüber hinaus ist es von unschätzbarer Bedeutung, daß aus den noch so gewundenen und umwundenen Reden

Digitized by Google

der Polen und Tschechen doch eines deutlich hervortritt: sie hassen das Deutsche, weil sie in demselben eine der stärksten Klammern, welche das österreichische Staatsgebäude zusammenhalten, erkennen. Rieger nannte die Kaiserin Maria Theresia eine achtungswerte Dame: das Wort Kaiserin wollte nicht über seine Lippen. Das ist es! Der Kaiser von Österreich soll sich wieder in den König von Ungarn und Böhmen (wozu vorläufig noch Galizien kommen würde) verwandeln und in einem Kriegsfalle von den getreuen Ständen der verschiedenen Länder Hilfe erbitten.

Die Praxis der deutschen Feuerversicherungsgesellschaften.

Das Reskript des Reichskanzlers an die Oberpräsidenten vom 19. März vorigen Jahres betreffs der Feuerversicherungsgesellschaften hat die Kreise derselben in eine hochgradige Aufregung versetzt, welche lebhaft an die der Drohnen im Bienenstock kurz vor dem Tage der ihnen bevorstehenden Schlacht erinnert. Aber auch im Volke ist das Bewußtsein der eminenten Bedeutung des Versicherungswesens durch das Reskript geweckt worden, es hat den Sinn des Volkes auf Änderung und Besserung der in diesem Geschäfte herrschenden Zustände hingelenkt.

Fast alle Gesellschaften haben teils einzeln für sich, teils im Verbande mit Kolleginnen Repliken auf das Reskript erlassen und versucht, die ihnen darin gemachten Vorwürfe der zu hohen Prämien und nicht koulanter Schadenregulirung und des aus beiden Ursachen entspringenden hohen Gewinnes zu widerlegen. Mit wenig Glück, wie uns scheint. Der vom Reichskanzler betonte hohe Gewinn soll nach diesen Repliken ein schwerer Irrtum sein, und um den geringen Nutzen zu beweisen, mit dem die Gesellschaften angeblich arbeiten, suchen die Repliken die unlohnenden Resultate und die Verluste der kleinen Gesellschaften, auch die Kapitalverluste der bankerotten oder in Liquidation gegangenen Kompagnien mit den Gewinnen der großen Anstalten in einen Topf zu werfen, um so den möglichst kleinen Durchschnitt zu erhalten. Ferner wird mit ängstlicher Genauigkeit der Überschuß der Prämieneinnahmen und der Zinsen der Reservefonds auseinander geklaubt, um die niedrigen Prämien und das unlohnende Geschäft ad oculos zu demonstriren. Letzteres ist ihnen nicht gelungen, beide Methoden der Beweisführung sind falsch. Durch unrichtige Spekulationen kann der mit dem lukrativsten Handelsartikel arbeitende Kaufmann zu Grunde

Digitized by Google

gerichtet werden, während seine Konkurrenten mit derselben Ware Reichtümer erwerben. Was würden wohl die letztern zu dem Ansinnen sagen, aus ihrem Verdienste den Verlust des ersteren zu decken? Eine Handelsbilanz wird auch nicht nach dem Überschuß der baaren Einnahmen aufgestellt, sondern nach der Verzinsung und Vermehrung des im Geschäfte steckenden Betriebskapitals. Die vierzehn vereinigten Feuerversicherungsaktiengesellschaften geben in ihrer Replik eine Zusammenstellung der Resultate sämtlicher deutschen Feuerversicherungsaktiengesellschaften für die Jahre 1879—1880—1881, aus welcher — ohne Berücksichtigung des in dieser Aufstellung angeführten Kapitalverlusts der „Berlin-Kölnischen" — das hübsche Resultat hervorgeht, daß sie mit einer Baareinzahlung von zusammen 38745219 Mark einen Durchschnittsverdienst von 7004533 Mark oder 18 Prozent des Anlagekapitals erzielten.

Der Verdienst der älteren Gesellschaften in den beiden letzten Jahren, für welche die Rechnungsabschlüsse uns vorliegen, stellt den Aktionären folgende Dividenden zur Verteilung (die vordere Zahl bedeutet das Jahr der Gründung):

	1881:		1882:	
1812. Berliner Feuerversicherungsanstalt in Berlin	21	Prozent,	31⅛	Prozent.
1819. Leipziger Feuerversicherungsanstalt in Leipzig	50	„	53	„
1822. Vaterländische Feuerversicherungsgesellschaft in Elberfeld	37½	„	40	„
1826. Aachener u. Münchener Feuerversi.-Gesellsch. in Aachen	70	„	70	„
1839. Kölnische Feuerversi.-Gesellschaft Colonia in Köln	55	„	58	„
1841. Deutscher Phönix, Versi.-Gesellsch. in Frankfurt a. M.	31½	„	34⅛	„
1845. Magdeburger Feuerversicherungsgesellsch. in Magdeburg	5½	„	0	„
1845. Preußische Nationalversicherungsgesellschaft in Stettin	12	„	18	„
1848. Schlesische Feuerversicherungsgesellschaft in Breslau	14	„	20	„
1853. Thuringia, Versicherungsgesellschaft in Erfurt	13½	„	20	„
1856. Providentia, Frankfurter Versi.-Ges. in Frankfurt a. M.	19⅛	„	23½	„
1857. Oldenburger Versicherungsgesellschaft in Oldenburg	5	„	8	„
1861. Deutsche Feuerversich.-Aktiengesellschaft in Berlin	10	„	11	„

Diese bis auf die kleinen Resultate zweier Gesellschaften sehr stattlichen Zahlen sprechen für sich selber. Die schwache Rolle, die wir in diesem Reigen die sonst allgewaltige Magdeburgerin spielen sehen, geht nach ihrem eignen Geständnis aus den schlechten Erfolgen des außerdeutschen Geschäfts hervor. Auch die Nationalversicherungsgesellschaft in Stettin sagt trotz ihrer 12 und 18 Prozent Dividende in ihrer Replik vom 10. Mai an den Handelsminister, daß ihre hoch erscheinenden Prämien nur durch die Verluste des ausländischen, namentlich des transatlantischen Geschäfts, zu erklären seien, die „Union" in Berlin giebt ihre drei letzten verlustbringenden Jahre ebenfalls England Schuld. Jedenfalls wird es der deutsche Michel seinen Versicherern wenig Dank wissen, daß für sein

Digitized by Google

schönes in zu hohen Prämien weggeworfenes Geld John Bull und Bruder Jonathan ruhig schlafen können.

Wenn in den Repliken die Verluste einzelner Gesellschaften als Warnung vor allen etwaigen Verstaatlichungsgedanken angeführt werden, so wissen wir, daß diese Verluste — mit Ausnahme der kosmopolitischen Magdeburgerin, welche in der Sucht, an Ausbreitung des Geschäfts die größten englischen Gesellschaften zu übertreffen, lebhaft an den Wettkampf des Frosches mit dem Stier erinnert - nur die jüngeren Gesellschaften betroffen haben. Diese müssen bei der strammen Konkurrenz der fest im Sattel sitzenden ältern Schwestern ihr Versicherungsgebiet auf minder ausgiebigen Feldern suchen. In dem Streben nach einer möglichst hohen Versicherungssumme — um durch ein relativ großes Geschäft ihre Tüchtigkeit zu beweisen — sind sie in der Annahme von Risiken und in der Normirung der Prämien weniger heikel, und doch kosten ihnen diese gefährlichen Risiken, für welche sie in minder gefährlichen guten Objekten kein Äquivalent haben, bedeutende Acquisitionskosten; auch verlangt die Organisation bei dem thatsächlichen Mangel an guten, leistungsfähigen Agenten stets neue Opfer.

Von 28 deutschen Feuerversicherungs-Aktiengesellschaften arbeiteten allerdings 1880 elf, im Jahre 1881 fünfzehn mit Verlust. Muß aber da nicht die Erwägung Platz greifen, ob bei dauernden Verlusten nicht die Lebensunfähigkeit dieser nicht prosperirenden Gesellschaften bewiesen wird, und ob das Interesse des versichernden Publikums durch Verheimlichung dieser Thatsache bewahrt bleibt?

Die Resultate der prosperirenden Gesellschaften, sowie die der öffentlichen Sozietäten, welche wesentlich niedrigere Prämien ausschreiben, beweisen, daß das Versicherungsgeschäft dem Publikum zu teuer zu stehen kommt. Der Einwand, daß die Sozietäten das ungefährlichere Geschäft betreiben und deswegen mit billigern Prämien arbeiten können, ist nicht stichhaltig. Wenn sie auch bis jetzt die hoch tarifirten Fabriken und Warenlager der Handelsplätze nicht in ihren Geschäftskreis schließen, so entgeht ihnen dafür das verhältnismäßig sichere Mobiliarversicherungsgeschäft der mit Wasserleitungen und gut organisirten Berufsfeuerwehren versehenen großen Städte. Andrerseits sind sie gezwungen, alle an sie herantretenden Risiken unter der weichen Dachung des platten Landes und der kleinen Städte in Deckung zu nehmen.

Mit welcher verhältnismäßig geringen Prämie sogar als feuergefährlich bekannte Risiken bei sparsamer Verwaltung den Zweck der Versicherung erreichen, beweist der letzte Abschluß des Bockwindmühlen-Versicherungsvereins zu Neumarkt für die Regierungsbezirke Breslau, Liegnitz, Oppeln und Posen. Windmühlen werden von den Aktiengesellschaften stets ungern und auch nur als Anhang zu einer größern Versicherung andrer, minder gefährlicher Objekte angenommen und bedingen allein für die Entschädigung des durch Feuer entstehenden Schadens eine Prämie von 10 bis 8 Promille mit

Digitized by Google

einem Viertel Selbstversicherung, d. h. die Gesellschaft nimmt nur drei Viertel von dem Werte des Objekts zur Versicherung an und überläßt dem Versicherten gleichsam als Präventivmaßregel gegen Unvorsichtigkeit, Bosheit oder Fahrlässigkeit die Tragung des vierten Viertels auf eigne Gefahr. Der genannte Verein, welcher seit 1863 besteht, seine Kinderkrankheiten also schon überstanden hat, versichert seinen Mitgliedern die Windmühlen — jedes andre Objekt hat er statutengemäß aus seinem Geschäfte ausgeschlossen — gegen Feuerschaden, sowie gegen durch Umsturz, durch Sturm oder durch nicht zündenden Blitz entstandenen Schaden. Als Selbstversicherung fordert er 600 Mark für die Mühle, einen Betrag, der durchschnittlich etwa einem Achtel des Wertes entspricht. Der Verein arbeitet also mit einem bedeutend erweiterten Gefahrenkreis und erhob trotzdem nur $3^1/_8$ Promille Prämie. Er schließt seinen 21. Geschäftsbericht mit einem Reservefonds von 44 076 Mark. Allerdings betragen sämtliche Verwaltungskosten des letzten Geschäftsjahres nur 3007 Mark 84 Pfennige.

Wenn die Magdeburger Feuerversicherungsgesellschaft in der Einleitung ihrer aus Anlaß der Hygieineausstellung herausgegebenen Denkschrift behauptet, daß jede Versicherung, in welcher Form sie auch auftrete, eine Schutzgenossenschaft sei zu dem Zwecke, von dem Beschädigten den wirtschaftlichen Untergang oder doch tief einschneidende Störungen abzuwenden, so mag sie diesen ihren Ausspruch bei den Aktionären vertreten; uns erinnert dieses Deckmäntelchen der Humanität an die Frömmigkeit gewisser alten Damen, welche durch Beten ihre Jugendsünden austilgen wollen. Wir bezweifeln, daß diese humane Absicht bei ihrer Gründung obwaltete und sie später veranlaßte, die Segnungen dieser Menschenliebe zu Amerikanern und Australiern, nach China, Japan und zu den Hindus zu tragen, und behaupten, daß der hohe Dividendengenuß von 40 bis 60 Prozent, der unter der Knoblochschen Ägide thatsächlich gewährt wurde, den alleinigen Antrieb für ihre Operationen abgab.

Die Aktienversicherungsgesellschaften bleiben immer ein spekulatives Unternehmen zum Besten der Aktionäre, ihrer Direktoren und Verwaltungsräte. Auch die meisten Privat-Gegenseitigkeitsgesellschaften sind nicht frei von dem spekulirenden Motiv, zu welchem sie durch das Interesse ihrer auf Tantiemen angewiesenen Leiter gedrängt werden. So manches Mitglied einer Gegenseitigkeitsgesellschaft hat diese Erfahrung namentlich dann gemacht, wenn es aus einem zahlenden ein empfangendes Mitglied wurde. Er steht in diesem Falle der Gesellschaft als Fremder gegenüber, gegen den sie sich bei allen Verhandlungen der Künste und Kniffe geschäftlicher Überlegenheit bedient, ohne zu bedenken, daß auch er ein Glied der Gesellschaft ist, von dessen Wohlergehen das Gedeihen des Ganzen abhängt. Durch den in jüngster Zeit — nach dem bekannten Erlasse des Reichskanzlers — erfolgten Beitritt der Gothaer zu dem Verband der (14) Feuerversicherungs-Aktiengesellschaften ist die Solidarität der Interessen der Privat-Gegenseitigkeitsgesellschaften mit denen der Aktiengesellschaften, soweit sie

Digitized by Google

sie dem Publikum und dem Staat als Oberaufsichtsbehörde gegenüber verfolgen, bewiesen. Im Lager der Verbündeten herrscht auch großer Jubel über den Beitritt der stolzen und vornehmen Gothauerin.

Als Spekulationsgeschäfte stehen beide Kategorien von Versicherungsgesellschaften im Gegensatze zu der dritten, den öffentlichen Sozietäten. Diese haben das Prinzip, durch Beiträge, die von ihren Mitgliedern bis zur Höhe des Bedarfs herbeigeschafft werden, die in ihrem Kreise entstandenen Brandschäden zu vergüten, und vertreten damit das System der reinen Gegenseitigkeit. Sie werden vom Staate verwaltet, und ihre Verfassungen sowie ihre geschäftlichen Grundsätze beruhen auf staatlichen Verordnungen. Die früher zu ihren Gunsten erlassenen Privilegien sind größtenteils aufgehoben. Sie sind stets nur für eine Provinz, einen Regierungsbezirk oder eine Landschaft konzessionirt, eine Beschränkung ihrer Geschäftsthätigkeit, in welcher der Grund liegt, daß sie den thätigen, hierin keiner Beschränkung unterworfenen Privat- oder Aktiengesellschaften gegenüber nicht reüssiren. Sie leiden an einer schlechten Verteilung der Gefahr. Eine Verschmelzung aller dieser Sozietäten zu einer einzigen großen Landesfeuerversicherungs-Anstalt könnte diesem Übel abhelfen.

Die Magdeburger Feuerversicherungsgesellschaft sagt in ihrer schon oben zitirten Denkschrift über „ihre Bestrebungen und Erfolge," daß es sich für den Versicherer unausgesetzt darum handle, zu sinnen und zu trachten, daß und wie das Risiko weiter vermindert werde. Soweit dieses Ziel durch „fleißige, rationelle und vorsichtige Geschäftsführung, durch Maßregeln zur Verhütung, Begrenzung und Bekämpfung der Gefahren, um diese selbst auf das geringste Maß zurückzuführen," herbeigeführt werden kann, muß dieses Bestreben den Beifall aller vorurteilsfreien Leser finden, ein andres ist es schon mit den weiter angeführten Mitteln der „geschickten Verteilung der Gefahren" und „des Studiums der Gefahrsmomente." Der Fall tritt häufig ein, daß bei einer Praxis, die auf diesen Mitteln beruht, ein Versicherungsuchender trotz größter Mühe die gewünschte Versicherung entweder garnicht oder doch nur unter den größten Opfern und rigorosen einschränkenden Bedingungen erreichen kann, weil entweder alle Gesellschaften das für den Versicherungsort bestimmte Maximum bereits erreicht oder diesen Platz überhaupt der leichten Bauart seiner Gebäude oder der subjektiven Eigenschaften seiner Einwohner wegen aus ihrem Geschäftsgebiete ausgeschlossen haben. Sie können auch Veranlassung haben, den Antragsteller selbst zu meiden, weil er das Unglück gehabt hat, bereits von einem Brandschaden getroffen zu werden, oder die Versicherung abzulehnen, weil das Objekt nicht zu den „wünschenswerten Risiken" gehört. Gehört dasselbe zu denjenigen Ausnahmen, zu deren Versicherung auch die öffentliche Sozietät nicht verpflichtet ist, so muß der Versicherungsuchende, wenn er nicht unversichert und damit der Chance des größten Verlustes unterworfen bleiben will, sich einer Privatversicherungsgesellschaft mit gebundenen Händen überliefern,

Digitized by Google

welche die Police so verklausulirt, daß er im Schadenfalle rechtlich nichts zu verlangen hat, sondern ganz von der „Koulanz" der Gesellschaft abhängig ist. Diejenigen, welche schon das Unglück eines Brandes erlitten haben, dessen Entstehungsursache entweder unaufgeklärt geblieben oder in der Böswilligkeit von Gesinde und Nachbarn oder in der Fahrlässigkeit dieser oder der eignen Familienangehörigen nachgewiesen worden ist, ferner die Bewohner unsrer armen, leicht gebauten Gebirgsstädte und die unsrer östlichen Grenzdistrikte, aber auch die Besitzer chemischer Fabriken und Warenlager, von Mahl-, Öl- und Schneidemühlen, Tuchfabriken und Spinnereien, Färber, Lackirer, Tischler und Möbelfabrikanten und viele andre werden die Wahrheit des hier Gesagten bestätigen. Es ist jedoch in dergleichen Risiken ein bedeutender Teil des Volksvermögens angelegt, und zehntausende von Arbeitern und Arbeitgebern gründen auf die Sicherstellung und Unterhaltung desselben ihre Existenz. Auch nicht der kleinste Teil dieses Vermögens darf in einem geordneten Staate dem blinden Zufall oder der Willkür überlassen bleiben. Zu zwingen ist niemand, also auch keine Versicherungsgesellschaft, zur Annahme eines ihm nicht gutdünkenden Geschäfts. Durchaus notwendig ist daher die Einrichtung einer großen Landesfeuerversicherung, welche ohne Ausnahme alle an sie herantretenden Objekte nach einer vorurteilsfreien, sachgemäßen Tarifirung der Gefahrenklassen annimmt. In der staatlichen Leitung liegt die Gewähr für die Geschäftsführung sine ira et studio dem Publikum gegenüber. In der Ausdehnung ihres geschäftlichen Gebietes, in welchem alle Objekte der industriellen und landwirtschaftlichen Bezirke mit denen der großen Städte vereint sind, hat sie die vollkommenste Gefahrenverteilung und Ausgleichung des eingegangenen Risikos. Infolge dessen bietet sie allen ihren Versicherten die Garantie, gegen eine billige Prämie, befreit von allen sie rechtlos machenden Klauseln und Zusätzen, ihren Schaden vollständig ersetzt zu bekommen, ohne Rücksichten auf die Interessen der Aktionäre und die Tantiemen.

Den Vorwurf, durch Anwendung ungerechtfertigter Mittel bei der Regulirung von Brandschäden wesentlich die Erzielung eines hohen Gewinnes zu beabsichtigen, wird von allen Gesellschaften mit Entrüstung abgewiesen. Sie verlangen für diese Behauptung positive Beweise und erklären sich bereit, zur Entkräftigung dieses Verdachts alle ihre Schadenregulirungsakten zur Durchsicht vorzulegen. Die vierzehn vereinigten Gesellschaften haben deren jährlich etwa 30000 Nummern, die Magdeburger hatte in den letzten zehn Jahren 23651 Brände. Mit Erfüllung dieses, freilich schwer durchführbaren Wunsches dürfte jedoch den Gesellschaften kein Gefallen erwiesen werden, denn in jenen Akten findet sich gar mancher Fall vor, der, analog den weiter unten angeführten, zum Besten der Gesellschaft lieber verschwiegen bleibt. In keinem Falle bewährt sich die Wahrheit des Sprichworts vox populi vox dei so, wie in der Meinung des Publikums über die Art und Weise der ihm eventuell bevorstehenden Schadenregulirung. Nicht nur der weniger einsichtsvolle Teil des Publikums ist durch

Digitized by Google

das Studium der Präklusionsklauseln und durch die praktische Erfahrung ihrer wirklichen Anwendung so pessimistischer Anschauung geworden, daß er sich durch sie von der Versicherung überhaupt ganz abhalten läßt. Zum Beweise der rechtswidrig verzögerten, verkürzten oder ganz verweigerten Entschädigungen berufen wir uns für jetzt auf die beiden vor dem Reichsgericht ausgetragenen Prozesse gegen eine Berliner Gesellschaft, wie sie vorm Jahre in Nummer 277 der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung dem Publikum mitgeteilt worden sind, und fügen diesen beiden Fällen folgende, aus Schadenregulirungsakten einer andern Gesellschaft entnommene Korrespondenz bei. Der darin seine Ratschläge der Gesellschaft unterbreitende Regulirungsbeamte fungirt bei ihr bereits zehn Jahre als solcher, er ist demnach mit ihren Intentionen genau vertraut.

Das einemal schreibt er, nachdem er den Beschädigten als unbescholtenen, sich des besten Leumunds erfreuenden Mann geschildert hat, auf dem kein Verdacht der Brandstiftung ruhen könne:

Die Liquidation des Beschädigten beträgt 2875 Mark. Leider ist ihm nicht nachzuweisen, daß er unterlassen hätte, nach Kräften zu retten. Ich schätze den Schaden, um einen billigen Vergleich herbeizuführen, auf 1250 Mark, bis zu welchem Betrage ich auch meine Offerte ausdehnte. Haben Sie die Güte, zu prüfen, ob in erster Linie die Präklusion ad Paragraph 10 der Versicherungsbedingungen durchschlagend ist, denn der Beschädigte hat seine versicherten Sachen seiner Frau verkauft. Im andern Falle müßte ich mit ihm in weitere Verhandlung treten, um den Schaden nach Ihrer Meinung abzumachen. Nachdem die Leute gesehen, daß ich mit der Abreise Ernst gemacht, werden sie entschieden jetzt bei Ihnen petitioniren, denn dazu drängt sie schon die Not, in die sie durch den Brand ohne Entschädigung vollends geraten sind.

Ohne nur ein Wort der Rüge für das Ansinnen zu haben, sich aus der Not des Mannes einen Vorteil zu schaffen, ermächtigte die Gesellschaft ihren Beamten zur weitern Verhandlung mit dem Beschädigten, worauf der Beamte folgenden Brief an denselben richtet:

Herrn A. C. in Dresden.

... Die für das Mobiliar, die Kleider, Wäsche, Betten u. s. w. angegebenen Preise sind mit Rücksicht auf deren Qualität viel zu hoch angegeben. Wenn ich bedenke, daß die in demselben Grundstücke Abgebrannten über die Hälfte ihres Mobiliars gerettet haben, so komme ich zu dem natürlichen Schluß, daß Sie sich das Retten, zu dem sie nach § 7 der Versicherungsbedingungen verpflichtet waren, nicht angelegen sein ließen. Schließlich haben Sie unterlassen, der Polizeibehörde ein Verzeichnis der angeblich gestohlenen Gegenstände (§ 8 der Versicherungsbedingungen) einzureichen und auf Verfolgung des Diebstahls anzutragen. Nach allen diesen Vorgängen würde Ihr Anspruch an die Gesellschaft aus dem § 15 Abschnitt IV der Policebedingungen schon abzuweisen sein. Es hat sich aber noch herausgestellt, daß Ihre Versicherung zur Zeit des Brandes überhaupt ruhte. Bei der Versicherungsnahme gaben Sie an, daß Sie Eigentümer der versicherten Gegenstände wären, das ist auch der Fall gewesen, Sie haben die Sachen dann jedoch an ihre Ehefrau abgetreten. Letztere ist dadurch Eigentümerin derselben geworden und mit

Digitized by Google

diesem Augenblick erlosch die Entschädigungsverpflichtung der Gesellschaft Ihnen gegenüber. Es ist sonach ganz zweifellos, daß Sie rechtlich an die Gesellschaft einen Anspruch nicht erheben können, dennoch erklärte ich mich bereit, der Direktion zu empfehlen, Ihnen eine Entschädigung bis 1250 Mark zu gewähren, da ich Ihren Schaden nach meiner Kalkulation so hoch veranschlagte. Und daß danach von einer Verpflichtung der Gesellschaft keine Rede sein kann, sondern nur im Wege der Liberalität in Form eines Geschenks Ihnen eine Zuwendung gemacht werden kann, müssen Sie wohl erklärlich finden.

Wenn ich auch nicht geneigt war, Ihnen bald die Offerte in dieser Höhe zu machen, so nehme ich doch Rücksicht auf Ihre keineswegs zu beneidende Situation und wiederhole, ohne Verzug Ihnen die 1250 Mark bei der Direktion auszuwirken, wenn Sie sich damit einverstanden erklären. Die Zahlung kann dann in wenigen Tagen erfolgen. Im andern Falle sieht die Gesellschaft mit der größten Ruhe Ihrer Klage entgegen. Bevor Sie einen, nach dem jetzigen Gerichtsverfahren sehr kostspieligen und für Sie sehr zweifelhaften Prozeß anstrengen, sehen Sie nur mit aller Ruhe nochmals die angezogenen Paragraphen der Versicherungsbedingungen durch und weisen Sie meine Offerte nicht zurück. Sie würden ja nach verlorenem Prozesse, der drei bis vier Jahre dauern kann, total ruinirt sein.

Man sieht, keine Drohungen und Versprechungen bleiben unversucht, um den Mann zu bewegen, fünfzig Prozent des ihm zustehenden Betrages zu Gunsten der Gesellschaft fallen zu lassen. Aber noch ist er nicht mürbe genug gemacht; fußend auf seinem guten Recht, weist er mit Entrüstung jedes Geschenk ab und verlangt die volle ihm zustehende Summe. Darauf klagt die Gesellschaft ihrem Beamten:

Daß Sie zu einem Resultate nicht gekommen, ist für die Sache keineswegs günstig und uns sehr unangenehm. Die von Ihnen angeführten Präklusionsgründe sind so außerordentlich schwach, daß wir schwerlich im Prozeßfalle ein für uns günstiges Resultat zu erwarten haben dürften. Wenn der Beschädigte die von Ihnen ermittelte Entschädigung von 1250 Mark nicht anerkennen wollte, so hätte er sich vielleicht mit 1500 Mark zufrieden erklärt. Wir hätten dann wenigstens ein Maximum erhalten, welches anzuerkennen uns freistand. Jetzt wird aber C. einfach seine Liquidation aufrechterhalten und uns daraufhin verklagen.

Der Beamte kannte jedoch den Beschädigten und seine bedrängten Verhältnisse besser. Er ließ ihn noch acht Wochen warten, worauf dieser, durch Not und Elend gezwungen und ohne Mittel, sich sein Recht zu erstreiten, die 1250 Mark annahm und die Schadenregulirung quittirte.

In einem andern Falle war der Schaden eines Gutsbesitzers vom Regulirungsbeamten auf 3500 Mark festgestellt worden. Darauf schreibt die Gesellschaft an ihren Beamten:

Wir bitten Sie um Ihre Ansicht, ob es erforderlich sein wird, den Schaden in der von Ihnen ermittelten Höhe anzuerkennen, oder ob Aussicht vorhanden ist, mit einem Vergleich von 1500 Mark, nötigenfalls 1800 Mark abzukommen. Da Ihnen die einschlägigen Verhältnisse bekannt sind, so wird es Ihnen leichter möglich sein, hierüber sich ein Urteil zu bilden.

Digitized by Google

Nach sechswöchentlichem Schachern, bei welchem der Beamte nach und nach 300 Mark zugelegt hat, entschließt sich der Beschädigte endlich, müde des unwürdigen Handels, und schreibt:

Ew. Wohlgeboren Ansichten kann ich nicht teilen, da ich aber ein Feind von Prozessen bin, so will ich mich mit dem Entschädigungsbetrage von 1800 Mark zufrieden erklären.

In einem dritten Falle berichtet der Beamte:

Der Verlust der Leute beläuft sich auf 1600 Mark. Ich offerirte ihnen 800 Mark, ein Verfahren, das bei diesen Leuten — es sind Juden polnischer Herkunft — allein angebracht ist und schloß vorbehältlich Ihrer Genehmigung dann mit 950 Mark ab.

Wir wissen nicht, ob der Direktor der betreffenden Gesellschaft jüdischer Herkunft ist, soviel sehen wir aber aus den Akten, daß er sich nicht besann, das polnisch-jüdische Verfahren, die Hälfte zu bieten, durch Sanktionirung dieses „Geschäftchens“ gutzuheißen.

(Schluß folgt.)

Gedanken über Goethe.

Von Viktor Hehn.

3. Naturphantasie.

Mit Goethe war im Zeitalter des formalen Verstandes und der mechanischen Weltansicht ein Auserwählter der Phantasie aufgetreten, dieser Gabe, die vor allem den Dichter macht. Goethes Phantasie umfaßte zwar zunächst das Menschenleben, dieses sowohl in der Sphäre seiner objektiven Allgemeinheit als in den Tiefen des subjektiven Gemütes, aber mit gleicher Kraft wandte sie sich den Gestalten und Erscheinungen der Natur zu, in deren großem Reiche auch der Mensch begriffen ist. Der Himmel und die Erde, die Elemente in ihrer Größe, der Tag und das Jahr im Laufe ihrer Zeiten und Verwandlungen, alles, was uns in der Natur umgiebt und unser Dasein freundlich und feindlich bestimmt — der Dichter weiß es in seinem Wesen zu ergreifen, vor unsern Augen zauberisch zu beleben, dem Stummen, dem Unbewußten Sprache und Gefühl zu leihen. Er war ja nicht, wie die bisherigen Poeten, in der Gefangenschaft des Hauses, im Staube des Museums und der Bücher groß geworden und von der Schule

Digitized by Google

genährt; er streifte ruhelos, bald ahnungs-, bald reuevoll, in Wald und Feld, auf weiten Wegen umher, verkehrte mit den Geistern des Gebirges, des Wassers, der Nacht, genoß die Pracht und Gewalt der Sonne und den kühlenden Hauch des Mondes und verwandelte überall die Anschauung in Andacht. Sein Genius hatte ihm die herrliche Natur zum Königreich gegeben, Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht bloß kalt staunenden Besuch erlaubte sie ihm, sie vergönnte ihm in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freunds zu schauen, und im Wechseltausch mit ihr öffneten sich seiner eignen Brust geheime, tiefe Wunder. Ihre Einsamkeit heilte, läuterte, stärkte ihn: verstehst du, fragt Faust, d. h. der Dichter selbst,

Verstehst du, was für neue Lebenskraft
Mir dieser Wandel in der Öde schafft?

Noch in Weimar lebte der Novize des Hofes, der leichtsinnige Führer der Gesellschaft, abseits der Stadt, unfern der rieselnden oder rauschenden Ilm, unter Bäumen, die er selbst gepflanzt und gepflegt, in einem Bauerhause, das er selbst ein wenig wohnlich gemacht und auf dessen Altan er, in den Mantel gehüllt, durch ein vorspringendes Dach vor dem Regen notdürftig geschützt, unter Donner und Blitz die Frühlingsnacht schlummernd verbrachte oder ein andermal, wenn er dazwischen erwachte und die Augen aufschlug, immer neue Herrlichkeit des Himmels um sich und über sich hatte. In seinen Dichtungen legt er oft das Naturbild nur an, oft malt er es in reicherer Fülle schildernd aus, oft genügt ihm ein kurzes Wort, eine einzelne Bezeichnung, um wie durch ein Streiflicht die jedesmalige Gestalt mit augenblicklichen, unwiderstehlichen Umrissen vor uns aufzurichten.

Indem wir im folgenden einige Belege dazu sammeln, gehen wir diesmal nicht der Entwicklung des Dichters nach, sondern halten uns an die eigne Ordnung und die großen Züge der Natur selbst, wie sie sich den Sinnen des in sie gestellten Menschen zu erkennen giebt.

Über uns wölbt sich der Himmel, und durch seine Weite zu schweben, in den unendlichen Raum sich zu verlieren, den Vögeln, den Wolken nachzuziehen — dieser Wunsch erfüllt jeden, der aus den Schranken des endlichen, einzelnen Daseins in eine Welt der Freiheit dort oben aufzublicken glaubt. So ruft Faust:

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Digitized by Google

Dieſelbe unbeſtimmte Sehnſucht trägt Ganymed hinauf, aus dem Reiche der Schwere in das leichte Reich des Äthers, dorthin, wo der ewige Vater wohnt:

Hinauf, hinauf ſtrebts!
Es ſchweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe!
Mir, mir!
In eurem Schoße
Aufwärts!

Auch Werther ſchreibt in den Briefen aus der Schweiz: „Welche Begierde fühl ich, mich in den unendlichen Raum zu ſtürzen, über den ſchauerlichen Abgründen zu ſchweben — Mit welchem Verlangen hol ich tiefer und tiefer Atem, wenn der Adler in dunkler, blauer Tiefe, unter mir, über Felſen und Wäldern ſchwebt und große Kreiſe zieht" u. ſ. w.

Am Himmel wandeln Sonne und Mond, folgen einen innern, unabänderlichen Gebote, begleiten unſer Leben und richten den Lauf ſeiner Stunden. Was iſt die Beſtimmung des Menſchen? ſo wurde der Philoſoph Anaxagoras gefragt, und er erwiederte: Den Himmel anzuſchauen und der ewigen Ordnung ſich bewußt zu werden. So betet Iphigenie zu Apollo und Artemis:

Geſchwiſter, die ihr an dem weiten Himmel
Das ſchöne Licht bei Tag und Nacht herauf
Den Menſchen bringet, rettet uns Geſchwiſter!

Ach aber, beide Geſtirne ſind ihrem eignen ſtrengen Geſetz unterthan, und unſer Leid, unſre Verzweiflung kümmert ſie nicht:

Die Welt, wie ſie ſo leicht
Uns hilflos, einſam läßt und ihren Weg
Wie Sonn und Mond und andre Götter geht! (Taſſo.)

Beſonders aber herrſcht droben die Sonne — mens mundi et temperator, über uns und über allem. Schon die alten Dichter, vor allen Homer, wenn ſie „leben" ſagen wollen, brauchen die Wendung: der Sonne Licht ſchauen. So iſt auch in mittelhochdeutſchen Gedichten, z. B. im „Parcival" (Lachmann 247, 26), den sunnen haz varn ſo viel als den gotes haz und bei Goethe die Sonne ſoviel als Glück und Leben überhaupt. Der Gräfin Bernſtorff meldet er im letzten ſeiner Briefe an ſie, er ſei von einer tötlichen Krankheit geneſen, und der Allwaltende gönne ihm noch „das ſchöne Licht ſeiner Sonne zu ſchauen"; denn, wie es in der Achilleis heißt:

Oft begrub ſchon der Kranke den Arzt, der das Leben ihm kürzlich
Abgeſprochen, geneſen und froh der beleuchtenden Sonne,

oder wie Iphigenie ſagt:

Digitized by Google

Die Unsterblichen lieben der Menschen
Weitverbreitete gute Geschlechter
Und sie fristen das flüchtige Leben
Gerne den Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anschaun
Eine Weile gönnen und lassen.

So fragt Wilhelm Meister hoffnungslos und entmutigt (8, 7): „Werde ich künftig der Sonne und der Welt, der Gesellschaft oder irgend eines Glücksgutes genießen?“ und Orest spricht zu Iphigenien:

und laß dir raten, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne,
Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab —

und Antiope zu Elpenor:

So lang ich weiß, du wandelst auf der Erde,
Dein Auge schaut der Sonne teures Licht,
— — bist du
Mir gleich entfernt, so fehlt mir nichts zum Glück.

Iphigenie:

nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß —

d. h. wo er sich zuerst seines Lebens bewußt wurde. Nausikaa, da sie am Meeresgestade ihre Gewänder getrocknet sieht, preist „die hohe Sonne, die allen hilft.“ Den Schiffer ruft die Sonne zur Fahrt ins Meer hinaus (Seefahrt):

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe —

und dieselbe Liebe hat Prometheus erfahren:

Was der Sonne Liebe jemals Frühlingswonne,
Des Meeres laue Welle
Jemals Zärtlichkeit an meinen Busen angeschmiegt.

Die Sonne, wenn sie aufgeht und untergeht oder am Himmel glüht, bringt die Tageszeiten, den Morgen und den Abend und den Mittag. Der Morgen erfüllt mit Hoffnung, Kraft, Lebensmut; die Mutter in „Hermann und Dorothea“:

Da war beklemmt mein Herz, allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je und flößte mir Mut in die Seele.

An Frau von Stein (24. März 1776): „Hinter Naumburg ging mir die Sonne entgegen auf! Liebe Frau, ein Blick voll Hoffnung, Erfüllung und Verheißung — die Morgenluft so erquickend, der Duft zwischen den Felsen so schauerlich, die Sonne so golden blickend als je! Nicht diesen Augen nur,

Digitized by Google

auch diesem Herzen! Nein, es ist der Born, der nie versiegt, das Feuer, das nie verlischt, keine Ewigkeit nicht! Beste Frau, auch in dir nicht, die du manchmal wähnst, der heilige Geist des Lebens habe dich verlassen." Ähnlich an den Herzog tags darauf: „Ich habe die Nacht durch manches Knäulchen Gedankenzwirn auf- und abgewickelt; diesen Morgen ging mir die göttliche Sonne hinter Naumburg auf." Der Morgen im Frühling, vom Berge, wenn der Nebel noch im Thale liegt und die Nachtigall noch nicht verstummt ist, leuchtet und blüht im „Ganymed":

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind —

„Mir wars frei in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen" (Stella), „Süßer Morgenlüfte Kinderstammeln" (Elpenor) —

Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm. (Harzreise im Winter)

Früh am Novembertage rollen am Steine der Geliebten die Thautropfen nieder, „die schönen Thränen des Himmels" (an Frau von Stein, 17. November 1782*). Wie die aufgehende Sonne uns mit der Kraft und Freude des Lebens erfüllt, so ist die untergehende ein Bild jähen Abschiedes, frühen Todes:

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug,
Mich geblendeten Taumelnden,
In der Hölle nächtliches Thor. (An Schwager Kronos)

Auch wenn die Dunkelheit eingebrochen, brennt das Licht der Sonne noch in der Seele, und bald kündigt sich der neue Tag im Osten wieder an.

Wie der süße Dämmerschein
Der weggeschiednen Sonne
Dort hinaufschwimmt
Vom finstern Kaukasus
Und meine Seel umgibt mit Wonneruh,
Abwesend auch mir immer gegenwärtig. (Prometheus)

Anders ist die Stimmung in dem Liede „Bergschloß": der Dichter steht mit

*) Noch in „Wahrheit und Dichtung" (Buch 7) derselbe poetische Ausdruck: „die unschuldigen Pflanzenthränen"; sie benetzen dort den in die Rinde des Baumes geschnittenen Namen der Geliebten. So ist auch der Fels am Sipylusgebirge, in den die Niobe verwandelt worden, feucht von den Thränen der Unglücklichen, die ewig ihre Kinder beweint.

Digitized by Google

der Geliebten oben in den Trümmern der alten Burg, denkt sich als Knappen des Schloßherrn, sie als Kellnerin:

Und als sich gegen den Abend
Im stillen alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum schroffen Gipfel empor.
Und Knapp und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit.

Die eigentlich klassische Stelle aber für die Abendempfindung bleibt für immer Fausts Nachruf an die scheidende Sonne:

Betrachte, wie in Abendsonneglut
Die grünumgebnen Hütten schimmern u. s. w.

Er möchte schwebend die Sonne begleiten und so eines immerwährenden Abends genießen, sähe ewig die Höhen entzündet, die Thäler beruhigt, die Silberbäche in den goldnen Strom sich ergießend; flöge über das rauhe Gebirge weg, das Meer mit erwärmten Buchten thäte sich vor seinen Blicken auf; so eilt er der Sonne nach, vor sich den Tag und hinter sich die Nacht. Doch da wir an die Erde, den Boden, auf dem wir stehen, gebunden sind, so senkt sich die Nacht, die Finsternis auf uns herab und wir können uns ihrer nicht erwehren.

Die Nacht ist dem Naturmenschen, wie dem Kinde, die Mutter der Schrecken, in ihrem Dunkel streifen die bösen Geister umher, und sie leiht ihnen ihren Schutz zu schadenfrohem Thun. Da werden die Nebelstreifen an den grauen Weiden zu Gestalten und der in dürren Blättern raschelnde Wind zu verderblicher Rede. Dem Kinde in des heimeilenden Vaters Arme flüstert der Elfenkönig verlockende Worte zu und erstickt es, da es nicht folgen will. Wenn „der Abend die Erde wiegt" und „an den Bergen schon die Nacht hängt" (Willkommen und Abschied), dann reitet der Dichter über Land, hinaus zu der Geliebten: die Winde sausen schauerlich, die Nacht schafft tausend Ungeheuer, wie ein aufgetürmter Riese steht im Nebelkleide der Eichbaum da, und aus dem Gesträuche blickt die Finsternis mit hundert schwarzen Augen. „Wenn ich abends auf dem Altan, der zwischen den Giebeln des Hauses angebracht ist, spazierte, über die Gegend hinsah und von der herabgewichenen Sonne ein zitternder Schein heraufdämmerte, die Sterne hervortraten, aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang" u. s. w. (Wilhelm Meister 1, 7). In den Zigeunerszenen des „Götz" (erster Bearbeitung) fehlt nichts, was die Winternacht fürchterlich macht: die Werwölfe, der wilde Jäger, die krächzenden Gespenster, das Geheul der Hunde und der Wölfe, die Irrlichter im Sumpfgebüsch, der Schneesturm in der Schlucht, der dem kletternden Buben um die Beine schießt u. s. w. Unthaten jeder Art verbergen sich im Schoße der Nacht (Iphigenie 1, 3):

Digitized by Google

Und viel unseliges Geschick der Männer,
Viel Thaten des verworrnen Sinnes deckt
Die Nacht mit schweren Fittigen und läßt
Uns nur die grauenvolle Dämmrung sehn.

Die Nacht ist endlos, denn der Blick durchdringt sie nicht: „Den der Fluch wie eine breite Nacht verfolgt und deckt" (Iphigenie 2, 1). — „Nicht die Nacht, die breit sich bedeckt mit sinkenden Wolken" (Hermann und Dorothea). Wenn Erwin unter Elmirens Fenster sang und seine Zither rührte, dann „wölbte die Nacht sich hoch und höher über seinen Klagen"; in der Nacht, mitten im Hochgebirge, erscheint dem Dichter der Schatten Euphrosynens und redet zu ihm: nachdem die Lichterscheinung zergangen, ist das Dunkel nur noch tiefer, das Herz nur noch trostloser:

Tiefer liegt die Nacht um mich her, die stürzenden Wasser
Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad. —
Wehmut reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

Aber die Nacht ist vielgestaltig, sie ist nicht immer schauervoll und düster, sondern auch heimlich und den Liebenden günstig. Philine widmet ihr ein Lied und Scapine singt:

Nacht, o holde, halbes Leben,
Jedes Tages schöne Freundin! *)
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt.

Stella spricht mit sich: „Fülle der Nacht, umgieb mich, fasse mich, leite mich!" Wilhelm schreibt an seine Mariane „unter der lieben Hülle der Nacht, die ihn sonst in ihren Armen bedeckte"; der Liebende, auf dem Lager liegend und die Geliebte erwartend, segnet die nächtlichen Finsternisse, „die so ruhig alles überdeckten" (Morgenklagen). Und auch helle, durchsichtige, krystallene, ambrosische Nächte giebt es, in denen der Mond leuchtet und die Sterne schimmern.

---

*) Ein Vers in „Hermann und Dorothea," der dem Dichter oft übelgenommen worden, wiederholt nur denselben Gedanken. Der Tag gehört dem Kampfe, der Arbeit, dem Verdruß und jeder Art Anstrengung; das gemeinsame Lager bei Nacht bringt Austausch des Erlebten, das Gefühl unauflöslichen Bundes, Mitteilung und Sammlung und süße Ruhe (Röm. Eleg. 5):

Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen,
Überfällt sie der Schlaf, lieg ich und denke mir viel.

Zu dem trauernden Achilleus in der Ilias spricht seine Mutter Thetis (also gleichfalls die Mutter): Wie lange willst du der Nahrung dich enthalten, wie lange des Lagers? Ist es doch schön, des Weibes in Liebe zu genießen!

Digitized by Google

Wie die Sonne, der der Dichter in der ersten Weimarer Zeit einen fast begeisterten Kultus widmete,*) ist auch der Mond, das andre große Himmelslicht, in seinen Gedichten und Bekenntnissen Gegenstand schwärmerischer Verehrung. Schon in einem Jugendliede „Die schöne Nacht" heißt es:

Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden finstern Wald:
Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf.

An Frau von Stein schreibt er 1777:

Tauche mich in die Sonne früh,
Bad ab im Monde des Tages Müh —

und an die Gräfin Auguste Stolberg vom Juli desselben Jahres:

„Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz —

so sang ich neulich, als ich tief in einer herrlichen Mondnacht aus dem Flusse stieg, der vor meinem Garten durch die Wiesen fließt." An Frau v. Stein, 15. Okt. 1780: „der Mond ist unendlich schön, ich bin durch die neuen Wege gelaufen, da sieht die Nacht himmlisch drein. Die Elfen sangen" u. s. w. Bei der Harzreise im Winter hatte er den heißen Wunsch nach dem Vollmond, und er dankt den Göttern, die sein Gebet erhörten; Friederike und Lili besuchte er beide zur Zeit des Vollmondes, wie er nicht unterläßt anzumerken; aus Rom schreibt er 2. Februar 1787: „und so haben Sonne und Mond, eben wie der Menschengeist, hier ein ganz anderes Geschäft als andrer Orten, hier wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Massen entgegenstehn"; sein Abschied von der geweihten Stätte, wo er so lange geweilt hatte, ward besonders feierlich durch den Mond, der am Himmel stand und der ja auch dem verbannten, in die Wildniß ausgestoßenen Dichter Ovid in der letzten Nacht in Rom geleuchtet hatte: „ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer andern,

*) Ja noch im höchsten Alter sagte er zu Eckermann (Band 3): „Die Sonne ist eine Offenbarung des Höchsten und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns."

Digitized by Google

einfachern, größern Welt." Diese Eigenschaft des Mondlichtes, die im Raum zerstreuten Dinge zu großen Massen zu sammeln, die auch Schiller empfunden hatte:

Der Mond erhebt sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen —

bewährte sich auch an jenem Abend, als Hermann und Dorothea unter dem Birnbaum rasteten:

Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter,
Nacht wars, völlig bedeckt der letzte Schimmer der Sonne;
Und so lagen vor ihnen in Massen gegen einander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.

In andern Momenten erscheint das Licht des Mondes als ein der bewegten Seele verwandtes, gleichgestimmtes Element, wie die sichtbar gewordene, träumerische Empfindung selbst. Es wird bald als das traurige, verschleierte angeschaut, wie ein verweintes Menschenangesicht:

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor — (Willkommen und Abschied)

Dann über Büchern und Papier,
Trübseliger Freund, erschienst du mir — (Faust)

bald als silberner Nebelglanz, der auf Wiesen, am Saume des Waldes dämmert und vor dem Blicke des Einsamen in Geister der Vergangenheit sich verwandelt:

Ach könnt ich doch auf Bergeshöhn
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allen Wissensqualm entladen
In deinem Thau gesund mich baden — (Faust)

Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch
Der Vorwelt silberne Gestalten auf
Und lindern der Betrachtung strenge Lust — (Ebda.)

bald als reiner, ruhiger Herrscherblick:

Wie dein Licht, das Leben der Nächte,
Über der Erde ruhet und waltet, — (Iphigenie)

der die Dinge in ihren harten, verworrenen Umrissen so klar sondert, so milde vereinigt, wie das kühlere Urteil des besonnenen Freundes unsre Schicksale und Leidenschaften entwirrt und erkennt:

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,

Digitized by Google

Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick —

und so kommt von ihm eine sanfte Beruhigung über die stürmende Seele, über das in Sehnsucht vergehende Herz:

Mir ist es, denk ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn,
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn — (Jägers Abendlied)

daher ihm auch der Anruf „heilig" zusteht: „wo du, heilger Mond, auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerst" (Stella) —

Dich ehr ich, heiliges Licht,
Reiner, hoher Gefühle Freund! (Triumph der Empfindsamkeit)

Zwei lyrische Gedichte sind ganz eigens an den Mond gerichtet; in dem ersten, „An Luna," verschmilzt die Mondhelle mit zärtlicher, ja wollüstiger Liebesphantasie: der schwimmende Nebel, der Silberschauer um das Antlitz des Mondes, Lunas leiser Lauf, der die Nachtvögel und die Geister der Abgeschiedenen aus ihren Höhlen weckt, der weite Blick, mit dem der Mond über alle Fernen sieht und durch das Fenstergitter bis zu den unverhüllten Gliedern des geliebten Mädchens in die Kammer dringt — diese ganze Malerei ist mit leichter Kunst in lyrischen Sang und Klang verwandelt. Fehlt es gleichwohl diesem frühen Jugendliede noch an tieferer Resonanz, so ist das zweite, „An den Mond" (vom Jahre 1778, nachher wesentlich umgestaltet und erhöht), ganz eine weiche, dunkle Musik der Seele: die Mondnacht hat des Dichters Gemüt bis in seine Tiefen gelöst, sodaß Vergangenheit und Umgebung, Wonn und Weh des Lebens, verlornes Glück und stille Entsagung, alle Eindrücke früherer Tage, alle Bilder der gegenwärtigen Stunde in eine wehmütige Stimmung zusammenfließen, die dann in schmelzendem Zauber der Melodie und des Rhythmus ausströmt.

Goethes Phantasie war eine zu echte und wirkliche, als daß sie sich in der anschauungslosen Unendlichkeit des astronomischen Himmels oder wie Klopstock unter den altjüdischen Cherubim und Seraphim hätte ergehen können — nur einmal, im Prolog zum „Faust," läßt er die drei Erzengel singen, den ersten von der Sonne, den andern von dem Umschwung der Erde, den dritten von Sturm, Ungewitter und sanften Lüften — aber zu den freundlichen Sternen über unsern Häuptern blickt er gern auf, redet sie an und verfolgt den Weg, den sie langsam wandeln. An den Herzog (24. Dezember 1775): „Der herrliche Morgenstern, den ich mir von nun an zum Wappen nehme, steht hoch am Himmel." Er nahm ihn sich zum Wappen, denn er war um jene Zeit immer frühe auf und erwartete im Freien die allbelebende Sonne.

Digitized by Google

Noch dreizehn oder fünfzehn Jahre später bestätigt dies das schöne venetianische Epigramm (97):

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern,
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstin erwarten,
Wonne des Jünglings, wie oft lockest du nachts mich heraus!
Nun erscheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmlischen Augen
Meiner Geliebten, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

An Frau von Stein (19. Januar 1778): „Orion stand so schön am Himmel, als wir von Tiefurt fröhlich heraufritten," und (8. Juli 1781): „Jeden Abend grüß ich das rötliche Gestirn des Mars, das über die Fichtenberge vor meinem Fenster aufgeht." In dem herzlichen, betrachtenden Gedicht „Ilmenau 1783" freut er sich des frischen Balsams der Nadelwaldung und hat in deren Finsternis „beim Liebesblick der Sterne" den Pfad verloren, und sagt dann von sich selbst:

Indessen ich hier still und atmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre.

„Wilhelm Meister" 1, 17: „Unter den holden Sternen hingestreckt war ihm sein Dasein wie ein goldner Traum." Die Sterne dienen dem Dichter, um seine ideale Liebe wie mit einer Strahlenkrone zu umgeben, dann um der nächsten Wirklichkeit der Liebe durch die Vorstellung der kalten Himmelsweiten sich noch wärmer zu versichern, endlich auch zum Bilde eines Jenseitigen und ewig Fernen und Versagten. „Meine Liebe ist mir wie der Morgen- und Abendstern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf, ja wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unserm Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen." (An Frau von Stein, 22. März 1781.) Mitten in der gemeinen Bewegung des Lebens sieht er überall wie durch einen Flor die Gestalt der Geliebten; sie leuchtet ihm

freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern. (An Lida)

Aber wie in der zehnten Römischen Elegie die Erinnerung an den finstern Todesschlaf der Helden im Grabe das Glück der „lieberwärmeten Stätte" erhöht, so in den „Nachtgedanken" der Gegensatz der Sterne, die nach strengem Gesetz durch die unermeßliche Leere geführt werden:

Euch bedaur ich, unglückselge Sterne,
Die ihr schön seid und so herrlich scheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menschen,

Digitized by Google

Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltsam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reise habt ihr schon vollendet,
Seit ich weilend in dem Arm der Liebsten
Euer und der Mitternacht vergessen!

Derselben Geliebten hatte er einige Jahre vorher, als sie seiner Glut immer wieder ausgewichen war, entsagend schreiben müssen (Schöll I, S. 23, Fielitz Nr. 89): „Ich sehe dich eben künftig, wie man Sterne sieht! Denke das durch!" Ich kann es nie erwerben, klagt der Liebende in „Trost in Thränen":

— es steht mir gar zu fern,
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern —

worauf die Freunde erwiedern:

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht —

ganz wie Alexis sich selbst anklagt, nicht früher von Doras Schönheit betroffen worden zu sein, sondern sie angesehen zu haben, wie man Mond und Sterne sieht, ohne an ihren Besitz zu denken. Aber in dem Liede „Sehnsucht" geht das Mädchen sinnend am Bache hin, die Wiesen entlang, der Abend dämmert, die Nacht bricht ein; plötzlich blitzt ein schöner Stern auf und verwandelt sich in den wirklichen Geliebten zu ihren Füßen:

Auf einmal erschein ich,
Ein blinkender Stern.
Was glänzet da droben
So nah und so fern?
Und hast du mit Staunen
Das Leuchten erblickt —
Ich lieg' dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

Noch spät, als die betrachtende Zeit schon gekommen war, findet sich in der Novelle „Der Mann von fünfzig Jahren" (vom Jahre 1807) die prächtige Schilderung des auf der blanken gefrorenen Fläche sich spiegelnden Mond- und Sternenhimmels und der dadurch erregten Winterlust der Menschen — weit phantasievoller, obgleich in Prosa, als Klopstocks rhetorisch figurirte, aber dem Gehalte nach prosaische und dürftige Schrittschuhode „Der Eislauf." Einige Bruchstücke mögen hier stehen: „Die schöne Kunst, welche die ersten raschen Wintertage zu verherrlichen und neues Leben in das Erstarrte zu bringen im hohen Norden erfunden worden." — „Das hat die Eislust vor allen andern körperlichen Bewegungen voraus, daß die Anstrengung nicht erhitzt und die

Digitized by Google

Dauer nicht ermüdet." — „Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternhimmel herauf und vollendete das Magische der Umgebung." — „Die Sterne flammten, die Kälte war gewachsen, sie fühlten nichts davon und fuhren dem lang daher glitzernden Wiederschein des Mondes, unmittelbar dem himmlischen Gestirn selbst entgegen." Ein ähnlicher Ausdruck noch im „Sankt Rochusfest zu Bingen": Der Dichter und seine Freunde, nachdem die heitere Abendtafel im Gasthause zur Krone in Rüdesheim aufgehoben worden, traten hinaus „unter den brennend gestirnten Himmel" und verweilten lange daselbst — und die Gläser und der Rüdesheimer selbst werden wohl auch mit hinausgetragen worden sein. (Schluß folgt.)

J. P. Hebel in seinen Briefen.

Zu den zahlreichen Briefsammlungen aus der klassischen und romantischen Periode unsrer Literatur hat sich im verflossenen Jahre der Anfang einer neuen Reihe von Veröffentlichungen gesellt: Briefe von J. P. Hebel, herausgegeben von Dr. Otto Behagel, Professor an der Universität Basel (Karlsruhe, H. Reuther, 1883). Es ist nicht vorauszuwissen, wie ausgiebig die Briefschätze sein werden, die der Herausgeber durch die Bezeichnung „erste Sammlung" in Aussicht stellt; es muß genügen, zu sagen, daß diese erste Sammlung der Briefe des Dichters der „Allemanischen Lieder" und der „Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes" an Gmelin, an die Straßburger Familie Hause und an Justinus Kerner umfaßt. Die Bedeutung dieser Briefe charakterisirt Behagel in seinem Vorwort dahin: „Die Briefe an Gmelin zeigen uns den Dichter in seinen naturwissenschaftlichen Studien; von großem Interesse ist die Art, wie sich Hebel in den Briefen an Justinus Kerner über die Aufgabe des Volksschriftstellers ausspricht. Nirgends können wir seinem gemütvollen Herzen so tief auf den Grund sehen, als in seinen Briefen an die Familie Hause. Wie innig nimmt er Anteil an ihrem Schicksal, wie herzlich freut er sich mit den Freunden, wie warm versteht er die Bekümmerten zu trösten, wie zart und fein, kaum vernehmbar dem stumpfen Ohr, ist seine Mißbilligung."

Gern kann der Leser diese Lobsprüche unterschreiben und seinerseits hinzufügen, daß die Herausgabe der Briefe eine sehr sorgfältige ist. In seinen Anmerkungen hat sich Behagel auf wirklich Wissenswertes und Ergänzendes beschränkt, hat am Fuße der Seiten nur gegeben, was zum Wortverständnis

Digitized by Google

notwendig ist und ohne was man nicht weiter lesen kann, und hat seine fleißigen biographischen, historischen, geographischen u. s. w. Erläuterungen zu den Briefen in einen Anhang verwiesen. Dieser ist von mäßigem Umfange und verschont den Leser mit den üblich gewordenen Auseinandersetzungen über alles und noch einiges. Kurz, wenn man sich überhaupt mit der modischen Materialpublikation einverstanden erklärt und es für notwendig und ersprießlich erachtet, daß ohne Gnade und Barmherzigkeit alles gedruckt werde, was die Schriftsteller früherer Tage hinterlassen haben, so kann man an der hier gegebenen Briefsammlung und an den Aussichten, die sich für die Zukunft eröffnen, seine Freude haben.

Wir gestehen aber offen, daß unsre Freude dieser wie beinahe allen ähnlichen Veröffentlichungen gegenüber eine sehr geteilte ist. Die Literaturgeschichte droht sich mehr und mehr in eine bloße Materialanhäufung zu verwandeln, und die Zahl der noch zu edirenden Korrespondenzen läßt sich garnicht abschätzen, wenn kein andrer Maßstab an bisher ungedruckte Briefe gelegt wird als der, daß der Name der Briefsteller der Literaturgeschichte angehört. Niemand wird einem Schriftsteller wie Hebel das Prädikat des Klassikers streitig machen, und wer etwa die allemanischen Gedichte und das Schatzkästlein nur vom Hörensagen kennt, der hat alle Ursache, sich einen bisher entbehrten hohen Genuß alsbald zu verschaffen. Nun vergegenwärtige man sich aber, wie viele Schriftsteller vom Rang und Wert des prächtigen Hebel unsre große und reiche Literatur zählt, vergegenwärtige sich, daß die Lust an neuen Funden unfehlbar gar manchen tief unter Hebel stehenden Autor zu der Bedeutung emporschrauben wird, welche die Voraussetzung für Ausgrabung, Sammlung und Herausgabe aller bei seinen Lebzeiten geschriebenen Briefe bilden soll. Je mehr es für „wissenschaftlich“ gilt, ohne Auswahl und jeden andern Gesichtspunkt als den der Treue und Vollständigkeit mißachtend, alles „Material“ zu publiziren, welches „neu“ ist, je mehr man sich in die Vorstellung hineinredet, daß jedes Blatt, das für den Forscher, den Biographen, den Herausgeber der Werke eines Schriftstellers von Wichtigkeit ist, eine Wichtigkeit auch für das größere Publikum oder wenigstens für die Fachgenossen habe, deren Begriff dann im weitesten Sinne genommen wird, eine umso bedenklichere Perspektive eröffnet sich. Unsre Bibliotheken füllen sich schon jetzt mit ganzen Reihen von Werken, die ungefähr die Bedeutung und Wirkung wohlaufbewahrter Manuskripte haben; wie soll es in Zukunft werden, wenn sich die Herausgaben in entsprechender Progression steigern? Es klingt ganz leidlich, wenn uns gesagt wird, der Einzelne habe hier lediglich zu thun, was seines Amtes sei, und sich um die Folgen im ganzen nicht zu kümmern. Der Mann der Wissenschaft ist aber doch kein Handlanger, der Stein auf Stein herzuschleppt, ohne Verantwortung dafür, wozu die Steine im Bau endlich verwendet werden. Und die notwendige Schranke hat sich hier die Wissenschaft selbst zu errichten. Es ist ja richtig, daß der Buchhandel dem zu weit getriebenen Eifer eine Art Dämpfer

Digitized by Google

auffetzt und von Zeit zu Zeit einmal den Druck bloßen unverarbeiteten Materials ablehnt. Man vergißt aber, daß diese Schranke noch auf Jahrzehnte hinaus eine unzulängliche bleiben muß und daß sie eine Willkür in sich einschließt, die keineswegs zu loben ist. Der eine Verleger verweigert seine Mitwirkung zur Veröffentlichung wirklich wichtiger, an und in sich wertvoller Briefe und Dokumente, welche ausnahmsweise entschieden gedruckt werden müßten, zehn andre seiner Kollegen bieten urteilslos die Hand zu völlig unwesentlichen und im Grunde unverantwortlichen Herausgaben. Das Bessere wäre jedenfalls, daß von seiten der Historiker selbst innegehalten und die Forderung der Ausschmelzung des Erzes aus dem Gestein wieder schärfer erhoben würde.

Mehr die Aussicht auf eine ganze Reihe von Sammlungen Hebelscher Briefe, welche durch den Titel der Behagelschen Publikation eröffnet wird, als die eben vorliegende erste Sammlung selbst, hat uns diesen Stoßseufzer erpreßt. Denn gerade die Briefe Hebels an die Straßburger Familie Hause haben einen Wert, der über den bloßen biographisch-literarischen Materials weit hinausgeht. Die Anschauung des Herausgebers, „wenn wir auch garnicht wüßten, wer diese Briefe geschrieben, wenn uns ihr Verfasser ganz gleichgiltig wäre, müßten sie doch dauernden Wert behalten," ist zwar ein wenig zu enthusiastisch, sie birgt aber einen richtigen Kern. „Es ist ein köstliches Idyll voll Frieden und heiterer Ruhe, das Hebel mit den Straßburger Freunden gelebt hat. Allenthalben sprudelt in übermütigem Geplätscher der Born seines unvergleichlichen Humors, vielleicht reiner als in irgend einer andern seiner Schöpfungen, denn kein lehrhaftes Bestreben mischt hier störend sich ein. Da ist nichts Gemachtes, nichts Gezwungenes; es ist die unbefangene lebendige Rede, die jedem Anstoß des Augenblicks nachgiebt, ohne viel nach akademischer Korrektheit zu fragen. So sind diese Briefe zugleich dem Sprachforscher ein nicht unwichtiges Denkmal für die volkstümliche Sprache des oberdeutschen Landes."

Alles dies sei zugestanden, und den Freunden Hebels, allen sinnigen Naturen, welche sich gern ein vergangnes Dasein in allen seinen Einzelheiten und mit allen seinen Stimmungen vor die Seele rufen, sei dieses besondre „Schatzkästlein" herzlich empfohlen. Besser wäre es aber doch, auch dieses Idyll hätte seine Stelle in einem größern Zusammenhange, sei es einer breit ausgeführten Biographie Hebels, wozu ja der Herr Herausgeber vor allen berufen und womit er auch beschäftigt scheint, sei es einer Sammlung von oberdeutschen Charakter- und Lebensbildern, gefunden. Wie unbedeutend und wirkungslos würden die Dokumente und Materialien, welche die Basis von G. Freytags reizvollsten Bildern aus der deutschen Vergangenheit abgeben, vielfach erscheinen, wenn sie alle für sich gedruckt worden wären, wie glücklich und eindringlich wirken sie als Teile eines größern, weithin sichtbaren Ganzen!

Digitized by Google

Mode und Patriotismus.

ie ausgesuchte Pöbelhaftigkeit, zu welcher sich die französische Höflichkeit neuerdings wieder gegen Deutschland und ganz besonders gegen die deutschen Frauen aufgeschwungen hat, ist mehrfach zum Anlaß genommen worden, den Frauen über ihre freiwillige Unterwerfung unter die französische Mode Vorhaltungen zu machen. Mit Beziehung hierauf setzt nun in einer Berliner Zeitung jemand im Anschluß an einen Aufsatz von Friedrich List auseinander, daß das Abschütteln der Herrschaft der französischen Mode kein so einfaches Ding sei, daß es der Zukunft überlassen werden müsse, ob diese Befreiung überhaupt und in welcher Weise sie vorsichgehen werde, „in der Gegenwart aber Verstand und Ritterlichkeit gleichermaßen gebieten, die deutsche Frau nicht mit unverdienten Vorwürfen zu kränken."

Der Artikel enthält unverkennbar viel wahres, aber auch wir erlauben uns dem Verfasser zu entgegnen: so einfach ist die Sache nicht abgethan. Wenn der in den vierziger Jahren von einem deutschen Schriftsteller unternommene Versuch, die Deutschen für eine deutsche Mode zu gewinnen, mißglückt ist, so haben wir in viel späterer Zeit mit angesehen, wie andre Nationen sich wirklich von der Kleidermode emanzipirt haben. In dem einen Falle täuschte sich der Erfinder der neuen Tracht über den Einfluß seiner Person und seines Blattes, aber auch über die Stimmung seiner Nation: irren wir nicht, so fiel jene Episode in das Jahr 1844, eine Zeit schönster Blüte des Kosmopolitismus. In dem andern Falle, bei Polen, Magyaren u. s. w., war die Agitation gegen alles Fremde, mithin auch die fremde Kleidung, zugleich Ausfluß der nationalen Bewegung und Mittel zu deren Ausbreitung. Diese Völker griffen zurück zu einer Nationaltracht, deren Echtheit nicht außer allem Zweifel steht (wenigstens behaupten die Kroaten, die sogenannte ungarische Nationaltracht sei eigentlich ihr Eigentum), die jedoch für längere Zeit ihren Dienst leistete. Sogar für überraschend lange Zeit. Denn daß man eine fertige, in allen Einzelheiten ausgebildete Tracht zur Verfügung hatte, erleichterte zwar ungemein die Verdrängung der französischen (oder, wie man sich einredete, deutschen) Tracht, sicherte aber auch dieser die baldige Wiedereinführung. Die Tonangeber hatten übersehen oder absichtlich ignorirt, daß die Mode nur durch die Mode dauernd überwunden werden kann, die Industrie und die Frauen verlangten Abwechslung, die aber eine solche wieder ausgegrabene Nationaltracht nicht zuläßt. Und da außerdem nach einer Reihe von Jahren es nicht mehr notwendig war, den „engeren" Patriotismus durch derartige Mittel zu schüren und zu stärken,

Digitized by Google

kehrte man allmählich zur europäischen Tracht zurück. Gleichwohl scheint die Bewegung nicht ohne Nachwirkung geblieben zu sein. Wenigstens hören wir, daß bei allen festlichen Anlässen, auch am Wiener Hofe, Magyaren und galizische Polen nur in ihren malerischen Kostümen erscheinen, und daß der Mittelstand im Innern des Landes nicht selten seinem einfacheren treu bleibt.

Die Möglichkeit eines nachhaltigen Widerstandes ist mithin nicht zu bestreiten. Und haben wir denn nicht in Deutschland selbst das Beispiel? Von der Männerwelt kann man nur mit einer gewissen Einschränkung behaupten, daß sie sich ihre Kleidermode noch von Paris vorschreiben lasse. Das Jahr 1848 hat in dieser Beziehung einen großen Umschwung zuwege gebracht, dessen wir uns für gewöhnlich ebensowenig bewußt werden wie andrer Wandlungen im sozialen Leben. Die Zahl der Männer, welche sich in ihrem Anzuge nach dem Pariser Modejournal richten, ist im Vergleich mit der Zeit vor dreißig bis vierzig Jahren sehr gering, die meisten lassen sich nur noch den „Gesellschaftsanzug" aufnötigen und tragen sonst anstatt des anliegenden Rockes und des Cylinders die Joppe und den breitkrempigen Hut, die beiden Attribute, an welchen der Pariser den Deutschen erkennt. Zu dieser Umwälzung ist kein Kongreß, keine Koalition der Vertreter der beteiligten Industriezweige notwendig gewesen, der „Konsument" hat sich gegen die Diktatur des Schneiders und des Hutmachers aufgelehnt und die Mode gezwungen, auf die Bequemlichkeit und den Geschmack derer, welche die Kleider tragen sollen, Rücksicht zu nehmen. Nicht mehr, ja nicht einmal soviel wird nun auch von den Frauen verlangt, und wir vermögen hierin nicht eine unbillige Zumutung zu erkennen. Sie sollen sich weder eine stabile Nationaltracht auferlegen, noch sich mit Absicht altfränkisch tragen, was ja keine Befreiung, sondern nur ein Nachhinken hinter der Mode wäre. Sie sollen nur aufhören, jede unsinnige, ungesunde oder unanständige Neuerung, die von Paris kommt, mitzumachen und womöglich noch zu übertreiben; sie sollen den bescheidnen Mut aufbringen, sich dem Naserümpfen einiger Närrinnen auszusetzen und die heimische Industrie zu fördern, anstatt sich zu rühmen: „Wir beziehen alles aus Paris!"

Es ist bekannt, daß die Kaiserin Eugenie als Königin der Mode sich keineswegs ausschließlich von der Sorge um ihre persönliche Erscheinung leiten ließ, sondern häufig auch von der Absicht, französischen Industriezweigen emporzuhelfen, wie ihr das z. B. seinerzeit mit der Handweberei aufs glänzendste gelungen ist. Wenn man uns nun sagt, solche und ähnliche Bemühungen können nur Erfolg haben, wenn sie von dem Hauptquartier der Mode ausgehen, so begiebt man sich in einen circulus vitiosus. Denn ist es unbestreitbar, daß Frankreich seine Führerrolle den Kriegen und der Politik Ludwigs XIV. zu verdanken hat, so gehörten eben zu dieser Politik auch die mannichfaltigen Maßnahmen zur Hebung und Kräftigung des französischen Gewerbfleißes. Als am Hofe die points de France in die Mode gebracht wurden, war an eine Ausfuhr fran-

Digitized by Google

zösischer Spitzen noch nicht zu denken, man sorgte zunächst für ihren Absatz im Lande selbst, schloß fremdes Fabrikat aus und gelangte erst allmählich dahin, den Kampf mit den belgischen Kanten auch im Auslande aufnehmen zu können. Heute sind die militärischen und diplomatischen Erfolge auf deutscher Seite, auch eine nationale wirtschaftliche Politik wird eingeschlagen; die aber erfordert freiwillige, auf die großen Gedanken verständnisvoll eingehende Mitwirkung. Zu solcher die Frauen aufzurufen, heißt nicht sie kränken, sondern sie ehren.

Und wer bringt denn gegenwärtig die neuen Moden auf und verbreitet sie? Kourtisanen, namentlich solche, welche außerdem Theaterprinzessinnen sind. Wenn es einer solchen Person einfällt, eine Änderung am Kleiderschnitt vorzunehmen, welche ihre Reize erhöht oder ein Gebrechen maskirt, oder wenn sie — für gutes Honorar — einen neuen Stoff, eine neue Farbennüance auf die Bretter bringt, so bemächtigt sich der eleganten Damenwelt des zivilisirten Europa ein brennendes Verlangen, jener Person so ähnlich als möglich zu werden — äußerlich, wie sich von selbst versteht. Ist das notwendig? Ist das würdig? Und dabei begegnet Deutschen und Engländerinnen noch so häufig mehr als ein besondres Malheur. Wir haben höchst respektable Damen in Kostümen gesehen, welche die anständige Pariserin ihren Erfinderinnen nicht nachmacht; viel häufiger freilich werden die Moden acceptirt ohne Prüfung, für welchen Zweck sie ersonnen wurden, zu welchem Wuchs, welcher Haut- und Haarfarbe sie passen. Die Südländerinnen, das läßt sich nun einmal nicht ändern, haben mehr angebornen Schick und treffen viel sicherer, was ihnen steht — trotz der Vorliebe für „schreiende Farben," welche von Missis und ältern Fräuleins gerügt zu werden pflegt. Umso dringender ist für unsre Frauen die Aufforderung, neuen Moden gegenüber bedächtig zu sein. Wenn sie sich selbst sehen könnten: natürlich nicht während der Herrschaft einer Mode, sondern nach deren Verdrängung! Wenn sie an sich selbst vorüberzögen, einmal im Reifrock (der von der Sanitäts- und der Sittenpolizei gemeinschaftlich verboten werden sollte, aber, wie man sagt, nächstens wieder anrücken wird, obgleich keine junge Fürstin so närrisch ist, sich ihrer Hoffnungen zu schämen), dann mit zusammengeschnürten Knien, bald mit der Schleppe den Staub zusammenkehrend, bald kurzgeschürzt wie eine Bajadere, heute ein winziges Hütchen auf einem Haarturme balancirend, morgen im Nacken und übermorgen auf der Nase, dreizollhohe Absätze, nicht einmal unter der Ferse, sondern unter dem Fußblatte, den Leib zusammengepreßt zum schwersten Nachteil der eignen und der Gesundheit künftiger Generationen — doch wo fände man ein Ende des Unsinns!

Wir erwarten gegen diese Ausführungen Protest von zwei Seiten. Hier wird man rufen: Wir machen ja nicht jede Narrheit auf Kommando von Paris mit, nur mit Auswahl und auch dann nur mit Maß. Darauf antworten wir, daß die Bemerkungen nur auf diejenigen Frauen gehen, auf welche sie passen, und daß wir bereit sind, Generalabbitte zu leisten, sobald man uns beweist,

Digitized by Google

solche Frauen gebe es nicht. Dort aber wird man uns belehren, daß es Modethorheiten gegeben habe, solange Menschen in Gesellschaft leben, daß gegen die Thorheiten immer gepredigt worden sei und immer erfolglos. Das alles ist richtig, aber nicht entscheidend. Vor allem ist ein Unterschied zwischen einst und jetzt augenfällig. Die Trachten der Vergangenheit lassen sich in Beziehung setzen zum Gesamtcharakter der Zeit; wenn jedoch die Gegenwart wirklich so beschaffen wäre, daß sie dem Kaleidoskop entspräche, welches, aus Kostümbestandteilen aller Zeiten, Nationen, Klimate zusammengewürfelt, jährlich einmal oder mehrmals geschüttelt wird, dann müßte man wohl an ihr verzweifeln. Und was das Predigen betrifft, so sind durch dasselbe überhaupt noch niemals Verbrechen oder Thorheiten völlig ausgerottet worden, ohne daß ein vernünftiger Mensch damit die Entbehrlichkeit des Predigtamtes beweisen möchte. Außerdem haben die Sittenrichter oft das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. In diesen Fehler möchten wir nicht verfallen. Nicht gegen die Mode, den Wechsel, die Freude am Neuen ziehen wir ins Feld; wir bilden uns nicht ein, daß wieder ein langsameres Tempo im Wechsel angenommen werden könne, denn Stoffe und Farben dauern ja heutzutage kaum solange wie die Moden, und Dank dem nimmer ermüdenden Eifer der Chemie werden beide noch immer schlechter. Allein wir sehen nicht ein, weshalb die Deutschen sich auf diesem Gebiete fort und fort von derselben Nation gängeln lassen und derselben Nation tributpflichtig bleiben sollen, deren Feindseligkeit, anstatt sich abzuschwächen, sich noch steigert; sehen nicht ein, weshalb die deutschen Frauen durch ihre Ausgaben für ihren Putz den Kriegsschatz des Feindes direkt oder indirekt stärken sollen. Bordeaux wächst leider in Deutschland nicht, und Chianti würde den Ausfall nicht decken, wenn wir auf französischen Wein absolut verzichten wollten. Aber die Kostüm- und Musterzeichner und Fabrikanten, Schneider und Putzmacherinnen, welche imstande wären, ohne Pariser Modelle neue, kleidsame, zweckmäßige und anständige Trachten herzustellen, wird Deutschland doch wohl aufbringen, und an entschlossenem Patriotismus werden die deutschen Frauen nach 1870 nicht gegen Magyarinnen von 1859 zurückstehen!

Digitized by Google

Der Notstand in Paris.

Wenn Frankreich sich zufrieden fühlt, so ist die Welt ruhig, sagte einst der Kaiser Louis Napoleon, der nach Tocquevilles Ausspruch ein Meister im „monumentalen Französisch“ war, und es leidet keinen Zweifel, daß jenes Diktum insoweit richtig ist, als, wenn Paris, welches Frankreich bedeutet, zu murren beginnt, ganz Europa die Ohren spitzt. Das ist gegenwärtig der Fall. Es herrscht seit einiger Zeit in der Hauptstadt der Republik eine Krisis, die bis jetzt zwar nur wirtschaftlicher Natur ist, nur auf gewerblichem Gebiete sich entwickelt hat; aber die betreffenden ökonomischen und sozialen Fragen gehen in einer Stadt, wo an hundert Stellen vulkanische Gluten glimmen, leicht in politische über. Die Sache ist wohl noch nicht so schlimm, wie manche Artikel in deutschen Blättern sie darstellen, dennoch verdient sie Beachtung, zumal da die Herren Gesetzgeber im Palais Bourbon es für geboten hielten, eine ganze Woche über sie zu verhandeln. Der Notstand, über den sie debattirten, existirt unzweifelhaft, aber wohl nicht in viel größerm Maße, als in jedem Winter der letzten Jahre. Die Industrie liegt in vielen ihrer Zweige darnieder, und infolge dessen herrscht in den Kreisen der arbeitenden Bevölkerung viel Elend. Aber niemand weiß recht, wie dem Übel zu steuern wäre. Auch die Kammer wußte es nicht, obwohl Vorschläge zur Abhilfe genug laut wurden. Einer der Redner riet zur Erhöhung der Schutzzölle, die in Frankreich schon sehr hoch sind, ein bonapartistischer Abgeordneter erblickte das einzige Heilmittel in der Wiederaufrichtung des Kaisertums, ein Parteigenosse desselben meinte, die Wurzel des Übels sei in der Genußsucht der arbeitenden Klassen zu suchen, ein Ultramontaner wies auf die Kirche hin, die hier am besten Hilfe spenden könne, und wollte nebenbei die Frage einem europäischen Kongresse zu internationaler Regelung vorgelegt sehen. Tony Revillon, der radikale Deputirte der Vorstadt Belleville, verlangte Einschreiten des Staates, die Regierung sollte nach seiner Meinung eine Reihe öffentlicher Arbeiten, z. B. die Pariser Stadtbahn, in Angriff nehmen und das Marsfeld zur Bebauung mit wohlfeilen Wohnungen verkaufen. Der Minister Ferry zeigte in längerer Rede, daß der Notstand nicht so schwer sei, wie man ihn darstelle, und daß ihm mit den Vorschlägen, die gemacht worden, nicht abgeholfen werden könne.

Sehen wir uns die Sache näher an. Der Notstand in Paris ist zum großen Teile eine Folge der Politik Napoleons des Dritten und des Barons

Digitized by Google

Haußmann. Es gehörte zu dieser Politik, die Arbeiter von Paris bei guter Laune zu erhalten, indem man eine große Bauthätigkeit entfoltete, und durch dieses Verfahren wurde die Stadt im weitesten Umfange fast gänzlich umgestaltet, indem ein Netz neuer Straßen und Plätze entstand. Infolge dessen gingen die Löhne für alle Bauarbeiter wesentlich in die Höhe, und dies hatte wieder zur Folge, daß Massen von Menschen sich vom Lande der Metropole zuwendeten. Vor den Palästen der Reichen und den großen eleganten Zinshäusern der Mittelklassen verschwanden aber eine Menge von Arbeiterwohnungen. Die Mieten im Mittelpunkte der Stadt stiegen rasch bis zur Unerschwinglichkeit für den kleinen Mann, und als mit dem Sturze des Kaisertums die Gelegenheit zur Arbeit zu mangeln begann und bald beinahe ganz verschwand, sahen Tausende sich brotlos. Eine Zeit lang lebten sie davon, daß sie als Nationalgardisten Sold bezogen, und dann kam die Zeit der Kommune. Die Ereignisse während dieser Periode zeigten, daß zwischen dem Bürgertum und den Arbeitern eine tiefe Kluft bestand. Obwohl noch immer eine fremde Armee vor Paris stand, haßten die Kommunarden die Versailler mehr als die Preußen, und in dem Gedanken daran, daß sie Radikale und Sozialisten waren, vergaßen sie ganz ihre Eigenschaft als Franzosen. Es ist nicht zu verwundern, daß die jetzige Wiederkehr des Notstandes Erinnerungen an jene Zeit voll Schrecken wachruft. Tausende von Pariser Arbeitern sind ohne Beschäftigung. Namentlich das Baugewerbe liegt darnieder. Deutsche, Belgier und Italiener, bereit zu harter Arbeit, überschwemmen Frankreich und sind zufrieden, für weniger Lohn mehr Stunden zu arbeiten als der französische Maurer und Zimmermann. Sie von der Bewerbung auszuschließen, ist unmöglich, weil man in solchen Fällen im Auslande Vergeltung üben und die dort beschäftigten Franzosen fortschicken würde. Ferner wirkt der rege Unternehmungsgeist in Verbindung mit dem gewachsenen Geschick in der Produktion in Deutschland und Italien beschränkend auf die französische Ausfuhr. Die Statistik zeigt eine stetig sich steigernde Abnahme im Export nach Deutschland; selbst 1882 wurden weniger Fabrikate dahin versandt als je in den letzten zwanzig Jahren, und 1883 war es noch schlimmer. Auch der Handel mit Italien, den Niederlanden, Österreich und Spanien zeigt einen Niedergang, der zum Teil sich durch erhöhte Zolltarife erklärt, aber in der Hauptsache darauf zurückzuführen ist, daß die Industrie in diesen Ländern große Fortschritte und so die französische Zufuhr entbehrlich gemacht hat. Natürlich ist nun beim Pariser der erste Gedanke, bitter über die Reichen zu klagen und nach Staatshilfe zu verlangen.

Ferry antwortete darauf: Wenn Privatunternehmer ihre Geschäfte schließen, so ist das nicht die rechte Zeit für den Staat, Werkstätten zu eröffnen. Die Leihhäuser, diese Barometer des Notstandes, bestätigen, sagte er, die Klage, daß das Elend allgemein sei, nicht. Paris ist im Zimmergewerke nicht bloß durch das Zuströmen fremder Arbeiter gedrückt, sondern auch durch das Angebot

Digitized by Google

billiger Arbeitskräfte, die aus der Normandie und dem Jura kamen. Dagegen hat ein Pariser Fabrikant es fertig gebracht, in der Herstellung wohlfeiler Spielsachen selbst Deutschland zu übertreffen, gewiß eine bemerkenswerte Leistung, wenn man bedenkt, was Nürnberg und das sächsische Erzgebirge auf diesem Gebiete für ein paar Groschen dem Markte zu liefern vermögen. Die Not unter den Maurern und Zimmerleuten ist, wie der Minister weiter behauptete, der Baumut der letzten sechs Jahre zuzuschreiben: man hat in dieser Zeit zuviel kostspielige Häuser gebaut. Die Regierung war bereit, die Herstellung wohlfeiler Wohnungen für Arbeiter zu sanktioniren, aber der Gemeinderat wollte nicht. Um die Lage der Dinge zu mildern, wird man die Zahl der an Landstraßen beschäftigten Arbeiter vermehren und überhaupt mit öffentlichen Arbeiten energischer als bisher vorgehen.

Wir fürchten, daß weder Herr Ferry noch die Redner von der Farbe Tony Revillons sich die Wirkung der von ihnen ins Auge gefaßten wirtschaftlichen Maßregeln recht klar gemacht haben. Gewiß ist es eine ganz berechtigte Verwendung der Staatskraft, wenn man ungesunde Häuser, die Herde ansteckender Krankheiten, abreißt und durch gesunde ersetzt, aber die Herstellung billiger Wohnungen für die Pariser Arbeiterbevölkerung könnte die Lage nur verschlimmern. Wenn hier Tausende ohne Arbeit sind, so liegt es doch auf der Hand, daß die einzige Abhilfe darin besteht, daß dieselben Paris verlassen und sich anderwärts Beschäftigung suchen. Statt dessen mischt sich die Regierung ein und veranlaßt sie zu bleiben, indem sie ihnen billigere Mieten verschafft. Die Arbeiter in der Provinz hören ferner, daß in Paris für Leute ihrer Klasse auf Staatskosten wohlfeile Wohnungen hergestellt werden sollen, und natürlich drängen sie sich auf diese Kunde nach dem Paradiese, das ihnen in Aussicht gestellt wird. Aber das Leben verlangt mehr als Wohnung, und selbst eine umsonst zu habende Stube für den Arbeiter löst das Problem noch keineswegs, sie macht die Not nur ärger, da sie den Blutandrang nach dem Gehirn, das Zuströmen der Bevölkerung nach der Großstadt, vermehrt, und mehr Angebot von Arbeit den Preis derselben, die Löhne, herabdrückt. Ein Arbeiter, der mit einem Unternehmer unterhandelte, konnte sagen: „Ich kann mit dem oder jenem Lohne nicht auskommen; denn ich muß so und so viel Franks wöchentlich für eine Stube bezahlen.“ Thut aber jetzt der Staat Schritte, ihm für die Hälfte der früheren Miete Unterkunft zu verschaffen, so fällt die Berechtigung des Arbeiters zu höherem Lohne weg, und der Unternehmer kann den Lohn daraufhin getrost herabsetzen, da die Veränderung der Mietspreise einen Andrang auswärtiger Arbeitskräfte zur Wettbewerbung um Beschäftigung veranlaßt hat, der ihm doppelt so viel Hände zur Verfügung stellt, als sich ihm vorher boten. Statt billiger Wohnungen im Zentrum der Großstädte sollte der Arbeiterfreund vielmehr wünschen, daß sie teuer wären. Denn was würde die Folge sein? Die Löhne in Berlin, Wien, London, Paris u. s. w. würden fortwährend in

Digitized by Google

die Höhe gehen, und die Arbeitgeber würden genötigt sein, sie zu zahlen oder ihre Fabriken anderswohin zu verlegen. Die Zustände in London sind fast mit jedem Jahre unerfreulicher geworden, weil der Staat der städtischen Bevölkerung erlaubt hat, großenteils in elenden, ungesunden Häusern und Hinterhöfen zu wohnen, für die man verhältnismäßig geringe Mieten zahlte. Trotz allem, was die Regierung thun mag, werden Großstädte wie London, Paris und Berlin immer zu viele Einwohner von auswärts an sich ziehen, aber es ist entschieden unklug, wenn man die unvermeidliche Vermehrung der Bevölkerung solcher Städte noch dadurch beschleunigt, daß man den Zuzug durch die Lockspeise billiger Mietpreise verstärkt. In diesem Punkte sollte sich die Aktion des Staates auf folgendes beschränken: die Behörde sollte den Besitzern ungesunder Wohnungen nicht gestatten, sie zu vermieten, sie sollte die Hauswirte zwingen, solche Wohnungen nach den Anordnungen der Gesundheitspolizei umzubauen oder zu beseitigen, und sie sollte alle Hausbesitzer bestrafen, welche sich weigern, dieser Pflicht nachzukommen, und welche darüber betroffen werden, daß sie ungesunde Stuben, Kammern oder sonstige Räume dieser Art vermietet haben. Mischt dagegen die Regierung sich in den Gang der Dinge in der Weise, daß sie im Mittelpunkte großer Städte billige Wohnungen für Arbeiter herstellen läßt, so wird sie die vorhandenen Übel nur schlimmer und die Aufgabe einer Beseitigung derselben unlösbar machen. In den Landbezirken, in Städten von Mittelgröße, selbst in den Vororten und Vorstädten der großen Metropolen läßt sich die Unterbringung der Armen ohne erhebliche Schwierigkeit bewerkstelligen. In Paris ist dies jetzt schon eine fast unmögliche Sache, und die Unmöglichkeit muß eine absolute werden, wenn man durch Darbietung billiger Unterkunft unter Dach und Fach noch mehr Arme, noch mehr Proletarier dahin lockt, als die Stadt bereits in ihren Mauern beherbergt. Man sollte sich deshalb dort lieber bemühen, zu zerstreuen, statt zu sammeln, Abzug zu schaffen, statt das Zentrum des Landes weiter mit Elementen zu füllen, die unter Umständen sehr gefährlich werden können.

Natürlich würde Frankreich nicht Frankreich sein, wenn die wirtschaftliche Krisis nicht politische Quacksalber erzeugte. „Man bedecke das Marsfeld mit Häusern und vermiete sie an unsre Proletarier“ riet, wie erwähnt, der Vertreter Bellevilles. „Man setze die Religion wieder in ihre Rechte ein und stelle die alten Zünfte wieder her,“ perorirte de Mun, der klerikale Kreuzfahrer. „Der Individualismus richtet uns zu Grunde, der christliche Kommunismus wird uns retten.“ Das letztere ist eine alte Behauptung, die wir auch bei uns, z. B. von Bischof Ketteler, gehört haben, und die man kurz mit den Worten ausdrücken kann: Klöster sind besser als Armenhäuser. Indes steht dem Glauben der Klerikalen an gute Werke der Fanatismus des Parisers gegen alle Religion und allen Zwang gegenüber. Leute, welche die „Bourgeois“ nicht als Herren über sich anerkennen, werden schwerlich Mönche oder Zunft-

Digitized by Google

obermeister zu Diktatoren über sich wählen. Die wahre Gefahr liegt darin, daß die äußerste Linke eines schönen Tages den Einfall haben kann, die Krisis zu Parteizwecken zu benutzen und den Arbeitern die Flinte in die Hand zu geben. Es hat etwas Komisches, zu sehen, wie Ferry den Blick von Tonkin weg und den Straßen von Paris zuwendet, wo es jeden Tag eine Revolution geben kann. Auch die Ausdehnung des französischen Kolonialgebietes verheißt dem französischen Gewerbe keine Hilfe in der Not. Der Handel mit Algerien, einer alten Kolonie, hat sich in den letzten zehn Jahren thatsächlich um 25 Prozent vermindert, ein deutlicher Beweis für den Umstand, daß bei unsern Nachbarn nicht wie bei den Engländern der Handel der Fahne folgen muß. Wenn das mit einer Besitzung der Fall ist, die Frankreich seit länger als einem halben Jahrhundert gehört, so ist von der neuen Eroberung in Hinterindien gewiß noch weniger zu hoffen. Im Hinblick auf jedwede Zunahme der Unzufriedenheit in Paris werden alle Beobachter der französischen Politik sich erinnern müssen, daß eine Revolte dort jetzt mehr Aussicht auf Erfolg hätte als 1871. Alle Mittelpunkte der staatlichen Autorität liegen jetzt innerhalb des Griffes des Pöbels, und Frankreich hätte jetzt, wenn die bösen Geister von der roten Fahne sich gegen die besitzende Klasse erhöben, keine Regierung und Gesetzgebung in Versailles, um die es sich sammeln könnte. Andererseits freilich existirt in Paris auch keine Nationalgarde mehr, welche dem Volke der Straße Mut einflößte und die Soldaten verführte. Die Revolution steht sicher noch nicht vor der Thür, aber immerhin am Gesichtskreise, und schon eines der nächsten Jahre kann sie bringen, und wer sich entsinnt, was für grimmige Leidenschaften vor dreizehn Jahren plötzlich erwachten, und wie bitter die Überlebenden von den Kommunarden die Erschießungen und Deportationen ihrer Genossen empfanden, dem wird schon das erste Murren der Pariser Unzufriedenheit unheimlich und Unheil bedeutend genug vorkommen.

Digitized by Google

Auf der Leiter des Glücks.

Novelle von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Acht Tage später kehrte Frau von Mockritz aus dem Seebade zurück. Sie gehörte zu jenen distinguirten Erscheinungen, bei denen soviel schöner Anstand und soviel wohlthuender Weltschliff das erste Wort haben, daß nur sehr anspruchsvolle Gemüter die Frage aufwerfen: Hat diese liebenswürdige Person auch Herz?

Solcher Superiorität gegenüber hätten weder Frau Anna noch der Fabrikant, wenn sie wegen des lange vorenthaltenen Konsenses etwa zu schmollen geneigt gewesen wären, sich zu behaupten vermocht. Möglich, daß dies Bewußtsein keinem von beiden deutlich wurde. Jedenfalls betrat Frau von Mockritz an der Seite ihrer rosigen und wie immer herzgewinnend zutraulichen Tochter die Villa Anna nicht sobald, als auch schon eitel Freude und Befriedigung sich des alten Ehepaares bemächtigten und das letzte mißmutige Wölkchen in Dunst aufging.

Daß Berthold nicht zu Hause war, um seinen Antrag endlich mündlich wiederholen zu können, that jetzt nichts zur Sache. Im Gegenteil. Wenn das Herkommen beobachtet werden sollte, so war ja das Haus der Frau von Mockritz der Ort, wo er „im Geleit seines lieben Herrn Vaters“ seine Werbung anzubringen hatte. Das konnte nun am nächsten Vormittage geschehen — etwa um die Zeit des zweiten Frühstücks, präzisirte Frau von Mockritz die Audienzstunde. In einem Nebenzimmergespräch streifte Frau von Mockritz dann noch flüchtig den „verdrießlichen Vorfall mit den Hunden,“ eine Geschichte, die bis in das Winkelblättchen des Seebades gedrungen sei, und über die Frau von Mockritz ihrer Hermione denn auch den Text gelesen habe. Schon die Vormittagsvisiten, sagte sie, wären ohne Zweifel besser unterblieben. Aber, mon dieu! es ist freilich einem natürlich empfindenden Mädchen zu verzeihen, wenn sie

Digitized by Google

dem Wunsche ihres Verlobten, sie sehen und sprechen zu dürfen, nicht die Rücksichten auf die Gesellschaft in schroffer Weise entgegensetzt. Nun, geschehen ist geschehen. Sie haben beide, der verehrte Herr Papa wie die liebe gute Frau Mama, ohne Zweifel alles aufgeboten, um diese heimlichen Stelldicheins zu hintertreiben. Es ist Ihnen nicht gelungen. Faisons bonne mine au mauvais jeu! Apropos, wann hatten Sie gedacht, daß die Hochzeit sein soll? Mein Töchterchen spricht mir von einem unglaublich nahen Termin; Ihr Berthold sei als Ingenieur eben kein Freund des alten ehrbaren Postkutschentempos. Nun, kommt Zeit, kommt Rat.

Und man empfahl sich, ohne daß dem Ehepaare Zeit gelassen war, sich wegen des Geschehenlassens jener Vormittagsstelldicheins zu rechtfertigen, was ihm freilich schwer geworden wäre, denn Frau Anna hatte selbst mit dazu gethan, und Kaspar Benedikt war der Meinung gewesen, er dürfe dem vornehm erzogenen Fräulein nicht seine eignen spießbürgerlichen Ansichten und Grundsätze aufdrängen, ebensowenig wie es ihm zustehe, seinen Sohn zu gängeln.

Am Abend dieses Tages gab es zwischen dem Ehepaar und dem Adoptivsohn ein kleines Scharmützel.

Wir haben den Rücken herhalten müssen, begann Frau Anna, nachdem über das Eintreffen und den sonst sehr freundlichen Besuch der Frau von Mockritz einige Worte gewechselt worden waren; sie hätte gewünscht, daß diese heimlichen Moorwiesenvisiten unterblieben wären. Was sollten wir sagen? Sie hat Recht, über dergleichen wird leicht gelästert. Wir haben die Strafpredigt über uns ergehen lassen. Aber, lieber Sohn, mache dich darauf gefaßt, daß sie noch zur alten Schule gehört. Widersprich ihr nicht, wenn sie morgen etwas darüber fallen läßt.

Da Berthold keine Antwort gab, nahm auch Kaspar Benedikt das Wort. Wenn es eine wirkliche Strafpredigt gewesen wäre, schränkte er Frau Annas Bemerkungen ein, so hätte ich schon nicht dazu geschwiegen, denn die Briefe der Frau von Mockritz umgingen immer so sehr die Hauptsache, daß wir annehmen mußten, die gute Hermine wisse schon selbst genau, was sie zu thun und zu lassen habe. Wie konnten wir ihr da Vorschriften machen wollen? Ich habe in viele vornehme Häuser hineingeguckt, aber was sich nach adlichen Begriffen ziemt oder nicht ziemt, das ist mir in den meisten Fällen durchaus unklar geblieben. Morgen sollst du, mein Sohn, mit mir eine förmliche Antragsvisite machen. Es versteht sich, daß wir zu der von Frau von Mockritz bestimmten Stunde hinüberfahren. Aber darf uns deine Mutter begleiten oder nicht? Gehen wir in Frack und weißer Binde oder nicht? Stecke ich meinen Orden an oder nicht? Hast du überhaupt einen Frack, und wird man andernfalls die brave Frau nicht verletzen, wenn man im Gehrock kommt? Sie ist Witwe und, ihre Verhältnisse sind nicht brillant. Das ist ein Grund mehr, ihr jede Rücksicht zu erweisen, auf die sie Anspruch hat. Ich habe Lust, morgen

Digitized by Google

früh bei dem Major von Stobbe etwas auf den Busch zu klopfen. Ich mag niemand weh thun, und die Umgebung, in der wir uns nun einmal befinden, legt uns auch die Verpflichtung einer gewissen standesgemäßen Haltung auf.

Wieder die merkwürdige Villa und ihre Fesseln!

Liebe Eltern, sagte Berthold, ohne aufzublicken, wenn Ihr auf meine Wünsche einiges Gewicht legen wollt, so unterbleibt jene Visite, bis ich ganz wiederhergestellt bin.

Du meinst wegen des Pflasters auf deiner Backe, rief Frau Anna; aber das steht dir ja garnicht übel, und dann, was hat eine Narbe, selbst im Gesicht, bei einem Manne zu bedeuten? So sehr auf das Äußere ist Frau von Mockritz überhaupt nicht erpicht. Wißt Ihr was, Kinder? Ich gehe gleich noch auf einen Sprung hinüber und bespreche alles mit meiner kleinen Hermine. Den Major mit seinen ewigen Aktienprospekten brauchen wir garnicht erst zu konsultiren.

Liebe Mutter, sagte Berthold wieder, ich bin seit jenem Abend meiner Braut nicht zu Gesicht gekommen, und ich hatte meine Gründe dafür. Sie ist sehr nervös und fiel damals in Ohnmacht, sobald man mich ins Haus schaffte. Bis ich ganz wieder der Alte bin, möchte ich weder ihr noch ihrer Frau Mutter unter die Augen kommen.

Das kann aber noch Wochen dauern, meinte der Fabrikant.

Umso besser!

Wieso umso besser? rief das Ehepaar.

Berthold schwieg.

Dahinter steckt etwas, forschte Kaspar Benedikt.

Kind! rief die Mutter, du fürchtest doch nicht etwa, dir könne wirklich ein Unglück drohen? Das wäre ja entsetzlich! Und über ihre Wangen strömten die Thränen.

Wasserscheu! entfuhrs nun auch dem Munde des Fabrikanten; du fürchtest, der Hund sei oder werde noch toll? Schon die bloße Furcht soll ja die übelsten Folgen haben können. Sei doch kein Kopfhänger. Ich habe gestern eine ganze Stunde lang vom Zaune aus dem Treiben des Übelthäters zugesehen. Gott sei Dank, er steckt in ganz heiler Haut. Wir fahren morgen, wie wir gehen und stehen, zur Villa Mockritz. Man muß euch nur mit Bedenken kommen! Aus einer Mücke wird gleich ein ganzer Schwarm.

Aber am nächsten Vormittage hatte sich der Mückenschwarm schon in eine Wolke verwandelt, in der es blitzte und donnerte.

Vater, sagte der Amerikaner, zwingt mich nicht, diesen mir widerwärtigen Weg zu machen. Es möchte übel ablaufen.

Du scheuest dich also wirklich vor dem Hunde? fragte der Fabrikant, und seine Lippe zitterte; ihm hatte die ganze Nacht von Wasserscheu geträumt.

Digitized by Google

Ich wäre ein schlechter Mensch, wenn ich euch in der Sorge lassen wollte, mich verfolgten Tollwutsbefürchtungen, sagte Berthold; ich bin nach dieser Seite ganz ohne Sorge.

Du hast ja auch selbst, bestärkte ihn darin der Fabrikant und atmete auf, unserm Arzte gesagt, dir sei gleich auf der Stelle — ich meine von Herminens Jungfer — alles an Maßnahmen nur Denkbare zu Teil geworden; wir wollen sie heute noch fragen, ob ihr ein Geldgeschenk oder ein neues Kleid lieber sei, ich hätte das gleich am ersten Tage thun sollen. Aber du willst ja nicht mit in die Villa. Was ist dir denn? Heraus mit der Sprache!

Berthold ließ sich noch ein paarmal zureden, ehe er den Mut faßte, zu sprechen.

Endlich sagte er: Vater Hartig, mache dich auf das schlimmste gefaßt. Ich liebe Hermine nicht. Es war ein Irrtum.

Junge! brauste der Fabrikant zornig auf und ballte die Faust. Er mußte sich setzen. Rufe deine Mutter. Aber nein. Ein Glück, daß sie nicht da ist. Das ist ja der helle Wahnsinn. Gott sei Dank, daß uns niemand gehört hat. Du liebst das Mädchen nicht und bringst sie dennoch in so dreister Weise um ihren guten Ruf!

Ich war wie verzaubert.

Unsinn!

Es war doch nicht anders.

Schäme dich. Nur Feige reden solches Zeug. Verzaubert! Und du kommst aus Amerika, aus dem Lande des Skeptizismus und der starken und selbständigen Persönlichkeiten! Verzaubert! Da steht ein Buch in der Bibliothek. In dem schiebt ein Ritter Iwein alle Thorheiten, die er begeht, auf Frau Minne. Aber ein halbes Jahrtausend ist seitdem verstrichen. Heute kommt man mit solchen Ausreden nicht mehr durch. Verzaubert oder nicht! Was ließest du dich verzaubern? Hast du mir nicht Tag für Tag in den Ohren gelegen, ich solle dir erlauben, um sie anzuhalten? Habe ich nicht wieder und wieder gesagt: Zeit lassen, Zeit lassen, Zeit lassen! Jetzt ist in allen Häusern bekannt, daß Fräulein von Mockritz deine Braut ist. Jetzt heißt es: Wort halten! Berthold, wie haben wir uns in dir getäuscht!

Frau Anna hatte in der Küche mit Besorgnis die Ohren gespitzt. So laut war in der merkwürdigen Villa noch nie geredet worden. Sie faßte sich in ihren Küchenanordnungen deshalb ganz kurz und eilte dann treppauf.

Kaspar, wo bist du? was giebt es? rief sie. Aber der Fabrikant hatte schon den Kampfplatz geräumt. Nur Berthold stand noch händeringend da. Nie war es ihm vorgekommen, mit mehr Kopflosigkeit an eine Unternehmung gegangen zu sein. Alle Schuld traf ihn, einzig ihn, und der Vater hatte Recht; nichts ließ sich gegen das, was der Vater sagte, einwenden. Welch ein Wirrnis!

Digitized by Google

Frau Anna zog den wortlos ihren Fragen gegenüber Stehenden auf eine Chaiselongue und brachte ihn durch Zureden und Streicheln endlich zum Aussprechen.

Was sie erfuhr, war zunächst das Nämliche, was ihren Gatten schon um seine Fassung gebracht hatte, und ohne ihre Eau de Cologne-Flasche wäre sie wohl kaum ihrer Sinne mächtig geblieben.

Aber eine Mutter muß sich in jeden Herzenswinkel ihres Kindes hineindenken können, beherrschte sie sich endlich; laß mich alles erfahren, lieber Sohn. Du warst doch so glücklich! Wir hatten so gut für dich zu sorgen geglaubt! Hermine ist so ganz, was in diese Räume hineinpaßt! Wie hätte sichs besser treffen können!

So redete Frau Anna, und da der Sohn auf alles, was sie sagte, nur die eine Antwort hatte: Ich habe mich dennoch getäuscht. Macht mich und sie nicht fürs ganze Leben unglücklich! so belehrte ihr weiblicher Scharfsinn sie endlich, daß sich eine andre Neigung des verzweifelnden Bräutigams bemächtigt haben müsse.

Nicht, daß ich wüßte, war die Antwort.

Doch, doch, bestand darauf Frau Anna.

Ich bin mir wirklich keines andern solchen Gefühls bewußt, beteuerte Berthold, und er glaubte, nicht die Unwahrheit zu sagen.

Dann machst du mich erst recht traurig, rief Frau Anna; nichts Entsetzlicheres als ein Hageſtolz! Wenn du diese Partie nicht willst, so sehe ich klar, wie es werden wird. Du hast schon die Zeit des rechten Verliebens verpaßt. Dein Kopf ist mit Rädern und Turbinen und Schrauben angefüllt. Wenn du doch nie in die Fremde gezogen wärest, vor allem nicht nach Amerika! Ich weiß ja, wie es da hergeht. Erst neulich hat mir dein Vater von einem Staat vorgelesen, in welchem Tausende von Männern seit Jahr und Tag angesiedelt sind und wo noch kein einziges Ehepaar zu finden ist. — Und ohne daß sie es aussprach, gab es ihr bei dem Gedanken an das nun wieder hoffnungslos öde „Enkelzimmer“ einen solchen Stich ins Herz, daß sich ihre Augen mit Thränen füllten.

Berthold reichte ihr die Hand.

Liebe Mutter, sagte er, du sorgst dich ohne Not. Ich habe nie früher eine solche inbrünstige Sehnsucht nach einer recht stillen, einfachen, mich selbst beruhigenden und abklärenden Hausfrau empfunden wie in den letzten Tagen. Es wird sich eine solche finden, wenn ihr mir nur Zeit lassen wollt, mich selbst erst wieder von dem Sturm, in dessen Wirbel ich hineingeraten war, zu erholen.

Sonderbar, sagte Frau Anna.

Es kam alles zu plötzlich.

Aber wie oft hat dein Vater gesagt: Zeit lassen, Zeit lassen! Du warst ja nicht zu halten.

Digitized by Google

Wenn euch auch gewiß nicht die Schuld trifft, mir die Wege zu sehr gebahnt zu haben, so bahnten sie sich doch vielleicht zu rasch.

Welch eine Lehre für die weibliche Jugend! sagte Frau Anna kopfschüttelnd.

O nein! Ich allein muß mich anklagen. Warum bildete ich mir ein, ein schönes Mädchen habe auch vor allem ein Herz!

Welch eine bittere Lehre! wiederholte Frau Anna, ohne den Zusatz zu beachten; und niemand ist da, um sie zu hören!

Liebe Mutter, sagte Berthold, hilf mir nur vor allem jetzt einen Weg ausfindig machen, um Fräulein von Mockritz nicht an ihrem Rufe zu schädigen.

Finde einen! Ich glaube, du wirst vergebens suchen, gab Frau Anna ratlos zur Antwort.

Die Verlobung ist noch nicht deklarirt, versetzte Berthold, Frau von Mockritz hat meinen Antrag erst nach persönlicher Bekanntschaft annehmen wollen. Sie muß jetzt diejenige sein, welche mich zurückweist.

Du siehst, wohin wir gelangen! rief Frau Anna schmerzlich; wie vielen haben wir von dir erzählt! wie oft haben wir dein Bild gezeigt, aus deinen Briefen vorgelesen! Jetzt können wir die Villa nur wieder verkaufen. Alles wurde hier bewundert. Auf einmal soll es heißen: aber von dem Sohne darf man nicht sprechen; in jedem Hause giebt es irgend eine düstre Ecke, auf die der Besucher nicht achten darf. — Dein Vater wirds nicht überleben. — Und deine heimlichen Besuche!

Die müssen geleugnet werden.

Nach dem Auftritte mit den Hunden?

Die, müßt ihr sagen, hatte das Fräulein von der Kette lösen lassen, um sich vor meinen Zudringlichkeiten zu schützen.

Frau Anna ergriff die Hände ihres Sohnes: Mein ehrlicher, mein guter Berthold! rief sie.

Ich kann euch, liebe Eltern, sagte Berthold, das Leid nicht ersparen, daß man mich eine Zeit lang für einen leichten Vogel ansieht. Aber wird der Vater mir noch böse sein, wenn ich auf diese Weise wenigstens das Fräulein rette?

Ob er dir böse ist, weiß ich ja gar nicht, sagte Frau Anna, vielleicht ist er nur traurig. Traurig aber bin auch ich. Wir haben uns das Wort gegeben, dich nicht durch eine unebenbürtige Heirat unter unsern Stand hinabsteigen zu lassen. Welches Mädchen aus gutem Hause wird aber einen Menschen wollen, gegen den eine andre sich in jener eklatanten Weise schützen mußte!

Dreizehntes Kapitel.

Bildung macht in der That frei, sagte Kaspar Benedikt am folgenden Morgen zu seiner Frau, es ist etwas Wunderbares um gute Bücher. Ich war

Digitized by Google

geſtern in einer jener gehäſſigen Gemütsverfaſſungen, in denen man Kinder enterbt. Heute bin ich, um unſerm armen Jungen nicht zu begegnen, in unſre Bibliothek gegangen, und ſiehe da: mir iſt die geſtern eingetretene Wendung faſt lieb.

Du biſt immer die Herzensgüte ſelbſt geweſen, antwortete Frau Anna, ohne die Miene zu erheitern.

So mußt du, was ich meine, nicht auffaſſen, proteſtirte der Fabrikant. Wenn ich heute auf dies und das, was mir früher an Fräulein von Mockritz nicht gefallen wollte, zurückgeführt worden bin, ſo danke ich das der Schilderung, die ein gewiſſer Plinius, ein Römer, von ſeiner jungen Frau entworfen hat.

Wie du nur alle die fremden Sprachen ſo raſch erlernſt!

Ich halte mich ja an das Bücherfach, wo die Überſetzungen ſtehen. Aber daneben fand ich noch ein weit lehrreicheres Buch, und bei dem ſind mir ſchier die Haare zu Berge geſtiegen.

Doch nicht mit Beziehung auf Hundebiſſe?

Nein, ſagte der Fabrikant, mit Beziehung auf die Mittel, deren ſich junge Damen in der Zeit, wo jenes Buch geſchrieben wurde, bedienten, um junge Herren um ihre fünf Sinne zu bringen.

Laß hören, rief Frau Anna; ich bin doch neugierig, ob deine Frau nicht ſelbſt dabei ans ſchwarze Brett kommt. Es iſt abſcheulich, was die Männer uns alles nachreden.

Was dich, meine liebe Alte, betrifft, beſchwichtigte ſie Kaſpar Benedikt, ſo biſt du mir einzig bei jenem bewundernden Briefe des alten Römers gegenwärtig geweſen, und ich gedachte unſrer erſten glücklichen Jahre, über die ich freilich damals an deine gute Mutter nicht in ſo zierlicher Weiſe zu referiren verſtand, wie Plinius an die Tante Hiſpulla. Aber über die kleinen Kniffe und Schliffe der jungen Damen ſchrieb jene andern Beobachtungen nicht ein Mann nieder, ſondern ein junges hübſches Mädchen, das trotz ihrer Hübſchheit um ihres anſtändigern Verhaltens willen von den jungen anderweit verzauberten Herren ſogut wie nicht beachtet wurde.

Alſo aus Neid macht ſie andre ſchlecht.

Vielleicht lief etwas Neid mit unter. Aber Neid ſchärft die Augen, und iſt auch, was ſie beobachtet haben will, gewiß nicht die Art aller jungen Damen —

Geweſen —

Geweſen — meinetwegen! — ſo frappirte mich doch manches, als hätte ich dergleichen ſelbſt —

Kaſpar Benedikt!

Vor Zeiten, wo ich noch öfter junges Volk verkehren ſah, wahrgenommen, ohne freilich zu ahnen, daß ſich hinter den Eigentümlichkeiten im Benehmen der einen und der andern nur Berechnung verbarg.

Digitized by Google

Unsinn, Alter.

Je nun, wir sind beide nach dieser Seite hin die Unschuld selbst —

Gewesen, denn du wenigstens scheinst jetzt den armen Mädchen tief in die Karten geguckt zu haben.

So hast du also nie darauf geachtet, daß es junge Damen giebt, die immer ins Zimmer gelaufen, statt gegangen kommen, und über deren Atemlosigkeit — denn sie spielen immer noch die lieben Kinder — die Mutter allemal von neuem schilt, indem sie doch nichts lieber sieht, als wenn jetzt auch die jungen Herren sich, tadelnd oder für die lose Kleine Partei ergreifend, einmischen, worüber denn alle ruhig eintretenden jungen Damen unbemerkt bleiben?

Nein, sagte Frau Anna, so etwas habe ich mein Lebtag nicht wahrgenommen.

Auch nicht, daß ein junger Herr plötzlich errötet, weil er, unversehens sich umblickend, eine junge Dame, die ihn seit längerm mit Interesse beobachtet haben mußte, rasch in andrer Richtung blicken und dabei sehr verlegen werden sieht, worauf er natürlich nun die nächste Gelegenheit benutzt, um sich ihr zu nähern?

Was doch die Mißgunst alles ersinnt!

Auch nicht, daß einige junge Damen immer irgendwo ihren Florshawl liegen ließen und nun auf besonders graziös einstudirte Weise mit den Schultern zusammenschaudern, bis die sofort auf die Suche gegangenen Herren mit allerhand Tüchern anlangen, wo es nun an ein Ein- und Wiederauswickeln und ein überaus heiteres Lachen geht, worauf besagte Schultern doch lieber unbedeckt bleiben möchten, was den jungen Herren nun erst recht lustig dünkt?

Geh, man kann aus jeder Blume Gift saugen.

Und die Liebhaberei einiger Dämchen für ganz niedrige Stühle? Die verschiednen Methoden, um das Wiegen in Schaukeln und in Hängematten aufs Tapet zu bringen? Nicht zu reden von dem Übermaß an Zärtlichkeiten und an Küssen, deren sich einige junge Mädchen untereinander hingeben, aber notabene nur in Gegenwart —

Von Herren! Natürlich! Geh, geh, ich werde unsre Bibliothek vernageln lassen.

Aber Kaspar Benedikt war nicht der Mann, der zum bloßen Zeitvertreibe las. Mochten, wie die Schreiberin jener Beobachtungen behauptete, neben den unscheinbar und still sich benehmenden jungen Damen immer einige, und zwar die von den Herren bevorzugtesten, sein, die dergleichen Kunstgriffe förmlich vor dem Spiegel, ja unter Anleitung ihrer Mutter einübten, oder mochte, was sie an Allotria trieben, bloße Eingebung des Augenblicks sein, Kaspar Benedikts altes Mißtrauen gegen Frau von Mockritz und ihre schöne Tochter war wieder wach geworden.

Daß Berthold es über sich gewinnen kann, einer so bestechend ausgestatteten jungen Person zu entsagen, summirte er seine Reflexionen auf, ist immer aller Ehren wert, und wir dürfen uns nicht vermessen, ihn zu meistern.

Digitized by Google

Frau Anna widersprach nicht, und so blieb nur noch die Form zu erwägen, in welcher der Rückzug angetreten werden sollte.

Berthold wurde also in das Herrenzimmer beschieden, das mit seiner licht gemaserten Balkendecke, mit seinem aus Wappen, Sprüchen und Früchten bestehenden Fries, mit seinen Mosaiktruhen, Krügen, Kannen, Degen und Gewehren, mit seinen von kostbaren Applikationsarbeiten bedeckten Fenstersitzen und seinem breiten, stattlichen Serpentinkamin allerdings besonders gut geeignet war, um dem Adoptivsohne dieses Hauses vor allem ins Gedächtnis zu rufen, daß, wenn man ihm gestatte, dem schönen Fräulein von Mockritz zu entsagen, man doch nie Willens sein werde, eine wesentlich tiefer stehende Schwiegertochter „in diesen Räumen" willkommen zu heißen.

Dies wurde ihm, als er, um den Beschluß der Eltern zu vernehmen, erschien, denn auch durch den Fabrikanten zu allernächst auseinandergesetzt, worauf, nachdem er warm und innig gedankt hatte, das der Braut und der Brautmutter gegenüber zu beobachtende Verhalten beraten wurde.

Am liebsten hätte sich Frau Anna selbst dem peinlichen Geschäfte unterzogen. Sie war dem Weinen wieder fortwährend nahe und glaubte vorauszuempfinden, wie sehr es ihr und gewiß auch den andern beteiligten Frauen gut thun würde, wenn sie sich alle drei recht herzlich ausweinen könnten.

Aber der Fabrikant hielt die Sache nicht für darnach angethan, um unter Frauen abgemacht zu werden.

Ich bin der einzige, dessen Gemüt verhältnismäßig unbeteiligt ist, sagte er, und es kommt darauf an, daß jedes in dieser Angelegenheit zu sprechende Wort unter der Kontrole des Verstandes steht. Ich nehme keinerlei Verhaltungsvorschriften mit. Als Anno zweiundfünfzig meine Arbeiter rebellirten und als ich Anno siebenundfünfzig, zur Zeit der großen Krise, mein Schiff zwischen den Klippen allseitiger Insolvenzen durchsteuern mußte, da glaube ich mich größern Schwierigkeiten gegenüber befunden zu haben, als sie hier sich mir in den Weg stellen. Dornenvoll ist der Pfad, der vor mir liegt, aber gehen darf nur ich ihn. Schreibe du, mein Sohn, fügte er hinzu, deine Entschuldigungen, so der Mutter wie der Tochter. Deine Botschaft überbringen werde ich.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Elsässische Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von Curt Mündel. Straßburg, Karl J. Trübner, 1884.

Es muß jeden Vaterlandsfreund mit Freude und den besten Hoffnungen für die Zukunft erfüllen, aus diesem Buche zu sehen, wie kräftig das deutsche Volkslied im Elsaß noch blüht. Mehrere hundert Lieder werden uns hier vorgelegt, die auf Wanderungen durch das Land unmittelbar aus dem Volke geschöpft, also kein totes Gut, sondern noch lebensvoll sind. Der Herausgeber versichert deren treue Wiedergabe. Oft genug allerdings fühlt man sich aufgefordert, die Verse einzurenken, die verlornen Reime herzustellen u. s. w. Auch wundert es uns, daß nicht mehr Mundartliches durchblickt. Natürlich begegnen unter den Liedern viele schon anderswoher bekannte, aber doch mit häufig interessanten Abweichungen. Lieder, die zwar im Elsaß gesungen werden, die aber durch ganz Deutschland verbreitet sich fast in jeder Liedersammlung finden, sind ausgeschlossen, werden jedoch in einem besondern

Digitized by Google

Verzeichnis aufgeführt. Wie die alten Lieder auch den neuesten politischen Verhältnissen schon in neuen Versionen Rechnung tragen, zeigt uns ein Soldatenlied aus Drachenbronn (Kreis Weißenburg), worin die letzte Strophe lautet:

Und unser Kaiser Wilhelm
Hat auch schon gesagt,
Daß alle jungen Bürschelein
Müssen werden Soldat.

Die hübschen und die feinen,
Die sucht er sich heraus.
Die Krummen und die Lahmen
Die schicket er nach Haus.

Goethe in Heines Werken dargestellt von Walter Robert-tornow. Berlin, Haude- und Spenersche Buchhandlung (F. Weidling), 1883.

Eine chronologisch geordnete Zusammenstellung aller Stellen aus den 22 Bänden von Heines sämtlichen Werken, worin über Goethe geurteilt, Goethe zitirt oder parodirt, ja überhaupt Goethes Name nur genannt wird. Wenn erst die fabelhaften Heineschen Memoiren ans Licht getreten sein werden, können wir noch einen Nachtrag erleben. Der Himmel bewahre uns vor mehr solchen Büchern! Das im Laufe der Zeit schwankende Verhältnis Heines zu Goethe ließ sich — wenn denn dies Thema gesondert behandelt werden sollte — auf wenigen Seiten beleuchten. Aber aus der Materialiensammlung zu solch einem Aufsatz ein besondres Buch gemacht zu sehen, ist wenig erfreulich.

Internationaler Zitatenschatz. Lesefrüchte aus heimischen und fremden Schriftstellern (Sprichwörter und Sentenzen), herausgegeben von O. Zeuschner. Leipzig, E. Schloemp, 1884.

Die erste Frage, die beim Aufschlagen dieses Buches auftaucht, ist natürlich die: Wie verhält es sich zu Büchmann? Die Vermutung, die der Titel erweckt, daß es — außer den Sprichwörtern — nur Zitate im engern Sinne, d. h. wörtlich angeführte Schriftstellen bringe, trifft nicht zu. Denn es finden sich auch genug jener freizügigen Wendungen darin, die nicht sowohl wörtliches Zitat sind, als die Summe einer Erzählung, einer Anekdote ziehen, oder auf der aus einem Charakter entwickelten Vorstellung beruhen („Ein keuscher Joseph") oder nur auf mündliche — geschichtliche oder ungeschichtliche — Äußerungen zurückgehen. Merkwürdig sagt Zeuschner: „Daß ein Teil der in G. Büchmanns »Geflügelten Worten« gegebenen Zitate auch von mir aufgenommen werden mußte, liegt auf der Hand: wie hätte ich ihrer entraten können, wenn ich relative Vollständigkeit anstreben wollte!" Nicht „ein Teil," sondern die Mehrzahl der Zitate im Büchmann, der überhaupt stark benutzt ist, sind aufgenommen. Auch das Wort „international" im Titel ist irreleitend. Zitate aus fremden Schriftstellern und in fremden Sprachen sind doch auch nur aufgeführt, insofern sie in Deutschland zitirt zu werden pflegen, sodaß auch Zeuschner nur einen „Zitatenschatz des deutschen Volkes" — wie Büchmanns Nebentitel lautet — liefert. Ja er vernachlässigt gegenüber Büchmann die fremdländischen Zitate sogar in auffälliger Weise; eine große Reihe der allerbekanntesten vermißt man, wie beispielsweise: Il n'y a plus d'enfants, Le style c'est l'homme, Solamen miseris etc., Homo sum; humani nihil a me alienum puto, Oderint, dum metuant. Andre finden sich nur in deutscher Übersetzung oder doch bloß bei derselben, sodaß sie, da ein Hinweis im Register fehlt, schwer aufzufinden sind. In allen diesen Dingen, wie auch in der Auswahl der Sprichwörter und ihrer Varianten in andern Sprachen sucht man vergebens nach maßgebenden Gesichtspunkten.

Nach ungefährem Überschlag bringt Zeuschner etwa doppelt soviel Zitate wie Büchmann. Die große Masse dieses Überschusses sind nun die „Lesefrüchte," Sentenzen aus bekanntern deutschen Schriftstellern, von denen viele nur insofern Zitate

Digitized by Google

zu nennen sind, als sie sich dazu eignen, auch gelegentlich einmal zitirt zu werden. Da ist natürlich ein sehr weites Feld eröffnet, und man wird manchmal dem Herausgeber dankbar sein, wenn man auf die quälende Frage: Von wem ist das nur? die erlösende Antwort erhält. Die Einrichtung des Buches, die am stärksten von Büchmann abweicht, erleichtert dies. Sämtliche Zitate sind nach den Anfangsworten streng in einem Alphabet geordnet; für das wankende Gedächtnis sorgt ein alphabetisches Register der Hauptstichwörter. Unter jedem Zitat ist kurz (oft zu kurz!) sein Ursprung angegeben; auf irgend eine Erörterung läßt sich Zeuschner nicht ein, er acceptirt dankbar Büchmanns Resultate und verweist häufig auf diesen zu weiterer Belehrung. Es hätte noch öfter geschehen können, wie beispielsweise bei Ceterum censeo, wo die Unterschrift Cato major? wenig belehrend ist. Ein andermal wundert man sich, bloß einen Hinweis auf Büchmann zu finden, wo es sich um ein zweifelloses Zitat aus einem ganz bestimmten Schriftsteller handelt, wie bei Tu l'as voulu, George Dandin. Man sieht aus allem, daß es an einer sichern, zielbewußten Hand gefehlt hat. Zeuschner wollte ein Werk schaffen, das neben Büchmann einen selbständigen Wert hätte, konnte aber die Abhängigkeit von diesem nicht abschütteln und sich über seine leitenden Grundsätze nicht klar werden.

Die Ausstattung des Buches ist ganz hübsch, der Druck in den fremdsprachlichen Zitaten aber bisweilen inkorrekt; namentlich stört in den französischen der stets an Stelle des Trait d'union gesetzte Gedankenstrich.

Unterm Löwenstein. Alte Geschichten aus einer ungeschriebenen, aber wahrhaftigen Chronika. Von Ludwig Hänselmann. Wolfenbüttel, Julius Zwißler, 1883.

Es sind das drei Novellen, von dem in der geschichtlichen Wissenschaft wohlbekannten Braunschweiger Stadtarchivar L. Hänselmann verfaßt. Sie spielen sämtlich in der Stadt Braunschweig, die erste und kürzeste, der „Nickerkuik," in frühgeschichtlicher Zeit (um 1000), „Arnt Dilien der Türmer" in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die letzte, am ausführlichsten behandelte, „Arnt Porners Weihnachtsgespenst," etwa hundert Jahre später. Aus der jetzt sehr hochgehenden Flut der historischen Novellistik möchten wir diese Erzählungen besonders deshalb hervorheben, weil in ihnen der Hauptfehler derartiger Erzeugnisse, moderne Menschen in alten Trachten zu schildern, uns glücklich vermieden zu sein scheint. Sie sind wirklich aus dem Geiste der Vergangenheit, die sie lebensvoll wiedergeben, erfunden und geschrieben. Die Handlung geht naturwahr aus der Anschauungsweise der jedesmaligen Zeit hervor; auch die Schilderung der Nebenumstände, Zeitverhältnisse ꝛc. erregt nirgends Anstoß. Wir werden wirklich hineingeführt in das Leben und Treiben einer mittelalterlichen Stadt. Dem Inhalte aber entspricht auch die Darstellung und die Sprache. Letztere bildet einen eigenartigen, aber, wie uns dünkt, durchaus geglückten Versuch, das Niederdeutsch der damaligen Zeit in neuhochdeutsche Form umzugießen. Der Ausdruck gewinnt dadurch den treuherzigen Ton der alten Sprache, durch den die tiefe Empfindung, welche besonders die zweite Erzählung beseelt, und in welche der oft derbe Humor der Zeit seine Schlaglichter wirft, zu schönster Wirkung kommt.

Wer also Herz und Sinn besitzt für unsre deutsche Vergangenheit, dem seien diese Novellen bestens empfohlen. Die Ausstattung ist sehr ansprechend; die von E. Retemeyer im Geiste der Dichtungen entworfenen Kopf- und Randleisten gereichen dem Buche zur Zierde.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Eine neue Niederlage Englands im Sudan.

So darf man im Hinblick auf die letzte Nachricht ausrufen, welche in der verflossenen Woche aus dem östlichen Sudan eintraf. Auch Baker Pascha, der von Trinkitat am Roten Meer aus der bedrängten Besatzung von Tokar zu Hilfe zu kommen versuchte, ist von den Truppen des Mahdi in einem Treffen bei den Brunnen von Teb, das am 4. Februar stattfand, aufs Haupt geschlagen worden, und wenn infolge dieser Hiobspost die ersten Reden in dem soeben eröffneten englischen Parlamente viel Niedergeschlagenheit und Beklemmung verrieten, so ist das begreiflich. Es war hinsichtlich der erwarteten Debatte über die ägyptische Frage viel auf den Inhalt der Telegramme angekommen, die man aus Suakin zu hoffen oder zu fürchten hatte. Sie trafen ein, und die Kunde, die sie brachten, war düsterer, trauriger, unheilvoller und bedrohlicher, als selbst die Schwarzseher sie sich gedacht hatten.

Das kleine von Baker und Sartorius geführte Entsatzheer, das die schwer gefährdete Garnison von Tokar freimachen sollte, ist auf seinem Marsche von den Aufständischen aufgehalten, mit Ungestüm angegriffen, geschlagen und in vollständiger Auflösung, sowie mit einem Verluste von 2000 Mann, d. h. mehr als der Hälfte seines Truppenbestandes, nach der Seeküste bei Trinkitat zurückgetrieben worden. Die vier Kruppschen Geschütze und die beiden Gatlingkanonen, die es mit sich führte, sind samt dem größten Teile der Munition, des Proviants, der Bagage und den Lastkamelen der Armee in die Hände der Feinde gefallen, welche die Flüchtlinge mehrere Meilen weit hitzig verfolgten. Baker und Sartorius haben sich nach vergeblichen Versuchen, die wankenden Reihen vom Auseinanderlaufen abzuhalten, wie durch Wunder nach Trinkitat gerettet und sind darauf nach Suakin zurückgekehrt, von wo ersterer sein Un-

Digitized by Google

glück nach Kairo und London telegraphirt hat. Die Schlacht hat zehn englische Meilen von Trinkitat, wo Baker mit seinen Leuten sich ausgeschifft hatte, stattgefunden. Brav gehalten haben sich während derselben nur die englischen Offiziere, von denen die meisten gefallen zu sein scheinen, die aus Europa rekrutirten Polizeisoldaten und die türkischen Truppen, die Mann für Mann zusammengehauen wurden. Die Überlebenden bestehen fast nur aus Ägyptern, deren Ungeübtheit und Feigheit man das schwierige Unternehmen im wesentlichen anvertraut hatte. Ein kläglicher Anfang für das nun zur Wirklichkeit gewordene Protektorat Englands über Ägypten.

Fürwahr, wenn Gladstones Politik in den ägyptischen Angelegenheiten nicht eine sehr tiefe und hinterhaltige ist, so ist sie unbegreiflich zu nennen. Am 4. November vorigen Jahres wurde der Engländer Hicks Pascha mit einem Heere von 11000 Mann bei El Obeid vom Mahdi geschlagen, und zwar so gründlich, daß fast niemand von seinen Leuten entkam. Der Chedive wollte darauf sofort alle ihm noch zu Gebote stehenden Truppen nach dem Sudan schicken, um dem weitern Vordringen des siegreichen Propheten Einhalt zu thun. Der Sultan war bereit, ihn dabei zu unterstützen, und man mußte glauben, England werde es in seinem Interesse finden, desgleichen zu thun. War doch die Eroberung, die man mit der Schlacht bei Tel El Kebir gemacht, durch jeden Fortschritt der Revolution am obern Nil, ebenso Englands Ansehen in der gesamten Welt des Islam sichtlich und unstreitig bedroht. Aber nichts davon. Vielmehr faßte die britische Regierung den Beschluß, den Sudan aufzugeben, selbst die Hauptstadt, Chartum, zu räumen und nur Nubien mit den Städten Berber und Suakin festzuhalten. Dem Sultan stellte man für seine Mitwirkung die völlig mannehmbare Bedingung, die Kosten derselben zu tragen und die betreffenden Truppen nicht über Ägypten, sondern über Suakin nach dem Kriegsschauplatze abzusenden. Natürlich lehnte er ab, und die Dinge gingen ihren Gang. Der Chedive fügte sich dem Willen der englischen Regierung, sein Premier Scherif Pascha, der dafür die Verantwortung nicht übernehmen zu können glaubte, trat vom Amte zurück, und Nubar Pascha, ein Werkzeug Englands, gelangte ans Ruder. Unter ihm geschah geraume Zeit sogut wie nichts. Erst als Gefahr vorhanden war, der Mahdi werde nächstens vor Chartum erscheinen und dessen europäische Bewohner — etwa 11000 Köpfe — niedermetzeln oder in die Sklaverei abführen lassen, traf man in Kairo Anstalten, der letztern Eventualität vorzubeugen. Jene Europäer sollten unter dem Beistande des ägyptischen Kriegsministers Abd el Kader nach Norden befördert und in Sicherheit gebracht werden. Wie das zu machen, blieb fraglich, wenigstens hörte man nichts von andern dahin zielenden Maßregeln als der Abreise Abd el Kaders nach Korosko in Nubien.

Inzwischen war Gladstone auf einen andern seltsamen Einfall gekommen. Der englische General Gordon, ein Kenner des Orients und erfolgreich gewesen

Digitized by Google

bei Behandlung der dortigen Völkerschaften, sollte sich zu Unterhandlungen mit dem Mahdi nach Chartum begeben, um den Streit zwischen diesem und Ägypten auf friedlichem Wege beizulegen. Derselbe erklärte sich hierzu bereit und reiste ab. Dies erfolgte in der dritten Woche des Januar, und nach den letzten Nachrichten war der General in Berber eingetroffen, von wo er in etwa drei Tagen in Chartum sein konnte, wenn ihn die Scharen des Propheten, welche sich der Stadt bereits bis auf wenige Meilen genähert hatten, nicht aufhielten oder niedermachten. In der Zwischenzeit sollte Baker Pascha, nachdem er sich mit Zubeihr Pascha in Suakin vereinigt, von dem benachbarten Hafenplatze Trinkitat aus die von den Insurgenten eingeschlossenen und fast bereits ausgehungerten Festungen Tokar und Sinkat (ersteres nicht ganz 5, letzteres ungefähr 10 deutsche Meilen von der Küste des Roten Meeres gelegen, jedes mit etwa 500 Mann besetzt) entsetzen.

Sowohl die Mission Gordons als das Unternehmen Bakers hatte von vornherein wenig Aussicht auf Gelingen. Es gehörte ein starker Glaube dazu, wenn Gladstone hoffte, ein englischer General werde imstande sein, mit Geld und guten Worten einen Fanatiker zum Stillstande zu bewegen, der sich für einen gottgesandten Befreier der Gläubigen von der Herrschaft der Giaurs und Kafirs hielt, der von einem großen Siege berauscht war, und der an der Spitze von fünfzigtausend und mehr wilden Kriegern stand, welche gleich ihm siegestrunkene Schwärmer waren. Es war offenbar Verblendung, anzunehmen, der Mahdi und seine Anhänger würden sich irgendwelcher Beschränkung ihrer Ansprüche fügen, nachdem das mächtige England durch seine Bevollmächtigten in Kairo mittelbar anerkannt hatte, der Sudan sei unwiderbringlich verloren. Auch die Niederlage Bakers war vorauszusagen. Wir brauchen nicht erst auf genauere Nachrichten über dieselbe zu warten und die Urteile militärischer Fachmänner über die Katastrophe zu hören. Schon jetzt wissen wir mit voller Bestimmtheit, daß man die englischen Offiziere zur Erfüllung ihrer Aufgabe, zur Bekämpfung der gewaltigen Scharen des Propheten gleichsam mit hölzernen Schwertern abgesandt hat. Sie wurden von einer Regierung mit zwei Seelen, einer ägyptischen und einer englischen, abgeschickt, und die Streitmacht, die man ihnen zur Verfügung stellte, als sie dem wütenden Fanatismus der sudanischen Wüstenstämme gegenübertreten sollten, bestand aus einem Haufen kairenischer Konstabler und in den Bazaren und Kaffeeschenken zusammengelesener Neger und Fellahin, die schlecht geübt und spärlich mit den Bedürfnissen für einen Feldzug ausgestattet waren, und zu denen nur eine kleine Anzahl wirklicher Soldaten kamen. Kein Wunder also, daß sich das furchtbare Schauspiel von El Obeid hier im östlichen Sudan annähernd wiederholt hat. Noch im vorigen November hätten 6000 angloindische Truppen alle Garnisonen im Sudan retten können, ja ein angesehener englischer Militär behauptet, daß Baker gesiegt haben würde, wenn ihm auch nur eine Batterie englischer Artillerie mitgegeben worden wäre. Mit

Digitized by Google

den Truppen, die er in Wirklichkeit unter sich hatte, mußte er unterliegen. Auf allen Seiten umringt von Schwärmen sudanischer Araber (es sind vorzüglich Leute vom Stamme der Hadendoa), feuerten die widerwillig ins Feld geführten Fellahin und Bazarbummler der beiden ägyptischen Bataillone Bakers ein paar Salven ab, dann brach die vierte Seite des Vierecks, das man gebildet hatte, vor dem Ansturme der durch den Pulverdampf herzueilenden wilden Krieger zusammen, nach einer Weile lösten sich auch die andern Seiten auf, und zehn Minuten nach Beginn des Gefechtes war das Heer Bakers nur noch eine wirre Masse, die sich um jeden Preis aus dem jetzt beginnenden Gemetzel zu retten suchte. Was stehen blieb, fiel bald vor der Übermacht. Auch von den Flüchtigen wurden viele niedergemacht; denn die Sieger kannten kein Erbarmen.

Was jetzt die Folge sein wird, ist trauriger als diese Abschlachtung armer untauglicher Fellahin. Es kann kaum anders kommen, als daß die tapfern und treuen Besatzungen von Tokar und Sinkat jetzt dem Untergange verfallen, gegen den sie sich lange Wochen standhaft gewehrt haben. (Nach einem Telegramm aus Suakin, welches indes noch der Bestätigung bedarf, hätte Tewfik Pascha, der Kommandant von Sinkat, den Versuch gemacht, sich mit 400 Mann durchzuschlagen, wäre aber von den Hadendoa umzingelt und mit allen seinen Leuten zusammengehauen worden.) Wenn die Verteidiger Tokars während der Schlacht bei Teb nicht imstande waren, den Truppen Bakers durch einen Ausfall zu Hilfe zu kommen, so werden sie nicht lange zu warten haben, bis die Aufständischen sie ernstlich angreifen, und dann wird ihr Widerstand nur ein kurzer sein. Nach den letzten Berichten hatten sie der Mann nur noch vierzehn Patronen, und jetzt sind sie wohl schon allesamt unter den zweischneidigen Speeren und Schwertern der Gegner gefallen. So wird unter den Augen Europas, welches das Thun der Engländer in diesen Gegenden sorgfältig beobachtete und kritisirte, eine Festung nur deshalb verloren gehen, weil Herr Gladstone die Politik des Zögerns und der Unentschlossenheit in diesen Angelegenheiten für die beste hielt und sich weigerte, zu rechter Stunde zur Rettung einzuschreiten. Dasselbe gilt von Sinkat. Auch hier ging man nach den letzten sichern Nachrichten rasch der Vernichtung entgegen. Die Vorräte waren ziemlich aufgezehrt, der letzte Sack mit Gerstenmehl geöffnet, das letzte Schaf, das letzte Kamel geschlachtet, und die Araberschechs, die man mit reichen Geschenken gewonnen zu haben glaubte, der Garnison Lebensmittel zuzuführen, haben entweder ihre Aufgabe zu schwierig gefunden oder einfach ihren Kontrakt gebrochen, nachdem sie ihr Geld eingestrichen. Die Hoffnungen Sinkats beruhten einzig und allein auf einem siegreichen Vordringen Bakers, und nach seiner Niederlage ist die Vernichtung der dort stehenden ägyptischen Truppen, wenn sie nicht schon erfolgt ist, nur noch eine Frage der Zeit. Denn es ist kaum zu erwarten, daß die so schimpflich von den Protektoren Ägyptens im Stiche gelassenen Leute Tewfiks in der Lage sein werden, sich durch Niederlegung der Waffen bei dem

Digitized by Google

Feinde das Leben zu erkaufen. Der Haß gegen die Ägypter ist unter den aufständischen Stämmen viel zu heiß, als daß daran zu denken wäre. Die unglücklichen Verteidiger Sinkats müssen entweder in verzweifeltem Ausfalle unterliegen, wo sie keine Hoffnung auf Entkommen haben, da Snakin für entkräftete Menschen viel zu weit von dort entfernt ist, oder sich auf Gnade und Ungnade Feinden ergeben, die sie ohne Erbarmen abschlachten werden. Bei ihnen befinden sich gegen tausend Weiber und Kinder, die hilflosen und unschuldigen Opfer derselben zaudernden und schwankenden Politik, welche dem Chedive das Aufgeben von ganzen Provinzen anbefahl und nicht genug Entschlossenheit hatte, um zur Rettung einer Festung Beistand zu leisten. Was mit diesen Weibern und Kindern geschehen wird, kann man sich vorstellen, wenn man sich erinnert, wie der Führer der dortigen Aufständischen, Osman Digna, als er die Wüstenstämme Ostsudans für den Mahdi aufrief, ihnen sagte, sie möchten sich den Lohn für ihre Mühen während des Feldzuges durch Raub verschaffen.

Nach dem Falle der beiden Festungen ist selbst Snakin schwer gefährdet Denn die Flüchtlinge vom Heere Bakers, die jetzt dorthin gebracht worden sind werden bei einer Verteidigung dieses Platzes nicht viel leisten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die siegreichen Stämme sich jetzt in Massen hier versammeln und einen Sturm versuchen werden, wo dann das Geschwader Sir William Hewetts mit seinen Kanonen die Verteidigung übernehmen müßte. Wenn das der Schluß des traurigen Kapitels sein sollte, werden die Anhänger der jetzigen englischen Regierung schwerlich noch behaupten können: „das Ziel unsrer Besetzung Ägyptens bleibt unabänderlich dasselbe, und der Chedive, nicht das englische Ministerium hat den Beschluß gefaßt, sich aus dem Innern des Sudan zurückzuziehen."

Eine weitere Folge der Niederlage, welche die englische Politik bei Teb erlitten hat, ist die Erhöhung der Wahrscheinlichkeit, daß Gordons Mission mißglücken wird. Man reitet auf einem schnellgehenden Kamele in nur neun Tagen von Tokar nach Berber, und so wird gerade zu der Zeit, wo Gladstones Emissär mit seinen Geldsäcken am letztern Orte angelangt sein wird, auch die Nachricht von dem Siege des Mahdi dort eingetroffen sein. Gordon wird viel Glück und Geschick bedürfen, wenn er mit heiler Haut nach Chartum gelangen und die Stadt in guten Verteidigungszustand setzen will, nachdem so verhängnisvolle Kunde durch die Bazare gegangen ist und dann bei den Stämmen draußen Zelt für Zelt freudig bewegt hat. Die Idee, die bürgerliche Bevölkerung der Stadt, 11- bis 12 000 Seelen, durch ein Land voll von Jubel und Frohlocken über die neue Niederlage der Giaurs und voll Siegeszuversicht in Sicherheit zu bringen, wird aufzugeben sein, wenigstens für die nächsten Monate. Wird sie aber aufgegeben, so tritt im Mai die heiße Jahreszeit ein, und der Nil wird hier zu seicht für die Schifffahrt, man wird ihn also nicht zur Evakuation und ebenso nicht zur

Digitized by Google

Verproviantirung und Vertheidigung Chartums benutzen können, wenn der Mahdi soweit ist, daß er die Stadt einschließen kann.

Das ist die Sachlage, die, wie jetzt in der Londoner Presse offen erklärt wird, nicht durch Hicks, nicht durch Baker, auch nicht durch den Chedive, sondern einzig und allein durch „die verhängnisvolle Leidenschaft, jede der verschiedenen aufeinanderfolgenden Prophezeiungen Lord Hartingtons zu erfüllen," herbeigeführt worden ist, „welche England okkupiren und nicht protegiren ließ." Unter dem Eindrucke so schwerer Mißgriffe und Unfälle begann die ägyptische Debatte im Parlamente. „Man sah in den Gesichtern, man hörte im Tone sowohl der offiziellen als der nichtoffiziellen Redner die Wichtigkeit der trüben Kunde ausgedrückt, und obwohl nur wenige der bei Teb Gefallenen britischen Blutes sind und Sinkat und Tokar fern von Birmingham und Leeds liegen, so würden wir irren, wenn wir annehmen wollten, der großherzige Sinn [bloß der?] der Nation werde nicht sofort verlangen, daß die Regierung der Königin entweder die Okkupation aufgebe oder sie in wirksame Protektion verwandle, d. h. der ägyptischen Regierung materiell zu Hilfe komme."

Die konservative Partei hat sich sowohl im Ober- als im Unterhause energisch geregt. Im letzteren stellte der Abgeordnete Bourke den Antrag, der Adresse, mit welcher die Thronrede beantwortet werden sollte, einen Zusatz beizugeben, der mit den Sätzen begann: „Wir lenken die Aufmerksamkeit der Königin auf den Mißerfolg, welchen bis jetzt alle Versuche des Kabinets hatten, die ägyptischen Angelegenheiten auf eine gesunde Grundlage zu stellen, und zwar sowohl hinsichtlich der Umgestaltung der Gerechtigkeitspflege als der zufriedenstellenden Lösung der Finanzfrage und der Wiederherstellung von Ruhe und Sicherheit in den Grenzprovinzen. Die bisherige Politik hat lediglich Schwächung des Ansehens der Regierung zur Folge gehabt, ohne daß sie dafür einen genügenden Ersatz geboten hätte." Weiter hieß es in dem Antrage: „Ein solches Verfahren trägt Gefahren für Ägypten im Schoße und steigert die Verantwortlichkeit Englands Ägypten und den europäischen Mächten gegenüber." Die Regierung wußte darauf nichts zu erwiedern, sie schwieg selbst, als der Redner fortfuhr: „Es hilft Ihnen nichts, wenn Sie sagen, Ägypten hat dies und jenes gethan. Ägypten befindet sich durchaus in unsrer Hand. Auf unser Gebot werden dort Heere ausgesandt und zurückgezogen, Minister entlassen und angestellt und große Gebiete aufgegeben. Eine englische Armee hält die Hauptstadt besetzt und läßt sich aus den Einkünften des Landes besolden, und diese Armee wird nicht gebraucht, um Ägypten zu vertheidigen, sondern um den Vizekönig zur Zerstückelung seines Reiches zu zwingen." Die Regierung half sich damit aus der Verlegenheit, daß sie die Verhandlung über den Bourkeschen Antrag hintertrieb und die Abstimmung über denselben unter Umständen vornehmen ließ, die ihr günstig waren. Von den 636 Mitgliedern des Hauses waren in diesem Augenblicke nur 97 auf ihrem Platze (die übrigen waren zu

Digitized by Google

Tisch gegangen), und von diesen erklärten sich 77 gegen den Antrag. Man kann sagen, das Thema war damit mehr beiseite gelegt als beurteilt worden. Zwei Tage nachher schon kündigten Northcote im Unterhause und Salisbury im Hause der Peers an, daß man konservativerseits ein Mißtrauensvotum gegen die Regierung beantragen werde, und wenn dies zur Sprache kommen wird, werden die Vertreter des Landes nicht mehr bei Tische sitzen, sondern auf ihren Bänken sein.

Die Regierung scheint jetzt gut machen zu wollen, was versäumt worden ist. Der Telegraph befördert unausgesetzt Befehle nach Kairo und Suakin. Der Transportdampfer Euphrates, der mit indischen Truppen in Suez angekommen ist, hat die Ordre erhalten, dort auf weitere Bestimmungen zu warten. 8000 Mann sollen in nächster Woche nach Nubien abgehen, und 500 Matrosen und Marinesoldaten befinden sich schon auf dem Wege nach dem Schauplatze des Aufstandes. Aber man fragt sich, weshalb das alles nicht schon geschehen ist, als das englische Ansehen im Orient im November den ersten Stoß erhielt.

Natur und Kultur.

Von Th. Achelis.

In der Mitte und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte die gebildete Gesellschaft einer jener merkwürdigen Impulse ergriffen, wie sie in der Geschichte der geistigen Revolutionen der Menschheit sich nicht selten finden; hervorgegangen aus dem tiefen Widerwillen gegen die mannichfachen Entartungen des sittlichen und religiösen Lebens jener Zeit, wandte sich diese Richtung grundsätzlich von allen historisch entstandenen Normen ab und somit besonders solchen Erscheinungen zu, in denen sie noch die reine, durch keine menschliche Willkür entstellte Form eines ursprünglichen, unverfälschten Naturzustandes zu erblicken glaubte. Diese pathologische Verirrung, politisch schon in den amerikanischen Freiheitskriegen und in der französischen Revolution, wissenschaftlich besonders scharf in Rousseau und künstlerisch in den Erstlingswerken unsrer Dichterheroen unverkennbar ausgeprägt, steigerte sich zu der völlig unhaltbaren Schwärmerei, in dem Naturmenschen als solchen das Ideal der menschlichen Rasse überhaupt suchen zu wollen, eine Ansicht, die es sich nicht entgehen ließ, als captatio benevolentiae dies Gemälde mit allen denjenigen ehrwürdigen Zügen auszustatten, welche schon die Sagen vom Paradiese bei vielen Gemütern ein-

Digitized by Google

schmeichelten. Es bedurfte kaum der genaueren geographischen und ethnographischen Entdeckungen unsers Jahrhunderts, um dies anmutige Bild einer phantastischen Sentimentalität in sich selbst zerfließen zu lassen; schon die vielfachen Umwälzungen und Kämpfe, welche dem Besitz der eigenen Zivilisation galten, zerstörten jene philanthropischen Träumereien gründlich. Der früheren pessimistischen Stimmung folgte eine ebenso einseitig optimistische, die von der Höhe ihrer weltgeschichtlichen Stellung aus die seltsam verschlungenen Verhältnisse der Naturvölker kaum eines Blickes würdigte und sie höchstens zu den unschuldigen Anregungen einer gestaltungsbedürftigen Einbildungskraft verwandt wissen wollte. Auch noch jetzt, nachdem Männer wie Lubbock und Tylor oder Peschel, Bastian, Fr. Müller und andre unzählige mehr jenes bunte Raritätenkabinet zu einem systematisch geordneten Museum umgeschaffen haben, schwanken die Meinungen haltlos zwischen den Extremen hin und her; daher dürfte eine kritische Übersicht und Würdigung der wesentlichsten Momente dieses Problems wohl am Platze sein.

Wenn wir im gewöhnlichen Lauf der Dinge unbefangen von Kultur sprechen, so haben wir durchschnittlich, dank der einseitig klassisch-historischen Erziehung, das reiche Leben der Völker vor Augen, die am Mittelmeere heimisch, allmählich andre Stämme in ihre Ideenkreise hineinzogen; wenig kümmert es uns, wo diese griechisch-römische Gesittung ihren Ursprung gefunden und in welchem Zusammenhange sie mit andern Mittelpunkten der Bildung stand. Und glaubt die moderne Forschung vielfältige Beziehungen zu ägyptischen Mustern nachgewiesen zu haben, und hat auch die vergleichende Sprachwissenschaft einen leidlich solidarischen Konnex in der indogermanischen Welt hergestellt, so lassen wir uns nur ungern an die Existenz andrer Kulturzentren erinnern. Die Lehre von der Einheit des Menschengeschlechtes im physischen und selbst im psychischen Sinne läßt sich nur schwer, oder besser gesagt garnicht, mit dem historischen Entwicklungsgange in Einklang setzen, dem die einzelnen Glieder jener Urfamilie etwa gefolgt sind. Die Worte Alexanders von Humboldt gelten noch heute: „Die Geschichte, soweit sie durch menschliche Zeugnisse begründet ist, kennt kein Urvolk, keinen einigen ersten Sitz der Kultur, keine Urphysik oder Naturweisheit, deren Glanz durch die sündige Barbarei späterer Jahrhunderte verdunkelt worden wäre. Der Geschichtsforscher durchbricht die vielen übereinander gelagerten Nebelschichten symbolisirender Mythen, um auf den festen Boden zu gelangen, wo sich die ersten Keime menschlicher Gesittung nach natürlichen Gesetzen entwickelt haben. Im grauen Altertume, gleichsam am äußersten Horizont des wahrhaft historischen Wissens, erblicken wir schon gleichzeitig mehrere leuchtende Punkte, Zentren der Kultur, die gegeneinander erstrahlen: so Ägypten, auf das wenigste fünftausend Jahre vor unsrer Zeitrechnung; Babylon, Ninive, Kaschmir, Iran und China.“ (Kosmos II, 146.) Erst unsre moderne europäische Kultur beginnt immer mehr und mehr einen internationalen Charakter anzunehmen

Digitized by Google

und die spezifischen nationalen Unterschiede abzulegen; aber daß auch sie, wenn schon prävalirend, so doch nicht unbestritten herrscht, zeigt der wohlgefügte Bestand der komplizirten und uralten chinesischen Zivilisation. So weist schon diese flüchtige Erwägung mit Entschiedenheit auf die territorialen Grenzen hin, welche eine volkstümliche Bildung umschließen, und da diese ihrerseits das Produkt der einzelnen Stämme ist, so würde es sich für ihre Herleitung aus der Natur um die Eigenart dieses letzten erreichbaren Faktoren der Entwicklungsgeschichte handeln.

Was lehrt uns nun die vorurteilsfreie Wissenschaft über den gesamten Typus dieser sogenannten Naturvölker? Auch hier ist es gleichgiltig, ob, wie Humboldt sich ausdrückt, die Volksstämme, die wir gegenwärtig Wilde nennen, alle im Zustande ursprünglich natürlicher Rohheit sind, oder ob nicht viele unter unter ihnen, wie der Bau ihrer Sprachen es oft vermuten läßt, verwilderte Stämme, gleichsam zerstreute Trümmer aus den Schiffbrüchen einer früh untergegangenen Kultur sind (a. a. O. S. 147). Bekanntlich ist der zweite Fall von dem Dogmatismus der bibelgläubigen Forschung, unter Anlehnung an anderweitige kosmologische Traditionen, als prinzipieller Ausgangspunkt statuirt worden. Die Ethnologie hat ihrerseits auf induktivem Wege festgestellt, daß trotz des klaffenden Unterschiedes zwischen unsern Anschauungen und denen der Urzeit sich nicht nur relevante, freilich häufig überwucherte Beziehungen zwischen beiden nachweisen lassen, sondern daß ein Urmensch, dem völlig jegliche Gesittung abginge, der gleichsam als tabula rasa anzusehen sei, thatsächlich nicht existirt hat noch auch jetzt irgendwo vorkommt. Zunächst figurirt für die wissenschaftliche Forschung der Mensch nicht (wie ihn verzückt die poetische Schwärmerei des vorigen Jahrhunderts ausmalte) als isolirtes Individuum, sondern immer nur als soziales Wesen, sei es in einer auch noch so dürftigen Organisationsform. Andrerseits vertragen sich alle jene Meinungen nicht mit der Wirklichkeit, welche diesen Anfängern der Menschheit (sit venia verbo!) jegliche psychische Anlage absprechen, sie ohne religiöse Kenntnis, ohne die Kunst der Feuerbereitung ein allerdings recht dürftiges Leben führen lassen. Diese Anschauung kann heute für überwunden gelten: gerade so wenig wie ein sprachloses Volk giebt es ein religionsloses; nur muß man nicht in völlig ungerechter Weise die primitiven Regungen dieses Gefühles (die sich vielleicht für uns sehr abschreckend manifestiren) mit den geläuterten Begriffen unsrer Bildung zusammenstellen. Das, was wir als krassen Aberglauben verlachen, als blöden Fetischismus bemitleiden, erscheint dem Wilden als Fundament unerschütterlichen und (subjektiv gemessen) reinen Glaubens. Deshalb bemerkt Hellwald richtig: „Wo ist überhaupt die Grenze zu ziehen zwischen Glauben und Aberglauben? Wurzeln doch beide in dem nämlichen Boden, beide haben ja als gemeinsames Grundmerkmal die Beziehung auf ein Übersinnliches.“ (Naturgesch. d. Menschen I, 95.) Dasselbe gilt vom Besitz des Feuers, wie ausführlich von Kuhn und Tylor erwiesen. Mithin

Digitized by Google

stellt sich unser Problem so, daß wir durch die Natur der Sache gedrängt werden, von einer freilich immerhin geringfügigen Entwicklung als einer gegebenen auszugehen, und daß wir, ebenso wenig wie die Darwinsche Theorie über die Existenz des Individuums hinaus ein Konglomerat von bildungsfähigen Elementen annehmen kann, jenen ersten Anhaltspunkt eines geschichtlichen Prozesses nie erreichen werden. Man hat daher schon öfter, um falsche Erwartungen von vornherein abzuschneiden, die üblichen Bezeichnungen Wilde, Naturvölker ꝛc. aufgegeben und nur von Stämmen niederer Zivilisation gesprochen.

Selbstverständlich kann es auch nach dieser Beschränkung der Aufgabe nicht unsre Absicht sein, mit voller Ausführlichkeit ein Gemälde von den Anschauungen und Gewohnheiten dieser dii minorum gentium zu versuchen, sondern nur diejenigen hervorstechenden Züge herauszuheben, welche eine richtige Deutung der an die Spitze der Untersuchung gestellten Gegensätze ermöglichen. Wir wählen zu diesem Zwecke dasjenige Gebiet, welches mehr als z. B. die religiösen Ideen der subjektiven Willkür entzogen ist, die Sitte, sofern sie sich differenzirt einerseits nach der Moral, andrerseits nach dem Recht.

Noch vielfach schreibt eine einseitige idealistische Richtung (begründet durch die deutsche spekulative Philosophie im vorigen Jahrhundert) die Bildung und Entwicklung des Rechtes gewissen apriorischen Faktoren zu, die in der Brust jedes Menschen liegend mit immer wachsender Klarheit gleichsam ein immanentes System von allgemein menschlichen Regungen intuitiv entfalten. Dieses letzte ideale Residuum, ein Erbteil göttlicher Herkunft, schrumpft freilich bei nüchterner Betrachtung zu einer imaginären Kleinheit zusammen, und es zeigt sich vielmehr, daß derartige Axiome des menschlichen Handelns, universale Prinzipien von unbestrittener Giltigkeit re vera nicht existiren. Das Recht ist nicht etwa eine spontane Kundgebung des menschlichen Geistes, unabhängig von seiner Umgebung, lediglich folgend der lex innata, sondern wie alles andre ein Entwicklungsprodukt höchst komplizirter, durchaus nicht einfacher Art. Zunächst und ursprünglich sind Sitte und Recht identisch, so auf den Stufen der friedensgenossenschaftlichen Organisation; ja bei ganz schwächlich konstituirten Stämmen vollzieht sich nicht der gewöhnliche Hergang, daß im Laufe der Zeit (durch äußere und innere Gründe) sich ein bestimmter Komplex von Ansprüchen und Verbindlichkeiten aus der Volkssitte ablöst, oder wenigstens wirkt dieser Faktor stärker als jene Kodifizirung. Nun ist es der vergleichenden Rechtswissenschaft gelungen, durch eine umfassende komparative Methode eine leidlich zusammenhängende Entwicklung dieser Formen von ihrer ursprünglichen Gestalt bis zu ihrer gegenwärtigen zu entwerfen, und zwar wesentlich unter Anwendung jenes bekannten biologischen Gesetzes, daß die Geschichte der einzelnen organischen Gebilde sich in ihrer Struktur auffinden und rückwärts verfolgen läßt. Diesen höchst bedeutsamen Punkt erörtert ein moderner Forscher in folgender Weise: „Übersetzen wir dies ganze bunte Gewühl organischer Formen, welches uns

Digitized by Google

das Leben der menschlichen Rasse, soweit wir dasselbe haben kennen lernen können, entgegenbringt, so überzeugen wir uns bald, daß jedes Gebilde seine eigne wohlgeordnete Geschichte hat, und vergleichen wir diese Geschichte mit derjenigen irgend eines andern Gebildes von gleicher Höhe, mag dasselbe wo immer und wann immer auf der Erde existirt haben, so sehen wir, daß es in den Grundzügen dieselbe Geschichte ist; es wird das organische Wachstum beider von denselben Grundzügen beherrscht. Überall treten uns die gleichen Entwicklungsstufen mit eiserner Konsequenz entgegen, überall erscheint dasselbe Bild, nur bald glänzender, wenn eine Völkerschaft glücklicher beanlagt ist oder unter günstigeren Existenzbedingungen ihr Gattungsleben entfaltet, bald matter bei minder begnadeten Stämmen." (Post, Ursprung des Rechtes, S. 7.) Die Sitte mithin (ihrerseits wiederum in ein unbewußt Psychisches, als kosmische Urkraft oder dergl. gedacht, auslaufend) bildet die eigentliche Basis für die Entwicklung des Rechts, das sich dann nach inneren und äußeren Gründen (intellektuelle Begabung des Stammes, Autorität der Häuptlinge, allgemeine ethnographische, klimatische und generelle tellurische Momente) verschiedenartig weiter differenzirt, bis es zu einem wesentlichen Kristallisationspunkt gelangt, der Kodifizirung in der staatlichen Periode. Hand in Hand geht mit diesem Prozeß die Entfaltung der Moral, gleichsam der inneren Kehrseite dieser äußeren Organisation. Diese begreift in sich die Summe derjenigen Anschauungen (konzentrirt in dem sogenannten Zentralorgan des Gewissens), welche für eine bestimmte Entwicklungsstufe irgend einer ethnischen Bildung als lobenswert oder tadelnswert gelten, also das jeweilige Ideal derselben darstellen. Da mithin das Kriterium in der sozialen Organisation liegt, so kann es eo ipso hier keinen absoluten, sondern nur einen *relativen* Maßstab der Beurteilung geben; ist die Blutrache z. B. auf der geschlechtsgenossenschaftlichen Stufe ein Akt höchsten Ruhmes, so wird sie umgekehrt in der staatlichen Periode als grobes Verbrechen geahndet; oder gilt bei den wilden Völkerschaften der Mörder und Räuber (sofern er sich nur nicht am eignen Stamme vergreift) als gefeierter Held, so wird er in europäischer Anschauung lediglich zum Verbrecher. Andrerseits sind wir geneigt, es für Barbarei oder Verrücktheit zu halten, wenn Manus Gesetzbuch befiehlt, daß dem Cudra, der einen Brahminen getötet hat, glühendes Öl in Mund und Ohren gegossen werden soll, oder der Ägypter, der einen Ibis beseitigt hatte, rettungslos dem Tode verfiel. Der leitende Grundsatz ist für alle diese Maßnahmen nicht irgend welches (selbst irriges) apriorisches Moment, sondern, wie längst erwiesen, die unmittelbare Rücksicht auf Erhaltung und Förderung der bezüglichen ethnischen Bildung; mit andern Worten das Nützliche erzeugt (und zwar in sehr langsamem Fortgang) das Gute. Hiermit hängt es zusammen, wenn in jenen prähistorischen Zeiten ganz unsern Gefühlen entgegen der Wert des Individuums als solchen sich auf Null reduzirte; wie es keine monogamische Ehe in unserm Sinne gab, sondern einen krassen

Digitized by Google

Weiberkommunismus, so auch keine individuelle Schuld und kein individuelles Recht. Jedes individuelle Recht, sagt mit Recht Post, ist vom vergleichend ethnologischen Standpunkte aus erst ein Produkt einer unendlich langen Entwicklung, während die Urzeit lediglich Kollektivrechte und Kollektivpflichten kennt. Es giebt auf primitiven Stufen keine Verwandtschaft zwischen Individuum und Individuum, kein eheliches Verhältnis zwischen zwei Individuen, keine individuelle Vater- und Mutterschaft, kein individuelles Eigentum, keine individuelle Forderung, keine individuelle Schuld. (Bausteine f. e. allg. Rechtswiss. II, 232.) Erst ganz allmählich rang sich aus diesen Elementen, je mehr die allgemeinen Organisationsformen auf die Bedeutung des Einzelnen hinarbeiteten, der uns jetzt geläufige Begriff einer freien, wenn auch durch bestimmte Verpflichtungen eingeschränkten Persönlichkeit hervor, bis dann in dem (von Spencer so genannten) Kampfe des Egoismus mit dem Altruismus dem letzteren Prinzip ein immer steigendes Übergewicht zu teil wurde.

Welches Resultat gewinnen wir nun aus dieser Skizze für unsre Frage? Dasselbe, welches wir schon oben andeuteten, nämlich daß trotz aller scheinbar unversöhnlichen Gegensätze dieser gesamte Prozeß nur verständlich wird unter der Perspektive einer historisch-genetischen Entwicklung der Kultur aus dem Naturleben. Auch hier erweist sich unsre Gesittung nicht als ein plötzlich aus dem Nichts hervortauchendes Wunder, sondern bis in das kleinste Detail hinein als eine Frucht früherer Bildungen; auch hier setzt nicht ex abrupto ein sogenanntes höheres Prinzip ein, um so den organischen Fortgang des Werdens zu unterbrechen, sondern ohne feste Grenzbezeichnungen verfließen die Epochen, bisweilen selbst dem geschärften Blick nicht erkennbar, ineinander. Nur die willkürliche Auslassung der verbindenden und stützenden Mittelglieder läßt die Pole dieser Reihe als völlig unvereinbare Größen erscheinen. Eben lediglich deshalb, weil die spekulative Philosophie in der Ethik und Rechtslehre von der als fait accompli hingenommenen und nicht weiter psychologisch genetisch untersuchten Höhe ihres Bewußtseins ausging, mußte sich die unendlich reiche Fülle der ethnologischen Thatsachen als seltsame Geburten einer ausgelassenen Phantasie ausnehmen, vielleicht wie alle Wunder von einigem psychologischen Interesse, jedenfalls aber nicht wissenschaftlich verwendbar. Nur durch den immensen Aufschwung, welchen alle modernen Disziplinen wesentlich unter Veranlassung der Naturwissenschaft in der Gegenwart genommen haben, gelang es den sonst überall schon maßgebenden entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkt auch auf die Forschungen zu übertragen, welche gestützt auf ein umfassendes Material und eine dem entsprechende Synthese es versuchten, die bisherigen Fragmente derjenigen, was man als Weltgeschichte gläubig verehrte, in ihrem gegenseitigen Zusammenhange zu erfassen, mit einem Worte eine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins auf streng empirischer Basis anzubahnen.

Digitized by Google

Aus dieser genetischen Perspektive ergiebt sich von selbst die Zurückweisung der sittlichen Ideen in dem Rousseauschen Sinne, als aus bestimmter Verabredung, θέσει, wie Aristoteles sagen würde, hervorgegangen; diese rationalistische Verflachung eines jeglicher berechnenden Willkür entzogenen universalhistorischen Prozesses kann ebenso wenig auf wissenschaftliche Anerkennung heutzutage mehr Anspruch machen, wie die umgekehrte idealistische Hypothese, die, auch hierin antiken Vorbildern folgend, die Fülle der Wirklichkeit in Religion, Kunst, Sitte u. s. f. aus aprioristischen Ideen ableitete, als ob sie häufig nur durch eine vorübergehende Störung verdunkelt, durch sorgfältige Pflege ihre alte Frische und Kraft wieder erhalten könnten. (Offenbar ist hier, wie gesagt, die platonische Ansicht von der ἀνάμνησις wirksam.) Der Mensch lebt sich vielmehr nur voll und ganz aus als ζῶον πολιτικόν, wie Aristoteles sagt, und das gilt von den primitivsten Anfängen sowohl wie von den leuchtenden Höhen der Kultur; nur in dem Sinne ist der Mensch nach Leibnitzens Wort ein Spiegel der Menschheit, als er alle Phasen der Gattungsentwicklung in seinem eignen beschränkten Ich rekapitulirt, sodaß wir, wie Bastian sich ausspricht, unser eignes Geistesleben und sein organisches Wachstum in den Reflexen ethnologischer Spiegelung erschauen, um in einem klar zurückgeworfenen Bilde das zu erkennen, was unmöglich sein würde, an sich selbst abzusehen. (Beitr. z. vgl. Psych., Vorrede S. XI.). Ursprünglich existirt nicht, wie eine glaubensselige Meinung uns gern bereden möchte, eine unbewegte Welt stiller Seligkeit und erhabenen Friedens, die erst durch eine ganz unerklärliche Bosheit oder Thorheit in eine Stätte der Sünde und des Todes verwandelt ist, sondern am Anfange der Dinge (um diesen inkorrekten Ausdruck zu gebrauchen) sah es auf Erden nach allen zuverlässigen Zeugnissen nicht besser, sondern unendlich viel schlechter aus als jetzt; thatsächlich herrschte der schon den alten Dichtern bekannte Krieg aller gegen alle (wenn auch in der durch jede Organisation bedingten Grenzen), anfänglich war Gut und Nützlich, wie Spinoza es ehrlich ausspricht, durchaus ununterscheidbar, und alle frommen und sittlich schönen Regungen, die wir heute als unveräußerliches Erbgut des Genus homo sapiens ansehen, existirten nicht. Der roheste Sinn, eine Bestialität in der Auffassung und im Handeln sind vielmehr die Kennzeichen jener primitiven Epoche, wohl verträglich mit allerlei sozial liebenswürdigen Zügen des äußern Betragens, die uns vielfach nur als ein Produkt höherer Bildung möglich erscheinen. Die Aufopferung des eignen Selbst für andre, die nachgebende Liebe und alles ertragende Geduld, die Bereitwilligkeit der Versöhnung mit den Feinden, kurz die Überwindung des Egoismus durch rein ideale Prinzipien suchen wir in der Natur und in dem Leben der Wilden vergebens; erst die Kultur, d. h. in diesem Sinne die äonenlange soziale und politische Züchtung und Veredelung der naturalistischen Triebe und Instinkte, schuf die höhern Ziele einer geläuterten Humanität; nur eine krankhafte Verstimmung, mit moralischer Schlaffheit verbunden, konnte diese Wahrheit ver-

Digitized by Google

kennen und sich in einen Rausch des Naturkultus stürzen, dem das unangenehme Erwachen nicht erspart wurde.

Schon mitunter waren wir genötigt, wenn wir die allgemeine Weltanschauung in ihrer Beziehung zu den Urzuständen der Menschheit zu schildern versuchten, diejenigen verschwiegenen Stimmungen zu erwähnen, welche im geheimen oder auch bisweilen unverblümt die angeblich objektive Haltung der Wissenschaft beeinflußten. Diese Ingredienzien des Gefühls- und Gemütslebens treten selbstverständlich ganz offen zu Tage, sobald sie sich in den Kanon einer wohlfundirten ästhetischen Lehrmeinung hineinfügen. Wie für unsre vorige Betrachtung, so bietet auch für diesen Punkt das an Gegensätzen so reiche 18. Jahrhundert und im besondern Schiller die naheliegende Anknüpfung. Ohne uns in das Detail seiner kunsthistorischen Untersuchungen zu vertiefen, möge es uns erlaubt sein, den Hauptsatz seiner Doktrin hier voranzustellen. Die Alten empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche; unser Gefühl für die Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit; nicht unsre größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegenteil die Naturwidrigkeit unsrer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplizität in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist. Deswegen ist das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindischen Unschuld beklagen. (Über naive und sentimentale Dichtung.) Es ist bekannt, wie Schiller geschickt dies Dilemma auch nach andern Seiten zu behandeln wußte; war ihm die Welt auch vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual, so nahm er doch keinen Anstand, die Befreiung aus dem paradiesischen Schlummer, die Trennung von dem Gängelbande des bloß tierischen Instinktes für die „glücklichste und größte Begebenheit in der Weltgeschichte" zu erklären, weil hier zu seiner Moralität der erste entfernte Grundstein gelegt wurde. Uns interessirt zunächst nur die Haltbarkeit seines dichterischen Standpunktes; unzweifelhaft richtig und durch keine auch noch so ausgedehnte Stellensammlung aus dem hellenischen Altertum (und auf dies zielt Schiller) zu widerlegen ist die Behauptung, daß die moderne Dichtung sich mit ungleich heftigerer Leidenschaft in die Natur versenkt hat, und ebenso unanfechtbar (was unser Philosoph übergangen), daß die Alten die Naturdichtung nicht als abgesonderten Literaturzweig behandelten, sondern immer nur als unmittelbaren Resonanzboden für die Schilderung psychischer Affekte. Aber es möchte sehr diskutabel sein, wenn hierfür als Grund die größere Harmonie ihrer Verhältnisse mit der Natur angegeben wird, oder die Begründung „ihres gesellschaftlichen Lebens auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunst." Schon Humboldt sucht eine andre Erklärung: „Was wir im Gefühl unsrer modernen Sinnesart in jenen Regionen der antiken Welt nur zu sparsam auffinden, bezeugt in seiner

Digitized by Google

Negation weniger den Mangel der Empfänglichkeit als den eines regen Bedürfnisses, das Gefühl des Naturschönen durch Worte zu offenbaren. Minder der unbelebten Erscheinungswelt als dem handelnden Leben und der innern, spontanen Anregung der Gefühle zugewandt, waren die frühesten und auch edelsten Richtungen des dichterischen Geistes episch und lyrisch. In diesen Kunstformen aber können Naturschilderungen sich nur wie zufällig beigemischt finden." (Kosmos II, 9.) Unter vielen Belegen zitirt er auch Pindars Frühlingsdithyrambos, der nach der allgemeinen Schilderung der wieder auflebenden Natur sich bald einem höhern Ziele zuwendet, nämlich „Hieron von Syrakus zu feiern und die siegreichen Kämpfe der Hellenen gegen das mächtige Volk der Perser." Schärfer noch hat dies Moment Lotze betont, der von dem Ideal der griechischen Ethik als einer Zusammenfassung der politischen Pflichten des Individuums ausgeht. Hat je ein Volk, sagt er mit Recht, nicht naturwüchsig hingelebt, sondern seine persönliche, gesellige und staatliche Ausbildung mit Bewußtsein und Absichtlichkeit nicht nach naturläufigen Empfindungen, vielmehr nach Grundsätzen gelenkt, die nur gebildetes Nachsinnen lehren konnte, so waren dies eben die Griechen; fast nichts ist Natur in ihnen, fast alles Erziehung, Zucht, Disziplin oder Machwerk der Kunst, wie Schiller es tadelnd, wir im Gegenteil lobend nennen. Hätten die Griechen nun auf diesem Wege der Selbsterziehung das Glück gehabt, immer in Übereinstimmung mit der Natur zu bleiben, so würde doch schon diese Gewohnheit, natürliche Verhältnisse mit selbstbewußter Absicht wieder zu erzeugen, ihnen Grund genug gegeben haben, der äußern Natur eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Aber sie hatten sogar allen Grund zu sentimentaler und leidenschaftlicher Teilnahme für sie: denn die beständige Ruhelosigkeit ihrer geselligen und politischen Zustände zeigt, daß ihre künstliche Bildung jene feste Ordnung und Harmonie allgemeiner Befriedigung nicht schaffen konnte, deren Bild ihnen die äußere Natur ebenso wie uns jetzt darbot. Steigerte sich nun dennoch ihre Empfänglichkeit für Naturschönheit bis zu dieser Leidenschaftlichkeit nicht, so lag der Grund nur darin, daß ihr ganzes Streben sich im öffentlichen Leben und in der Erziehung des Mannes zum Bürger erschöpfte. Deswegen hatten sie wenig Sinn für die Natur, die kein politisches Leben kennt, deswegen ruhte der Blick nicht, wie Schiller von unsrer Zeit sagen kann, mit Ehrfurcht auf dem Kinde, das noch eine Unendlichkeit ahnungsvoll verspricht; es kam vielmehr in ihren Gesichtskreis fast erst dann, wenn es zur öffentlichen Gemeinschaft in Beziehung trat; deswegen beklagen ihre Dichter zwar die vergangnen Jahre der Kraft, die sich geltend machen kann, aber nicht den entschwundenen unvergleichlichen Zauber der phantasiewarmen Jugend, deshalb endlich reizte auch das Naive des Benehmens ihre Aufmerksamkeit fast nur zum Spott; denn wie natürlich es auch immer war, so lag in ihren Augen darin nur ein Fehler: es war amusisch, ungebildet, nur Natur, nicht Erziehung." (Gesch. d. Ästhetik, S. 358.) Das wesentliche Argument dieser ganzen Deduktion

Digitized by Google

ist unsers Erachtens unbestreitbar, die Vollendung der antiken Humanität im Staate und Staatsleben und damit eo ipso die kommunistische Absorbirung der einzelnen sittlichen Persönlichkeit durch diese politische Organisation. Damit fallen alle beunruhigenden Zweifel weg, welche die moderne Welt über die Kollision dieser beiden Welten hegt, umsomehr da eine eventuelle Fortsetzung einer transmundanen Existenz aus denselben einleuchtenden Gründen eine ziemlich indifferente Frage für die Antike bildete. Dieselbe gründliche Verkennung des wahren Wertes tritt offen zu Tage, sobald es galt, den (freilich politisch sehr farblosen) Charakter der Frau zu erfassen. So widerfährt denn Schiller das seltsame Mißgeschick, daß er zufolge der den Alten eingeräumten größern Naivetät die ganze Epigonenzeit als eine schwächliche, durch Sentimentalität angekränkelte Treibhauspflanze auffaßt, daß ihm aber andrerseits die paradoxe Zusammenstellung von Homer und Shakespeare als naiver Dichter nicht auffällt. Offenbar ist die letztere Bestimmung eine unbewußte Reaktion gegen den aus seiner Beweisführung sich ergebenden Machtspruch über die Nichtigkeit der modernen Literatur; aber gleichwohl kann doch niemand daran zweifeln, daß der große Britte, was die gesamte Weltanschauung anlangt, Vertreter der sentimentalen Richtung ist. Freilich muß man nicht, wie Lotze sich ausdrückt, die Stimmung der Phantasie, welche der Weltbetrachtung zu Grunde liegt, mit dem künstlerischen Vortrage ihrer Erlebnisse verwechseln. Was die formelle Darstellung rein als solche anlangt, hat ganz unfraglich Schiller Recht, wenn er Shakespeare mit folgenden Worten als naiven Dichter zeichnet: „Als ich in einem sehr frühen Alter den letztern Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern stillgestanden wäre." Und dieses anfängliche Mißbehagen war umso erklärlicher, als die damalige Zeit gerade in der Schilderung der Gefühle und sehnsüchtigen Empfindungen ihre Hauptaufgabe fand. Aber hinsichtlich des Charakters der entwickelten Weltanschauung, bezüglich der Auffassung des Tragischen oder des Dramatischen, überhaupt desjenigen, was mit dem Aufbau und der Lösung der Konflikte zusammenhängt, gehört Shakespeare der modernen, sentimentalen Betrachtung an, allerdings mit der schon angedeuteten Beschränkung und der weitern Bestimmung, nicht von vornherein und absolut dieser modernen Perspektive jegliche dichterische Berechtigung abzusprechen. Dann freilich fällt auch die ganze neuere Kultur und Poesie zusammen, dann thut man gut, zu den Anschauungen der Antike auch praktisch zurückzukehren und die Errungenschaften unsrer Bildung abzuschwören, statt des persönlich zurechnungsfähigen und deshalb seinen Untergang sich selbst bereitenden Helden wieder das Gespenst des Schicksals aus der wohlverdienten Vergessenheit heraufzuholen und den Bürger als

Digitized by Google

das letzte erreichbare Ideal der Sittlichkeit zu betrachten. Gerade aber diese Umwälzung der Ideen, die Fülle von Konflikten und Rätseln, welche der antiken Welt erspart blieb, die Vertiefung unsers Ichs zu einem weltumspannenden Makrokosmos und andrerseits die Anerkennung unerschütterlicher kosmischer Gesetze (ein Gedanke wesentlich modernen Inhalts) bildet den spezifischen Charakter unsrer nicht mehr völlig einfachen, nicht von Zweifeln unberührten, sondern vielfach skeptisch durchlöcherten, dennoch aber sittlich erhabnen Weltanschauung. Liegen nun diese Gründe rein objektiver Natur vor, so versteht es sich fast von selbst, daß alle die Geister niedern Ranges, die an und in sich selbst den Halt verloren haben, mit einer gewissen Schwärmerei sich den Eindrücken der großen elementaren Erscheinungen rücksichtslos überlassen, sei es um so einen gewissen Ausgleich für ihre eigne Zerfahrenheit zu finden, sei es (was nicht minder häufig) um in jene Vorgänge mit peinlicher Genauigkeit alle ihre eignen Erregungen und Spannungen hineinzudichten. Wie gesagt, gerade diese kränkliche Stimmung der Mondscheinlandschaft, diese ungesunde Verzärtelung der Gefühle, die schließlich auf einen ziemlich öden Kultus des lieben Ich hinauslief, florirte besonders üppig in der Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts; es ist daher begreiflich, daß Schiller der Sentimentalität κατ' ἐξοχήν den Krieg erklärte.

Mittlerweile sind wiederum zwei volle Menschenalter vergangen. Der geistige Horizont hat sich unendlich erweitert und damit auch im einzelnen verdichtet; namentlich die Naturwissenschaft hat mit ihren Hilfsdisziplinen die Auffassung der Natur berichtigt und geklärt, Kräfte entdeckt, von denen die frühern Zeiten nichts wußten, und Wege gezeigt, auf denen sie sich dem Geheimnis des Lebens zu nähern hofft. Mit ihr im Bunde ist es der vergleichenden Mythologie gelungen, die scheinbar regellose und phantastische Welt der mythischen Gestalten, früherer Betrachtung höchstens anmutige Initialen einer beginnenden Kultur, als gesetzmäßige Produkte eines großartigen Naturkultus nachzuweisen, der, vielfach unsrer Empfindung anstößig und roh, dennoch die ungebrochene Einheit des plastischen Naturmenschen mit lapidaren Zügen uns veranschaulicht. Immer mehr wird das Gebiet der Natur eingeschränkt und umgestaltet durch die alles nivellirende Kultur; jeder moderne Mensch durchfliegt in seinen Kinderjahren die Jahrhunderte niederer Gesittung, welche vor ihm die Menschheit (und zwar durchaus nicht immer in ununterbrochenem Fortschritt) durchmaß, er wird widerstandslos in das ganze weitverzweigte Gewebe der Zivilisation hineingeboren, die ihn trägt und nährt wie die physische Atmosphäre, und jeder, ausnahmslos, nimmt bewußt oder unbewußt an dieser Vernichtung der Natur einen abgestuften Anteil; alle Fortschritte, seien sie intellektuell oder moralisch, bezeugen den unaufhaltsamen Sieg dieser wundersamen Macht über den in der Urzeit allmächtigen Gegner, ja selbst physiologisch ist der Mensch im Laufe dieses Prozesses ein andrer geworden. Welche Perspektive eröffnet sich dem erschreckten Blick? Wir verzichten gern darauf, diese Schilderung in düstern

Digitized by Google

Farben weiter auszuführen, und gestehen lieber ein, daß, wie schon früher, so auch in der Zukunft schwerlich welterschütternde Krisen ausbleiben werden, welche den Bau und den Zusammenhang der Gesellschaft zu zersprengen drohen, daß schwächliche Gemüter, mit sich und ihrer Umgebung zerfallen, gleichsam aus Ekel vor sich selbst die ganze Kultur, die sie geboren, zu verfluchen und sich einem wilden Naturalismus in die Arme zu werfen bereit sind. Sollte das aber der Weisheit letzter Schluß sein? Wir glauben nicht, und zwar möchten wir uns erkühnen, diese Verneinung aus einem einfachen Rückblick auf unsre Betrachtung zu rechtfertigen. Schlossen wir uns zuerst der gewöhnlichen Kontrastirung von Natur und Kultur an, so zeigte sich bald, wie mit wachsender Entwicklung diese scheinbar polaren Gegensätze sich näherten, wie also die Deutung der Natur und ihrer Erscheinungen genau bedingt war durch das geistige Niveau des Menschen selbst, und andrerseits stellte sich die Kultur als der konkrete Niederschlag dieser Naturauffassung dar. Dem kundigen Auge wurden die verborgenen Beziehungen klar, welche beide Welten miteinander vereinigen, und der Wissenschaft gelang es bald, aus unscheinbaren, häufig mißverstandenen Residuen früherer Entwicklungsstudien die ganze Kette der Zwischenglieder aufzufinden, welche die tiefe Kluft zwischen den beiden Endpunkten dieses Prozesses ausfüllten. Ist nun dieser Vorgang, wie doch unleugbar, ein aufwärtssteigender, so enthält diese Vergeistigung des Materiellen eine unendliche Tragweite in kosmischer Beziehung; denn in dieser Genesis ist die Entwicklung des sich selbst findenden und das Universum in sich umspannenden Bewußtseins im Menschen gegeben. Die Morphologie und Struktur des menschlichen Geistes ist empirisch in dieser seiner eigenen Geschichte dargelegt, und es kommt nur auf den Wissenden an, ob er die vielfach noch dunkeln Hieroglyphen zu deuten versteht. Daß aber endlich diese Idealisirung des Seienden, diese psychische Durchdringung des Körperlichen, und sei es selbst durch Reduzirung der Erscheinungen auf mathematische Formeln, die Schwingen der Phantasie nicht lähmt und Sinn und Wert des Geschehenen nur in einer sogenannten Mechanik der Atome suchen läßt, dafür können wir unbekümmerten Herzens die Dichter sorgen lassen.

Digitized by Google

Gedanken über Goethe.

Von Viktor Hehn.

3. Naturphantasie.

(Schluß.)

äher und vertrauter als der Himmel, in dem die Götter wohnen, sind uns Erde und Wasser, die beiden Elemente, auf und an denen wir leben. Der Erdboden ist zunächst der nach allen Seiten grenzenlos sich ausdehnende, auf dem alles ruht, aus dem alles hervorgeht. Der Gaben alle, ruft Prometheus,

die ergötzlich sind
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde —,

uns trägt (Iphigenie)

der gottbesäten Erde schöner Boden —,

der Mensch,

Von der Erde sich nährend, die weit und breit sich aufthut — (Hermann und Dorothea*),

die breit und weit am Gemeinen sich freuet (Achilleis) —, besitzt die Gabe der Phantasie vor allen andern Geschlechtern

der kinderreichen
Lebendigen Erde,

die zugleich „die wohlgegründete, dauernde" ist (Grenzen der Menschheit) — Prädikate, von denen manche an griechische anklingen: *φυσίζοος αἶα, ἄσπετον οὖδας, πελώρη γαῖα, γαῖα ἀπείριτος, χθὼν εὐρεία, εὐρυοδείη, πουλυβότειρα* u. s. w. Die Erde ist angebaut und dem Menschen freundlich, sie kann auch öde sein: Egmont sehnt sich aus dem Kerker hinaus „ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern" — aber auf der „Harzreise im Winter" kann das Bild der Wildnis, der Verlassenheit sich nicht mächtiger, unmittelbarer uns eindrücken, als durch die Zeilen:

*) Man bemerke die drei Spondeen am Schlusse des Hexameters, die das Ungeheure, die tragende Kraft des Erdbodens malen.

Digitized by Google

Aber abseits wer ists?
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.

Die Erde trägt Wälder und Berge, ihre Oberfläche liegt stumm und erstarrt vor uns da, aber im Zuge ihrer Umrisse, in der Lagerung ihrer Schichten offenbart sie uns dennoch die ungeheure Geschichte, durch die sie geworden. „Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen, schreibt der Dichter am 7. September 1780 seiner Freundin, und in die Tiefen der Erde eingekrochen und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken." Auf derselben Reise küßt er die Wand der Hermannsteiner Höhle, in die er früher den Namen der Geliebten eingegraben — sodaß „der Porphyr, setzt er hinzu, seinen ganzen Erdgeruch ausatmete, um mir, auf seine Art wenigstens, zu antworten." „Es ist ein erhabnes, wundervolles Schauspiel, heißt es in dem Briefe vom 12. April 1782, wenn ich nun über Berge und Felder reite, da mir die Entstehung und Bildung der Oberfläche unsrer Erde und die Nahrung, welche Menschen draus ziehen, zu gleicher Zeit deutlich und anschaulich wird. Erlaube, wenn ich zurückkomme, daß ich dich nach meiner Art auf den Gipfel des Felsens führe und dir die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeige." Er habe Freundschaft mit der Erde geschlossen, sagt er von sich aus und wünscht, die Geliebte möge dies Gefühl mit ihm teilen (12. September 1780): „Sie müssen noch eine Erdfreundin werden, es ist gar zu schön — Sie haben sich ja schon mir zu Gefallen über mehreres gefreut." In jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter streift er durch das Thüringer Waldgebirge, im dichten Dunkel der Fichten hängt er seinen Träumen nach, durchwühlt „der Erde Mark mit Ahnungsdrang" und schlürft seine Nahrung „aus dumpfem Moos und triefendem Gestein." An Frau v. Stein, aus Ilmenau (22. Juli 1776): „Hoch auf einem weitrings sehenden Berge. Im Regen sitz ich hinter einem Schirm von Tannenreisen. Die Thäler dampfen alle an den Fichtenwänden herauf." An Herder von demselben Orte zu derselben Zeit: „Ich führe mein Leben in Klüften, Höhlen, Wäldern, in Teichen, unter Wasserfällen, bei den Unterirdischen, und weide mich aus in Gottes Welt." Wiederum aus Ilmenau (September 1780): „Auf dem höchsten Berg des Reviers — hab ich mich gebettet, um dem Wuste des Städtchens, den Klagen, den Verlangen, der unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen," und im Oktober 1784: „wenn wir schön Wetter behalten sollten, da will ich meine Freunde, die Berge, noch recht durchsinnen und durchsuchen, damit ich im Glauben gestärkt werde."

Gewaltiger als Brocken und Gickelhahn sind die Eispaläste des Berner Oberlandes und die Gletscher des Chamonix-Thales, und auch über diese enthält die Schweizerreise von 1779 flüchtige Aufzeichnungen voll dichterischer Erhaben-

Digitized by Google

heit. Wir begnügen uns aus dem Bericht vom 27. Oktober zwei die Kette der Berner Alpen betreffende Stellen wiederzugeben: „Ihre ganze reine Reihe stieg ostwärts auf, ohne Unterschied der Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie schön rötete“ — und: „sie sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, vor unsern Augen, für sich allein, in ewiger Reinheit aufbewahrt.“

In den Gebirgslandschaften sind die Nebel häufig, sie wallen auf und ab, gestaltlos, die Ferne wie die Nähe verhüllend, darum aber der Dichterphantasie nicht unerwünscht: sie erbaut sich hinter diesem Vorhang eine andre wunderbare Welt. Der Nebel gleicht der „Dumpfheit,“ d. h. der ahnungsvollen Dämmerung, in welcher das Gemüt seine tiefsten Eingebungen erfährt; zerreißt der Nebelschleier, dann werden die realen Dinge sichtbar, deren Bestimmtheit dem Glücke wie der Angst des Traumes ein Ende macht. An Frau v. Stein (3. Mai 1781): „Empfange mich mit deiner Liebe und hilf mir auch über den dürren Boden der Klarheit, da du mich durch das Land der Nebel begleitet hast.“ In Schaffhausen, in der Nähe des Rheinfalls, dessen Dampf sich mit dem Nebel vermischte, gedenkt der Dichter Ossians und fügt die bedeutsamen Worte hinzu: „Liebe zum Nebel bei heftigen innern Empfindungen“ — welche letzteren dann durch die festgestalteten Naturdinge nicht gehindert werden, ihrem eignen Zuge zu folgen, sich selbst anzugehören. In „Amor als Landschaftsmaler“ sitzt der Dichter auf einer Felsenspitze, und der Nebel ist wie ein graugrundirtes Tuch vor ihm ausgespannt; der schöne Knabe Amor tritt ihm zur Seite und malt die herrlichste Landschaft und in diese das reizendste Mädchen hinein, und da der Nebel mit den Gestalten, die er trug, sich ihm wogend entgegenbewegte, hätte er wohl auf seinem Felsen steinern sitzen bleiben können? — eine ähnliche Phantasie, wie in der Zueignung, aber mit den Farben einer ganz andern Stimmung: das Gedicht entstand in Italien, und es ist, als wäre selbst der Nebel dort ein andrer als in Thüringen. Als er im September 1777 einsame Tage auf der Wartburg verlebte, kommt unter den warmen Naturschilderungen, die er in seinen Briefen niederlegte und die wie eine Erinnerung an Werther klingen, auch die Stelle vor: „Es lagen unten alle Thäler im gleichen Nebel, und er war völlig See, wo die vielen Gebirge als Ufer hervorsahen“ — und, um dies Schauspiel zu sehen, hatte ihn seiner Diener Philipp, der seinen Herrn kannte, frühmorgens aus dem Schlafe geweckt und ans Fenster geführt! Auf der soeben erwähnten Schweizerreise, die er mit dem Herzog unternahm, sahen beide von dem höchsten Gipfel des Jura, der Dole, in dem ungeheuren Umkreise, den der Blick von dorther beherrscht, das Licht mit dem Nebel kämpfen: die Städte und Berge rundum versanken bald, bald blitzten sie empor — es war, wie der Dichter sagt, „eine taumelnde Erkenntnis“ — und als nun die Sonne sich zum Untergang neigte und der Nebel über den Genfersee

Digitized by Google

seinen Abendhauch breitete, da schienen die entfernteren Eisgebirge „in einen leichten Feuerdampf aufzuschmelzen" und „wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abstirbt, so verblaßten alle langsam gegen den Montblanc zu, dessen weiter Busen noch immer rot herüberglänzte" (Bericht aus Genf vom 27. Oktober). Die Nebel steigen auf und werden Wolken, die Wolken senken sich zur Erde und liegen dann „dem Geiste schwer auf" (13. November 1780), Ilmenau:

Die Wolke sinkt, der Nebel drückt ins Thal —

aber die „Töchter des Himmels, die weitschweifenden Wolken" (Schöll 1, S. 330, Fielitz Nr. 598) können auch wie ein Thronhimmel droben schweben und die Wanderung zum Fest machen (aus Emmendingen, 28. September 1779).

Aber der Nebel und seine Schwester, die Wolke, sind ja nur Gestalten des Wassers, und so kommen wir zu diesem Element, das in seinen tausend Wandlungen und Übergängen dem Gemüt und der Anschauung des Dichters, wie das Licht des Mondes, immer nahe und innig befreundet war. Es gleicht ja des Menschen Seele, ist beweglich und zum Himmel aufstrebend und zur Erde niedergezogen, wie diese, und, wie das Mondlicht, ein Sinnbild des Geistes, gleichsam sinnlich und sichtbar gewordener Geist. Es offenbart sich bald als „allreinigende Welle" (Elpenor), bald als unaufhörlicher Sturz aus bewölkter Kluft:

Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser

(Euphrosyne — wo das einzelne Adjektiv „ewig" ein ganzes Gedicht und eine lange Schilderung aufwiegt), bald als Quell aus der Höhe in Absätzen niederspringend (Iphigenie):

es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd
Von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab —

oder in den „Geheimnissen":

— daß eine Quelle
Vor seinem Schwert aus trocknem Felsen sprang,
Stark wie ein Bach sich mit bewegter Welle
Den Berg hinab bis in die Tiefe schlang;
Noch quillt sie fort, so rasch, so silberhelle,
Als sie zuerst sich ihm entgegendrang —

bald als zischender Strahl die glatte Felswand hinab oder als spiegelklarer See (Gesang der Geister über den Wassern):

Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne —

Digitized by Google

oder als laue Meereswelle dem Badenden sich zärtlich anschmiegend (Prometheus) oder als Fläche der unendlichen See, über der der Sturm leise wandelnd naht, bis er in furchtbarer Wut die Wellen aufregt und mit dem angsterfüllten Schiffe wie mit einem Balle spielt (Seefahrt) u. s. w. Der Dichter, in klingender Wehmut durch die Mondnacht wandelnd, ruft das Flüßchen an, seiner Stimmung zu begegnen:

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Aber auf dem Zürchersee am Morgen saugt der von träumerischer Erinnerung, von widersprechenden Gefühlen bewegte junge Dichter aus der herrlichen Welt ringsum neues Leben, neuen Mut:

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Die herrliche Ode „Mahomets Gesang" begleitet den Lebenslauf eines orientalischen Stromes, der im hohen Gebirge geboren, dann immer anschwellend, durch Paradiese und Wüsten zum Ozean fortrollt — ein Bruchstück physikalischer Geographie in gewaltigen dichterischen Gesichten, ein Wunderwerk der Phantasie, zugleich Symbol der wachsenden Bedeutung eines großen Menschen oder der Phasen einer weltgeschichtlichen Begebenheit. In der Romanze „Der Fischer" dagegen (Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll) sollte „das Gefühl des Wassers" überhaupt ausgedrückt werden, „das Anmutige, was uns im Sommer lockt zu baden" — wie der Dichter selbst gegen Eckermann äußerte. Das Rinnen und Murmeln, das Herankommen und Zurücksinken des feuchtverklärten Elementes umschmeichelt die Seele: sie ahnt in den verborgenen Tiefen, über denen der Himmel, das eigne Angesicht wiederscheinend schwimmt, eine unbekannte Herrlichkeit, Kühlung jeder brennenden Wunde; der dunkle Zug darnach wird zur Person, zur Nixe, die nun mit süßer, bestrickender Rede den Fischer hinabzieht. An Frau von Stein (19. Januar 1778): „Diese einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns," und in „Wahrheit und Dichtung" (19. Buch) von der Schweizerreise: „Beim Anblick und Feuchtgefühl des rinnenden, laufenden, stürzenden, in der Fläche sich sam-

Digitized by Google

melnden, nach und nach zum See sich ausbreitenden Gewässers war der Versuchung (des Badens) nicht zu widerstehen."

Wie die Achsendrehung der Erde in den Werken des Dichters als Morgen und Abend, als Tag und Nacht erscheint, so konnte auch ihr jährlicher Umlauf um die Sonne oder der Wechsel der Jahreszeiten in den Schöpfungen seiner Phantasie nicht fehlen. Er war ja mit seinem ganzen Dasein an das Schicksal des Planeten gebunden und gehörte ihm so innig an wie alle übrigen Organismen, z. B. die Zugvögel, die im Frühling kommen und im Herbste fortziehen, oder die Bäume, die ihr Laub jetzt hervortreiben, jetzt abwerfen. Zunächst der Frühling — er ist ja die Jahreszeit der Dichter und lebt, wie die Liebe, in der Poesie aller Völker, besonders der nordischen. Kann die Wiederkehr der Sonne, das erste Nahen und Erwachen des neuen Lebens, der Vorfrühling, noch ohne Blumen, noch im Kampfe mit dem Winter, doch schon mit hoffnungsvollem Grün im Grunde der Thäler, die Zeit um das Osterfest — kann sie in ergreifenderen Tönen verkündigt werden als am Anfang der Spaziergängerszene im Faust:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche —?

Vergleicht man mit dieser Frühlingsszene Schillers Klage der Ceres:

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt —

so wird man recht inne, wie sehr sich eine aus allgemeinen, hergebrachten Zügen zusammengesetzte Rhetorik von lebensvoller, konkreter Wirklichkeit unterscheidet.*) In voller Pracht aber umgiebt uns der Frühling in der Ode „Ganymed," auf die wir uns schon im obigen bezogen haben: er wird als der „Geliebte" angerufen und lacht und klingt in dem Gedicht mit all seiner Sehnsuchtswonne, seinem unergründlichen Himmelsblau, dem allseitigen Glanz seiner Blumen, Gräser und Lichter (ver rubens, candidum ver, λευκὸν ἔαρ, πολιὸν ἔαρ bei den antiken Dichtern). Ach aber, er vergeht so bald, er ist so flüchtig (19. April 1779):

Bleib, ruf ich oft, Frühling, man küsset dich kaum,
Engel, so fliehst du, wie ein schwankender Traum!

Er neigt sich dem Sommer zu, das erste Gewitter zieht auf (Wilhelm Meister, Anfang des 7. Buches): „Der Frühling war in seiner völligen Herrlichkeit erschienen; ein frühzeitiges Gewitter, das den ganzen Tag gedroht hatte, ging stürmisch an den Bergen nieder, der Regen zog nach dem Lande, die Sonne trat wieder in ihrem Glanze hervor und auf dem grauen Grunde erschien der herrliche

*) Eine wahrere Schilderung des ersten Frühlings im hohen Norden enthält das Fragment „Demetrius" zu Anfang des zweiten Aktes.

Digitized by Google

Bogen. Wilhelm ritt ihm entgegen und sah ihn mit Wehmut an. Ach, sagte er zu sich selbst, erscheinen uns denn eben die schönsten Farben des Lebens nur auf dunkelm Grunde? und müssen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden sollen?" u. s. w. Ein Jugendgedicht, das „Mailied" (Wie herrlich leuchtet mir die Natur) übergehen wir, weil es nur aus den seit Hagedorn geläufigen Ausrufen besteht und auch von Gleim, Uz oder J. G. Jacobi hätte gedichtet sein können, ebenso das nicht bedeutende Lied „Frühzeitiger Frühling" (vom Anfang des neuen Jahrhunderts), und wenden uns zu dem von einer sommerlichen, lichtvollen Phantasie eingegebenen Weltbilde, das sich „Hermann und Dorothea" nennt. Wie Faust am Osterfest sich mit der ganzen Natur wieder auferstanden fühlt und „der Frühlingsfeier freies Glück" genießt, wie Werther mit einer Art Maitrunkenheit beginnt, dann gegen den Schluß, unmittelbar vor der schrecklichen That, durch die finstere, feuchte Winternacht irrt: „es stiebte zwischen Regen und Schnee" und naß und verstört und ohne Hut nach Hause kehrt, wie es Herbst geworden war, als in den Wahlverwandtschaften die beiden Liebenden, für die auf Erden kein Bleibens mehr war, zur ewigen Ruhe eingingen und auf Ottiliens Haupt ein Kranz von Astern gesetzt wurde, „die wie traurige Gestirne ahnungsvoll glänzten," so waltet in dem griechisch gedachten Epos der Hochsommer, die Zeit, wo für eine Weile auch im Norden, wie unter dem Himmel Joniens, das Leben der Menschen an die freie Natur tritt, die Hüllen fallen, die Farben sich hervorwagen und unter Bäumen, auf Wegen, in Gärten, vor den Thüren der Häuser Gestalten und Gruppen sich bilden. Wir durchleben in „Hermann und Dorothea" einen Sommertag vom Mittag bis zum Abend. Glühend brennt die Sonne, der Wind weht sanft von Osten, kein Wölkchen schwebt am Himmel, das Heu ist schon herein, auch das Korn ist reif, die Ernte steht für morgen, Montag, bevor. Die Fliegen umsummen die Gläser und wer kann, zieht sich ins Innere des Hauses, in das kühlere Gemach, zurück. Draußen quillt der Staub unter den Hufen der Pferde, und Hermann ersieht sich, um mit ihnen zu halten, den schattigen Platz unter den Linden. Alles begehrt nach Wasser, nach einem frischen Trunk, und so kommt Dorothea mit ihren Krügen zum Brunnen und findet ihren jungen Freund daselbst. Gegen Abend steigt der klare Vollmond auf, mit ihm ein schweres Gewitter; schon die Sonne hat beim Untergehen mit getürmten Wolken gekämpft und bald hier, bald dort hervorbrechend, ein glühendes Streiflicht über die Gegend geworfen: später, als es völlig Nacht geworden, blickt der Mond mit schwankenden Lichtern durch das Laub des Weinbergs, durch den die Liebenden schreiten, bis ihn die schwarzen Wetterwolken gänzlich umhüllen. Und während im Hause das reinste Glück sich vollendet, hat sich die Nacht immer tiefer gesenkt, der Sturm saust, der Donner grollt und Regengüsse schlagen gewaltsam herab. Hoffen wir, daß, wenn die Hausgenossen am nächsten Morgen sich aufs Feld begeben, das Unwetter nichts verdorben hat und das Geschäft fröhlich vollbracht werde.

Digitized by Google

Dann werden am heißen Mittag die Schnitter sich des Mahles unter dem Birnbaum erfreuen, und das junge Paar wird ihnen in dem eignen Weine fröhlich Bescheid thun müssen.

Auf die Ernte der Halmfrucht folgt die der andern Früchte, aus dem Garten und von den Bäumen, bis zur Weinlese, es folgt der reichliche Herbst (Euphrosyne). Auch für diese Zeit besitzen wir in dem Gedicht „Herbstgefühl" einen wundervollen, auf immer klassischen Ausdruck. Das strotzende Fruchtleben, die schwellende Reife, der sich drängende Reichtum, die letzte Wärme der scheidenden Mutter Sonne, der zauberische Hauch des Mondes, das süße Wehen des milden Himmels — diese Gesamtempfindung hat in den wenigen Zeilen des kurzen Gedichts, wie die Seele sich den Leib baut, ein unmittelbares Dasein gewonnen.*)

Ist die Weinlese vorüber, dann stellt sich mit blendendem Schnee und blinkendem Eise der Winter ein, die Bäume haben sich entlaubt, auf der Tenne fallen die Schläge der Dreschers, und es häuft sich das Korn, der eingesammelte Segen. Aus Ottiliens Tagebuche (II, 3): „Das Jahr klingt ab; der Wind geht über die Stoppeln und findet nichts mehr zu bewegen; nur die roten Beeren jener schlanken Bäume scheinen uns noch an etwas Muntres erinnern zu wollen, so wie uns der Taktschlag des Dreschers den Gedanken erweckt, daß in der abgesichelten Ähre soviel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt." Und (II, 9): „Man glaubt sich freier auszubreiten, wenn die Bäume so geisterhaft, so durchsichtig vor uns stehen. Sie sind nichts, aber sie decken auch nichts zu. Wie aber einmal Knospen und Blüten kommen, dann wird man

*) Man staunt beim Genusse des kleinen Liedes über den sinnlichen Reichtum der gealterten, welken, abstrakt verblasenen deutschen Sprache in dem trocken verständigen achtzehnten Jahrhundert und über die Macht des Genius, der diese Schätze zu finden und zu verwenden wußte! Drängen, quellen, schwellen, grünen, reifen, glänzen, brüten, scheiden, säuseln, fruchten, kühlen, thauen — diese schönen, wirklichen, nicht zusammengesetzten Verba innerhalb des kurzen, wie ein Seufzer der Brust sich entwindenden Gedichtchens! Dazu die Substantiva: Sonne, Mond, Laub, Himmel, Mutter, Hauch, Blick, Zauber, Thräne, Fülle, Rebe, Auge, Liebe — und die Adjectiva: hold, voll, fett, freundlich, schnell, ewig! Ebenso im „Ganymed" — nur daß in diesem von dem Frühling überstrahlten Gedicht das Gold und die Juwelen der Sprache gleichsam unter einem andern Sterne aus der Tiefe gehoben sind: glühen, rufen, brennen, schmachten, fassen, streben, sehnen, Nebel, Morgen, Gras und Blumen, Busen und Herz ꝛc. — Im Grimmschen Wörterbuch, wo eine Menge Zusammensetzungen mit Herbst aufgeführt sind, fehlt das Goethische „Herbstgefühl." Goethe, sollten wir meinen, müßte in einem deutschen Wörterbuche die erste und hauptsächlichste Quelle sein, und für ihn würden wir die Zitate aus Heine, Scheffel u. s. w. gern entbehren. Wenn die deutsche Nation bis auf den letzten Mann unterginge und eben so alles in deutscher Sprache Gedruckte und nur Luthers und Goethes Werke hätten sich erhalten — aus ihnen könnte die Sprache in aller Fülle wieder hergestellt werden und auch aus dem Gegensatz der Weltansicht des einen und des andern (bei gleicher Wurzel in der Tiefe) ließe sich die Entwicklung der dazwischenliegenden drei bis vier Jahrhunderte erraten und in großen Zügen verzeichnen.

Digitized by Google

ungeduldig, bis das volle Laub hervortritt, bis die Landschaft sich verkörpert und der Baum sich als eine Gestalt uns entgegendrängt." Ein ähnlicher Gedanke schon 1781, an Frau von Stein (15. November): „Das abgefallene Laub gewährt mir nichts Gutes, — als daß ich deine Wohnung sehen kann," und ganz spät, in den „Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten," aus dem Jahre 1827, vom Sommer:

Auch mir hat er das leichte Laub
An jenem Baum verdichtet,
Durch das ich sonst zu schönstem Raub
Den Liebesblick gerichtet.

Aber es giebt Länder, wo die Bäume im Herbst ihr Laub nicht abwerfen; es sind die hesperischen Gegenden der immergrünen Flora, in denen der Winter nicht kahl ist. Auch diesen Süden jenseits des Alpengebirges hat der Dichter in der Jugend geahnt, dann dichterisch erraten, dann in der Gegenwart mit allen Sinnen in sich aufgenommen. Dort leuchtet ein andrer Himmel:

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend schwebt der Äther ohne Wolken.

Der Lufttton färbt die Uferfelsen blau, und so sieht sie der Schiffer aus der Ferne:

Sieht die Berge schon blau, die scheidenden — (Alexis und Dora),
Des väterlichen Hafens blaue Berge — (Iphigenie),

der Tag ist dort farbiger, die Nacht durchsichtiger:

Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne,
Phöbus ruset, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.

Eine südliche Ruinenszene in Abendstimmung malt uns der „Wandrer," die Gärten in Italien die erste Strophe von Mignons berühmtem Liede und das schöne Fragment der Nausikaa, die Villa des Reichen im Frühling mit den Bildern der epischen Dichter die erste Szene des Tasso:

schwankend wiegen
Im Morgenwinde sich die jungen Zweige;
Die Blumen von den Beeten schauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an;
Der Gärtner deckt getrost das Winterhaus
Schon der Zitronen und Orangen ab,
Der blaue Himmel ruhet über uns
Und an dem Horizonte löst der Schnee
Der fernen Berge sich in leisen Duft.

Zwar wurde in Rom nur der „gebildete" Stein, nicht der natürliche, angesehen; „die Form hatte allen Anteil an der Materie verdrängt" (an Knebel,

Digitized by Google

aus Mailand, 24. Mai 1788); dennoch aber ist die „Italienische Reise“ reich an Blicken auch auf die Landschaft und deren wechselnde Gestalt; wir begnügen uns eine Stelle herzusetzen, die in allgemeinen Zügen zusammenfaßt, wie sie ihm erschienen (Rom, 24. November 1787): „Es ist ein Glanz und zugleich eine Harmonie, eine Abstufung im ganzen, wovon man nordwärts gar keinen Begriff hat: bei euch ist alles entweder hart oder trüb, bunt oder eintönig.“ Und doch mochte er, der fleißige Zeichner, der mit seiner Mappe soviel Aussichtspunkte gesucht, der Geolog und Mineralog, der mit seinem Hammer soviel Klüfte durchklettert, der Jahre lang in Wäldern und Bergen, auf Wanderungen und in seinem Garten, in den öden Flächen des nordwestlichen Deutschlands wie in der Schweiz und am Rhein und Main, mit Himmel und Erde gelebt hatte — er mochte wohl wissen, was er sagte, und sich ohne Überhebung ein vergleichendes Urteil erlauben. Von Jugend auf war ihm ja, um seine eignen Worte zu brauchen, „die Natur in ihrer Herrlichkeit erschienen“ und „er gehörte ihr an, wie sie ihm,“ und seine Abhängigkeit vom Wetter, vom Boden, von der Jahreszeit, sein Anschluß an das Leben der allgemeinen Natur war nur, wie Adolf Schöll so schön sagt, „die physische Seite seiner Genialität.“

Die niederländische Genre- und Landschaftsmalerei.

Von Adolf Rosenberg.

2.

Die ersten Landschaftsmaler. — Quintin Massijs, Bosch und Lukas von Leyden.

enn wir die Entwicklung der niederländischen Malerei nach dem Tode Jans van Eyck von rein technischen Gesichtspunkten betrachten, können wir uns der Wahrnehmung nicht verschließen, daß diese Entwicklung mehr abwärts als aufwärts führt. Die Thätigkeit der Maler, welche in Tournay, Brüssel, Löwen und Brügge wirkten, konzentrirt sich mehr auf die Darstellung des Seelenlebens, auf den Ausdruck der Gemütsaffekte. Wir begegnen also der ganz natürlichen Erscheinung, daß die ideale Auffassung gegen die realistische reagirt, ohne dieselbe jedoch ganz aufheben zu wollen. Roger van der Weyden, das Haupt dieser Richtung, liebte Kleiderpracht und prunkenden Apparat ebenso sehr wie Jan van Eyck. Aber über dem Bestreben, seine Gestalten zu Trägern von erregten, aus der Tiefe des Gemüts emporquellenden Stimmungen zu machen, vernachlässigte er das Körperliche. Seine Figuren sind ohne Rücksicht auf ebenmäßige Verhältnisse

Digitized by Google

gebaut; ihre Glieder sind zu dünn oder zu lang, ihre Köpfe meist zu groß und ihre Bewegungen eckig und unbeholfen. Bei seinem Nachfolger und Schüler Memling werden diese Mängel durch ein unverkennbares Streben nach Anmut und Lieblichkeit, durch die schüchterne Holdseligkeit der Frauen, durch eine große Innigkeit der Empfindung verdeckt. Indessen haben beide Künstler aus der Schultradition immer noch ein ausgeprägtes Naturgefühl und dabei auch einen lebhaften Sinn für die Landschaft bewahrt. Roger van der Weyden liebt es sogar, auf seinen Altarbildern die landschaftlichen Fernsichten möglichst weit auszudehnen, damit er auf ihnen noch Szenen mit kleinen Figuren darstellen kann, welche den Hauptvorgang im Vordergrunde episch ergänzen und erläutern. Flußthäler, die von zackigen Bergen und Felsen eingeschlossen sind, in saftigem Grün prangende Wiesen und vereinzelte Bäume, welche offenbar auf direkten Naturstudien beruhen, sind die Hauptelemente dieser Landschaft. Eine gleichmäßig klare Luft ist über dieselbe ausgebreitet: im Vordergrunde liegt ein heller grüner Schimmer auf den Flächen, der allmählich gegen den Hintergrund in einen blauen Duft übergeht. Auch bei Memling findet sich noch diese feine Abstufung der Töne, während ein älterer Meister, der aus Harlem stammt, Dierick Bouts, in den reichen landschaftlichen Hintergründen seiner Gemälde schon viel derber vorgeht und mehr nach energischen Kontrasten strebt. Es ist auffallend und nicht anders als aus lokalen Einflüssen zu erklären, daß dieser Künstler, welcher unter allen Nachfolgern van Eycks den stärksten realistischen Zug aufzuweisen hat, aus jenem nördlichen Teile der Niederlande stammt, in welchem zwei Jahrhunderte später die realistische Kunst zur höchsten Entfaltung kommen sollte. Bouts war schon um 1448 in Löwen, wo er vermutlich den Einfluß Rogers van der Weyden erfuhr. Auch er liebt es, die landschaftlichen Hintergründe möglichst weit auszudehnen und sie, wie Memling, mit stattlichen Bauwerken, mit Schlössern, Türmen, Kathedralen, ja mit ganzen Städten zu besetzen, welche so eingehend detaillirt sind, daß man noch jetzt manches Bauwerk identifiziren kann. Seine Landschaften haben meist einen hügligen Charakter. Auf den Kuppen der Hügel stehen vereinzelte Bäume, seltener in Gruppen zusammen, und wenn man auf den Vordergrund blickt, kann man jede Pflanze, jede Blume botanisch bestimmen, so charaktervoll und sorgsam ist eine jede Staude, ein jedes Blatt, eine jede Blüte ausgeführt, und selbst die Tiere, welche im Grünen kriechen. Dierick Bouts hat weder eigentliche Landschaften noch Genrebilder gemalt; aber er hat beide Elemente, das genrehafte wie das landschaftliche, auf seinen Gemälden so stark betont, daß man einen Teil seines Hauptwerkes, des Altars für die Brüderschaft des Sakraments in der Peterskirche zu Löwen, für ein Genrebild halten könnte, wenn seine Zugehörigkeit zu dem Mittelbilde, dem noch an Ort und Stelle befindlichen heiligen Abendmahl, und damit seine symbolische Bedeutung nicht unzweifelhaft wäre. Jener Altar hatte nämlich vier Flügelbilder, die

Digitized by Google

Zusammenkunft Abrahams mit Melchisedek, die Mannahlese, den Propheten Elias in der Wüste und das Passahfest der Israeliten. Die beiden ersten sind in die Münchener Pinakothek, die beiden andern in das Berliner Museum gekommen. Dem Gegenstande der Darstellung entsprechend bildet eine reiche Landschaft den Hintergrund der drei ersten Tafeln. Auf der vierten blicken wir in ein Gemach mit getäfelter Decke, dessen Fußboden sauber mit farbigen Steinfliesen ausgelegt ist. In der Mitte ist ein viereckiger Tisch aufgestellt, welchen sechs Personen umstehen. Auf einer großen Zinnschüssel liegt das gebratene Passahlamm. Ein Mann ist beschäftigt, dasselbe mit einem Messer zu zerlegen. Messer bilden auch das einzige Handgerät der andern Tischgenossen. Gabeln waren also damals in bürgerlichen Kreisen noch unbekannt; sie kamen wohl erst im Laufe des 16. Jahrhunderts in allgemeinen Gebrauch. Auf dem Tische stehen ferner dunkelgrüne, mit Buckeln verzierte Trinkgläser und andre aus goldig schillerndem Glase. An der linken Wand des Zimmers steht ein Kredenzschrank mit einer zinnernen Kanne und grünen Gläsern, unter dem Fenster, welches von innen durch Läden geschlossen werden kann und dessen unterer Teil mit Vorsetzern versehen ist, eine hölzerne Bank. Ganz vorn zur Linken blickt man durch eine Thür in einen Vorhof, der durch eine Mauer mit Thor von der Straße abgeschlossen ist. Die runden Brote auf dem Tische haben dieselbe Form, welche sich bis heute in Belgien und Holland erhalten hat. Im Gegensatz zu dieser Familienmahlzeit geht das Abendmahl des Herrn auf dem Mittelbilde des Löwener Altars in einem großen Saale vor sich, dessen Fußboden noch zierlicher mit buntem Marmormosaik ausgelegt ist. Christus und seine Jünger sitzen auf Bänken und Schemeln um den Tisch herum, auf welchem sich neben Messern, Gläsern, Broten und der großen Zinnschüssel auch zwei kunstvoll gearbeitete Pokale befinden. Merkwürdig ist, daß an der Schmalseite des Saales neben dem hohen Kamine eine durch eine Klappe zu verschließende Öffnung angebracht ist, durch welche offenbar die Speisen von dem aufwartenden Diener dargereicht wurden. Denn auf der Klappe stehen noch zwei Schüsseln, und zwei Männer blicken von draußen durch die Öffnung in den Saal herein.

In der Absicht, energische Farbenkontraste hervorzubringen, verzichtet Dierick Bouts darauf, in seinen Landschaften die Übergänge so fein zu vermitteln wie es Roger van der Weyden und Memling lieben. Die Nähe erscheint ihm grün und die Ferne von einem blauen Schleier umwoben. Mitteltöne sieht er nicht, und darum läßt er den Hintergrund wie eine blaue Kouliſſe in die grüne Landschaft des Vorder- und Mittelgrundes einschneiden. Auf die Linearperspektive verstand er sich wohl, wie seine Ansichten von Innenräumen beweisen; aber das Geheimnis der Luftperspektive war ihm noch verschlossen, weil seine Augen noch nicht gebildet genug waren, um die Luft zu sehen und ihre wunderbare Wirksamkeit in Bezug auf die Auseinanderschiebung der Pläne und die Verkleinerung der Gegenstände zu erkennen.

Digitized by Google

Bei dem gegenwärtigen Stande unsrer Kenntnisse von dem Entwicklungsgange der altniederländischen Malerei vermögen wir nicht zu sagen, in welchem Zusammenhange die ältesten Landschaftsmaler im eigentlichen Sinne, Joachim de Patinir und Herri de Bles, mit den Nachfolgern Jans van Eyck gestanden haben. Wir wissen nur, daß beide in derselben Gegend, im oberen Maasthale, geboren sind, der eine in Dinant, der andre in dem gegenüberliegenden Bouvignes. Es ist möglich, daß beide aus einer lokalen Malerschule hervorgegangen sind, möglich auch, daß sie ihre Ausbildung erst in Brügge erhalten haben, welches in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts den Mittelpunkt der niederländischen Malerei bildete. Es wird vermutet, daß Gerard David, ein Schüler Memlings, auf Patinir von Einfluß gewesen ist, und an den letztern soll sich wieder Herri de Bles angeschlossen haben. Patinir tritt erst mit dem Jahre 1515, wo er als Freimeister in die Lukasgilde von Antwerpen aufgenommen wurde, in das Licht der Geschichte, und in demselben Jahre ließ sich auch Gerard David in die Gilde einschreiben, um einen allerdings nur vorübergehenden Aufenthalt in Antwerpen zu nehmen. Man hat daher Grund, zu vermuten, daß beide aus demselben Orte, also aus Brügge, nach Antwerpen übersiedelten, weil vielleicht in der blühenden und reichen Handelsstadt, welche allmählich an die Stelle von Gent und Brügge trat, ein besseres Brot zu verdienen war. Während aber David nicht lange in Antwerpen blieb — er starb 1523 in Brügge —, ließ sich Patinir dauernd in der Scheldestadt nieder. Er verheiratete sich und gelangte bald zu solchem Wohlstande, daß er sich im März 1520 ein Haus kaufen konnte. Und nicht bloß Wohlstand, sondern auch Achtung muß er sich durch seine Kunst erworben haben, da Dürer während seines Aufenthalts in Antwerpen im Jahre 1521 einen lebhaften Verkehr mit „Maister Joachim“ unterhielt. Er erwähnt ihn häufig in seinem Tagebuche von der niederländischen Reise, und einmal nennt er ihn ausdrücklich den „guten landschafftmahler,“ soviel wir wissen, das erstemal, daß dieser Ausdruck in einem Schriftstücke gebraucht wird, da eine Trennung der Maler nach Fächern bis dahin nicht üblich war. In demselben Jahre verheiratete sich Patinir zum zweitenmale und lud Dürer zu seiner Hochzeit. Er muß aber schon im Jahre 1524 nicht mehr gelebt haben, da seine Frau in einer Urkunde aus diesem Jahre Witwe genannt wird. Ein hohes Alter hat Patinir demnach nicht erreicht, und dem entspricht auch die geringe Zahl von Werken seiner Hand, die sich noch nachweisen lassen.

Vier davon tragen seinen Namen, und auf Grund dieser vier kann man noch etwa ein Dutzend andrer ihm mit einiger Sicherheit zuschreiben. Patinir galt bereits seinen Zeitgenossen als ein Landschaftsmaler, weil er die heiligen Figuren, welche sonst räumlich und geistig den Mittelpunkt der Komposition bildeten, auf ein ganz bescheidenes Maß reduzirte und dafür die Landschaft zu weiterer Perspektive ausdehnte und alle Einzelheiten derselben auf das liebevollste

Digitized by Google

und eingehendste behandelte. Patinir war noch weit davon entfernt, eine Landschaft als ein Ganzes zu sehen, sondern er verfuhr durchaus synthetisch, indem er einen jeden Gegenstand, nachdem er ihn getreulich kopirt hatte, an den andern reihte. Die Grundzüge für seine Landschaften, das Flußthal mit den hohen, zackigen, hart an das Ufer herantretenden Felsen, hatte ihm seine Heimat geliefert. Aber diese Grundzüge waren ihm noch zu einfach, die Felsen nicht pittoresk und phantastisch genug. Er griff daher in seine eigne Phantasie und pfropfte seine Landschaften mit Bäumen, Sträuchern und namentlich mit den abenteuerlichsten Felsbildungen voll. Da sieht man z. B. auf der „Taufe Christi" im Wiener Belvedere im Mittelgrunde am Ufer des sich in unzähligen Krümmungen durch die Gebirgslandschaft hinziehenden Flusses einen mehrfach abgestuften Felsen bis in die Wolken hineinragen, welche seine Spitzen verhüllen. Weiterhin ist ein Felsen am Ufer mit den Trümmern einer alten Burg gekrönt, welche ersichtlich nach der Natur gemalt ist, da man ihre einzelnen Teile genau unterscheiden kann, und aus der Mitte des Flusses ragt ein dritter Felsen empor. Ein ähnlicher, in das Gewölk hineinreichender Felsen nimmt den Mittelgrund der „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten" im Berliner Museum ein. Dieser Felsen ist in der Mitte eingebuchtet, und in diese Höhlung ist ein phantastischer Rundbau hineingesetzt. Auch hier sieht man spitze Felsen mit Burgen am Ufer eines Flusses, der in zahlreichen Windungen durch ein bergiges Land dem Meere zuströmt, welches sich im äußersten Hintergrunde ausdehnt. Hier sind die Details ebenso eingehend behandelt wie im Vordergrunde, wo man jedes Blatt an den Bäumen, jeden Grashalm auf der Wiese zählen kann. Luftperspektive kennt aber auch Patinir nicht. Er vertieft die Landschaft nicht durch Anordnung der verschiedenen Pläne hinter einander, also auf horizontaler Basis, sondern er läßt sie terrassenförmig über einander emporsteigen. Auch hat er kein Gefühl für die Verschmelzung der Töne des Vordergrundes mit denen des Hintergrundes. Die vordere grüne Hälfte ist von der hintern blauen scharf getrennt, was dadurch noch auffälliger wird, daß das Laub der Bäume dunkelgrün, fast schwarzgrün gehalten ist. In dieser dunkleren Haltung des Vordergrundes ist vielleicht schon der erste Versuch zu dem Streben zu sehen, welches von den Landschaftsmalern des 17. Jahrhunderts zu hoher Vollkommenheit entwickelt wurde, nämlich auf diese Weise die Mittel- und Hintergründe zum Zurückweichen zu bringen. Die konventionelle Scheidung der grünen und blauen Pläne erhielt sich als stehender Gebrauch länger als ein Jahrhundert in der niederländischen Landschaftsmalerei. Erst die großen Holländer des 17. Jahrhunderts brachen mit demselben, während der Antwerpener Brueghel und seine Schule noch an ihm festhielten.

In seiner unersättlichen Liebe für Reichtum an Details ist Patinir nicht damit zufrieden, das landschaftliche Bild so mannichfaltig und wechselvoll ausgestattet zu haben; er füllt die Landschaft auch mit zahlreichen Figuren, um sie

Digitized by Google

lebendig zu machen, weil er das individuelle Leben, die Seele der Landschaft noch nicht entdeckt hat. Neben dem Vorgange, welcher die Hauptstaffage bildet, spielt sich immer noch ein andrer ab. So wird z. B. auf dem Vordergrunde des Wiener Bildes Christus von Johannes getauft, zwei ziemlich große Figuren. In einiger Entfernung predigt der Täufer vor einer Schaar von Männern und Frauen, unter welcher man auch einen Landsknecht mit seiner Hellebarde bemerkt. Die Gehölze und Wiesen des Mittelgrundes sind von äsenden Hirschen belebt, und am Flußufer sitzt ein Angler. Vorn tummeln sich ein paar Salamander an den Wurzeln eines Baumes herum, und etwas weiter hinten sitzt ein Häschen. Wir finden also hier schon die Vorbilder jener reichen Tierstaffage, mit welcher Jan Brueghel seine Landschaften anfüllte. Auf dem Berliner Bilde, der Ruhe auf der Flucht, sitzt Maria mit dem Kinde im Vordergrunde an einem Feuer, über welchem ein eiserner Topf hängt. Aus einem Dorfe zur Linken kommt Joseph mit seinem Esel herbei, und unten im Thal liegt ein andres Dorf, in welchem der Bethlehemitische Kindermord dargestellt ist. Aus einem Walde tritt ein Hirsch heraus.

Wenn man die Entwicklung der niederländischen Genre- und Landschaftsmalerei nach kulturhistorischen Gesichtspunkten schildern will, darf man die persönlichen Verhältnisse der Künstler nicht außer Acht lassen. Es ist bekannt, daß die frühern Geschichtschreiber der niederländischen Malerei von Karel van Mander bis auf Descamps ein dichtes Gewebe von Anekdoten um die Helden ihrer Darstellung gesponnen haben, und daß sie namentlich in der Erzählung von Geschichten nicht sparsam gewesen sind, welche von Völlerei jeglicher Art zu reden wußten. Die dilettantische Geschichtschreibung während der ersten sechs Jahrzehnte unsers Jahrhunderts hat diese Anekdoten, die angenehmen wie die nachteiligen, getreulich wiedererzählt und dieselben so fest in das Gedächtnis unsrer Zeitgenossen eingepflanzt, daß es ungemein schwer hält, den Kunstfreunden wieder auszureden, daß Quintin Massijs erst aus Liebe ein Maler geworden, Gerard Don drei Tage an einem Besenstiel gemalt und daß alle Maler, welche Wirtshausprügeleien darstellten, selbst Trunkenbolde gewesen seien. In den meisten Fällen konnten die Anekdoten durch archivalische Entdeckungen widerlegt werden, und daraus schloß man, daß auch alle andern Fälle, über welche vorläufig aus den Archiven keine Mitteilungen beigebracht werden konnten, mit Zweifel aufzunehmen oder definitiv als Mythen zu betrachten wären. In einem bestimmten Falle, der den Genremaler Adrian Brouwer betrifft, haben die neuesten Forschungen indessen ergeben, daß die alten Überlieferungen über seinen ungeregelten Lebenswandel und über sein frühzeitiges, damit im Zusammenhange stehendes Ende durchaus auf Wahrheit beruhen. Dieser Fall mahnt zur Vorsicht, und man wird daher gut thun, die Überlieferung der Geschichtschreiber nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, wenn ihre Wahrscheinlichkeit durch die Akten der Archive nicht direkt ausgeschlossen ist.

Digitized by Google

Joachim de Patinir ist der erste unter den niederländischen Malern, an welchen die Geschichtschreiber eine üble Nachrede geknüpft haben. Karel van Mander erzählt in seinem 1604 in Amsterdam erschienenen Malerbuche: „Die Lebensweise von Patinir war ungemein roh, und er gab sich so sehr dem Trunke hin, daß man ihn alle Tage, statt vor der Staffelei, in der Schenke fand, wo er seinen Verdienst solange verzehrte, bis die Not ihn zwang, wieder den Pinsel in die Hand zu nehmen." Man hat diese wenig schmeichelhafte Charakteristik mit dem Hinweis darauf zu entkräften versucht, daß der ehrbare Dürer schwerlich mit einem Trunkenbolde so lebhaft verkehrt haben würde, wie es der Fall gewesen war, und daß der angesehene Quintin Massijs nach Patinirs Tode als Vormund seiner Kinder auftrat. Indessen führte Dürer in den Niederlanden ein so lustiges, von Gastereien erfülltes Leben, daß er schwerlich an einem lustigen Kumpan Anstoß genommen haben wird, besonders da er ja in Patinir den Künstler achten konnte. Auch brachte Dürer aus den Niederlanden den Keim zu einem tötlichen Leiden heim, welches vielleicht auf die veränderte, seiner Natur wenig zuträgliche Lebensweise zurückzuführen ist. Ebenso werden Patinirs Beziehungen zu Massijs unter diesem Gesichtspunkte aufzufassen sein, zumal da des letzteren urkundliche Erwähnung als Vormund der Kinder Patinirs sehr dafür spricht, daß dieser kein guter Haushalter gewesen ist. Am 5. Oktober 1524 erschienen nämlich Quintin Massijs und zwei andre Maler als Vormünder der Kinder Patinirs mit seiner Witwe vor dem Magistrat, um das von Patinir hinterlassene Haus zu verkaufen. Endlich starb Patinir auch in frühem Alter. Da er 1515 in die Antwerpener Lukasgilde eintrat, wird er um 1490 geboren sein, und demnach hatte er nur die Mitte der dreißiger Jahre erreicht. Daraus erklärt sich auch, weshalb die Zahl seiner hinterlassenen Bilder nur eine geringe ist. Zum Schluß müssen wir, wenn auch mit Widerstreben, einen Punkt berühren, welcher ebenfalls dafür spricht, daß Patinir ein ausgelassener, zu derben Späßen aufgelegter Geselle war. Karel van Mander erzählt, daß der erste niederländische Landschaftsmaler die Gewohnheit hatte, auf seinen Gemälden einen Mann anzubringen, welcher sich einer Verrichtung widmet, deren Darstellung eigentlich außerhalb der Domäne der Kunst liegt. Das ist leider keine Verleumdung, sondern wir finden diesen echt „vlämischen" Zug wirklich auf einigen Bildern Patinirs. Selbst auf der Taufe Christi in Wien finden wir einen solchen Mann, der hinter einem Busche hervorguckt. Wir sehen also, daß der niederländische Realismus sich schon in seinen Anfängen gehörig gehen ließ, und daß man an solchen Derbheiten in einer Zeit wenig Anstoß nahm, wo man kein Bedenken trug, beim Empfange von Fürsten ehrbare Jungfrauen, nur mit einem dünnen Schleier bekleidet, auf Triumphbögen zur Schau zu stellen.

Während wir über Patinirs Leben wenigstens einige dürftige Andeutungen besitzen, können wir in Betreff des mit ihm verwandten Landschaftsmalers Herri met de Bles nicht einmal das Feld seiner Thätigkeit bestimmen. Wir

Digitized by Google

wissen nur, daß er aus Bouvignes stammte und daß sich seine Gemälde in Italien eines besondern Beifalls erfreuten. Sonst lauten die Nachrichten über ihn sehr verworren: er soll in Antwerpen, in Mecheln, in Venedig und an andern Orten Italiens thätig gewesen und schließlich in Lüttich gestorben sein. Für Italien spricht nur der Umstand, daß seine Bilder auch heute noch in italienischen Sammlungen häufig zu finden sind, für Antwerpen dagegen seine enge Verwandtschaft mit Patinir, als dessen Nachfolger ihn Karel van Mander nennt, und die Mitteilung desselben Schriftstellers, daß der Landschaftsmaler Frans Mostaert, welcher 1555 in die Antwerpener Gilde aufgenommen wurde, sein Schüler gewesen ist. Den Beinamen „met de Bles" soll er von einem weißen Haarbüschel über der Stirn erhalten haben, während ihn die Italiener „Civetta," d. h. Käuzchen, nannten, weil er, höflicher als Patinir, ein solches Tierchen statt eines Handzeichens auf seinen Gemälden anzubringen pflegte. Er versteckte es gern so in dem Laub der Bäume, daß die Beschauer Mühe hatten, es herauszufinden. In seinen Landschaften ist die nahe Verwandtschaft mit Patinir unverkennbar: dieselbe getupfte Behandlung der Blätter, das schwarzgrüne Laub, die blauen Fernsichten, nur ist die Anordnung und Erfindung noch um vieles phantastischer und bizarrer. Auch liegen seinen Landschaften nicht so eingehende Naturstudien zu Grunde wie denen Patinirs. Die interessantesten unter ihnen sind eine Landschaft mit ganz kleinen, die Flucht nach Ägypten andeutenden Figuren in den Uffizien in Florenz, wo im Vordergrunde eine Schmiede mit Arbeitern dargestellt ist, und eine Landschaft in der Dresdner Galerie, wo die Waren eines schlafenden Krämers von Affen ausgepackt und an Bäumen aufgehängt werden. Karel van Mander, welcher dieses Bildes Erwähnung thut, sagt, daß es eine Satire auf den Papst sei. Die Affen sollten die Lutherischgesinnten sein, welche die „Krämerei" der päpstlichen Lehre aufdeckten. Dem Maler hat aber eine solche satirische Tendenz sicherlich ferngelegen. Auch seine Figurenbilder, welche meist vor seinen Landschaften den Vorzug verdienen und in denen der Stil der Eyckschen Schule ein letztes, schwaches Echo findet, stattet Herri met de Bles gern mit reichen architektonischen Hintergründen aus. In denselben treten neben phantastischen Bauten gothischen Stils bereits die Formen der italienischen Renaissance in so reichlicher Anwendung auf, daß man dieselben, wenn Herri nicht selbst in Italien gewesen sein sollte, nur durch eine Einwirkung Mabuses erklären kann. Sein Schüler, Franz Mostaert, betonte das phantastische Element in seinen Landschaften so stark, daß ihn Vasari als einen Maler bezeichnet, „der ziemlich tüchtig war, Landschaften in Öl zu malen, Phantastereien, Bizarrerien, Träume und Einbildungen." Das phantastische Element bestand vornehmlich darin, daß Mostaert der erste war, welcher Mondscheinlandschaften malte Eine solche findet sich noch im Wiener Belvedere, wo Fischer bei Mondschein ihre Netze ans Ufer ziehen.

Digitized by Google

Mit diesem Namen verliert sich bald nach der Mitte des 16. Jahrhunderts die Geschichte der niederländischen Landschaftsmalerei wieder in das Dunkel. Sie nahm erst, wie wir später sehen werden, einen neuen Aufschwung durch den Einfluß Italiens. Neben den ersten Landschaftsmalern Patinir und Herri met de Bles stehen am Anfange des Jahrhunderts aber auch die ersten Meister, von welchen uns wirkliche Genrebilder im modernen Sinne erhalten sind, Quinten Massijs und Lukas von Leyden. Der Name des erstern als Genremaler ist an jene schon erwähnten Goldwäger- oder Wechslerbilder geknüpft, von denen sich ein mit seinem Namen und der Jahreszahl 1518 oder 1519 bezeichnetes im Louvre befindet, während andre Museen Wiederholungen und Variationen dieses Themas besitzen, welche auf seinen Sohn, Jan Massijs (1510—1575), zurückgeführt werden. Das Bild im Louvre führt uns in die schon geschilderte Stube des Wechslers, welcher hinter seinem Ladentische sitzt und Dukaten abzählt und wiegt. Seine Frau, welche in einem Gebetbuche gelesen hat, unterbricht diese Beschäftigung, weil die Hantirung des Mannes sie mehr interessirt. Ihre Augen leuchten vor Vergnügen, während der Mann beim Zählen seine Lippen zu bewegen scheint und keinen Blick von seinen Schätzen abwendet. Alles ist auf diesem Bilde im Sinne des Realismus bereits zu höchster Virtuosität ausgebildet: neben dem ausdrucksvollen Mienenspiel die im wesentlichen richtigen Körperverhältnisse, die perspektivische Vertiefung des Raums, die sorgsame Wiedergabe der Tracht, der Kopfbedeckung, Pelzkragen und Tuchgewänder, wie des Geräts, die leuchtenden, emailartig vertriebenen Farben, daß man keinen Strich des Pinsels bemerken kann, die gleichmäßige Verteilung des Lichts. Das Helldunkel und alle feineren koloristischen Experimente waren diesem Maler noch unbekannt, weil er die Natur noch mit völlig naiven Augen ansah. Sein Verhältnis zu derselben war ein so außerordentlich inniges, daß er kaum einen Gegenstand malte, welchen er nicht im Modell vor sich hatte. Das interessanteste, in der Kunstgeschichte vielleicht einzig dastehende Beispiel dafür bietet der Flügel eines im Brüsseler Museum befindlichen Altarbildes, auf welchem die heilige Anna dargestellt ist, welche dem Hohenpriester im Tempel ihre Opfergaben darbringt. Neben dem Hohenpriester steht ein Mann, welcher aus einem Pergamente etwas vorliest. Die ersten Zeilen dieser Urkunde sind noch lesbar, und sie kommen wörtlich überein mit einem noch erhaltenen Dokumente, in welchem die Vormünder der Kinder des Meisters — seine Frau war gestorben und hatte ihm nur den Nießbrauch ihres Vermögens gelassen — erklären, daß Quintin Massijs ihnen Rechenschaft über das den Kindern zustehende Vermögen der Verstorbenen abgelegt habe. Dieses Dokument hat der Maler also auf dem Flügel des Altarbildes zum Teil getreulich reproduzirt.

Von einem zweiten Genrebilde des Antwerpener Meisters sind uns nur spätere Nachbildungen in verschiedenen Sammlungen, in Windsorcastle, in Berlin, in München, in Petersburg, in Antwerpen, erhalten. Auch dieses

Digitized by Google

Bild führt uns in die Kreise des Kaufmannsstandes, welcher damals in Antwerpen eines so hohen Ansehens genoß, daß es nur natürlich ist, wenn sich der erste Genremaler Antwerpens seine Stoffe aus diesem Stande wählte. Hier sind zwei Männer hinter dem Tische dargestellt. Der eine sitzt vor einem Buche, in welches er mit der Rechten etwas eintragen will, während er in der Linken ein Goldstück hält. Der Mann neben ihm legt die Rechte auf seine Schulter und umspannt mit der Linken einen auf dem Tische stehenden Geldbeutel. Auf dem Tische liegen Goldstücke, Schreibgerät, Kleinodien u. s. w., und der Hintergrund des Gemaches mit seinem Bordbrette ist ebenso ausgestattet wie auf dem schon beschriebenen Bilde des Ehepaares. Rechts blickt man auch durch die halbgeöffnete Thür auf die Straße. Der Meister, dessen Kunst darin gipfelt, den Menschen wiederum zum vornehmsten Gegenstande der Komposition zu machen, suchte sein Prinzip durch energische Charakterisirung und durch Wiederspiegelung mannichfaltiger Empfindungen im Angesichte zur Anschauung zu bringen. In diesem Bestreben arbeitete er die Hauptlinien einer menschlichen Physiognomie möglichst scharf und schneidig heraus und, da seine Modellirung des Fleisches in einem lichtbräunlichen Tone den Köpfen auch eine gewisse Härte gab, machte eine spätere Zeit aus diesen Kaufleuten in ihren Komptoirs hartherzige Wucherer, Pfandleiher und Steuereinnehmer, während der Künstler garnicht daran dachte, eine moralische Tendenz mit diesen der Natur abgelauschten Genrebildern zu verbinden. Die starke Verbreitung derselben spricht am besten gegen eine solche Tendenz. Es waren die ersten künstlerischen Darstellungen des Kaufmannsstandes, und deshalb bestellten die reichen Kaufherren von Antwerpen und Amsterdam gern diese Bilder, auf welchen ihnen ihr eignes Ich in voller Behäbigkeit und in realistischer Greifbarkeit vor Augen trat. Dazu kam noch, daß Quintin Massijs zu einer Zeit, als der italienische Einfluß immer mächtiger zu werden begann, an dem nationalen Charakter seiner Kunst unerschütterlich festhielt.

Obwohl Antwerpen im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts der Vorort der niederländischen Malerei war, regten sich doch auch in den nördlichen Städten, also im späteren Holland, die ersten Keime der realistischen Kunst. Einer der ältesten Meister, von welchen uns die Geschichte zu melden weiß, ist Hieronymus von Aken (geb. um 1460, gest. 1516). Man nennt ihn nach seinem Wohnsitze Herzogenbusch gewöhnlich Hieronymus Bosch. Seine Erscheinung ist eine völlig unvermittelte. Man weiß nicht, wer sein Lehrer gewesen, noch aus welchen Anfängen er sich entwickelt hat. Wenn man nach analogen Erscheinungen Umschau hält, steht er Gerard David von Brügge (etwa 1450 bis 1523), den wir schon oben in Verbindung mit Patinir erwähnt haben, in gewisser Beziehung nahe. Diesem David wird nämlich ein in Wiener Privatbesitz befindliches Gemälde zugeschrieben, auf welchem der heilige Michael mit sieben Teufeln dargestellt ist. Diese Höllengeister sind vollkommen phantastische

Digitized by Google

Gebilde: menschliche Köpfe mit tierischen Nasen, Mäulern und Schnäbeln, ein riesiger Kopf, aus dessen Stirn ein Arm herauswächst, ein menschlicher Rumpf mit einem Schwanze statt des Kopfes und mit Pferdefüßen statt der Arme u. dergl. grauenerregende Verbindungen mehr. Hieronymus Bosch bevölkert seine Darstellungen des jüngsten Gerichts und der Versuchung des heiligen Antonius mit ähnlichen Teufelsfratzen, in deren Erfindung er eine unerschöpfliche Phantasie entfaltet. Aber seine Teufelsgestalten sind nicht schlechthin unheimlich, sondern das Grauen ist bereits durch einen grotesk-humoristischen Zug gemildert. Seine Genrebilder machen es noch deutlicher, daß Hieronymus Bosch ein Freund des Humors war. Leider ist keines von ihnen mehr im Originale erhalten, sondern ihre Kompositionen sind uns nur durch Stiche aufbewahrt, welche der Kunstverleger Hieronymus Cock in Antwerpen während der Jahre 1550 bis 1570 anfertigen ließ, als das Genre der phantastischen Höllenstrafen und der drastischen Szenen mit dem Bauernleben durch Pieter Brueghel den Älteren populär geworden war. Der letztere scheint auch den verschollen gewesenen Hieronymus Bosch, nach welchem er sich augenscheinlich gebildet hat, wieder aus der Vergessenheit gezogen zu haben. Wenn auch diese Genrebilder meist einen allegorischen Inhalt haben und die Figuren auf denselben die Träger moralischer Grundsätze sind, so geben sie doch trotz ihrer lebhaften Tendenz unmittelbare Abbilder des Lebens. Die Gestalten sind zwar in den Bewegungen noch unbeholfen, plump und eckig; aber in der Charakteristik kommt die realistische Strömung der Zeit doch schon sehr energisch zum Ausdruck. Mit Vorliebe greift Bosch seine Figuren aus den niedrigsten Schichten des Volkes heraus, weil er an ihnen seine Neigung zum Grotesken und Humoristischen am besten befriedigen kann. Zerlumpte Bettler, Krüppel, Narren, Trunkenbolde, Mönche werden in komischen und possenhaften Situationen vorgeführt. Da stürzen zwei Blinde, von denen der eine den andern führen will, in einen Wassergraben. Ein Narr schneidet dem andern die Haare ab. Ein Quacksalber versammelt einige Leute um sich, deren einem hinterrücks der Geldbeutel gestohlen wird. Auf einem vierten Bilde wird die Völlerei und der unsittliche Lebenswandel der Mönche gegeißelt. Ein fünftes Bild führt uns in einen mit zahlreichen Figuren belebten Wohnraum, in welchem eine alte Frau auf dem Herde Waffeln bäckt. Neben ihr thut ein Mönch einen herzhaften Zug aus seinem Bierkruge, ein zweiter Mönch bläst die Sackpfeife und ein dritter Mann spielt die Guitarre. Einer tanzenden Frau genügt diese Musik noch nicht, denn sie schlägt noch mit einer Zange den Takt auf einem Roste. Ein Hund tanzt auf den Hinterbeinen, und durch die Thür kommt noch ein grotesker Zug von mehreren Personen herein, welche einen Spinnrocken, einen Bratspieß und einen Blasebalg tragen, um den Faschingslärm zu vermehren. Ein dicker Mann läßt sich durch denselben in seinem Schlafe nicht stören, und einem andern wird der Bart von einer Frau eingeseift. Die einzelnen Figuren

Digitized by Google

und Handlungen werden auch hier nicht ohne allegorische Bedeutung sein. Aber im ganzen haben wir doch ein aus dem wirklichen Volksleben geschöpftes Bild vor uns, welches als ein Prototyp der Wirtshausbilder des lustigen Jan Steen gelten kann. Wir finden hier bereits, also etwa hundertundfünfzig Jahre vor dem Auftreten des Leidener Meisters, das Bestreben, eine Reihe von verschiednen Hantirungen zu einer Komposition zu vereinigen und den Beschauer durch die Überfülle der Motive zu fesseln. Über den Stil und die Ausdrucksweise des Hieronymus Bosch können wir nur nach einigen Bildern in Wien und Madrid urteilen, welche das jüngste Gericht und die Hölle, die Anbetung der Könige und die Versuchung des heiligen Antonius darstellen, da uns seine Genrebilder, wie gesagt, nur in späteren Stichen ihrer Komposition nach erhalten sind. Aus diesen drei Bildern, von denen das erste und dritte dem phantastischen Genre angehören, lernen wir Bosch als einen ausgezeichneten Koloristen kennen. Er liebt helle, leuchtende Farben, welche er sauber und glatt unter einem vollen, warmen Lichte aufträgt. Im wesentlichen bleibt die technische Prozedur auch bei ihm dieselbe, auf eine emailartige Behandlung der farbigen Oberfläche ausgehende, wie bei allen nationalen niederländischen Malern der von Jan van Eyck inaugurirten Epoche.

Am Ende dieser Epoche steht als der letzte Realist vor dem italienischen Interregnum Lukas von Leyden (1494—1533), eine geniale, frühreife Natur, welche große Verwandtschaft mit Dürer hatte. In seinen zahlreichen Kupferstichen, deren frühester mit einer Jahreszahl bezeichnete von 1508 datirt ist, hat er sich sogar nach Dürer gebildet. Sind seine Gemälde religiösen Inhalts schon reich an genrehaften Zügen — so besonders die Heilung des Blinden in der Petersburger Eremitage — und hervorragend durch die zarte und sorgsam der Natur abgelauschte Behandlung der landschaftlichen Hintergründe, so fehlt es auch unter der Reihe der uns erhaltenen Werke seiner Hand nicht an eigentlichen Genrebildern. In Wiltonhouse bei Salisbury befindet sich eine Gesellschaft von Herren und Damen um zwei Schachspieler gruppirt, und ein ähnliches Bild besitzt die Berliner Galerie. Auf dem letztern sieht man zwölf Personen: den Spieler und seine Partnerin, neun Herren und eine Dame, welche dem Gange des Spieles mit lebhafter Spannung folgen. Die Charakteristik dieser Figuren ist von seiten des Künstlers mit einem so heiligen Ernste durchgeführt, daß sich von diesem Ernste vieles auf den Ausdruck der Köpfe übertragen hat. Aber der feierliche Ernst steht nicht nur passionirten Schachspielern sehr gut, sondern er ist auch eine Eigentümlichkeit des holländischen Charakters. Vielleicht mag auch des Künstlers eignes Temperament in dieser Darstellung etwas reflektiren; ein gemessenes, feierliches Wesen, die Folge seiner frühen Reife, ist allen seinen Werken, den Gemälden wie den Kupferstichen, eigen. Lukas war ein kleiner, kränklicher Mann, der niemals seines Lebens recht froh wurde und frühzeitig starb, nachdem er eine ziemlich umfangreiche Thätigkeit, namentlich

Digitized by Google

in Kupferſtichen, entfaltet hatte. Auch dieſe tragen mit Ausnahme einer kleinen, bereits von der italieniſchen Manier beeinflußten Gruppe ein entſchieden realiſtiſches Gepräge, und beſonders fällt auch auf ihnen die Vorliebe und das feine Gefühl für landſchaftliche Reize auf. Wir finden aber bei dem Zeitgenoſſen Patinirs, der mit dem erſten Landſchaftsmaler der Schule ſogar um 1521 zuſammen in Antwerpen lebte, deſſen Glanz auch den holländiſchen Meiſter angelockt hatte, keine Neigung zu phantaſtiſchen Bildungen, ſondern eine treue Beobachtung der wirklichen Natur, wie wir ſie bei den ältern Meiſtern der Schule geſehen haben. Auch unter den Kupferſtichen ſind einige, welche Genreſzenen behandeln. Es iſt wohl nicht zufällig, daß dieſelben ſich ihrem Inhalte nach in der Richtung des Hieronymus Boſch bewegen. Da iſt zunächſt ein Quackſalber, welcher einem Bauern einen Zahn ausreißt. Eine Frau benutzt dieſe Gelegenheit, um einen Griff in die Geldtaſche des Bauern zu thun. Auf einem zweiten Blatte iſt gleichfalls eine chirurgiſche Operation dargeſtellt, die an einem auf der Erde kauernden Manne vorgenommen wird. Es ſind die erſten Schritte auf dem Wege, den ein Jahrhundert ſpäter Adriaen Brouwer und David Teniers der Jüngere mit größtem Erfolge betraten. An ein Lieblingsgebiet des Hieronymus Boſch erinnert auch ein Hauptblatt unter den Kupferſtichen des Lukas, die unter dem Namen der „Eulenſpiegel“ bekannte wandernde Bettlerfamilie, deren Haupt die Sackpfeife bläſt, während der älteſte Sprößling mit einer Eule auf der Schulter den Zug eröffnet. Aber nur in den Stoffen erinnert Lukas an Boſch. In der Charakteriſtik der Figuren und in der Formengebung hält er ſich von jeder grotesken Übertreibung fern. Er giebt die Natur mit vollkommener Unbefangenheit und mit jener Naivetät wieder, welche das Kennzeichen des echten Realismus iſt.

Muſikaliſche Phraſirung.

Das muſikaliſche Publikum hat ſich allmählich gewöhnt, die Anzeigen neuer Klaſſikerausgaben mit gelindem Gleichmut hinzunehmen. Wir möchten im vorliegenden Fall um eine freundliche Ausnahme bitten, da es ſich um ein Werk handelt, welches die muſikaliſch Fertigen ſehr intereſſiren wird, und aus welchem die, welche das erſt noch werden wollen, ungemein viel lernen können. Vielleicht knüpft ſich an die eben erſchienene „Phraſirungsausgabe“ der Mozartſchen Sonaten*) eine neue Phaſe in der Geſchichte des Klavierſpiels.

*) Hugo Riemanns Phraſirungsausgabe. Erſter Band. Mozarts Sonaten. Berlin, Simrock.

Digitized by Google

Was der Herausgeber mit der Bezeichnung „Phrasirungsausgabe“ meint und bietet, werden alle diejenigen ahnen, welche so glücklich gewesen sind, ihren Klavierunterricht durch einen gründlich gebildeten Musiker zu erhalten. Unter „Phrasirung“ versteht man die Kunst des Vortrags in Rücksicht auf die grammatischen und formellen Verhältnisse eines Tonwerks. Die Phrasirung ist dasselbe in der Musik, was die richtige Deklamation in der Rhetorik. Ein Musikstück einfach richtig zu deklamiren ist aber deshalb ungleich schwieriger, weil der Apparat der Interpunktionen in der Tonschrift sich in einem sehr unentwickelten und mangelhaften Zustande befindet. Wir lesen aus den Noten ganz sicher die Höhe und Tiefe der Töne, auch das Wesentlichste über ihre Kürze und Länge, aber äußerst wenig über ihre Satzstellung. In einem englischen, französischen, italienischen Buche kann jeder, auch wer der betreffenden Sprache unkundig ist, sehen, wo ein Gedanke anfängt und wo er schließt. Die Punkte zeigen es ihm, und auch über die Grenzen untergeordneter Redeteile erhält er durch Kommata und andre Schriftzeichen Auskunft. Anders in der Musik. Die bescheidne Fähigkeit, einen Tonsatz richtig abteilen zu können, setzt eine weitgediehene allgemeine Fachbildung, in vielen Fällen sogar Vertrautheit mit dem speziellen Stücke voraus, und das Malheur, daß ein Tongedanke verdreht und ganz falsch verstanden wird, passirt ziemlich häufig, und nicht bloß Schülern. Ja auch die Fälle, wo selbst fertige Meister über die formelle Interpretation einer Reihe von Noten uneinig sind, gehören nicht zu den Seltenheiten, und als höchste Stufe der Verwirrung steht die Thatsache vor uns, daß zuweilen auch gründlich gebildete und bedeutende Komponisten ihre eignen Gedanken falsch aufgeschrieben haben. Außerdem giebt es noch eine vollständige und zahlreiche Klasse berufsmäßiger Musiker: Orchesterspieler und Klavierlehrer, in keiner oder nur schlechter Schule gebildet, denen Begriff, Wesen und Notwendigkeit der Phrasirung überhaupt gänzlich fremd ist.

Man könnte versucht sein, das Bild dieses Notstandes drastisch auszuführen. Indes sind mildernde Umstände von Belang vorhanden. Sie liegen eben in dem Mangel ausreichender musikalischer Interpunktionszeichen.

Zur Abteilung und Gruppirung von Tonreihen haben wir in der Hauptsache nur zwei schriftliche Mittel: die Taktstriche und die sogenannten Bindebogen. Was die Taktstriche betrifft, so sind diese von Haus aus nur Organe einer arithmetischen Ordnung der Töne. Sie zerlegen eine längere Tonkette in kleinere Abschnitte von gleicher Quantität. Aber die Taktgruppen entsprechen durchaus nicht immer, nicht einmal in der Mehrzahl der Fälle den logischen Abschnitten. Die Glieder ein und desselben Taktes gehören sehr oft zwei, ja mehr verschiednen Ideen an, und andrerseits bildet zuweilen der Inhalt eines vollständigen Taktes nur einen unselbständigen, für sich allein unverständlichen Teil eines Satzgliedes. Man hat darnach allen Grund, die Bedeutung der Takteinteilung nicht zu überschätzen. Ist es auch zuviel gesagt, wenn man dem

Digitized by Google

Takt nur den Wert des Ellenmaßes zugesteht, so bedeutet es auf der andern Seite den Anfang der Barbarei, wenn man den freien, lebendigen Formenorganismus eines Tonsatzes an allen Stellen mit dem starren Taktmaß decken zu können meint. Dieser Verfall des musikalischen Formengefühls stand wirklich bevor. Als ein starkes Symptom davon führen wir das Faktum an, daß in einem vielgebrauchten theoretischen Lehrbuche vier Auflagen hindurch die heillose Definition zu lesen war: „Motiv ist der Figureninhalt eines Taktes." Derartigen Verirrungen gegenüber zeigen neuere Theoretiker unter Führung und Anregung des genialen und vielseitigen Metrikers R. Westphal eine Verstimmung gegen die Taktautorität, welcher man ein gesundes Element nicht absprechen kann.

Die Bindebogen (⁀), die wir an zweiter Stelle als Mittel zur Einteilung von Tonreihen angeführt haben, sind an sich zu dieser Aufgabe wohl geeignet. Es liegt aber auch bei ihnen der Übelstand vor, daß sie nach lange feststehender Tradition noch einem andern Zwecke dienen: der Bezeichnung eines rein klaviertechnischen Momentes, nämlich der sogenannten gebundnen Spielart. Ähnlich wie bei den Taktstrichen begegnen wir hier sehr häufig der Erscheinung, daß ein Legatobogen entweder eine Mehrzahl selbständiger Gedankeneinheiten umfaßt oder aber, daß er sich nur über einen Teil einer solchen Gedankeneinheit erstreckt.

Was unsre Tonschrift außer Taktstrichen und Legatobogen noch an Mitteln zur Bezeichnung des Satzbaues und des formalen Organismus enthält, ist äußerst wenig. Neben der in ihrer Verwendung sehr beschränkten Fermate ist hauptsächlich noch der Brauch anzuführen, im schnellen Figurenwerk (Achtel und bewegteren Rhythmen) die Schlußnoten selbständiger Motive aus dem gemeinsamen Balken abzulösen und mit einem eignen zu versehen. Er erscheint bei den Alten, namentlich bei Bach, sorgfältiger durchgeführt als bei den Neuern.

Sobald man die Alten erwähnt hat, läßt sich der Frage nicht mehr ausweichen: Wie kommt es, daß die hier nachgewiesene Lücke in der Tonschrift so lange offen bleiben konnte?

Zum nicht geringen Teile kommt das daher, daß die Komponisten der früheren Zeit, die des 18. Jahrhunderts und der zweiten Hälfte des 17., ein — wie wir uns heute ausdrücken — musikalisch distinguirtes Publikum vor Augen hatten. Die Kreise, für welche Händel und Bach ihre Suiten, Haydn und Mozart ihre Sonaten schrieben, brauchten keine Angaben für die Phrasirung und kannten die Gesetze, nach welchen sich diese richtet, auf Grund einer tieferen musikalischen Bildung, gerade wie sie noch heute jeder gute Musiker von selber weiß. Indes muß aber doch auf den Zuwachs von Unmündigen, welchen die klavierspielende Welt im 19. Jahrhundert erfahren hat, Rücksicht genommen werden. Auch darf man nicht übersehen, daß bei einigen neueren Komponisten, Beethoven z. B., die Phrasirung zuweilen doch nicht so einfach

Digitized by Google

ist und daß, wie wir eingangs andeuteten, Meinungsverschiedenheiten und Irrtümer sogar unter den Kundigen möglich sind, daß endlich das Durchschnittsverständnis für die Phrasirung innerhalb der musikalischen Fachkreise selbst gesunken ist. Die Versuche, die musikalische Interpunktion zu vervollkommnen, reichen daher schon weiter zurück. Riemann nennt in einem längeren Aufsatze im „Musikalischen Wochenblatt" D. G. Türk als den ersten Vertreter der hierauf gerichteten Bestrebungen. (Türk starb 1813 als Universitätsmusikdirektor in Halle, wo er sich um die Leitung der „Wöchentlichen Konzerte" große Verdienste erworben hatte. In ganz Deutschland galt er als Autorität in Generalbaßsachen, und seine zahlreichen theoretischen Werke sind noch heute kennenswert.) Ich bin jedoch in der Lage, die Existenz eines Interpunktionssystems lange vor Türk nachzuweisen und werde weiter unten darauf zurückkommen.

In neuerer Zeit haben sich die Herren Lebert und Stark um die Phrasirung bedeutende Verdienste erworben. Ihre Klassikerausgaben veranschaulichen den Satzbau in seinen größeren und kleineren Verhältnissen ganz trefflich, wo nicht durch Zeichen, so durch textliche Erklärungen.

Riemann geht aber weiter als sie, und zwar nach zwei Richtungen. Einmal sind seine Analysen noch detaillirter, sodann stellt er neue Schriftzeichen auf. Der letztere Schritt wird, wie wir hoffen, von bleibender Bedeutung sein. Werden die Riemannschen Zeichen acceptirt und allgemein eingeführt, dann wird die musikalische Deklamation eine sehr einfache Sache sein und den Nimbus einer Geheimkunde der oberen Fachlente vollständig verlieren. An den Komponisten liegt es vor allem, sich derselben zu bedienen, denn das Schlimmste sind die Fälle von Unklarheit, die durch die Autoren selbst veranlaßt werden.

Zu einer Auseinandersetzung des Riemannschen Zeichensystems selbst ist der Ort eine musikalische Fachschrift. Hier sei nur angegeben, daß das Wichtigste der von Riemann angewendeten schriftlichen Interpunktionsmittel das „Lesezeichen" ist. Es erscheint in der Form eines einfachen / oder //. Dieses Lesezeichen hat Türk schon vorgeschlagen. Es kommt aber — und damit löse ich mein oben gegebenes Versprechen ein — lange vor Türk schon vor, und zwar bei Ph. Rameau, dem großen französischen Zeitgenossen von Bach und Händel. Er bedient sich desselben in den Instrumentalstücken seiner Opern (nicht bloß gelegentlich) zur Abgrenzung der Perioden, des / für kleinere, des // für größere. Außerdem bezeichnet Rameau die logische Hauptnote der kleinen Melodieabschnitte immer durch ein +, ein Zeichen, das in dem modernen musikalischen Interpunktionssystem wohl auch ganz gut zu verwenden wäre. Das Lesezeichen selbst, wie Riemann es genannt hat (französisch guide), eignet sich zu vielerlei Varianten durch kurze und lange, dünne und dicke Form, durch Anbringung von Häkchen ꝛc. Es könnte mit ihm allein der ganze Phrasirungs-

Digitized by Google

bedarf bestritten und der alte Bogen ganz ausschließlich seinem ursprünglichen Zwecke der Bezeichnung der gebundnen Spielart zurückgegeben werden. Doch das sind unmaßgebliche Vorschläge.

Thatsächlich hat Riemann mit den von ihm gewählten Zeichen seinen Zweck vollständig erreicht und die Sonaten Mozarts so eingehend und ausführlich interpungirt, wie es bis jetzt noch in keinem Drucke geschehen ist. Mit Recht darf er seine Bezeichnungsweise für eine fortlaufende Erläuterung und genaue thematische Analyse der Werke erklären. Ein Vorwort giebt über die Bedeutung der Zeichen genügende Auskunft. Es würde nichts geschadet haben, wenn es länger ausgefallen wäre und die sehr nützlichen Auseinandersetzungen kurz zusammengefaßt hätte, welche der Herausgeber in dem oben zitirten Aufsatze über die dynamischen Beziehungen seiner Phrasirungsmethode niedergelegt hat. Soviel wir wissen, soll ein spezieller Kommentar dies nachholen. Das materielle Resultat seiner in der Phrasirungslehre inbegriffenen Theorie der Dynamik hat Riemann in den allbekannten Vortragszeichen p., f., <, >, u. s. w. zum Ausdruck gebracht.

Da die Ausgaben von Mozarts Sonaten fast alle in Betreff der Zahl der mitgeteilten Stücke und in der Wahl der ausgelassenen abweichen, so bemerken wir, daß Riemann 18 giebt. Ausgelassen ist die kleine F-dur-Sonate (dreiviertel Takt), welche in der Breitkopfschen Volksausgabe als Nr. 16 mit einem Satze vertreten ist. Köchel bringt sie in seinem thematischen Katalog unter 547 als Violinsonate. Über den einzelnen Sonaten ist die Entstehungszeit angegeben. Wenn doch endlich ein einheitliches Prinzip über die Aufeinanderfolge der Mozartsonaten zur Herrschaft käme!

Endlich sei nicht unbemerkt, daß der Verleger auf dem Titelblatte das Jahr der Publikation (1883) angegeben hat — ein lobenswerter Brauch, der früher auch bei Musikalien allgemein war, und zu dem allseitig zurückgekehrt werden sollte. *)

Rostock. Hermann Kretzschmar.

*) Die Grenzboten haben im Laufe der letzten Jahre wiederholt hierfür zu wirken gesucht — bis jetzt leider ganz vergebens. Es scheint doch, als ob der Musikalienverlag ohne das Mittelchen der Verheimlichung der Jahreszahl nicht auskommen könnte.

D. Red.

Digitized by Google

Auf der Leiter des Glücks.

Novelle von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Man hat zu allen Zeiten die Leistungen eines Diplomaten besonders dann bewundert, wenn sie mit einer Überraschung zusammenhingen. Der Massenaufkauf der Aktien des Suezkanals, die Annektirung Cyperns haben dem englischen Premier das lautlose Staunen ganz Europas eingetragen. Welch ein Meister! rief man, welch eine Überlegenheit! Niemand ahnte etwas! Das soll ihm einmal einer nachmachen!

Man vergißt, daß chiffrirte Depeschen zwischen dem Premier und seinem Botschafter oder Gesandten für die komplizirtesten Verhandlungen und Abmachungen genügen, und daß zwischen Stambul und Downing Street tausende von Schwalben auf den Telegraphendrähten Rast machen können, ohne daß, was unter ihren Füßchen an wichtigen Dingen hin- und hergeschnellt wird irgend einem Lauscher verständlich wird.

Wieviel schwerer es ist, auf nur wenige hundert Schritt Entfernung einen Vorgang geheim zu halten, der in den Beobachtungskreis der Dienstboten fällt, das sollte der Fabrikant erfahren, als er „um die Stunde des zweiten Frühstücks“ seine Aufwartung in der Villa Mockritz machte.

Zunächst erfuhr er freilich nur die Wirkung, ohne die Ursache zu ahnen, und so geriet er in einen Zustand sprachlosen Staunens. Er hatte, trotz seiner Annahme, mit dem Gemüt nicht beteiligt zu sein, nur beklommenen Schrittes den „dornenvollen Pfad“ betreten, und er wartete in dem Empfangszimmer der Frau von Mockritz mit dem Herzklopfen, das auch den Mutigsten kurz vor den ersten Kanonenschüssen eines heißen Schlachttages um seinen ruhigen Atem bringt. Dann aber, als Frau von Mockritz herangerauscht war und nach wenigen, noch nichts verratenden Worten des Besuchers die für sie und ihre Tochter bestimmten

Digitized by Google

Briefe Berthold's empfangen und gelesen hatte, erfolgte zu seiner Verwunderung keinerlei Ausbruch.

Lieber Herr Hartig, sagte die, nach des Fabrikanten Meinung heute geradezu fürstliche Frau, ich freue mich, daß Sie die Briefe selbst überbracht haben. Es war etwas ähnliches von unsrer Seite in Vorbereitung — hier liegen unsre für Sie und Ihren Herrn Sohn bestimmt gewesenen Absageschreiben, und ich muß dem Zufall, der meinen Lakaien das rechtzeitige Forttragen derselben verabsäumen ließ, jetzt dankbar sein, denn es ist immer erfreulich, wenn die Auflösung eines Verhältnisses aus gegenseitiger Erkenntnis der Zweckmäßigkeit eines solchen Schrittes geschieht. Sowohl die mir überbrachten Briefe wie auch Ihr Besuch, der ohne Zweifel mir mündliche Erläuterungen zu bieten beabsichtigte, sind mir deshalb von hohem Werte.

Wie schon erwähnt, der Fabrikant war sprachlos vor Staunen.

Die Briefe wurden ihm nun übergeben. Er öffnete den für ihn bestimmten. Lesen Sie nur auch gleich den andern, bat Frau von Mockritz und schnitt das Kouvert auf; es steht nichts darin, was der Vater nicht ebensogut ein Recht hätte zu erfahren wie der Sohn.

Kaspar Benedikt las also.

Über den Inhalt zu staunen, war weiter nicht nötig. Mit den kürzesten und doch alles aufs vortrefflichste sagenden Worten hatte vor allem die Mutter ihre Absage verfaßt. Sie habe, hieß es in dem duftigen und goldsandbestreuten Briefchen, nach dem gestrigen in der Villa Anna gemachten Besuche doch noch einmal alles aufs reiflichste erwogen und nach eingehendem Zuratecziehen des unbefriedigenden Gemütszustandes ihrer Tochter den Entschluß gefaßt, auf die geplant gewesene Verbindung lieber zu verzichten, nähere Auseinandersetzungen für geneigte persönliche Begegnung versparend.

Der Fabrikant hatte die Nacht über von Duellen geträumt; einer, wenn nicht gar beide Schwiegersöhne der fürstlichen Frau würden sichs nicht nehmen lassen, so hatte er im Traum gemeint, den zurücktretenden Bräutigam zu fordern, und in den Morgenstunden hatte er sogar einen Schuß fallen hören und hatte im Geiste Berthold als das Opfer eines amerikanischen Duells in seinem Blute schwimmen sehen. Die Lektüre in der Bibliothek der merkwürdigen Villa war beschwichtigend gefolgt. Nun endlich hatte auch die von der andern Seite produzirte Absage den Boden noch vollständiger um seine vulkanische Natur gebracht. Kaspar Benedikt konnte wieder lächeln.

Die Wahrheit zu gestehen, gnädige Frau, sagte er, ich atme auf. Bei jeder Brautschaft hofft man ja das beste. Warum auch nicht? Aber „gleich und gleich“ bleibt doch ein schwerwiegendes Wort.

Ihr Nichtadlichen macht immer weit mehr Wesen von unsern Standesvorrechten, als nötig und als in der Ordnung ist, gab Frau von Mockritz in gütigem Tone zur Antwort. Nein, lieber Herr Hartig, ich hätte mich aufrichtig

Digitized by Google

gefreut, wenn die jungen Leute ein Paar geworden wären. Aber —, und sie erging sich in so liebenswürdig das Benehmen des nur etwas zu ungeduldig gewesenen Bräutigams entschuldigenden Mitteilungen über die, wie sie betonte, nach dieser Seite allerdings übertrieben empfindliche und allzu leicht kopfscheu zu machende Braut, daß der Fabrikant schier in der Seele seines Adoptivsohns verlegen wurde.

Er versuchte ihn in Schutz zu nehmen, die Nachsicht der Frau von Mockritz kam seinen Worten jedoch in so urbaner und doch zugleich so herzlicher Weise entgegen, daß der Fabrikant sich zu schämen begann, für den Bräutigam eingetreten zu sein, statt die Braut zu beklagen.

Ich bitte mich überhaupt nicht mißzuverstehen, milderte Frau von Mockritz nun noch teilnahmsvoll das Gesagte; wie sehr der junge Mann sein Unrecht einsieht — aber ich nenne es garnicht so, es waren eben kleine Freiheiten aus dem Musterlande der Freiheit —, wie sehr er seine Raschheit bereut, das beweist er ja am besten durch sein hochherziges Anerbieten, der Abgewiesene zu sein, während er noch der Meinung sein durfte, er sei der Abweisende. Gewiß macht dies Betragen vieles, alles gut. Ich schätze ihn schon allein deshalb. Man braucht kein Wappenschild zu haben, um adlich zu denken. Er trägt es meiner Tochter nicht nach, daß sie nach dem übeln Ende jenes mitternächtlichen Sturmlaufs auf ihr schlecht behütetes Heim die Rückkunft ihrer Mutter abwartete, ehe sie sich wieder in der Villa Anna sehen ließ; ein junges Mädchen kommt so leicht ins Gerede. Also gute Freundschaft, lieber Herr Hartig, und thun auch Sie und Ihre treffliche Frau dazu, daß die von meiner armen Hermione begangene kleine Übereilung ihr in der Meinung unsrer medisanten Nachbarschaft nicht schadet. Doch was rede ich? Ihnen brauche ich ja nicht erst Diskretion zu empfehlen. Sie sind samt und sonders Ehrenleute; ich habe schon am ersten Tage unsrer Bekanntschaft gesagt: Das sind Menschen echt wie Gold, man suche in unserm Stande nur ähnlich biedere Herzen; also gute Freundschaft nach wie vor, nach wie vor!

Sie hatte ihn an die Treppe gebracht, drückte ihm wieder und wieder die Hand, und wenig fehlte, daß er ihr die Hand küßte, was ihm freilich wegen Mangels an Übung wohl nicht gelungen wäre.

Mit den beiden Absagebriefen in der Tasche stapfte er heim. Sehr unwirsch in Bezug auf seinen Berthold, sehr erfüllt von dem feinen Takt und dem wohlwollenden Herzen der Frau von Mockritz, sehr wehmütig bei dem Gedanken an die nun doch nicht allein als Billardpartnerin und als lebendige Spieldose, sondern auch als Schwiegertochter gewiß nur schwer zu ersetzende, reizende, sittsame Hermine. Es kamen ihm, wie er mit den Briefen mißmutig dahinschritt, lauter verhagelte Kornfelder in den Sinn, dann wieder eingestürzte Häuser, endlich Schiffstrümmer, die das von einem Sturm sich langsam erholende Meer auf den Strand warf.

Digitized by Google

Zu poltern war nicht seine Art. Wie er sich seiner guten Anna gegenüber gewöhnt hatte, trübe Dinge im stillen bei sich abzumachen und ihr ein heiteres oder doch ruhiges Gesicht zu zeigen, so war er zeitlebens auch seinen Untergebenen gegenüber immer der personifizirte Gleichmut gewesen, und dem gut temperirten Klima, das er um sich verbreitet hatte, war ein gut Teil des Wohlbehagens zu verdanken gewesen, dessen seine Arbeiter froh geworden waren.

Ich will mich nicht weiter in die Sache mischen, sagte er endlich zu sich selbst; mein armer Junge ist bestraft genug. Wie kann man einen Menschen in seinem Alter über das, was Herzensangelegenheiten sind, examiniren wollen? Meine Alte und ich, wir stammen aus einer andern Zeit, haben uns auch schon von Kindesbeinen an gern gehabt. Da ging alles wie in einer gutgeölten Maschine. Er hingegen ist kopfüber in diese Bekanntschaft hineingewirbelt worden.

Kaspar Benedikt schwieg; selbst im stillen mit seiner guten Anna rechten mochte er nicht. Auch sie hatte es gut gemeint, schloß er, kein Wort mehr davon, und jetzt wieder klaren Himmel.

Fünfzehntes Kapitel.

Um die wunderbare Kunst, die Stürme seines Innern nicht zu verraten! Soll man sie zu erlernen suchen? Soll man sich vor ihr hüten? Ich habe in einem kleinen Provinztheater eine Schauspielerin gesehen, die ihr dankbares Auditorium einen ganzen Abend lang nicht aus dem Lachen kommen ließ, und beim Nachhausegehen hörte ich einen Kollegen der Schauspielerin einem der Lacher erzählen, bei einer Kirchturmreparatur in der Nachbarschaft habe der Gatte der Schauspielerin, ein Schieferdecker, heute früh den Tod gefunden und die Trauerpost sei der unglücklichen Frau gerade in dem Augenblicke zugekommen, als sie habe auftreten müssen — müssen, denn in solchen Dingen verstehe ihr Direktor keinen Spaß.

Ganz ohne jene Kunst im Leben durchzukommen, ist schwer, ist auch gleichbedeutend mit einem Verzicht auf Schonung andrer, und solche Schonung ist denn doch keine bloß eingebildete Pflicht. Aber unheimlich mutet es bei alledem an, wenn jene Kunst bis zur Meisterschaft jemandem zur Verfügung steht. Es ist etwas wie die Fertigkeit im Verstellen der eignen Handschrift oder gar im täuschenden Nachahmen der Handschriften andrer.

Weder Kaspar Benedikt, noch seine Gattin, noch auch der weitgereiste Adoptivsohn hatten je in ihrem geschäftigen Leben Muße gehabt, um über diese Kunst und ihre Erlernung auch nur nachzudenken, obschon sie aus allseitiger Herzensgüte einander zu schonen pflegten. Keines von ihnen blickte daher hinter die Koulissen der Villa Mockritz, und was der Fabrikant an Eröffnungen und Briefen von seinem Absagebesuche heimbrachte, empfingen Mutter und Sohn in

Digitized by Google

demselben guten Glauben, wie dies vonseiten Kaspar Benedikts der Fall gewesen war.

In Wirklichkeit verhielt sich die Sache aber wie folgt. Greifen wir um vierundzwanzig Stunden zurück.

Was Hermione der Frau von Mockritz über das lange Fernbleiben und Schweigen Bertholds mitgeteilt hatte, war der letztern nicht unbedenklich erschienen. Befremdender noch kam es ihr und auch ihrer Tochter vor, daß die Vormittagsvisite von Vater und Sohn unterblieb. Frau von Mockritz begann für nötig zu halten, sich auf eine Überraschung vorzubereiten. Sie pflegte, wenn sie nicht mit ihrer Kammerjungfer Sabine auf Reisen war, durch diese gewandte Vertrauensperson Fühlung zu unterhalten mit den innern Vorgängen der ihr befreundeten Häuser, sandte dieselbe denn nun auch schleunigst auf Kundschaft aus und erfuhr bald nach jenem ungewöhnlich erregt endenden Auftritte zwischen dem Fabrikanten und seinem Sohne, daß der Ingenieur von Fräulein von Mockritz nichts mehr wissen wolle.

Diese Nachricht brachte Frau von Mockritz doch einigermaßen außer Fassung. Sie hätte, sagte sie sich, gleich nach Bertholds Antrag aus dem Seebade heimkommen und alles unwiderruflich festmachen sollen. Jetzt hieß es das Prävenire spielen.

Als welterfahrene Frau überlegte sie, was zu thun sei, lange und sorgfältig, ehe sie mit der Tochter sprach. Ganz ohne Auskunftsmittel war sie nicht zurückgekehrt, wennschon sie ihrer Tochter noch nichts davon mitgeteilt hatte. Denn Hermionens Umworbenwerden vonseiten eines Bürgerlichen war in dem Seebade wochenlang das Thema mancher Strandunterhaltung gewesen, und mehrere junge und ältere adliche Herren hatten der Mutter vorgeworfen, sie lege es darauf an, sich mit ihren Standesgenossen gründlich zu brouilliren. Sie hatte das geleugnet, und ihre Gewandtheit im Behandeln solcher Gesprächsstoffe war aus den mannichfach darüber geführten Scharmützeln endlich in solchem Grade als Siegerin hervorgegangen, daß ihr in der That von zwei Seiten der Wunsch ausgedrückt wurde, sie möge das Herz ihrer Tochter womöglich in andrer Richtung empfänglich zu stimmen suchen; man wolle sich nicht gern einen Korb holen, aber auf einen Wink der Mutter werde man zu den Füßen der Tochter liegen. Brillant freilich waren diese Partien keineswegs, wenn auch finanziell ein gut Teil besser als eine Verbindung mit dem Professor in spe Botho von Falckenberg, bei welchem Frau von Mockritz sich nun einmal nichts andres als endlose Lehrermisere zu denken vermochte.

Das Zurücktreten des Ingenieurs konnte nach Annahme der Frau von Mockritz nur zwei Ursachen haben: entweder hatte ihm jemand etwas über die prinzlichen Aufmerksamkeiten ins Ohr geflüstert, von denen dies und das hie und da verlautete, Aufmerksamkeiten, die früher allerdings durch Frau von Mockritz selbst zuweilen begünstigt worden wren — sie bereute es längst. Oder Hermionens

Digitized by Google

Verhalten bei und nach der Affäre mit den beiden Leonbergern hatte den Ingenieur verstimmt und abgekühlt. Auch hier war Frau von Mockritz nicht ganz ohne Verschulden, da sie Hermione verboten hatte, sich persönlich nach dem Befinden Bertholds umzuthun.

Mit großer Selbstbeherrschung kämpfte Frau von Mockritz nun ihren Ärger über sich selbst und ihren Verdruß über Berthold nieder und beschloß zu retten, was noch zu retten war.

Zunächst galt es, Hermione der Verzweiflung zu überantworten. Die Mutter teilte ihr daher die unter der Hand erkundete Absicht des Ingenieurs, seinen Antrag zurückzuziehen, trocken mit. Hermione war einer Ohnmacht nahe. Sie hatte eine Ahnung gehabt, daß er durch ihre Passivität in der Stunde seiner Lebensgefahr ihr entfremdet worden war, aber die Mutter allein hatte alles weitere verschuldet, und Hermione überhäufte sie mit leidenschaftlichen Vorwürfen.

Frau von Mockritz ließ den Sturm sich austasen. Dann kam sie auf jene andre, wahrscheinlichere Vermutung zu sprechen.

Auch hier hätte die Tochter mit Vorwürfen antworten können, denn es gab eine Zeit, wo der Prinz von Hermione noch keine Notiz zu nehmen pflegte, und ohne die von Frau von Mockritz veranlaßte Verschiebung eines Quadrille-vis-à-vis hätte Hermione vielleicht nie Gelegenheit gehabt, einen prinzlichen Händedruck zu erwiedern.

Aber Hermione machte diesmal der Mutter keine Vorwürfe, und Frau von Mockritz konnte mit den Gründen herausrücken, welche in solchen Lebenslagen das Präveniresspielen gerade so notwendig erscheinen ließen, wie im Kriege nach Rekognoszirung der Attackepläne des Feindes das Zuvorkommen derselben durch beherztes Angreifen.

Soweit war die Verzweifelnde aber noch keineswegs. Was soll denn aus mir werden? rief sie; gut, angenommen, ich schreibe den Brief, angenommen, ich weise meinen Geliebten ab; was dann?

Meinen Geliebten! Meinen Geliebten! rügte die Mutter; welche unpassenden Ausdrücke! Es hat sich um eine proposition de mariage gehandelt. Frau von Mockritz hat von der Sache nichts wissen wollen, und Fräulein von Mockritz schreibt dem Bewerber daher höflich ab. Basta! Kommt so etwas in der Gesellschaft nicht alle Tage vor?

Es ist entsetzlich! rief Hermione, ich werde es nicht überleben!

Du wirst deine Thorheiten gut machen, indem du nicht wie ein Kind weinst und rasest, sondern rasch den Brief schreibst und dann zwei andre Anträge in ruhige Erwägung ziehst, sagte die Mutter.

Also richtig! Und nicht wahr, unter Beilegung der Photographien, auf denen sogar die Perrücken niemand entstellen? Nie heirate ich einen andern. Ich gehe ins Kloster.

Digitized by Google

Wir sind Protestanten.

So werde ich katholisch.

Du bist eine Närrin.

Frau von Mockritz kümmerte sich nicht darum, daß Hermione das Fenster aufriß, als wollte sie hinausspringen. Sie kannte ihre Tochter.

Man bricht ein Bein und geht nachher zeitlebens an Krücken, sagte sie kühl und setzte sich an ihren Schreibtisch. Aus ihrem Papieretui holte sie zwei Kabinetphotographien und warf sie hinter sich auf den Tisch. Der eine hat in der That eine Perrücke, sagte sie, du hattest leicht raten; Graf Brander war schon früher einmal auf dem Punkte, sich für dich zu interessiren. Aber du zähltest damals zwölf oder dreizehn Jahre, und seine Gläubiger vertrieben ihm auch die Heiratsgedanken, sofern er nicht ein paar Rittergüter erheiraten konnte. Jetzt hat sein Bruder die Augen zugedrückt. Mittenwalde ist zwar kein Fürstentum, aber enfin —

Und wer ist der andre, schmollte Hermione am Fenster, ohne sich nach dem Tisch umzugucken.

Rate.

Ich mag nicht.

So störe mich nicht. Ich schreibe. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Universitätsstudium und Richteramt. In der 39. Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses bei Beratung des Kultusetats wurde von einigen Rednern die Unterhaltung auf die Universitätsstudien gelenkt und dabei beklagt, daß insbesondre unter den Juristen der Fleiß nicht der Art sei, wie ihn der Ernst und die Vielseitigkeit der juristischen Disziplin erfordern. Die Hauptschuld dieser angeblichen Mangelhaftigkeit im Fleiße wurde dem Duellwesen und dem übermäßigen Genuß geistiger Getränke, insbesondre dem „Frühschoppen," zugeschrieben. Von andrer Seite wurde — unsers Erachtens mit Recht — die gewöhnliche Schlägermensur als eine das Studium nicht beeinträchtigende Waffenübung in Schutz genommen, für welche es sich empfehlen würde, im Wege der Gesetzgebung Bestimmungen zu treffen, die deren, nach den Entscheidungen des Reichsgerichts jetzt nicht mehr fragliche Subsumtion unter die Vorschriften des Strafgesetzbuches ausschließen würden. Die Gründe für diese Ansicht sind schon mehrfach, auch bei der fraglichen Verhandlung im preußischen Abgeordnetenhause, zutreffend entwickelt worden. Was aber den übermäßigen Genuß geistiger Getränke, insbesondre die angeblich übertrieben stark geübte Sitte des „Frühschoppens" betrifft, so wurde in dieser Richtung den erhobenen Vorwürfen nicht genügend begegnet, und es haben denn auch diese Vorwürfe bereits die entsprechenden Früchte getragen.

Zunächst soll hier vorausgeschickt werden, daß dem übermäßigen Trinken in keiner Weise das Wort geredet werden soll, und daß der sogenannte Frühschoppen

Digitized by Google

füglich als vollständig entbehrlich bezeichnet werden darf. Andrerseits mag aber darauf hingewiesen werden, daß es durchaus nicht bloß und hauptsächlich die Studenten sind, welche diese Sitte üben, sondern daß die letztern, wenn sie diese Gewohnheit annehmen, nur einem Beispiele folgen, das ihnen von einem großen Teile ihrer Mitbürger und zwar in hervorragender Weise keineswegs von demjenigen Teile derselben gegeben wird, welchem sie im spätern Leben selbst angehören werden. In welcher Weise nun aber die in der betreffenden Sitzung vorgebrachten Klagen durch Blätter vom Schlage der „Volkszeitung" zur Diskreditirung des ganzen Richterstandes ausgebeutet werden, ergiebt ein Artikel der ebengenannten Zeitung über „die Vorbildung der Richter und die Preß- und politischen Prozesse." Es wird in demselben dargelegt, daß nach den Schilderungen der in der Praxis ergrauten Herren der Jurist während der Jahre, welche der Vorbereitung für seinen ernsten Beruf dienen sollen, sein Leben auf der Kneipe oder dem Fechtboden zubringe. Wenn das Examen herankomme, begebe er sich in ein sogenanntes Repetitorium, wo er eingepaukt werde, um nach bestandenem Examen das Leben des Praktikers zu beginnen. Nunmehr trete der Frühschoppen in seine Rechte, welcher denjenigen, der ihm huldige, mit absoluter Sicherheit für den Rest des Tages unbrauchbar und arbeitsunfähig mache. Erst wenn des Abends kühle Schatten die erhitzte Stirne erfrischt haben, sei er wieder soweit Mensch geworden, um je nach seinem Geschmack entweder auf Bällen und Abendgesellschaften oder auch in weniger einwandsfreien Lokalen dem ewig Weiblichen die verdienten Huldigungen zu bringen, oder es ziehe ihn wieder in die Kneipe, wo die schon in Amt und Brot befindlichen Kollegen den jungen Nachwuchs mit den interessantesten Jagdgeschichten aus der Praxis in die verwickelten Geheimnisse seines Berufs in zwangloser Form einzuführen bedacht seien. Mit dem Herannahen der zweiten Prüfung trete das Repetitorium und das Einpauken wieder in seine Rechte, welches denn auch in der Regel mit soviel Erfolg betrieben werde, daß bald das glücklich absolvirte Staatsexamen jeden Zweifel an der Befähigung des jungen Mannes, nunmehr über seine Mitbürger zu Gericht zu sitzen, beseitige.

An diese Darstellung der Vorbereitung auf seinen Beruf wird sodann die Folgerung geknüpft, daß ein solcher Mann nicht geeignet sei, Recht zu sprechen. Im Gefühle des Volkes liege es, daß nur derjenige über andre zu Gericht sitzen solle, dessen Sentenzen von dem Vertrauen seiner Mitbürger getragen seien. Nur Lebenserfahrung und Lebensweisheit zeitigten jene Parteilosigkeit des Urteils, ohne welche kein weiser und gerechter Richter denkbar sei, und jenes Wohlwollen, welches im Menschen nur den Menschen sehe. Wie anders sehe es aber in unsern Gerichtssälen aus! Die Art, in welcher bei uns die Rechtspflege gehandhabt werde, sei eine der schlimmsten Erbschaften aus der Zeit des absolutistischen Büreaukratenstaates. An Stelle der Volksanschauung, daß der Weiseste zum Richter berufen sei, sei der Satz getreten: mit dem Amte kommt auch der Verstand. Statt daß die Richter aus dem Volke herauswachsen, daß die Richterwürde Männern zuerteilt werde, von denen das Volk überzeugt sei, daß sie Verständnis haben für sein Fühlen und Denken, entwickle sich unser Richterstand immermehr zu einer hierarchischen Büreaukratie. Die ganze Art der Laufbahn mache das „Gewerbe" zu einem Privilegium der besitzenden Klassen, welche längst alle Fühlung mit der Masse des Volkes verloren haben. Was solle unter solchen Verhältnissen aus dem öffentlichen Rechtsbewußtsein, der Quelle alles Rechtes, werden? Freilich sei man ja bereits zu dem Versuche gelangt, das öffentliche Rechtsbewußtsein durch ein sogenanntes

Digitized by Google

Juristenrecht als Quelle des Rechts zu ersetzen. Die Juristen hätten das Recht geschaffen und handhabten es, das Volk stehe der Justiz wie einer geheimnisvollen feindlichen Gewalt gegenüber. In dieser Beziehung sei auf eine Änderung freilich sobald nicht zu hoffen, aber angesichts der grellen Schlaglichter, wie sie die eingangs bezeichnete Verhandlung des preußischen Abgeordnetenhauses auf das Vorleben der Richter geworfen, wonach sich dasselbe in der Hauptsache um die Pflege des bekannten § 11 drehe, sei doch die Frage berechtigt, ob es nicht in der That an der Zeit sei, wenigstens die Preß- und politischen Prozesse der Aburteilung durch die ordentlichen Gerichte zu entziehen.

Darauf folgt die bekannte Lobpreisung dieses Instituts mit den üblichen Phrasen über die Vorzüge des „durch keine juridischen Theorien, durch keine Gewohnheitspraxis abgestumpften Urteils der Männer aus dem Volke," welche den Kern der Sache richtiger erfassen, als es beamtete Richter vermögen. Es sei ein Hohn auf den hohen Wert, den freie Nationen auf ihre Geschwornengerichte als eine der kostbarsten politischen Errungenschaften legen, daß es den Geschwornen lediglich überlassen bleibe, über Diebstahl, Raub, Brandstiftung ꝛc. abzuurteilen, während dem unbescholtenen Patrioten, der wegen freimütiger, der Regierung mißfälliger Äußerungen durch das Organ seiner politischen Feinde auf die Anklagebank gesetzt worden, die Wohlthat versagt sei, von seinen Mitbürgern gerichtet zu werden. Mit der Abschaffung der Geschwornengerichte für Preßvergehen, d. h. mit der Unterdrückung der freien Presse durch die Erkenntnisse der ordentlichen Gerichte, konsolidire sich der reaktionäre Gang aller verfassungsfeindlichen Regierungen.

Es ist schon an verschiedenen Stellen, insbesondre auch in dem in diesen Blättern erschienenen ausgezeichneten Aufsatze von R. Keßler in letzter Zeit die absolute Unbrauchbarkeit des Instituts der Geschwornengerichte so schlagend nachgewiesen worden, daß es einer Wiederholung der in dieser Frage erörterten Gründe nicht bedarf. Dagegen muß die Frivolität ins Licht gestellt werden, mit welcher die in der betreffenden Sitzung des Abgeordnetenhauses vorgebrachten Klagen über einzelne Ausschreitungen der Studenten und die daran geknüpften Wünsche nach Beseitigung der aus denselben hervorgehenden Übelstände von der Demagogenpresse in ihrem systematischen Bestreben, die Autorität der Staatsorgane wo nur immer möglich zu untergraben, dazu benutzt werden, den ganzen Richterstand zu verdächtigen, wie diese Äußerungen in einer Weise vorgetragen werden, als ob unwiderleglich konstatirt wäre, daß die beamteten Richter samt und sonders aus Leuten bestünden, welche die Vorbereitung auf ihr Amt im Raufen und Saufen sehen und deshalb zu ihrem Amte unfähig und des Vertrauens ihrer Mitbürger unwürdig seien. Diesem abschreckenden Bilde des beamteten Richters wird dann das reine Bild des Geschwornen gegenübergestellt (dem natürlich von allen diesen Schäden keiner anhaftet), um auf diese Weise recht deutlich zu zeigen, wie viel besser in jeder Beziehung der letztere sein Richteramt ausübe.

Wer das gegenwärtige Leben auf den Universitäten kennt, der weiß, daß die Klagen über unmäßigen Genuß geistiger Getränke nur in sehr beschränktem Umfange noch ihre Berechtigung haben, daß der junge Student, und zwar der Jurist so gut wie sein Kommilitone in einer andern Disziplin, wenn er auch die neu errungene Freiheit kurze Zeit in vollen Zügen genießt, doch bald von der Notwendigkeit geordneter und anhaltender Arbeit und von der Unmöglichkeit der letzteren in Verbindung mit fortgesetztem übermäßigen Trinken sich überzeugt und hiernach handelt. Wer das Leben eines Richters kennt, der weiß, daß es voll

Digitized by Google

ernster und strenger Arbeit ist, daß er seine Kenntnisse für die Prüfungen so wenig wie für seine spätere Aufgabe durch ein „Repetitorium" erlangen kann, oder daß sie ihm gar im Schlafe zufallen, wie das bei dem Geschwornen der Fall sein müßte, wenn er seiner Aufgabe gewachsen sein sollte, sondern daß es eines gründlichen und fortgesetzten Studiums bedarf, um seinem Berufe zu genügen, und daß dies bei unmäßigem Trinken nicht möglich wäre. Das Zeugnis, daß er sein Amt gewissenhaft versteht, wird der richterliche Staatsbeamte von den Demagogen nie erhalten, solange er „durch seine Erkenntnisse zur Unterdrückung der freien Presse" mitwirkt, d. h. solange er nicht dazu mithilft, durch seine Erkenntnisse eben dieser Presse und ihren „unbescholtenen Patrioten" Straflosigkeit für alle Verbrechen zu sichern; er wird aber auch, gerade weil er sich bewußt ist, seine Pflicht zu erfüllen, eine Anerkennung seiner Thätigkeit von dieser Seite garnicht erwarten. Der Wunsch dieser „Patrioten," von Geschwornen abgeurteilt zu werden, ist ja erklärlich, weil sie viel eher hoffen dürfen, mit Hilfe urteilsschwacher, übertölpelter oder gleichgesinnter, jeder Verantwortung lediger „Männer aus dem Volke" der verdienten Strafe zu entgehen, als ihnen dies vor einem Kollegium von staatlichen Richtern möglich ist; aber immer von neuem muß gezeigt werden, daß dieser Wunsch die Triebfeder ihres Verlangens und die Veranlassung zu der jedes Grundes baren Verdächtigung des staatlichen Richterstandes ist. Hoffen wir, daß diese Erkenntnis in immer weiteren Kreisen sich Bahn brechen und dazu dienen wird, zur Aufhebung des ganzen, ebenso unbrauchbaren wie gefährlichen Geschworneninstituts zu führen.

Sollen wir unsre Statuen bemalen? Diese Frage hat Professor Georg Treu, der neue Direktor der Antikensammlung und des Museums der Gypsabgüsse in Dresden, auch in weitern Kreisen bekannt durch seine hervorragende Beteiligung an den olympischen Ausgrabungsarbeiten, vor kurzem in einem Vortrage in Dresden behandelt, den er dann in Leipzig wiederholt hat, und der soeben auch im Druck erschienen ist (Berlin, R. Oppenheim). Die Frage ist merkwürdigerweise falsch gestellt. Sie scheint auf eine verneinende oder mindestens auf eine zweifelhafte Antwort zu deuten. Da aber durch die ganze Broschüre von der ersten bis zur letzten Seite ein lautes und vielfältiges Ja! erklingt, so hätte die Frage doch lauten sollen: Wollen wir nicht unsre Statuen bemalen? Wir heben dies hervor, da uns auch sonst die Broschüre in ihrer Form nicht recht befriedigt hat: der Stoff ist unglücklich angeordnet, der Verfasser schweift mehrfach ab, kehrt wieder zurück, weist auf Kommendes hin, wiederholt sich, lauter Dinge, die in einem Schriftchen von so geringem Umfange (40 Seiten!) schlechterdings vermieden sein müßten, abgesehen davon, daß auch die Sprache nicht durchweg auf der Höhe eines gewählten schriftgemäßen Ausdrucks steht.*) Inhaltlich ist die Schrift jedenfalls von großer Wichtigkeit und wird entschiedues Aufsehen machen.

Der Verfasser weist eingehend nach, daß das ganze Altertum und Mittelalter nur die bunte Plastik gekannt hat, und daß erst seit der Renaissance, als man die

*) S. 8 z. B. heißt es: „Jener Aberglaube hat die Skulptur auch aus dem Hause nahezu herausgedrängt." Stellt sich der Verfasser seine Leser vielleicht auf der Straße stehend vor? — Ebenso S. 1: „die Polychromie aus der Plastik herausgedrängt." Der Verfasser steht doch wohl innerhalb der Plastik? — Wiederholt ist von „phidiassischen" Statuen die Rede, anstatt von Statuen des Phidias. Würde der Verfasser vom „perikleischen" Zeitalter oder von der „äschyloischen" Trilogie reden?

Digitized by Google

Statuen des Altertums farblos wieder auffand, die Einbildung aufgekommen ist, daß Farblosigkeit zum Wesen der Skulptur gehöre. Er zeigt dann, wie diese Ansicht, nachdem sie geradezu ästhetischer Glaubenssatz geworden war, in unserm Jahrhundert durch die archäologische Wissenschaft, anfangs schüchtern, später immer zuversichtlicher als Mißverständnis nachgewiesen worden ist, stellt die Beweise zusammen, aus denen hervorgeht, daß selbst die griechisch-römische Kunst, die doch für uns das klassische Ideal in der Plastik darstellt, von den frühesten Zeiten ihrer Entwicklung an durch ihre Blütezeit hindurch bis zum Verfall nur bunte Skulpturen gekannt hat, und bespricht endlich die Versuche, die neuerdings von verschiednen Seiten gemacht worden sind, plastische Werke der antiken Kunst ebenso wie moderne Schöpfungen wieder mit Bemalung zu versehen.

Der Verfasser verwendet sich lebhaft — natürlich innerhalb gewisser Grenzen — für die Rückkehr zur polychromen Plastik. Er ist sich wohlbewußt, daß er damit zunächst auf heftigen Widerspruch stoßen werde. Schaubude, Wachsfigurenkabinet, Panoptikum — dergleichen Schlagwörter scheint man ihm vielfach zugerufen zu haben, wo er seine Ideen bis jetzt entwickelt hat. Dem gegenüber betont er mit Recht, „daß nicht jede bunte Statue nach der Schaubude auszusehen brauche. Wenn wir den Erinnerungen an die letztere so besonders zugänglich sind, so beruht das lediglich auf dem Zufall, daß zu unsrer Zeit eine handwerksmäßige Produktion die Farbe für ihre Wachspuppen zu widerwärtigen Schaustellungen zu mißbrauchen pflegt. Und diese werden doch hoffentlich gegen eine künstlerische Verwendung der Farbe bei plastischen Werken nicht mehr beweisen sollen als ein beliebiges Wirtshausschild gegen die Ölmalerei. . . . Man denke sich, unsre Tage hätten die Kunst der Plastik neu zu erfinden: würden wir selbst auf eine so blasse Abstraktion von Natur und Leben als ausschließliches Gesetz für eine lebendige und reiche Kunst geraten, die doch eben das Leben nachahmen soll? . . . Die meisten von uns sind auf dem Gebiete der Plastik nicht anders als jemand, der sein ganzes Leben lang nichts als Kartons und Kupferstiche gesehen und nun plötzlich in seinem sechzigsten Jahre zum erstenmal ein Ölgemälde erblickt, vor dessen frevelhafter Naturwahrheit er erschrickt und Zeter schreit."

Wie der Verfasser am Schlusse seines Schriftchens mitteilt, ist er, als er den Inhalt desselben im Leipziger Kunstverein vorlegte, von Prof. Fechner darauf aufmerksam gemacht worden, daß dieser in seiner „Vorschule der Ästhetik" bereits 1876 für eine naturwahre Bemalung der Plastik eingetreten ist. Über die Stelle, in der dies geschehen, bemerkt Treu, augenscheinlich hoch erfreut über den unerwartet gewonnenen Bundesgenossen: „Man kann die Gründe, welche für diese Forderung der Natur und gegen unsre Gewöhnung sprechen, nicht schlagender zusammenfassen, als dies Fechner an der angeführten Stelle gethan. Es ist bei weitem das scharfsinnigste, klarste und gesündeste, was vom philosophischen Standpunkt aus über diese Frage geschrieben worden ist, und eine wahre Seelenerquickung für jeden, dem diese Dinge am Herzen liegen. Alle übrigen Ästhetiker haben sich damit herumgequält, zu erweisen, daß das wirkliche Vorurteil auch vernünftig sein müsse, anstatt von dem schönen Vorrecht der Philosophie Gebrauch zu machen und dergleichen Nebel, die sich in geschichtlich übersehbarer Zeit zusammengeballt haben, durch eine prinzipielle Besinnung zu zerteilen."

Auch nach unsrer festen Überzeugung ist die Rückkehr zur farbigen Plastik nur eine Frage der Zeit, und zwar einer sehr nahe bevorstehenden, ja vielleicht schon angebrochenen Zeit. Denn demselben Ziele, welches die archäologische Wissenschaft im Bunde mit einer vorurteilslosen Ästhetik aufstellt, treibt thatsächlich die kunst-

Digitized by Google

gewerbliche Bewegung der Gegenwart mit jedem Jahre kräftiger zu. Man vergleiche das Schaufenster einer Gypsabgußhandlung von heute mit einem vor zehn Jahren: damals ein Fenster voll lauter weißer Figuren, heute ein Fenster, in dem die weißen Figuren zwar nicht ganz fehlen, daneben aber bronzirte Köpfe und Statuetten, rote und bunte Terrakotten, zartgetönte Porzellan- und farbenprächtige Majolikafiguren das Auge des Beschauers auf sich ziehen. Diese Thatsache berührt natürlich auch Treu, wenn er in der Einleitung sagt: „Wir thun alles mögliche, um uns mit Teppichen und Geräten, Pflanzen und Gemälden eine koloristisch gestimmte Umgebung zu schaffen; wir haben den weißen Decken und Öfen den Krieg erklärt [und den Kupferstichen an der Wand, fügen wir hinzu] — merken wir denn gar nicht, wie die zuckrige Weiße unsrer Marmorstatuen, die kreidige Oberfläche unsrer Gypsbüsten in grellem Mißton aus der farbigen Stimmung unsrer Innenräume herausschreit?“

Die Proben von bemalten antiken Skulpturen, die der Verfasser zur Unterstützung seines Vortrags von Dresdener Künstlern hatte anfertigen lassen, haben wir in Leipzig mit lebhaftester Freude betrachtet, und mit Spannung sehen wir der Erfüllung seines Versprechens entgegen, nun zunächst bunte Exemplare von dem Hermes des Praxiteles und von der milonischen Venus herstellen zu lassen. Inzwischen empfehlen wir allen Kunstfreunden aufs angelegentlichste die vorliegende Schrift und gratuliren der Verlagshandlung zu dieser ihrer neuesten „ästhetischen Ketzerei“; die früheren stehen uns noch in guter Erinnerung.

Literatur.

Sommerblumen. Von Carus Sterne. Mit 77 Abbildungen in Farbendruck nach der Natur gemalt von Jenny Schermaul, nebst vielen Holzstichen. Verlag von F. Tempsky in Prag und G. Freytag in Leipzig. 1883.

Die „Sommerblumen“ bilden wie die in demselben Verlage in gleicher Ausstattung erschienenen „Frühlingsblumen“ von Aglaja Enderes ein Prachtwerk, wie es bisher noch nicht existirt hat. Der durch sein Buch „Werden und Vergehen“ auch in weiteren Kreisen rühmlichst bekannte Verfasser versteht es wie wenige, seinen Darstellungen eine anmutige Form zu geben und das Interesse des Lesers dauernd zu fesseln. Er schildert zunächst die kulturgeschichtliche Bedeutung der Pflanzen und betrachtet dann ihre systematische Stellung und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen. Noch mehr als in den „Frühlingsblumen“ wird hier auf das Verhältnis der Pflanzen zu den Tieren hingewiesen und die Bedeutung der Insekten für die Blütenbestäubung hervorgehoben. Die in den Text eingedruckten Holzschnitte geben nicht nur Abbildungen ganzer Pflanzen, sondern auch vollständige Diagnosen der Blüten. Die Abbildungen in Farbendruck gehören zu dem Reizendsten, was je in dieser Art hergestellt worden ist. Allen Blumenfreunden und Blumenfreundinnen sei das schöne Werk nachdrücklich empfohlen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Die Miniſterkriſis in England.

In England hat die Mißbilligung, welche die ägyptiſche Politik Gladſtones beim Publikum erfährt, in der letzten Woche einen Grad erreicht, der vielen die längere Exiſtenz des gegenwärtigen Miniſteriums ernſtlich gefährdet erſcheinen läßt. Die Sache hat zunächſt für die Engländer Intereſſe, indem es ſich in erſter Reihe um ein klareres und kräftigeres Auftreten in auswärtigen Fragen und ſodann um die von Gladſtone den Liberalen verſprochene Erweiterung des Wahlrechts handelt — eine ſehr bedenkliche Maßregel beiläufig, die über kurz oder lang den Demokraten, den Radikalen, den Republikanern im Unterhauſe die Mehrheit verſchaffen wird. Das letztere aber geht mittelbar auch uns Deutſche an, da es das Gewicht der demokratiſch eingerichteten Staaten Europas ſteigern muß, und wir deshalb nicht wünſchen können, daß dieſe „Reform“ ſich vollziehe; und da außerdem bekannt iſt, daß Gladſtone und ſeine Kollegen uns und unſerm Verbündeten an der Donau im ſtillen nicht wohlwollen, ſo liegt ein Sturz des liberalen Kabinets und die Rückkehr der uns mehr geneigten Gegenpartei ans Ruder in unſerm Intereſſe.

Dürfen wir aber hoffen, was wir wünſchen müſſen? Die Antwort iſt nicht leicht. Die Entrüſtung über das Verhalten, welches das Kabinet der Königin Viktoria bisher in Ägypten beobachtet hat, iſt in alle Kreiſe des engliſchen Volkes gedrungen, alle Parteien klagen, alle ſchämen ſich. Volksverſammlungen bekunden dies faſt einſtimmig und fordern Umkehr und Abhilfe. Das Haus der Lords hat mit der großen Stimmenmehrheit von 181 gegen 81 ſein Tadelsvotum über die ſchwächliche und widerſpruchsvolle Politik der Regierung ausgeſprochen, und die Debatte, die über denſelben Gegenſtand im Hauſe der Gemeinen begonnen hat, könnte denſelben Ausgang nehmen. Gewiß

Digitized by Google

ist das aber keineswegs. Sir Stafford Northcote, der Führer der Opposition im Unterhause, welcher das Tadelsvotum begründete und empfahl, erwies sich nicht völlig als seiner Aufgabe gewachsen. Er ist ein begabter Mann, aber zu voll von der Milch frommer Denkart, und seine Rede mit ihren studirten Beweisen und ihren kunstgerecht gefeilten Klagen ließ zu wünschen übrig. Ein weniger feiner Redner, entflammt vom Zorn über die rasch aufeinander gefolgten Niederlagen der Politik Gladstones im Sudan, würde ohne Zweifel mehr Eindruck gemacht haben. Insofern befand sich das Kabinet in der Nacht, wo die Debatte eröffnet wurde, von vornherein im Vorteil, obwohl es, soeben von der Tragödie von Sinkat unterrichtet, sicherlich mit schwerem Herzen in der Sitzung erschien. Am Morgen des vorhergegangnen Tages, als die Minister sich noch der Nachricht freuten, daß Gordon wohlbehalten in Berber eingetroffen sei, und ihn durch den Telegraphen befragten, was er von der Möglichkeit eines Versuchs, Sinkat zu retten, denke, bereitete sich die unglückliche Besatzung dieses Platzes auf den Untergang vor. In die äußerste Not geraten, hatten die tapfern Leute noch den Mut, die überflüssigen Munitionsvorräte der Festung zu zerstören, die Werke der letztern in die Luft zu sprengen und, samt den Weibern und Kindern, vorzubrechen und den Versuch zu machen, den Durchzug durch die sie einschließenden Feindesscharen sich zu erzwingen. Der Versuch mußte den Halbverhungerten mißlingen, mutig kämpfend fielen sie einer nach dem andern, und während Herr Gladstone noch telegraphisch mit Gordon konferirte, lagen sämtliche Offiziere und Soldaten der Garnison, vier Mann ausgenommen, die krank zurückgeblieben waren, als Leichen auf dem Sande der Wahlstatt, während die Weiber und Kinder als Sklaven in die Harems des Sudan abgeführt wurden. So fielen jener Politik, welche sich dem Marsche Hicks Paschas weder widersetzt noch ihn unterstützt hatte, weitere sechshundert Menschen zum Opfer. Zählen wir die Verluste von dessen Armee mit denen zusammen, die im östlichen Sudan unter Moncrieff, Baker und Tewfik Bey den Tod in der Schlacht fanden, so hat die britische Politik in diesen Gegenden bereits dreizehntausend Menschen das Leben gekostet. Gladstone ist ein human gesinnter Mann, und so ist anzunehmen, daß ihm dies nahe gehen wird. Er kann bei seiner genauen Kenntnis der Thatsachen und Ereignisse nicht vergessen haben, wie jene heldenmütigen Ägypter seit der Mitte des November in Sinkat eingeschlossen blieben, obwohl sie sich nicht weiter von den Kanonen und Bajonetten einer britischen Streitkraft befanden als Magdeburg von Berlin. Umsomehr aber muß man über die Rede erstaunen, mit der er die Last dieser Betrachtungen auf sich nahm, und in der er angesichts der Thatsachen, die Klage, daß „die Politik, die Ihrer Majestät Verwaltung in den ägyptischen Angelegenheiten befolgt habe, eine schwankende und inkonsequente gewesen sei," mit einem „kategorischen Nein" beantwortete. Diese Rede war sonst ein Meisterstück parlamentarischer Eloquenz. Das er-

Digitized by Google

kennen selbst Blätter der ihm feindlichen Partei bereitwillig und mit Wärme an. „Nach unserm Urteile, sagt der Daily Telegraph, hat Herr Gladstone niemals mit mehr Erfolg die trefflichen Eigenschaften entwickelt, die ihn berühmt und mächtig werden ließen. Er hat in vergangnen Tagen bessere Gelegenheiten zur Bekundung seines rednerischen Talentes gehabt, eine mehr überzeugte Zuhörerschaft in und außer dem Hause, und Thatsachen und Ereignisse, die sich leichter zu Belegen und Beweisen verwenden ließen. Aber niemals vorher sah man deutlicher ausgeprägt, wie eine reiche Erfahrung sich mit großer geistiger Begabung vereinigen kann, sodaß der Akt des Sprechens und der feine leise Gang der Gedanken sich wie die Doppelflöte eines altgriechischen Musikers zu einer einzigen staunenerweckenden und rührenden Weise verschmelzen, die von einer Befähigung modulirt wird, für welche wir keine Regel und keine Erklärung wissen. Ehrwürdig unter der Wucht seiner vierundsiebzig Jahre, die er doch mit dem Mut und Selbstvertrauen des mittlern Mannesalters trägt, trat der Premier seinen Anklägern als die einflußreiche Gestalt der Ära der Königin Viktoria entgegen, von der er inmitten politischer Arbeit jede Session und jedes historisch wichtige Ereignis gesehen hat. Der beredte Greis vom letzten Dienstag, dessen wohltönende Rede, kaum jemals in ihrem Klang und Einfluß von der unaufhörlichen parlamentarischen Arbeit während eines halben Jahrhunderts berührt, seine Zuhörer so tief bewegte, zeigt dem Hause und dem Lande eine solche Verbindung gereifter Weisheit mit dem noch unerloschenen Feuer des Genies, daß wir bei nüchternster Betrachtung uns in der britischen Geschichte vergeblich nach einem majestätischern Beispiele einer Fülle geistiger Kräfte umsehen, wie sie das Alter dem Charakter und der intellektuellen Befähigung hier hinzufügte."

Überzeugt freilich wurde kein Zuhörer; denn der große Redner war vielleicht selbst nicht zu andrer Meinung bekehrt, und was zum Herzen gehen soll, muß vom Herzen kommen. Die Verteidigung würde, wenn stärkere Gegner ihn bekämpft hätten, ihn ernsteren Anklagen ausgesetzt haben als denen, welche das Tadelsvotum enthält. Man kann den Gang der Politik Gladstones nicht verfolgen, ohne gewahr zu werden, daß Ägypten für ihn von Anfang an bis jetzt eine Verdrießlichkeit und eine Last gewesen ist. Ungeduldig von Natur und gewohnt, alles als Störung zu betrachten und zu behandeln, was ihn von der innern Politik abzieht, hat er immer eine besondre Abneigung vor den orientalischen Angelegenheiten und der fremdländischen Atmosphäre, welche dieselbe umgiebt, empfunden. So tadelte er denn auch in seiner Rede, daß die Regierung Beaconsfields seinem Ministerium die Erbschaft des ägyptischen Problems hinterlassen habe, wogegen ein Staatsmann vom Gepräge Bismarcks oder Palmerstons sich vielmehr gefreut haben würde, im Besitz der beherrschenden Stellung zu sein, die in dem Ankauf des größten Teils der Suezkanal-Aktien und der Aussicht auf Beseitigung der Doppelkontrole von seinem Vorgänger geschaffen

Digitized by Google

worden war. In diesem Geiste ärgerlicher und verlegner Unzufriedenheit sehen wir ihn den Gedanken an ein Protektorat über die Nilländer von sich weisen, während er doch genötigt ist, die Pflichten eines Protektors zu erfüllen, und schier leidenschaftlich dem Hause der Gemeinen erklären, daß er „nicht einen Zoll weit" über das notwendige Erfordernis der Lage hinausgegangen sei und hinauszugehen beabsichtige. Hierin liegt die Erklärung von vielem, was sich auf diesem Gebiete ereignet hat. Wenn Ägypten, das große Thor auf dem Wege nach Indien, die Brücke zwischen Occident und Orient, eine Frage wegen des Stimmrechts oder eine mit der Kirche oder Theologie in Verbindung stehende Reform gewesen wäre, so würde Herr Gladstone sicher nichts vernachlässigt haben, er würde alles nötige vorausgesehen und für alles gesorgt haben; da Ägypten aber zu den auswärtigen und militärischen Angelegenheiten gehört, so ist es immer für ihn mehr oder minder gleichgiltig gewesen, obwohl es für das englische Interesse von der höchsten Wichtigkeit ist. Die Folge hiervon liegt jetzt deutlich vor: England ist von den Ereignissen überrascht und von ihnen von Niederlage zu Niederlage fortgeschleppt worden, indem es das Rechte niemals zu rechter Zeit gethan hat. Man begreift es, wenn Gladstone und seine Kollegen entschlossen sind, ihre Politik des Zauderns und der halben Maßregeln soviel wie irgend möglich fortzusetzen. Ägypten ist ihnen nur eine Plage, nur ein Hemmschuh ihrer liberalen Politik im Innern, nicht eine vortreffliche Gelegenheit gewesen, Englands Interessen im Orient wahrzunehmen und zu fördern. Solche verblendete Ungeduld könnte begreiflich erscheinen: die liberalen Herren haben Eile mit der Verwirklichung ihrer Reformpläne im Punkte des Wahlrechts. Es soll ihnen die Herrschaft für immer sichern. Aber wenn diese Politik in Afrika zu so schrecklichem Verluste an Leben, zu allen den schweren Gefahren, welche die Fortschritte der Revolution im Sudan für das gesamte Morgenland heraufbeschworen haben, und zu den kostspieligen Schritten, die England hierdurch zuletzt aufgenötigt worden sind, geführt hat, so zeigt die Thatkraft und das Talent, welche der englische Premier jetzt entwickelt, nur, was man hätte erreichen können, wenn er von Anfang an für Englands Interessen und Aussichten im Nilthale auch nur etwa so viel Auge und Herz gehabt hätte wie für die Gesetzvorlage wegen Verunreinigung der Flüsse daheim. Das sind die Betrachtungen, welche die sonst so geistvolle und wirksame Rede Gladstones erweckt, die unsrer Ansicht nach den Vorwurf, die Regierung habe sich einer schwankenden und nicht folgerichtigen Politik schuldig gemacht, nur soweit widerlegt, als sie deutlich und unbestreitbar darthut, daß die Regierung niemals in dem Wunsche geschwankt hat, von der Verantwortlichkeit für Ägypten freizukommen, und niemals darin inkonsequent gewesen ist, daß sie den Ereignissen folgte, statt sie vorauszusehen und ihnen vorzubauen.

Gladstones Verteidigungsrede war, wie gesagt, formell ein Meisterstück. Sie hatte in dieser Beziehung fast alle Merkmale und Eigenschaften, welche die

Digitized by Google

Redekunst zu einer unwiderstehlichen und beneidenswerten Gabe machen. Liest man sie aber durch, so drängt sich sofort eine andre Betrachtung auf. Was hätte der Redner leisten können, wenn er auf der andern Seite gestanden hätte? Setzen wir einmal den Fall, der beredte Premierminister der Königin Viktoria wäre Führer der allergetreuesten Opposition Ihrer Majestät gewesen, er hätte die Pflicht gehabt, anzugreifen statt zu verteidigen — wie würde er ungefähr gesprochen haben? Herr Minister, würde er gesagt haben, das Haus hat soeben die Rede gehört, mit welcher Ihrer Majestät Regierung ihre ägyptische Politik verteidigt. Die beste und überzeugendste Antwort auf dieselbe wird von der ergreifenden Trauerkunde erteilt, die soeben aus der Wüstenfestung Sinkat eingetroffen ist, wo das Blut von sechshundert tapfern ägyptischen Soldaten und vielleicht ebensovielen Frauen und Kindern laut gegen die Kniffe und Winkelzüge eines Kabinets aufschreit, welches die öffentliche Entrüstung nicht zu beachten scheint. Die lange Kette der verderblichen Folgen dieser Politik der Schwäche und Verblendung ist um ein neues Glied vermehrt worden. Sie ist schuld, wenn dreizehntausend Ägypter niedergemacht wurden, wenn dreißigtausend mehr in höchster Lebensgefahr schweben, wenn der Sudan von den Horden eines wilden Fanatikers überschwemmt wird, dessen Siege in Mekka und Benares widerhallen und, wie wir soeben aus dem Munde des Herrn Ministers selbst vernahmen, die ägyptische Regierung mit Auflösung bedrohen. Das sind die unbestreitbaren Folgen des Verfahrens des Staatsmannes, der an der Spitze der Regierung Ihrer Majestät steht. Soll das britische Volk demselben weiter Vertrauen schenken, ihm, in dessen Händen die volle Gewalt lag, die Ereignisse zu beherrschen, und der uns jetzt sagt, er sei für jene Wendung der Dinge nicht verantwortlich, sie sei unvermeidlich gewesen? Welche Armee, welcher Staat würde sicher sein, wenn Minister mit so weitgreifenden Vollmachten für ihre Niederlagen Straflosigkeit beanspruchen und sich weigern dürften, eine Verantwortung zu übernehmen, auf Grund deren sie ins Amt gelangt sind! Hat der sehr ehrenwerte Herr selbst etwa in vergangenen Tagen irrenden Staatsmännern solche Nachsicht gewährt? Nahm er während des letzten russisch-türkischen Kriegs irgendwelche Rücksicht auf die Verlegenheiten des patriotischen Lords Beaconsfield? Nein, er beurteilte seine Gegner nach ihren Früchten, und darnach muß er selbst jetzt beurteilt werden. Ich bin erstaunt, daß der Herr Minister sich auf seine frühere Verurteilung unsrer Intervention am Nil beruft, da dieselben gebieterischen Gründe, die uns dorthin führten, ihn seinerseits gezwungen haben, Alexandrien zu bombardiren, aus dem Chedive einen Schattenkönig zu machen und Schiffe und Regimenter nach den Küsten des Rothen Meeres zu entsenden. Diese Gründe, die er jetzt in seiner Rede ignorirt, sind einfach die Interessen des britischen Weltreichs. Und was soll man dazu sagen, wenn er uns auf eine Reihe kleiner Verbesserungen hinweist, die in Ägypten von seinen Beauftragten vorgenommen worden sind? Ist es, wenn jemandes Haus in Flammen steht,

Digitized by Google

ein Trost, daß es vor kurzem neu angestrichen oder mit ein paar neuen Thürklinken und Fensterkreuzen versehen worden ist? Wenn hundertmal wichtigere Dinge vernachlässigt worden sind, sollen wir uns mit solchen Kleinigkeiten darüber beruhigen lassen? Ich für meinen Teil finde in den letztern nur die stärkste und deutlichste Ausprägung der Unfähigkeit, Blindheit und Unaufrichtigkeit der jetzigen Regierung Ihrer Majestät, und es kommt mir wie Hohn vor, wenn der Herr Minister uns von der Befriedigung spricht, mit der ihn die bis zum November vorigen Jahres in Ägypten gemachten Fortschritte erfüllen. Die liberalen Herren können nichts in der auswärtigen Politik, sie ordnen sie der innern, der Förderung ihrer angeblichen Reformen unter, sie haben kein Herz für die Interessen Englands außerhalb seiner Grenzen, es geht ihnen wie ihren Gesinnungsgenossen in andern Ministerien und Parlamenten, z. B. in den Ministerien der neuen Ära und in dem Landtage der Konfliktszeit in Preußen. Es wird ihnen immer so gehen, und so sind unsre wichtigsten Interessen bei ihnen schlecht aufgehoben, und es ist unsre Pflicht, hier Wandel zu schaffen und Männer ans Ruder zu stellen, welche diese Interessen erkennen und ohne Wanken wahrnehmen.

So etwa würde Herr Gladstone gesprochen haben, wenn er auf den Bänken der Opposition gesessen hätte, als die ägyptische Frage im Unterhause zur Sprache kam. Es ist ein Glück für die liberale Seite, daß sie zum Führer einen solchen Redner hat, während die Gegenpartei zu Wortführern schwächere Charaktere hat, die mehr mit akademischen als praktischen Reden kämpfen. Das Kabinet, welches von Gladstone in jener Frage angegriffen worden wäre, würde unausbleiblich zum Rücktritte genötigt worden sein. Nehmen wir an, daß dieselbe Reihe von unglücklichen Ereignissen, die Aufeinanderfolge von Niederlagen, die mit den Namen Hicks, Moncrieff, Baker und Tewfik Bey bezeichnet ist, und dieselbe Situation wie die heutige vorlägen, so würde eine einzige feurige und schonungslose Rede von den Lippen jenes Meisters in der Dialektik hingereicht haben, das angeschuldigte Kabinet zum Falle zu bringen, weil das politische Gewissen des ganzen Landes seiner Beredsamkeit Beifall gezollt haben, und die Wahrheit, die jetzt halb verhüllt bleibt, unwiderlegbar zu Tage getreten sein würde. Wie die Dinge jedoch thatsächlich liegen, wird die Redekunst Gladstones wahrscheinlich zu einem Siege des Ministeriums führen.

Dabei ist aber eins zu beachten. Nicht allein die Eigenschaft des großen Rhetors ist es, welche Gladstone wahrscheinlich im Amte erhalten wird, sondern der Umstand, daß im Unterhause viele Liberale sitzen, denen die Verwirklichung der vom Premier beabsichtigten Wahlreform mehr wert ist als die Interessen, welche für England in Ägypten auf dem Spiele stehen. Würden Gladstone und seine Amtsgenossen vom Staatsruder verdrängt, so würde die liberale Partei, die in der Osterwoche des Jahres 1880 durch Neuwahlen die Oberhand im Parlament erlangte, für die nächste Zeit alle Aussicht darauf verlieren, jene Reform, die

Digitized by Google

im wesentlichen in der Ausdehnung des Haushalterstimmrechts auf die ländlichen Wahlkreise besteht, und die den Liberalen für lange Jahre das Übergewicht in der Gesetzgebung und damit verbunden die Regierung sichern soll, ins Leben treten zu sehen. Vor dieser Gefahr wird der Patriotismus der Partei zurückschrecken, man wird also aller Wahrscheinlichkeit nach auf dieser Seite des Unterhauses das Tadelsvotum der Konservativen nicht unterstützen, wie sehr man auch überzeugt sein mag, daß es reichlich verdient worden ist.

Rußland und die armenische Frage.

Die zwischen der Pforte und dem ökumenischen Patriarchat kürzlich ausgebrochenen Streitigkeiten haben die Aufmerksamkeit der politischen Kreise Europas wieder mehr auf die Stellung der christlichen Kongregationen des Orients gelenkt. Es ist bei dieser Gelegenheit auch der Lage der Armenier gedacht worden, und die „armenische Frage," welche die europäische Diplomatie ohne Bedauern zeitweilig von der Tagesordnung hatte verschwinden sehen, taucht wieder am Horizont auf. Die Bedeutung dieser Frage wird gewöhnlich im Abendlande unterschätzt. Es ist unbequem, sich mit den Wünschen und Bedürfnissen eines Volksstammes zu beschäftigen, der ein entlegenes, unzugängliches Gebiet bewohnt und weder durch konfessionelle Bande noch durch materielle Interessen mit den Bewohnern der europäischen Kulturstaaten verknüpft ist. Dennoch wird den Kabinetten das Eingehen auf diese Frage nicht erspart bleiben. Je länger man die Regelung der armenischen Verhältnisse hinausschiebt, desto schwieriger und verwickelter wird die Arbeit werden. Augenblicklich liegen die Wünsche der Bevölkerung noch auf dem sozialen Gebiete; bleiben sie unbefriedigt, so werden sie sich auf das politische und nationale Gebiet übertragen. Schon jetzt sind unter einer an und für sich friedlichen Bevölkerung die Anfänge einer Bewegung erkennbar, welche dereinst für den Bestand des türkischen Reiches ebenso verhängnisvoll werden kann als die slavische und hellenische Agitation in den europäischen Provinzen. Allein für eine Gefahr von dieser Seite sind die türkischen Staatsmänner völlig blind. Sie halten eine Auflehnung der Armenier für ebenso unmöglich wie einen Abfall der arabischen Stämme vom Sultanat. Und doch fehlen nicht die Anzeichen dafür, daß die Osmanenherrschaft auch in den asiatischen und afrikanischen Provinzen stark erschüttert ist.

Allerdings konnte die Pforte durch die bisherige Haltung der Kabinette in der Meinung bestärkt werden, daß man für die Lage der armenischen Christen

Digitized by Google

in Europa nur ein geringes Interesse habe. Der Artikel 61 des Berliner Vertrages wurde gewöhnlich nur dann hervorgesucht, wenn es galt, dem Sultan eine schmerzliche Empfindung zu bereiten und damit seine Nachgiebigkeit auf andern Gebieten der Politik zu erwirken. Die armenische Frage existirt also nur dann, wenn ein Kabinet oder eine politische Gruppe ein Interesse haben, eine „Frage" ins Leben zu rufen. Sie verschwindet vom Schauplatz, sobald der gewünschte Zweck erreicht ist.

Eigentlich sind es — wenn wir von allgemeinen, gewiß sehr ehrenwerten humanitären Bestrebungen absehen, welche auf die Wohlfahrt christlicher Volksstämme im Orient gerichtet sind — nur zwei Mächte: England und Rußland, welche ein politisches Interesse an der Gestaltung der Dinge auf dem armenischen Hochplateau haben können. Alle andern Signatarmächte des Berliner Vertrags sind bei der armenischen Frage nur soweit interessirt, als ihr Wohlwollen für die Armenier in dem Text des obgedachten Artikels seinen bestimmten Ausdruck erhalten hat, und administrative Veränderungen auf jenem östlichen Grenzgebiet auf die allgemeinen Zustände des türkischen Reiches eine Rückwirkung ausüben können. Als vor zwei Jahren die armenische Frage auf Wunsch Englands Gegenstand der Besprechungen einer Botschafterkonferenz war und Lord Dufferin das unter Billigung seiner Kollegen ausgearbeitete Memorandum der Pforte überreichte, hatten sich die andern Mächte allerdings den Vorstellungen des britischen Vertreters angeschlossen, sich dabei aber auf die Sprache freundschaftlich gehaltener Ratschläge beschränkt. England blieb bei seiner weitergehenden, drängenden und fast drohenden Haltung isolirt. Wir halten es daher auch jetzt für keineswegs unwahrscheinlich, daß die deutsche und die österreichisch-ungarische Regierung auf einen durch Mukhtar Pascha übermittelten Wunsch des Sultans: man möge ihm für die Reformen in Kleinasien Zeit lassen, ohne große Bedenken eingegangen sind, und da England infolge der ägyptischen Krisis zur Zeit nicht die Absicht haben kann, neue Schwierigkeiten mit der Pforte heraufzubeschwören, so wird die armenische Frage aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so bald wieder zum Thema diplomatischer Erörterungen werden. Wie aber wird dieser zeitweilige Indifferentismus der christlichen Staaten auf die armenische Bevölkerung wirken, welche seit fünf Jahren vergeblich auf eine Milderung ihres drückenden Zustandes hofft? Wird dieses Gefühl der Verlassenheit sie in eine verzweifelte Stimmung und damit zu leidenschaftlichen Ausbrüchen treiben? Werden nicht vielleicht diejenigen Bezirke, welche vor allem von dem religiösen Fanatismus der islamitischen Beamtenwelt zu leiden haben, ihre Blicke nach dem Haupte des mächtigen christlichen Nachbarstaates richten und Vergleiche anstellen zwischen ihrer Lage und zwischen der ihrer unter russischer Herrschaft stehenden Religionsgenossen?

Daß die russische Regierung die Zustände im türkischen Armenien aufmerksam überwacht, ist wohl selbstverständlich; ebenso daß sie kein Mittel un-

Digitized by Google

benutzt läßt, um, namentlich mit Hilfe der russischen Armenier, die Stimmung unter der christlichen Bevölkerung des türkischen Grenzgebiets zu bearbeiten. Während man aber durch geheime und offene Agitation die nationalen und religiösen Regungen dieses Stammes unterstützt, nimmt das Petersburger Kabinet bei den gemeinschaftlichen Schritten in Konstantinopel eine reservirte Haltung an. Seine Sprache ist, soweit es die armenischen Verhältnisse betrifft, maßvoll, fast lau. Rußland, das für die slavischen Christen den Kreuzzug gegen Stambul unternahm, zeigt in seinen offiziellen Kundgebungen für die armenischen nur ein sehr bedingtes Mitgefühl. Eine Pression in diesem Sinne ist von Petersburg niemals ausgegangen. Der Grund dieser nicht ungewöhnlichen Enthaltsamkeit ist leicht erkennbar: je schlechter es den türkischen Armeniern ergeht, je mehr sie von der Willkür und Mißwirtschaft der osmanischen Beamten zu leiden haben, je häufiger die kurdischen und tartarischen Nomadenstämme von den Bergen herabsteigen und die schutzlosen Thäler durch räuberische Streifzüge heimsuchen, desto sehnsüchtiger richten sich die Augen der Bedrückten nach den Niederlassungen ihrer Brüder jenseits der Grenze. Allerdings ist auch das Loos der russischen Armenier kein glänzendes: die russische Beamtenwirtschaft ist in vielen Punkten kaum besser als die türkische, aber es besteht doch dort die bürgerliche Gleichheit aller Konfessionen. In dem türkischen Armenien ist der Christ dem Mohamedaner gegenüber fast rechtlos.

Das Ausbleiben der verheißenen Reformen, die Wühlereien russischer agents provocateurs und die Drangsale eines immer unerträglicher werdenden Zustandes werden also die armenischen Unterthanen des Sultans mit der Zeit notwendig in die Arme Rußlands treiben, und wenn dies geschieht, hat sich die Pfortenregierung den Verlust dieser Provinz lediglich selbst zuzuschreiben. Die Armenier wünschen einen solchen Wechsel der Herrschaft keineswegs. Sie waren Jahrhunderte lang und sind noch heute die treuesten, demütigsten, bis zur Willenlosigkeit ergebenen Unterthanen der Sultane. Von allen Rajahstämmen waren sie am leichtesten zu bezwingen und zu regieren. Duldung und Unterwürfigkeit, Unterwürfigkeit, verbunden mit großer Schlauheit, waren von jeher die charakteristischen Merkmale dieser Rasse, welche noch heute in der orientalischen Handelswelt so ziemlich dieselbe Stellung einnimmt, wie die jüdische in Europa. Das nationale Bewußtsein ist lange eingeschlafen und auch neuerdings nur durch Anregungen von außen künstlich geweckt. Zu einer autonomen Staatsform fehlt es den Armeniern an den unerläßlichsten Vorbedingungen. Die jahrhundertelange Knechtschaft hat alle Spuren eines politischen Bewußtseins vertilgt, und die religiösen Überlieferungen bilden allein das Band der Zusammengehörigkeit eines weit über die Grenzen seines ursprünglichen Wohnsitzes hinaus versprengten Stammes. Ihre Kolonien erstrecken sich über alle Handelsplätze der Levante, über viele Häfen des westlichen Mittelmeeres; zahlreiche Niederlassungen befinden sich in Ungarn, Siebenbürgen, Polen, in Turkestan, selbst in China. Und für alle

Digitized by Google

diese zerstreuten Glieder eines Stammes giebt es keinen nationalen Mittelpunkt. Denn das Mutterland ist unter drei fremde Herrscher verteilt. Rußland, Persien und die Türkei haben in unaufhörlichen Kämpfen wechselweise um den partiellen und vollständigen Besitz des armenischen Hochlandes gerungen, ein Streit, der auch heute noch nicht endgiltig ausgefochten ist. Würde man die Stimmen aller türkischen Armenier hören, so würden sie mit einer fast verschwindenden Minorität in ihrem gegenwärtigen Zustande als Unterthanen der Pforte zu verbleiben wünschen. Nicht nur die Macht der Gewohnheit, eingewurzelter Knechtssinn und politische Unselbständigkeit veranlassen sie zu einem solchen Wunsch, sondern weit mehr das materielle Interesse. Denn wenn einerseits die türkischen Walis und Kaimakams das Land aussaugen, so werden doch wiederum die trägen und unwissenden Türken von den betriebsamen, gewandten Armeniern in allen den Handelsverkehr betreffenden Fragen überlistet und ausgenutzt. Unter Russen und Persern würde ihnen dies nicht so gut gelingen.

Wer in Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien und andern levantinischen Handelsemporien die glänzenden Paläste der reichen Armenier, ihre ausgedehnten Gärten, zahlreichen Landgüter, ihre reich dotirten Kirchen und Klöster gesehen hat, wer die Mittel und Wege kennt, durch welche solche Reichtümer in einem von endlosen Finanzkrisen heimgesuchten Staate leicht und schnell erworben werden, der wird begreifen, daß ihre Besitzer ein für jede Art von Ausbeutung zugängliches Terrain ungern verlassen und in einer immerhin doch beschränkten, nur durch lange, mühevolle Arbeit zu verwertenden politischen Selbständigkeit vorläufig keinen genügenden Ersatz erblicken würden. Es fehlt den Armeniern der patriotische Gemeinsinn, jene Opferfreudigkeit und begeisterte Hingebung für nationale Güter, welche die Griechen in so hohem Grade auszeichnet, und welche allein es möglich machte, daß das kleine Königreich in dem kurzen Zeitraume von fünfzig Jahren sich zu einem lebensfähigen, zukunftsvollen Staatsorganismus zu gestalten vermochte. Die griechischen Kolonisten, die, gleich den armenischen, über alle bedeutenden Handelsplätze des Orients zerstreut sind und sogar an den abendländischen Börsen mit den großen dort einheimischen Handelshäusern erfolgreich konkurriren, streben immer wieder der Heimat zu, sie vergessen in der Fremde niemals der Bedürfnisse und politischen Ziele des Mutterlandes. Sie sammeln Schätze im Auslande, um ihre Hauptstadt mit Prachtbauten zu schmücken, und die freiwilligen Beiträge der griechischen princes marchands in Genua, Triest, Wien und Odessa sind so bedeutend, daß der Staat seit langer Zeit der Sorge für öffentliche Institute und Verschönerungen in Athen überhoben ist. Die Universität, die Akademie, die Sternwarte, zwei große Schulen: das Barbakion und Arsakion, sind so entstanden und nicht nur gebaut, sondern mit reichen Fonds dotirt worden. Wenn in Athen ein Bürger stirbt, so ist gewöhnlich die erste Frage: τί κατέλιπε, was hat er (dem Staate nämlich) hinterlassen?

Digitized by Google

Ganz anders die Armenier. Sie verlassen die Thäler ihres Geburtslandes nicht mit dem stillen Wunsche einer dereinstigen Heimkehr, drängen sich um die Konaks der türkischen Würdenträger, nisten sich in alle, den Christen nur irgendwie zugänglichen Verwaltungszweige ein, buhlen um die Gunst der Großen, und das alles nur um persönlicher Vorteile willen. Wo immer innerhalb der weiten Grenzen des türkischen Reiches ihnen solche Vorteile gewährt werden, da bleiben sie, gründen Niederlassungen, saugen sich fest an dem schwächlichen Staatskörper, dessen Zersetzungsprozeß der Gewinnsucht und dem Wucher reiche Ausbeute gewährt. Viele von ihnen kaufen auch wohl mit dem in der Fremde gewonnenen Gelde Ländereien im Heimatlande, aber sie gehen nie oder selten dorthin. Ihre Verwalter suchen sich mit den türkischen Behörden gut zu stellen und in der landesüblichen Weise abzufinden. Ihren ärmern Religionsgenossen gewähren sie weder Schutz noch Vertretung. Die in Konstantinopel lebenden armenischen Börsenfürsten und höhern Staatsbeamten haben für die Klagen aus der heimischen Provinz kein Gehör. Es fällt ihnen nicht ein, die Sache der Bedrückten zu der ihrigen zu machen. Sie fürchten an der Zentralstelle, bei ihren Brotherrn, ihren Chefs, oder wenn sie Bankiers sind, bei ihren einflußreichen Schuldnern Mißtrauen zu erwecken. Man kann ihnen dies in gewissem Sinne nicht verargen. Ein solcher Argwohn allein genügt oft, sie mit einem Schlage aller Früchte eines langen, mühevollen Lebens zu berauben. Schon ein großer Besitz und der damit verbundene Einfluß macht sie verdächtig. Verleumdung, Intrigue und Rachsucht spielen mit hinein. Eine Anklage ist leicht gestellt. Die Konfiskation der Güter eines verdächtigen Armeniers hat in der Türkei niemals große Schwierigkeiten bereitet. Früher bildete sie das beliebte Mittel, in Zeiten finanzieller Erschöpfung den Staatssäckel und damit auch die Taschen der Minister zu füllen. Das Terrain in Jeniliöi, welches der Sultan unlängst der österreichischen Regierung zur Errichtung eines Sommerpalais der Botschaft geschenkt hat, ist einst einem reichen Armenier abgenommen worden. Die Ruine des prächtigen Palastes, die eingestürzten Terrassen und verwilderten Gärten boten ein trauriges Bild der Verwahrlosung inmitten der glänzenden Villen und herrlichen Anlagen, welche diesen schönsten Teil des Bosporusufers bedecken.

Die armenischen Spekulanten konnten sich den ungestörten Besitz ihrer Schätze nur damit sichern, daß sie dieselben vor dem gierigen Blick schlecht bezahlter Beamten möglichst verbargen oder diesen an dem Gewinn einen entsprechenden Anteil gewährten. Auch heute noch ist solche Vorsicht geboten; denn die Rechtszustände für die Rajahs sind trotz aller kaiserlichen Hatts und scheinbaren Justizreformen um nichts gebessert. Die am Bosporus residirenden reichen Armenier unterlassen es daher nicht, einen Teil ihrer Kapitalien in den Banken des Auslandes in Sicherheit zu bringen, und kargen nicht mit Geschenken an einflußreiche Beamte oder an den Großherrn selbst.

Digitized by Google

Von ihren zu Reichtum und Ansehen gelangten Mitgliedern haben daher die bedrückten Gemeinden des armenischen Hochlandes wenig oder nichts zu hoffen. Auch der berufene Vertreter ihrer Wünsche, der in Stambul residirende Patriarch, ist nicht in der Lage, durch seine Stellung allein und ohne fremde Mitwirkung Reformen anzuregen. Bekanntlich fällt in der Türkei der Begriff der Nationalität mit dem der Religionsgenossenschaft zusammen. Es haben daher seit der türkischen Eroberung die kirchlichen Oberhäupter eine weit über die Grenzen der nach abendländischen Begriffen mit dem geistlichen Amte verbundenen Funktionen hinausgehende Befugnis erhalten. Die christlichen Patriarchen und der jüdische Großrabbiner sind die offiziellen Organe, durch welche Petitionen der Rajahs an die Pforte gelangen. Ebenso werden Verfügungen der letztern, welche die eine oder die andre Religionsgenossenschaft betreffen, durch das Kirchenoberhaupt publizirt, welches seinerseits in der Ausübung seiner auf das privatrechtliche Gebiet übergreifenden Gewalten durch eine Notabelnversammlung unterstützt, bez. überwacht wird. Da wir in dieser letztern diejenigen Elemente der armenischen Bevölkerung wiederfinden, deren Lauheit in nationalen Angelegenheiten wir soeben beleuchteten, so ist es verständlich, wenn der armenische Patriarch in Konstantinopel, unter dem Druck dieser Einwirkungen stehend, nicht bloß die Sache der fernen Religionsgenossen, sondern auch die Interessen der in seiner nächsten Umgebung weilenden wohlhabenden und einflußreichen Clique zu vertreten genötigt ist. Andre Rücksichten erheischt sein Verhältnis zur Pforte, welche täglich Gelegenheit hat, ihm in der Erledigung laufender Geschäftsfragen das Leben sauer zu machen. Die Notwendigkeit, sich mit den Staatsleitern auf guten Fuß zu setzen, zwingt ihn, Konflikte zu vermeiden, bei denen der ganze Nachteil auf seiten seiner Gemeinde sein würde. Es bedarf großer Vorsicht und diplomatischer Geschicklichkeit, um sich auf diesem schwierigen Posten zu erhalten, und die orientalischen Kirchenfürsten geben in dieser Hinsicht den gewandten Prälaten des römischen Stuhls nichts nach. Ihre Lage ist umso schwieriger, als sie von einem ehrgeizigen und stellensüchtigen Klerus umgeben sind, dessen Ziele ebenfalls weitab von denen der Nationalpartei liegen, ja deren Bestrebungen sogar dem Ringen nach politischer Selbständigkeit geradezu entgegenstehen. Im ganzen Orient ist der niedere Klerus, der orthodoxen wie der armenischen Kirche, arm und unwissend. Was ihm in den Augen der Gemeindemitglieder noch einiges Ansehen verleiht, ist eben der Umstand, daß die politische und nationale Vertretung der Stammesgenossen im kirchlichen Oberhaupte liegt. Er würde diesen Einfluß notwendigerweise verlieren, wenn den armenischen Gemeindevorständen größere Rechte in der Administration eingeräumt würden. In einem autonomen Staate müßte daher sein Ansehen bald dem der Behörden weichen; aber auch schon die durch den Berliner Frieden angeregten Reformen würden der armenischen Laienwelt mit der Zeit ein naturgemäßes Übergewicht über den ungebildeten niedern Klerus geben. Bei der höhern Geist-

Digitized by Google

lichkeit der armenischen Kirche treten derartige Erwägungen natürlich noch weit mehr in den Vordergrund. So kommt es, daß dieselbe und mit ihr der Patriarch kein reges Verlangen trägt, die armenischen Rajahs aus dem türkischen Unterthanenverbande ausscheiden zu sehen. Der armenische Klerus war bisher mit der Türkenherrschaft nicht unzufrieden, welche in allen geistlichen Angelegenheiten der nichtmohamedanischen Unterthanen bekanntlich die größte Toleranz zu üben pflegte, sich nie in die kirchlichen Händel der verschiednen Kongregationen einmischte und so dem Patriarchat in allen diesen Fragen eine Unabhängigkeit gewährte, welche es weder in einem Nationalstaat noch unter dem russischen Zepter genießen würde.

Es scheint freilich, daß neuerdings von der Pforte Versuche gemacht werden, die Funktionen der geistlichen Oberhäupter zu beschränken und einzelne ihrer alten Privilegien aufzuheben. Der zwischen der türkischen Regierung und dem ökumenischen Patriarchat kürzlich ausgebrochene Konflikt läßt erkennen, daß die erstere bestrebt ist, die Autorität des Staates in einzelnen, bisher ausschließlich der geistlichen Jurisdiktion unterstehenden Angelegenheiten mehr zur Geltung zu bringen. Es liegt aber auf der Hand, daß die Spitze dieser Bestrebungen nicht sowohl gegen das geistliche Oberhaupt als gegen die auf das letztere einwirkenden fremden — in diesem Spezialfall russischen — Einflüsse gerichtet ist. Freilich verläßt die Pfortenregierung damit die Bahnen ihrer alten Politik, und es ist mehr als fraglich, ob eine solche Neuerung thatsächlich zum gewünschten Ziele führen wird. Das System, die christlichen Unterthanen durch ihre Kirchenhäupter regieren zu lassen, hat sich bisher bewährt; es entsprach dem Prinzip der Türkenherrschaft, welche die unterjochten Volksstämme nicht zu einem Einheitsstaate zusammenschmelzen, sondern nur beherrschen wollte. Die Eigentümlichkeiten der Rassen, die Verschiedenheiten des Glaubens waren den Eroberern gleichgiltig gewesen, sie verfolgten keine nationalen oder idealen Ziele. Die kriegerischen Sultane früherer Jahrhunderte kümmerte es wenig, was ihre christlichen Unterthanen glaubten, wenn sie nur gehorchten und zahlten. Von dem Militärdienst, der Justiz und Verwaltung waren die Christen ausgeschlossen. Mochten sie also immerhin ihre innern Angelegenheiten unter sich regeln. Der allgemeine Begriff ottomanischer Unterthanschaft war unbekannt; es gab nur Sieger und Besiegte, eine herrschende und eine unterdrückte Klasse. Obwohl die Hatts von 1839 und 1856 die Gleichberechtigung aller Unterthanen proklamirten und unter den letzten Sultanen Christen zu höhern Staatsämtern gelangen konnten, so blieben doch die Kirchenverfassungen der christlichen Kongregationen durch diese Neuerungen thatsächlich unberührt. Es war für die Pforte viel bequemer, diesen Teil ihrer Unterthanen durch die Kirchenoberhäupter zu regieren. Mit den Patriarchen wurde man leicht fertig. Diese hatten selbst kein Interesse an der Abänderung von Einrichtungen, denen sie gerade Ansehen und Einfluß verdankten. Wenn die Pforte sich jetzt in die internen Angelegen-

Digitized by Google

heiten der Religionsgenossenschaften einmischt, so kann sie des heftigsten Widerstandes der kirchlichen Organe gewärtig sein und macht natürliche Verbündete zu Feinden. Ob das Sultanat noch stark genug ist, solchen Widerstand zu brechen, ist sehr die Frage. Kenner der orientalischen Verhältnisse erblicken daher in dem Vorgehen der Regierung gegen den ökumenischen Patriarchen einen politischen Fehler, der für die Pforte verhängnisvoll werden kann.

Der armenische Patriarch ist weit mehr noch als der Vertreter der orthodoxen Kirche ein Feind der Neuerungen. Er ist, weil ihm auswärtige Unterstützung fehlt, mehr als jener abhängig von der Pforte, aber eben deshalb auch mit allen seinen Interessen an die Pforte gekettet. Eine Stellung wie die, welche er jetzt einnimmt, kann ihm nur eine mohamedanische Regierung gewähren. Würde Armenien dem Zarenreich einverleibt, so schwände der größte Teil seines Einflusses, seiner Befugnisse und Privilegien dahin. Der heilige Synod in Moskau ist nicht so tolerant wie der Scheich ul Islam.

Schon jetzt besteht eine gewisse Rivalität zwischen den Patriarchen in Konstantinopel und Jerusalem und dem Katholikos in Etschmiadzin, der nominell als geistliches Oberhaupt aller gregorianischen Armenier gilt, dessen Einfluß aber thatsächlich nicht über die Grenzen des russischen Armenien hinausreicht. Das berühmte Kloster Etschmiadzin, unweit Eriwan gelegen, der Hauptstadt des einstigen persischen, jetzt russischen Armeniens, ist noch heute die Bildungsstätte für die höhere Geistlichkeit. Die russische Regierung sucht diesen Umstand in derselben Weise für ihre Pläne auszunutzen wie durch die russischen Mönche der Klöster vom Berge Athos. Aber die russische Propaganda unter den orthodoxen Stämmen der Balkanhalbinsel ist leichter als die unter den Armeniern. Griechen und Bulgaren, Rumänen, Serben und Montenegriner sind durch das natürliche Band eines gemeinsamen Bekenntnisses mit der russischen Staatskirche verknüpft. Der letztern aber steht die armenische Kirche noch ablehnender, ja feindlicher gegenüber als dem römischen Stuhl. Die Versuche der Kurie, die armenische Kirche wieder mit dem römischen Stuhl zu vereinigen, sind bekanntlich hier und da gelungen und haben bereits ein Schisma unter den Armeniern bewirkt. Den Werbungen des Moskauer heiligen Synods gegenüber blieben dieselben stets kalt, alle Unionsbestrebungen in diesem Sinne scheiterten an der alten, tiefgewurzelten Abneigung gegen die morgenländische Schwesterkirche. Eine weit größere Annäherung besteht höchst merkwürdigerweise zwischen der armenischen Kirche und einzelnen Gruppen des abendländischen Protestantismus. Namentlich mit der anglikanischen Hochkirche teilt die armenische eine gewisse Verwandtschaft der Lehrmeinungen, welche bereits zu verschiednen malen den Gedanken einer Union hat auftauchen lassen. Ein hoher englischer Prälat, der Erzbischof von Canterbury, hat mit dem Patriarchen Nerses in Konstantinopel lange und eingehend darüber korrespondirt, und noch vor zwei Jahren bereiste ein angesehenes Parlamentsmitglied den Orient lediglich zu dem Zwecke, eine Vereinigung dieser beiden

Digitized by Google

Religionsgruppen anzubahnen. Es giebt in England eine große Anzahl von Männern, welche dieses Projekt keineswegs für unausführbar halten. Wir maßen uns hierüber ein Urteil nicht an, glauben aber doch, daß bei näherer Prüfung sehr erhebliche Meinungsverschiedenheiten an die Oberfläche gelangen würden. Die armenische Kirche ist zu sehr in dem alten Dogmatismus erstarrt und verknöchert, um freieren Religionsanschauungen so unbedenklich Eingang zu verstatten. Bisher ist denn auch die Unionsidee weit mehr in England, und zwar vorwiegend unter der Laienwelt und in den einem gewissen religiösen Sport obliegenden Kreisen, aufgetreten, die Armenier selbst verhalten sich den englischen Apostelu gegenüber noch kühl und ablehnend. Für politische Zwecke wird daher, falls man sich in England derartigen Hoffnungen hingeben sollte, auf diesem Gebiete vorläufig nichts zu erreichen sein.

(Schluß folgt.)

Die Praxis der deutschen Feuerversicherungsgesellschaften.

(Schluß.)

In Deutschland arbeiten außer 6 ausländischen Aktiengesellschaften 30 einheimische Feuerversicherungs-Aktiengesellschaften, einige hundert kleine und 15 größere private Gegenseitigkeitsgesellschaften und 61 öffentliche Sozietäten. Von den deutschen Aktiengesellschaften betreiben mehrere noch andre Geschäfte, wie Transport-, Lebens- und Glasversicherung, eine hat daneben noch Hypotheken- und Wechselgeschäfte. Soweit die Gesellschaften in ihren Abschlüssen die Resultate des reinen Feuerversicherungsgeschäftes gesondert veröffentlichen, haben wir mit Hinweglassung der weniger bekannten Gegenseitigkeitsgesellschaften und zweier, auf das reichsländische Geschäft französischer Gesellschaften 1881 im Elsaß gegründeten Aktiengesellschaften die umstehende Tabelle der 1882er Abschlüsse zusammengestellt.

Wir ersehen aus dieser Übersicht der Geschäftsabschlüsse von dreißig deutschen Gesellschaften, daß die Verluste einzelner derselben nicht aus Brandschäden und zu niedrigen Prämien, sondern nur aus zu hohen Verwaltungskosten hervorgehen. Der Durchschnittsgewinn sämtlicher Gesellschaften, mit Einschluß derer,

Digitized by Google

Laufende Nr.	Name der Gesellschaft	Betrag des eingezahlten Aktienkapitals [1]		Betrag der Reserve- und Kapitalfonds	Betrag der Versicherungssumme	Verhältnis des Aktien- und Reservefonds zum Versicher.-Kapital	Jahresprämie: Einnahme	Jahresprämie: Höhe pro Mille	Rückversicherungs-Prämie	Verbleibende Jahresprämien-Einnahme
		Tausend		Tausend	Mill.	Prozent	Tausend		Tausend	Tausend
	a. Aktiengesellschaften.									
1	Berlinische Feuerv.-Anstalt	1200	(4800)	667	1037	0,64	1545	1,49	508	1037
2	Leipziger Feuerv.-Anstalt	1200	(1800)	3408	2074	0,80	2096	1,60	[2]	2096
3	Vaterländische Feuerv.-A.-G. in Elberfeld	1200	(4800)	3222	2768	0,83	4652	1,68	1649	3003
4	Aachen-Münchener F.-V.-G.	1800	(7200)	10295	4855	0,39	6937	1,43	2185	4752
5	Kölnische F.-V.-G. „Colonia"	1800	(7200)	7962	3446	0,49	4999	1,45	1666	3333
6	„Deutscher Phönix" in Frankfurt a. M.	1885	(7542)	1443	2171	0.50	3085	1,42	894	2191
7	Magdeburger Feuerv.-G.	3000	(12000)	1878	6916	0,23	18163	2,62	7553	10610
8	Preuß. Nat.-V.-G. in Stettin	2250	(6750)	979	1543	0,64	2889	1,87	1033	1856
9	Schles. F.-V.-G. in Breslau	1800	(7200)	890	1745	0,56	3150	1,80	1449	1701
10	„Thüringia" in Erfurt	1350	(5400)	[4]	1501	[4]	2977	1,98	1028	1949
11	„Providentia" in Frankfurt a. M.	1714	(15428)	[4]	?	[4]	1926	?	578	1348
12	Oldenburger Vers.-Ges.	600	(2400)	209	473	0,67	821	1,73	195	626
13	Deutsche F.-V.-A.-G. in Berlin	600	(2400)	210	378	0,84	858	2,27	486	372
14	Gladbacher F.-V.-G.	1200	(4800)	362	1016	0,62	1990	1,95	766	1224
15	Preuß. F.-V.-A.-G. in Berlin	600	(2400)	43	779	0,39	1707	2,19	797	910
16	Westdeutsche V.-A.-Bank in Essen	1200	(4800)	253	841	0,74	1735	2,06	747	988
17	Norddeutsche F.-V. G. in Hamburg	1500	(6000)	425	860	0,92	2824	3,28	1273	1551
18	Lübecker V.-G. in Lübeck	600	(2400)	nichts	382	0,78	828	2,16	423	405
19	Transatlantische F.-V.-G. in Hamburg	1200	(4800)	468	776	0,83	4079	5,24	2472	1607
20	„Union," allg. V.-A.-G. in Berlin	900	(3600)	nichts	1112	0,37	2340	2,10	1161	1179
21	Hamb.-Magdeb. in Hamburg	500	(2000)	31	?	?	2471	?	1509	962
22	Aachen-Leipziger V.-A.-G. in Aachen	600	(2400)	nichts	?	?	810	?	365	445
23	Feuer-Assek.-Komp. in Hamb.	320	(1280)	22	79	2,05	294	3,72	160	134
24	F.-V.-A.-G. „Rheinland" in Neuß	1275	(5100)	4	?	?	180	?	83	97
	b. Gegenseitigkeits-Gesellschaften.									
25	Feuerv.-Bank f. D. in Gotha	—	—	nichts	3166	0	[3] 1829	0,57	nichts	1829
26	Schwedter Feuer-Vers.-G. in Schwedt a. O.	—	—	[11] 1362	509	0,26	[10] 983	1,93	nichts	983
27	Feuer-Assek.-Verein in Altona	—	—	nichts	117	0	177	1,51	41	136
28	Feuerv.-G. in Brandenb. a. H.	—	—	16	?	?	238	?	70	168
29	Sächs. Feuer-V.-Genossensch. in Chemnitz	—	—	79	96	0,07	148	1,54	58	90
30	Lübecker F.-V.-Ver. in Lübeck	—	—	100	?	?	456	?	189	267
	Summa	30294	(12300)	34208	38640	—	77187	—	29038	47849
	Durchschnitt	—	—	—	—	0,52	—	2,06	—	—

Digitized by Google

Brandschäden		Verwaltungskosten			Gewinn		Verlust	Anmerkungen.
Betrag	Prozent der Prämie	Betrag	Prozent der Prämie	pro 1000 M. Versi.-Summe	Betrag	verteilte Dividende		
Tausend		Tausend		Mark		Prozent		
370	35	305	29	0,43	463000	31⅔	—	[1]) Die in dieser Kolonne in Parenthese stehenden Zahlen bedeuten die Beträge der von den Aktionären hinterlegten Solawechsel.
840	40	463	22	0,35	1079039	53	—	
1548	51	1003	33	0,55	716814	40	—	[2]) Im Abschluß dieser Gesellschaft ist die Netto-Jahresprämie, nach Abzug der Rückversicherungsprämie, aufgeführt.
2694	56	1175	25	0,32	1866217	70	—	
1297	39	942	28	0,40	1583773	58½	—	
970	44	676	30	0,42	839962	34⅔	—	[3]) Um den Betrag von 463353 M. ist das eingezahlte Aktienkapital vermindert.
8876	83	2703	25	0,64	—	—	[3]) 463353	
966	52	537	29	0,54	425062	18	—	[4]) Der Reservefonds und das Aktienkapital haftet auch für die Verbindlichkeiten des Lebensversicherungsgeschäfts. Im Verhältnisse der Einnahmen der andern Zweige sind die Verwaltungskosten verteilt.
1019	59	446	26	0,46	439262	20	—	
1099	56	[4]) 597	30	0,59	640921	[5])20	—	
533	38	[4]) 669	48	?	174416	[5])23½	—	
359	57	213	34	0,59	92215	8	—	
172	46	142	38	0,86	115538	11	—	[5]) Einschließlich des Verdienstes des Lebensversicherungsgeschäfts.
606	49	530	43	0,83	173027	10	—	
454	49	428	47	1,02	43342	0	—	[6]) Einschließlich der Verluste der früheren Jahre ist das eingezahlte Aktienkapital um 291375 M. oder = 32 Prozent vermindert. Das Geschäftsjahr 1883 soll auch verlustbringend gewesen sein.
642	65	296	30	0,62	122157	6	—	
940	60	462	30	1,04	158003	7½	—	[7]) Um diesen Betrag ist das eingezahlte Aktienkapital vermindert.
289	70	147	36	0,77	317	0	—	
1114	68	421	26	1,36	186385	8	—	[8]) Einschließlich der Verluste der früheren Jahre ist das eingezahlte Aktienkapital um 526800 M. = 87⅔ Prozent vermindert. Das Jahr 1883 dürfte den Rest absorbirt haben.
868	73	505	42	0,88	—	0	[6]) 147146	
770	80	390	40	?	—	0	[7]) 94860	
436	98	268	60	?	—	0	[8]) 179895	[9]) Es wurden 9319452 M. Prämie erhoben, wovon nach Zurückstellung der Prämienreserve 7332882 M. den Versicherten als Dividende des Vorjahres erstattet wurden. Aus den laufenden Prämien, der Prämien- und Schadenreserve erwuchs eine den Versicherten zu Gute gekommene Zinseneinnahme von 494685 M.
70	52	66	49	1,82	13336	0	—	
35	36	49	50	?	60363	5	—	
1012	55	1312	71	0,41	—	—	—	[10]) Es wurden 1563072 M. Prämie erhoben, von denen 529627 M. den Versicherten als Dividende des Vorjahres erstattet wurden.
787	80	173	17	0,33	—	—	—	
50	36	102	75	0,87	—	—	—	
81	48	75	45	?	—	—	—	
27	30	55	61	0,93	—	—	—	
170	63	85	32	?	—	—	—	
29094	—	15235	—	—	9193149	—	885254	[11]) Einschließlich der Hagelversicherungsabteilung.
—		—		0,70	27½ Proz. der Einzahlungen.			

Digitized by Google

welche Verlust gehabt haben, beträgt 27½ Prozent der gemachten Einzahlungen. Hätte die Magdeburger statt 64 Pfennigen Verwaltungskosten auf tausend Mark Versicherungssumme gleich Aachen-München nur 32 Pfennige verbraucht, so würde sie bei 4 224 000 000 M. für eigne Rechnung behaltenen Versicherungen 1 361 680 M. weniger Unkosten und damit das Vergnügen gehabt haben, ihren Aktionären statt 463 000 M. Verlust 21½ Prozent Dividende berechnen zu können. Ebenso hätte verständiges Arbeiten oder Sparen der „Union" in Berlin bei etwa 600 000 000 M. für eignes Risiko behaltenen Objekten statt 147 146 M. Verlust eine Dividende von 20½ Prozent eingebracht und die Scharten des auswärtigen Geschäfts vollständig ausgewetzt. Die Gothaer, welche bei ihrer gut befestigten Organisation und bei ihrer ausgesuchten, treuen Kundschaft Kosten für Organisation und Acquisition garnicht nötig hat, wäre bei gleicher Sparsamkeit mit 0,47 Promille Prämie durchgekommen und hätte ihren Mitgliedern 284 940 M. mehr an Dividende verteilen können. Die Gewinne der Aktionäre und der Verwaltungsaufwand aller 30 Gesellschaften kostet dem deutschen Volke ungefähr 24 000 000 M., ein in der That so stattliches Budget, daß es den Gedanken an Verminderung der Last wohl aufkommen lassen kann.

Die Sicherheitsfonds, welche die Gesellschaften in Reserven und Aktienkapital den Versicherten bieten, stehen zu dem Umfange des Geschäfts und zu den damit eingegangenen Verbindlichkeiten in einem solchen Mißverhältnis, daß nicht nur das Beispiel der Gothaer, welche ohne Betriebs- und Reservefonds arbeitet, uns das Unnötige derselben vor Augen führt. Die baaren Fonds einschließlich der im Tresor liegenden Solawechsel der Aktionäre betragen bei der Aachen-Münchener 0,39 Prozent der bei ihr versicherten Werte oder den vierfachen Betrag der Jahresprämie, bei der Magdeburger nur 0,23 Prozent des Versicherungskapitals oder die 1½fache Jahresprämie. Mit dem Verbrauch dieser Fonds und der Jahreseinnahmen ist die Zahlungsverbindlichkeit der Aktiengesellschaften zu Ende. Die Sicherheit der in Gotha Versicherten (die Verfassung der Gothaer haben sich alle andern Gegenseitigkeitsgesellschaften zum Muster genommen) beruht auf der Nachschußverbindlichkeit der Mitglieder bis zum vierfachen Betrage einer Jahresprämie, eine Verpflichtung, welche bei der Höhe der Vorprämie wohl nie an die Versicherten herantreten wird. Die beste Garantie der Versicherten liegt in der Reellität und Sparsamkeit der Verwaltung. Durch Verringerung der Verwaltungskosten und durch Wegfall der Dividenden und Zinsen kann dem Publikum die Wohlthat der Versicherung wesentlich billiger erwiesen werden.

Wir ersehen ferner aus der Tabelle die Unwahrheit der Behauptung, daß infolge der Konkurrenz die Prämien bereits auf der niedrigsten Stufe angelangt seien. Wie die nachfolgende zweite Tabelle zeigt, sind die Prämien noch heute trotz ihrer angeblichen Niedrigkeit imstande, den Aktionären erkleckliche Dividenden einzubringen.

Digitized by Google

Laufende Nr.	Name der Gesellschaft.	Gründungsjahr	Von der Jahresprämie wurde verbraucht			Der rechnungsmäßige Überschuß betrug	Der Überschuß entsteht				Der Überschuß wurde verwendet		
			Brandschaden	Verwaltung	Überschuß		aus der Jahresprämie			aus Zinsen	zu Dividenden		zur Verstärkung der Fonds
								der Einzahlung					
			Proz.	Proz.	Proz.	Tausend	Tausend	Proz.	Tausend	Tausend	Proz.	Tausend	Tausend
1	Berlinische F.-V.-A.-G.	1812	35	29	36	463	357	29 3/4	106	31 1/8	380	83
2	Leipziger	1819	40	22	38	1079	769	64 1/12	310	53	636	443
3	Vaterländische in Elberfeld	1822	51	33	16	716	430	35 5/6	280	40	480	236
4	Aachen-Münchener	1826	56	25	19	1866	1179	65	687	70	1260	606
5	Colonia in Köln	1839	39	28	33	1583	1038	57 2/3	545	58 1/2	1050	533
6	Deutscher Phönix, Frankfurt a. M.	1841	44	30	26	839	609	32 1/2	230	34 2/5	649	190
7	Preuß. National, Stettin	1845	52	29	19	425	222	9 9/10	203	18	405	20
8	Schlesische in Breslau	1848	59	26	15	439	234	13	205	20	360	79
9	Thuringia in Erfurt	1853	56	30	14	640	589	43	51	20	270	319
10	Oldenburger	1857	57	34	9	92	53	8 5/6	38	8	48	5
11	Deutsche F.-V.-A.-G., Berlin	1861	46	38	16	115	56	9 1/2	59	11	66	49
12	Gladbacher	1862	49	43	8	173	88	7 1/2	85	10	120	53
13	Preußische in Berlin	1867	49	47	4	43	27	4 1/2	16	0	—	43
14	Westdeutsche in Essen	1867	65	30	5	122	50	4 1/6	72	6	72	50
15	Norddeutsche in Hamburg	1868	60	30	10	158	29	1 14/15	129	7 1/2	112	46
16	Transatlantische, Hamburg	1872	68	26	6	186	70	5 5/6	116	8	96	90
						Durchschnitt: 24 1/2						

Diese Gewinnaufstellung widerlegt aufs bestimmteste die Klagen der Gesellschaften über zu niedrige Prämien, auch ihre und ihrer Preßorgane Behauptung, daß die hohen Dividenden einzelner Gesellschaften nur aus den Zinsen der Überschüsse früherer Jahre erzielt würden. Sehen wir nun auch, in welchem Verhältnis sich diese Überschüsse zu dem eingezahlten Aktienkapital verhalten.

Laufende Nr.	Name der Gesellschaft	Eingezahltes Kapital Tausend	Angesammelte Fonds Tausend	Die Fonds betragen Prozent des eingezahlten Kapitals
1	Berlinische	1200	667	55
2	Leipziger	1200	3408	284
3	Vaterländische in Elberfeld	1200	3222	268
4	Aachen-Münchener	1800	10295	561
5	Colonia in Köln	1800	7962	441
6	Deutscher Phönix in Frankfurt a. M.	1885	1443	76
7	Preuß. National in Stettin	2250	979	43
8	Schlesische in Breslau	1800	890	46
9	Thuringia in Erfurt	1350	1394	103
10	Providentia in Frankfurt a. M.	1714	995	58
11	Oldenburger	600	209	34
12	Deutsche in Berlin	600	210	35
13	Gladbacher	1200	362	30
14	Preußische in Berlin	600	43	7
15	Westdeutsche in Essen	1200	253	20
16	Norddeutsche in Hamburg	1500	425	28
17	Transatlantische in Hamburg	1200	468	39

Digitized by Google

Diese Überschüsse, welche in den Abrechnungen unter den Titeln „Reservefonds," „Sparfonds," „Kapitalreserve" u. a. m. erscheinen, machen bei einzelnen Gesellschaften das zwei- bis fünfundeinhalbfache des eingezahlten Aktienkapitals aus. Nicht aus den Zinsen des riskirten Kapitals der Aktionäre kommen die Dividenden, wohl aber ermöglichten die seit Dezennien dem Publikum zu viel abgenommenen Prämien den Aktionären neben reicher Verzinsung des Anlagekapitals noch dessen Verdopplung und Verfünffachung.

Gesetzt, die Verwaltungskosten der Aachen-Münchener wären die denkbar billigsten — obgleich sie beim Wegfall der hohen Tantiemen und Provisionen und bei Vereinfachung des Vorstandes sich noch wesentlich geringer gestalten würden —, so würden durch allgemeine Reduzirung der Verwaltungskosten auf das Niveau der Aachen-Münchener bei den obigen 36 640 Millionen Versicherungssumme 16 615 200 M. gespart werden, an Zinsen und Dividenden könnten 9 143 149 M. in Wegfall kommen; das macht in Summa 25 758 349 M., eine Ersparnis, welche eine Durchschnittsprämie von 1,46 Promille oder eine Prämienverminderung von 30 Prozent gestatten würde.

Der Entrüstungsschrei der Gesellschaften in ihren auf das Reskript des Fürsten Bismarck erlassenen Repliken und in der ihnen ergebenen Presse ist aber auch ungerechtfertigt dem nichts weniger als kollegialischen Verfahren gegenüber, welches sie gegen sich auf dem Felde der Konkurrenz treiben. Dieses Verfahren führt zu Schlüssen, die zu der Geschäftsführung der meisten Anstalten kein Vertrauen erwecken können. Ein Abjagen der Geschäfte — „ausspannen" ist der terminus technicus im Assekuranzjargon — durch Vorspiegelung von Thatsachen, welche die Solvenz und Koulanz des Konkurrenten verdächtigen sollen, und durch Unterbieten der Prämien ist das alltägliche Verfahren der Organe der Gesellschaften, ihrer Acquisitionsbeamten und Agenten. Das Manöver des Acquirirens bewegt sich nur selten in den Formen des geschäftlichen Anstandes oder der Kollegialität; oft greift es zu den niedrigen Mitteln der Verleumdung und Bestechung. Eine vom Glück durch gute Abschlüsse minder begünstigte Gesellschaft wird ihren Kunden durch versteckte Redensarten, durch vielsagendes Achselzucken und durch Zusendungen anonymer Flugschriften als wenigstens nicht mehr zweifellos sicher hingestellt. Wir erinnern uns noch des widerlichen Gebahrens der Schwestern während der Agonie der „Berlin-Kölnischen," um soviel als möglich von dem Geschäfte der noch Lebenden zu erben, sowie des auffälligen Treibens einiger Gesellschaften bei der Teilung des Kundenkreises des in Liquidation gegangenen „Adlers." Falscher Vorspiegelungen wegen muß mancher Versicherte noch auf Jahre hinaus doppelte Prämien zahlen, denn er ließ sich bewegen, trotz seiner noch nicht abgelaufenen Police einen neuen Versicherungsvertrag bei einer andern Gesellschaft zu schließen. Treulose Beamte und wortbrüchige Agenten im Besitze der Abschriften der Versicherungs- und Ablaufsregister der Konkurrenz sind gesuchte Personen. Der Vorfall, der

Digitized by Google

unlängst zwischen der Deutschen Transportversicherungsgesellschaft in Berlin und dem Rheinisch-Westfälischen Lloyd in Gladbach sich ereignete und das Eingreifen der Staatsanwaltschaft veranlaßte, steht auch bei andern Zweigen des Versicherungsgeschäftes nicht vereinzelt da.

Nicht unerwähnt darf auch der Mangel an Anstandsgefühl bleiben, womit viele Gesellschaften zu den von Geheimmittelschwindlern und Wurmdoktoren als probat erfundenen Mitteln der Reklame greifen. Gleichwie jene über erfolgte Heilungen, lassen sie sich für „prompt und koulant" regulirte Brandschäden Danksagungen von den Beschädigten ausstellen und geben diese, in Broschüren vereinigt, den Agenten und Beamten als schätzbares Material zur Heranziehung des bereits mißtrauisch gewordenen Publikums.

Die Anzahl der bestehenden Doppelversicherungen, zu deren Eingehung der betreffende Versicherte durch übergroße Provisionsjägerei gewissenloser Agenten veranlaßt worden ist, deren Unrecht den betreffenden Gesellschaften mit zur Last fällt, wenn sie trotz Einsicht in die Verhältnisse auf ihrem Schein bestehen und eventuell die Prämien einklagen, zeigt auch die Unzulänglichkeit der polizeilichen Präventivkontrole, wie diese laut Gesetz vom 22. Mai 1837 für Preußen besteht. Diese Kontrole ist vollständig unwirksam, daher überflüssig, sie kann sogar insofern dem Publikum schädlich werden, als sie durch Verschleppung der polizeilichen Versicherungsgenehmigung die Wirkung der Versicherung verzögert. Baiern, wo eine ähnliche Kontrole bestand, hat die Unzulänglichkeit derselben und die mit ihr verbundenen Übelstände erkannt und das Gesetz im Jahre 1872 aufgehoben.

Durch die vielfachen zweifelhaften Manipulationen bei Acquisition und Schadenregulirung und durch den Zusammenbruch mancher Gesellschaften, wodurch die innern Schäden des Geschäfts ad oculos demonstrirt worden sind, hat sich das Vertrauen des großen Publikums zum Versicherungsgeschäft sehr gelockert. Eine Befestigung desselben ist angesichts der hohen Bedeutung der Assekuranz für das Wohlergehen des Volkes und die Sicherheit des Volksvermögens durchaus notwendig. Sind doch bei den obengenannten Gesellschaften allein für vierzig Milliarden Werte gegen den elementaren Schaden des Feuers versichert. Das höchste Interesse des Staates muß sich auf diesen Zweig der Volkswirtschaft hinlenken, er darf nicht länger die gleichgiltige Rolle spielen, zu der ihn die Anhänger der manchesterlichen laissez-faire-Theorie verurteilen wollen. Wo einzelne oder vereinigte Privatpersonen mit ihren Kräften nicht mehr helfen können, hat der Staat das Recht und die Pflicht, mit seinen Mitteln einzutreten; das Geschäft der Feuerversicherung in seiner heutigen Verfassung kann nicht mehr allen an dasselbe herantretenden Ansprüchen genügen.

Eine Verstaatlichung des Versicherungsgeschäfts durch Ankauf der Gesellschaften dürfte sich vermeiden lassen; die Besserung der Zustände ließe sich schon herbeiführen durch Erlaß eines allgemeinen deutschen Versicherungsgesetzes und

Digitized by Google

durch Verschmelzung der schon bestehenden 61 deutschen örtlich beschränkten Feuerversicherungssozietäten der Provinzen, Landschaften und Gemeinden in eine allgemeine deutsche Landesfeuerkasse.

Mit Rücksicht auf seinen Charakter, welcher wesentlich von dem andrer Geschäfte abweicht, erfordert das Versicherungsgeschäft auch eine besondre sachgemäße Gesetzgebung. Alle bis jetzt wegen des Versicherungswesens erlassenen gesetzlichen Bestimmungen entsprechen weder den Bedürfnissen des Publikums noch denen der Gesellschaften. Das uns schon seit Jahren in Aussicht gestellte Reichsversicherungsgesetz muß alle Verordnungen der Einzelstaaten beseitigen und in Geschäftsführung und Rechnungslegung, Besteuerung der Gesellschaften, Agentenwesen, Schadenregulirung und staatliche Aufsicht Einheit bringen. Das staatliche Aufsichtsrecht muß streng gewahrt und im wahren Sinne des Wortes ausgeführt werden. Es darf nicht darauf beschränkt sein, daß irgend ein des Geschäfts unkundiger Regierungskommissar durch Anwesenheit bei den Generalversammlungen den spekulativen Beschlüssen derselben die behördliche Sanktion erteilt. Strenge Kontrole der Geschäftslage durch außerordentliche Durchsicht der Bücher und Prüfung der Abschlüsse sind allein imstande, das Publikum vor Verlusten zu schützen. Mehrere Gesellschaften halten die Veröffentlichung ihrer Bilanzen zurück oder bringen sie so dunkel und verschleiert, daß sie selbst dem Fachmanne erst nach gründlicher Sezirung der einzelnen Posten und Zahlen verständlich sind. Sie haben sogar die Versicherungspresse zu dem Ausspruche veranlaßt, daß sie Grund zu dieser Lichtscheu haben müssen. Die mit Erteilung der Konzession verbundene Bedingung des staatlichen Aufsichtsrechts, wie solches bisher geübt wurde, vermochte nicht den plötzlichen Bankerott von Gesellschaften zu verhüten,*) sie vermehrte dadurch noch die Verluste des Publikums, weil dieses die staatliche Aufsicht als staatliche Garantie verstand und daher umso vertrauensseliger seine Ersparnisse den unsoliden Instituten übergab. Auch muß die Kritik der bei uns arbeitenden Gesellschaften nicht, wie bisher, nur in der den engsten Kreisen zugehenden Fachpresse, sondern auch von politischen Zeitungen ausgeübt und dadurch dem Publikum bekannt gemacht werden.

Die Schadenregulirungen dürfen nicht ohne Zuziehung eines staatlichen Kommissars erfolgen, welcher einerseits die Gesellschaft vor ungerechtfertigten Ansprüchen durch die Autorität der ihm zur Seite stehenden Gewalt schützt, aber auch andrerseits den schuldlos Beschädigten vor Ausnutzung seiner Notlage bewahrt. Die Regulirung muß spätestens acht Tage nach dem Brande erfolgen, sie hat durch einen von der Gesellschaft Bevollmächtigten zu geschehen, dessen Abmachungen nicht erst der Genehmigung der Gesellschaft bedürfen. Nach heutigem Gebrauch sind wohl die Erklärungen des Beschädigten für diesen bindend,

*) Die „Patria" machte zehn Tage nach der Geschäftseröffnung Bankerott, der „Vater Rhein" hat sein Leben nicht über das Säuglingsalter gebracht.

Digitized by Google

die des mit der Schadenermittelung betrauten Gesellschaftsbeamten sind es jedoch nicht für seine Auftraggeberin. Die Folgen dieses Verfahrens sind stets nachteilig für den Versicherten. Die Auszahlung des festgestellten Schadens muß innerhalb acht Tagen nach erfolgter Schlußverhandlung geschehen. Der Agent der Gesellschaft darf von dieser nicht nur als Geschäftszuschlepper betrachtet werden, sondern muß als deren Bevollmächtigter dem Publikum gegenüberstehen. Für alle durch den Agenten eingegangenen auf das einzelne Geschäft Bezug habenden Verbindlichkeiten muß die Gesellschaft verantwortlich bleiben. Eine für das ganze Versicherungsgeschäft heilsame Purifikation des Agentenstandes würden die Folge dieser Verordnung sein.

Für eine sachgemäße Besteuerung werden die Gesellschaften durch ihre Organe selbst plaidiren; hier genüge es, auf die Ungerechtigkeit, welche in dem jetzigen Modus liegt, hinzuweisen.

Die Aufhebung der jetzt in den Policen ihr Unwesen treibenden rigorosen Versicherungsbedingungen, deren Durchführung den Versicherten rechtlos machen und der „Koulanz" der Gesellschaften überliefern, und die Einführung eines allgemeinen Versicherungsrechts, welches im ganzen Reiche gilt und die Rechte und Pflichten beider Kontrahenten genau präzisirt, sowie die einheitliche Regelung der Verordnungen in Bezug auf Errichtung neuer und Zulassung auswärtiger Gesellschaften gehören zu dem Gesetze über die Geschäftsführung. Die Prämien müssen auf Grund der Erfahrungen der jetzt bestehenden Gesellschaften und Sozietäten nach Maßgabe der Bauart und Lage des Risikos, der Art des in ihm betriebenen Gewerbes und der Verhältnisse seiner Provinz oder seiner Landschaft tarifirt werden. Eine Abweichung von den normirten Prämien darf nicht gestattet sein. Die fortschreitende Statistik giebt uns die Mittel, auch für die besonders feuergefährlichen Gewerbe den richtigen Prämiensatz zu finden, und hiermit die Möglichkeit, dem in diesen Unternehmungen angelegten Volksvermögen die Versicherung zugänglich zu machen. Bis jetzt haben sie sie dort nur unter unbilligen, erschwerenden Umständen, wenn sie ihnen nicht gänzlich verweigert wird. Der Segen der Versicherung darf auch nicht den kleinen „nicht lohnenden" Objekten entzogen werden. 10 000 Mark in zehn kleinen Versicherungen machen allerdings den Gesellschaften und Agenten mehr Mühe und Arbeit als ein einziges Objekt von 10 000 Mark; für den Volkswirt hat aber die Erhaltung des Bestandes beider Kategorien dieselbe Bedeutung. Da eine allgemeine Annahmepflicht aller an sie herantretenden Risiken den Gesellschaften nicht aufgenötigt werden kann, so sind die jetzt in Deutschland zerstreut und auf beschränkte Geschäftsgebiete angewiesenen Sozietäten zu einer allgemeinen deutschen Landesfeuerkasse mit obligatorischer Versicherungsannahme aller sich ihr anbietenden versicherungsfähigen Objekte zu vereinigen. Durch diese Umformung der Sozietäten in eine große, ganz Deutschland umfassende Landesfeuerkasse wird der bisherige Hemmschuh an der segensreichen Entwicklung

Digitized by Google

dieses dritten Systems der Feuerversicherung beseitigt werden: die Einengung des Geschäftsbetriebs auf beschränktem Gebiete, wodurch das Risiko unverhältnismäßig hoher Brandschäden ermöglicht wird. Die damit verbundene Gefahr zu hoher Beiträge hat bisher viele Versicherungsnehmer vom Beitritt zu den Sozietäten abgehalten. Je mehr die Geschäfte der Versicherung gegen elementare Schäden örtlich ausgedehnt sind, umsomehr verringert sich die Höhe der Gesamtschäden durch gleichmäßige Verteilung der Verluste, und in demselben Maße reduziren sich die zur Deckung der Schäden notwendigen Prämien.

Mit dieser Landesfeuerkasse, wie sie schon den preußischen Gesetzgebern des vorigen Jahrhunderts vorschwebte, wird auch nichts neues geschaffen, sondern nur die schon bestehenden alten, notwendigen Institute durch eine zeitgemäße Reform verbessert und zur Erfüllung ihrer Aufgabe fähiger gemacht. Sie tritt frei von allen Konzessionen in freie Konkurrenz mit den schon bestehenden Gesellschaften, deren Versicherungsbedingungen mit den ihren auf gleichen Normen beruhen, und welche wie sie von der Öffentlichkeit und dem Staate kontrolirt werden. Von ihrem Zentralsitze aus leitet sie die Direktionen in den Landes- oder Provinzial-Hauptstädten. Aus den Amtsstuben der Bürgermeister und Ortsvorsteher müssen die Geschäfte der Landesfeuerkasse in spezielle Reichsversicherungsämter verlegt und von jeder büreaukratischen Schablone befreit werden. In diese darf auch kein büreaukratischer Zopfgeist einziehen, sondern in ihnen soll eine frische, freie, individualisirende Verwaltung unter fachmännisch geschulten Beamten herrschen, gleich denen der Post oder der Reichsbank. Der freie Wettkampf wird zeigen, auf welcher Seite die Gunst des Publikums steht und welchem von den jetzt herrschenden drei Systemen des Versicherungsgeschäftes die Zukunft gehört.

Die deutsche Universitäts-Entwicklung in den letzten fünfzig Jahren.

Von dem vielgenannten französischen Nationalökonomen Paul Leroy-Beaulieu rührt die Behauptung her, daß die Berufe, welche Universitäts- oder höhere Schulbildung voraussetzen, die Tendenz zeigen, immer niedriger bezahlt zu werden, eine Erscheinung, welche er auf die große Konkurrenz infolge der Verallgemeinerung der Bildung zurückführt. So sonderbar das klingt, so ist man gegenüber der Zunahme des Universitätsstudiums in Deutschland während der letzten fünfzig Jahre

Digitized by Google

in der That geneigt, zu glauben, daß eine Überproduktion mit den erwähnten Folgen auch bei uns im Anzuge sei. Daß die gewerblichen und kommerziellen Berufsarten überfüllt sind, ist keine neue Klage — daß die liberalen Professionen ebenfalls davon bedroht seien, nahm man bisher nicht allgemein an, und doch scheint gleichwohl Anlaß genug zu solcher Befürchtung vorhanden. Von Professor Conrad in Halle, einem als Nationalökonomen und Statistiker gleich angesehenen Universitätsgelehrten, ist diese Gefahr neuerdings zum Gegenstande eingehendster Untersuchungen*) gemacht worden, deren Hauptergebnisse wegen des allgemeinen Interesses, das sich an sie knüpft, wohl verdienen, in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Auf sämtlichen deutschen Universitäten hat im Laufe von hundert Semestern, von 1833/34 bis 1883, die Zahl der Studenten von 13097 bis auf 25084 zugenommen, oder, um Mittelzahlen zu geben, von 11784 im Durchschnitte der zehn Semester 1833/34 bis 1838 auf 22003 im Durchschnitte der zehn Semester 1878/79 bis 1883. Besonders seit 1860 hat die Steigerung der Frequenz begonnen, und nach 1870 einen solchen Geschwindschritt angeschlagen, daß in 22 Jahren, von 1860 bis 1883, sich die Zahl verdoppelte. In jedem Semester vermehrten sich die Studenten um einige hundert Köpfe, und namentlich seit 1877/78 ging die Zunahme so stark vor sich, daß sie den Eindruck hervorruft, „als ob in jedem Semester eine Universität wie Straßburg neu begründet worden wäre." Eine ähnliche Hochflut wurde vor mehr als fünfzig Jahren beobachtet — im Wintersemester 1830/31. Während unmittelbar nach den Freiheitskriegen der Besuch der Universitäten äußerst schwach gewesen war, drängten sich in den zwanziger Jahren so viele Lernbegierige heran, daß ihre Zahl bis zum genannten Semester auf 15751 stieg, freilich um sich schon in den nächsten Jahren wieder merklich zu verringern. Im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung waren im Wintersemester 1830/31 ebensoviele Studenten wie im Wintersemester 1882/83 immatrikulirt — 52,5 auf 100000 Einwohner. Faßt man aber die Durchschnittszahlen ins Auge, so gab es in den letzten zehn Semestern durchschnittlich 49 Studenten unter 100000 Einwohnern gegenüber 38 vor fünfzig Jahren.**)

Diese Zunahme ist natürlich nicht in allen Fakultäten gleichmäßig gewesen. Im Gegenteil nimmt man wahr, daß im Laufe der Zeit die einzelnen Wissenszweige an der Gesamtzahl aller Studirenden sich sehr verschieden beteiligt zeigen. Während vor fünfzig Jahren unter 100 Studenten 27 Juristen, 21 Mediziner,

*) Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten fünfzig Jahre. Jena, Gustav Fischer, 1884. VI, 243 S. und mehrere kartographische Tafeln.

**) Im folgenden ist, wo nichts andres gesagt ist, immer der Durchschnitt aus den zehn Semestern 1878/79 bis 1883 dem aus den zehn Semestern 1833/34 bis 1838 gegenübergestellt, was, um es nicht beständig im Texte wiederholen zu müssen, hier ein- für allemal bemerkt sei.

Digitized by Google

23 evangelische und 9 katholische Theologen und 20 sogenannte Philosophen waren, setzt sich gegenwärtig die alma mater aus 24 Prozent Juristen, 21 Prozent Medizinern, 12 Prozent evangelischen, 3 Prozent katholischen Theologen und 40 Prozent Philosophen zusammen. Demnach hat sich die Zahl der Theologen und Juristen verringert, die Zahl der Mediziner ist gleich geblieben und die der Philosophen gestiegen. Übrigens ist dieses Ergebnis nicht die Folge eines regelmäßigen Steigens oder Fallens, sondern es treten in den einzelnen Fakultäten beträchtliche Schwankungen auf. Die Juristen betrugen zuweilen schon 34 Prozent aller Studirenden, und die Zahl der Theologen zeigt bald Zunahme, bald Abnahme.

Eine Fakultät hat an der geistigen Überproduktion keinen Teil — die theologische. Die Zahl der evangelischen Theologen hat sich von 2674 auf 2569, die der katholischen von 1031 auf 696 gemindert, ja es gab sogar Perioden, wo die Zahl der ersteren wenig über 1600 im Semester hinausging, so 1850 bis 1853/54 und 1874/75 bis 1878. Während vor fünfzig Jahren auf 100000 Einwohner 9 evangelische und 3 katholische Theologen kamen, sind es jetzt deren nur 6 und $1\frac{1}{2}$, und diese Zahlen würden noch niedriger ausfallen, wenn nicht in den letzten Semestern ein bemerkenswerter Aufschwung eingetreten wäre. Nachdem nämlich im Wintersemester 1876/77 die Zahl der evangelischen Theologen auf 1539 gesunken war, sodaß statt der 16 Theologie Studirenden auf 100000 protestantische Einwohner am Anfang der dreißiger Jahre nur 7 am Ende der siebziger Jahre kamen, vollzog sich eine erfreuliche Wendung. „Es ist, wie Professor Conrad sich ausdrückt, als ob die Jugend plötzlich erschrocken wäre über den exorbitanten Rückschritt und mit einemmale versucht hätte, den Ausfall auszugleichen.“ Vorübergehend war durch diese Erscheinung ein Mangel an Geistlichen, wenn auch nicht in allen Teilen Deutschlands, hervorgerufen. Gegenwärtig ist indes der Bedarf gedeckt, die frühere Sorge um den Nachwuchs ist gegenstandslos geworden, ja es ist sogar auf diesem Gebiete in nächster Zeit eher eine Überfüllung zu vermuten.

Die zeitweilige Verminderung der Theologen beruhte auf verschiednen Ursachen. Die große Rolle, welche in früheren Jahrhunderten die theologische Fakultät an den Universitäten spielte, spielt sie heute nicht mehr. Galt es früher als eine besondre Ehre, dieser Fakultät anzugehören — ließen sich doch Philosophen und Philologen bei ihr einschreiben —, so hat sich diese Tradition mit der Zeit verloren. Weiter schreckte der unzulängliche Gehalt an den meisten Pfarren, „von denen eine große Zahl wahre Hungerlöhne gewährte,“ viele ab, sowie auch nach der Auffassung der deutsch-evangelischen Kirchenkonferenz in Eisenach vom Jahre 1874 „die Unzulänglichkeit der vorhandnen Unterstützungsmittel für die Gymnasialvorbildung und die Subsistenz der Theologie Studirenden auf den Universitäten“ von Einfluß war. In der That weist Conrad wenigstens für Halle nach, daß Söhne von Handwerkern und Bauern relativ

Digitized by Google

seltener als früher sich dem Studium der Theologie widmen. Neben diesen äußern Gründen haben der allgemein weniger rege kirchliche Sinn der gebildeten sowohl als der untern Klassen, der sich schon auf den Schulen breitmachende skeptische Zeitgeist, in Preußen auch die intolerante Haltung der obersten Kirchenbehörde, welche die Geistlichen für jede Abweichung vom Dogma mit rigoroser Strenge zur Verantwortung zog, zu der Verminderung beigetragen. Daß dann in den letzten Jahren sich wieder ein lebhafter Andrang zum theologischen Studium gezeigt hat, erklärt sich aus dem „konservativen Zuge, der unzweifelhaft über unser Vaterland hingeht, aus der Reaktion gegen die Unkirchlichkeit der letzten Dezennien, in der man die Hauptquelle der sozialdemokratischen, roh materialistischen Revolutionsbewegung unsrer Zeit in den untern Klassen sieht."

In der Juristenfakultät hat die Zahl der Studenten sich von 3235 auf 5245 gehoben, d. h. während früher auf 100000 Einwohner 10,4 Studirende kamen, werden gegenwärtig 11,6 gerechnet. Von der gesamten Universität machten die Juristen vor fünfzig Jahren 27 Prozent, jetzt 24 Prozent aus. Gerade in diesem Wissenszweige sind sehr erhebliche Schwankungen zu registriren. Wenn auch die Maximalziffer von 5426 Juristen im Sommersemester 1883 noch nie vorher erreicht war, so kommt, abgesehen vom letzten Jahrzehnt, wo die Frequenz eben im Steigen begriffen ist, schon in den dreißiger Jahren ein ähnlicher Andrang vor. Im Wintersemester 1830/31 studirten 4551 Juristen, d. h. etwa 15 auf 100000 Einwohner, ein Verhältnis, hinter welchem die Gegenwart glücklicherweise zurückbleibt. Das heutige Verhältnis ist dasselbe, wie es sich im Durchschnitt der Semester 1846/47 bis 1856 zeigt. Dann sank die Zahl der Juristen bis auf 4000—4100, d. h. 7,4 auf 100000 Einwohner, hatte im Kriegsjahre 1870/71 einen sehr niedrigen Stand mit 2535, und ging dann schnell bis zu der namhaft gemachten Höhe empor.

Exakte Untersuchungen über die Zahl der Studenten, welche ihre Examina absolviren und es bis zu einer ihren juristischen Kenntnissen entsprechenden Stellung bringen, sowie über den Bedarf des Staates an juristisch gebildeten Persönlichkeiten lassen sich für das deutsche Reich nicht anstellen. Für Preußen gelangt Professor Conrad dazu, eine „kaum dagewesene Überfülle" anzunehmen, denn seit 1876/80 stehen einem jährlichen Angebote von etwa 300 erledigten Plätzen 354 Aspiranten, seit 1880 mehr als 500 gegenüber. Diesem Übelstande könnte natürlich eine Verschärfung der Prüfungsbedingungen am zweckmäßigsten abhelfen. Es müßte das Quadriennium eingeführt und auf diese Weise z. B. dem Studium der Nationalökonomie und Statistik ein breiterer Raum gegönnt werden, als es bisher wenigstens in Preußen der Fall war.

Die Zahl der Mediziner stieg in fünfzig Jahren von 2508 auf 4563, d. h. von 8 Studenten unter 100000 Einwohnern auf 10, eine Zunahme, die wohl als eine mäßige bezeichnet werden darf. Die Nachfrage nach ärztlicher Für-

Digitized by Google

sorge ist jetzt eine größere als vor Jahrzehnten. Dazu kommt, daß der Ruf unsrer Gelehrten gerade unter den Medizinern eine wachsende Zahl von Ausländern anlockt, die nach Absolvirung ihrer Studien in Deutschland in die Heimat zurückkehren. Gegenwärtig stammen 7 Prozent aller Mediziner aus dem Auslande. Während der letzten Semester hat übrigens auch die medizinische Fakultät einen lebhaftern Zuspruch erfahren. Im Sommersemester 1882 studirten 5280, dann 5539, im Sommersemester 1883 sogar 6172 Mediziner, d. h. 11—11,5 auf 100 000 Einwohner. Die Bedarfsfrage stellt sich infolge dessen so, daß während in den letzten zehn Jahren auf die 13 144 Ärzte im deutschen Reiche (im Jahre 1879) durchschnittlich 3360 Studenten der Medizin kamen, d. h. auf 100 Ärzte 25 Studirende (nach Abzug der Ausländer), in der Zeit von 1881/82 diese Zahl auf 35 gestiegen ist. Da es indes fraglich ist, inwieweit die vorhandene Zahl von Ärzten dem Bedürfnis entspricht, so brauchen Besorgnisse wegen Überfüllung bis jetzt kaum gehegt zu werden.

Die stärkste Zunahme der studirenden Jugend weist die philosophische Fakultät auf, denn die Zahl ihrer Mitglieder stieg von 2336 auf 8930, oder von 8 Studenten unter 100 000 Einwohnern auf 20. Sie umfaßt gegenwärtig 40 Prozent aller Studirenden, während sie vor fünfzig Jahren nur 20 Prozent derselben einschloß. Wie man weiß, birgt diese Fakultät sehr heterogene Wissenszweige, deren Zunahme keine gleichmäßige war. Der Stand des Jahres 1841 — weiter zurückzugehen gestatten die Quellen nicht — zeigt 68,2 Prozent Philosophen, Philologen, Historiker, Naturwissenschafter und Mathematiker, 10,5 Prozent Kameralisten und Landwirte, 6,3 Prozent Forstwirte, 10 Prozent Pharmazeuten und 5 Prozent Technologen. Im Jahre 1881 dagegen ist die erste Gruppe mit 84,4 Prozent vertreten; auf die Kameralisten und Landwirte fallen 5,9, auf die Forstwirte 1,9, auf die Pharmazeuten 7,4, auf die Technologen 0,14 Prozent. Die gewaltige Steigerung der Frequenz der philosophischen Fakultät ist also auf die Hauptfächer derselben zurückzuführen. Bei weiterer Trennung dieser in die beiden Gruppen der Philosophen, Philologen und Historiker einerseits, sowie der Naturwissenschafter, Mathematiker und Geographen andrerseits fällt der Löwenanteil der Zunahme auf die letztere. Setzt man die durchschnittliche Zahl der Studirenden in den Semestern 1836 bis 1845 gleich 100, so wuchs bis 1881/1882 die Zahl der Philologen und Historiker auf 275, die der Naturwissenschafter und Mathematiker auf 1007, die der Studenten in den übrigen Fächern auf 151, die aller Mitglieder der philosophischen Fakultät auf 305. Die enorme Bedeutung, welche die Naturwissenschaften in der modernen Kulturentwicklung gewonnen haben, erhellt hieraus zur Genüge. Namentlich solche, die sich einst dem Lehrfache widmen wollen, sind in diese Fakultät eingetreten, und eben deswegen beklagt man gerade bei diesem in neuerer Zeit eine gewisse Überfüllung.

Digitized by Google

Hinter der zunehmenden Frequenz der Universitäten ist der Besuch der technischen Hochschulen in seinem Wachstum nicht zurückgeblieben. Von 3588 in der Periode 1868/72 ist die Zahl der Studirenden an sämtlichen deutschen Hochschulen auf 5062 in der Periode 1877/78 bis 1881/82 gestiegen. Die Gründerperiode insbesondre trug zur Steigerung bei, denn in der Periode 1872/73 bis 1876/77 gab es durchschnittlich 6039 Studirende. Dagegen betrug der Durchschnitt der Semester 1881/82 nur 4226. Eine Vergleichung der Frequenz beider Institute, der Universitäten und der technischen Hochschulen, lehrt, daß die der erstern stärker zugenommen hat. Setzt man die Frequenz der Semester 1868/69 gleich 100, so stieg dieselbe bis 1881/82 bei den Universitäten auf 169, bei den technischen Hochschulen auf 126. Allerdings wies der Durchschnitt der Jahre 1876/77 bei den letztern bereits eine Steigerung auf 196 nach, während bei den Universitäten ein Rückschlag zu Tage trat.

Es versteht sich von selbst, daß neben den Lernenden die Zahl der Lehrenden an den Universitäten sich ebenfalls erheblich vergrößern mußte. So ist denn auch die Zahl derselben, die im Jahre 1835 sich auf 1186 bezifferte, bis zum Jahre 1880 auf 1809 gewachsen, d. h. während in der ersten Periode auf einen Dozenten noch nicht ganz 10 Studenten kamen, hatte in der letzten ein Dozent 12 Zuhörer im Durchschnitt. Conrad hält diese Zunahme für eine der Studentenfrequenz entsprechende, indes scheint, sofern es überhaupt möglich ist, aus dieser Durchschnittsziffer Schlüsse zu ziehen, auch eine andre Auffassung gestattet. Hätte man die Möglichkeit, die Lehr- oder Lernmasse zu überblicken, d. h. die Zahl der Vorlesungen, Übungen ꝛc., die gehalten werden, worauf der Verfasser wegen den entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht hat eingehen können, so würde sich vielleicht ein Mißverhältnis zwischen der Zahl der Dozenten und ihren Leistungen herausstellen. Auf die Übungen, Seminarien, Kollegien u. dgl. m. pflegt der moderne Universitätsunterricht mit Recht großes Gewicht zu legen, und bei diesen muß ein größerer Zudrang notwendigerweise die Wirksamkeit des Unterrichts beeinträchtigen. Dazu kommt, daß der Durchschnitt von 12 Studenten auf einen Dozenten die bei den einzelnen Fakultäten oder Wissenschaften vorhandenen Differenzen nicht andeuten kann.

So kam in der philosophischen Fakultät im Jahre 1835 ein Dozent auf 4,53, im Jahre 1880 auf 8,72 Zuhörer, in der juristischen Fakultät auf 18,73, dann auf 26,25 Zuhörer. Oder nennen wir, was eigentlich richtiger ist, nur die Zahl der ordentlichen Professoren, da die außerordentlichen und die Privatdozenten in der Regel zu festen Leistungen nicht verpflichtet sind, so kommt in der philosophischen Fakultät im Jahre 1835 ein ordentlicher Professor auf 8,67, im Jahre 1880 auf 17 Studenten, in der juristischen Fakultät früher auf 33,38, jetzt auf 36,60, in der medizinischen Fakultät früher auf 18,04, jetzt auf 19,25, in der theologischen (evangelischen) endlich im Jahre 1835 auf 37,38, im Jahre 1880 auf 20,43 Studenten. Der relativ günstige Durchschnitt entspringt somit

Digitized by Google

aus dem Überschuß von Professoren in der theologischen und dem Mangel derselben in andern Fakultäten. Scheint in der medizinischen Fakultät die Errichtung neuer Lehrstühle mit der Entwicklung der Wissenschaften und der Zunahme der Studenten Schritt gehalten zu haben, kommt es ferner bei den juristischen Vorlesungen im allgemeinen, da Übungen in dieser Fakultät zu den seltenern Vorkommnissen gehören, auf eine Erhöhung der Durchschnittszahl der Studenten nicht an, so lassen die Zahlen der philosophischen Fakultät doch auf ein Mißverhältnis schließen. Bei ihr ist augenscheinlich die Fürsorge für Beschaffung neuer Katheder, dem Entwicklungsstande der betreffenden Wissenschaften gemäß, weniger lebhaft gewesen. In der That zeigen gerade die zu ihr gerechneten Wissensgebiete trotz der nicht zu leugnenden Entwicklung manche Lücken. Die Zahl der Professoren für Kunstgeschichte, romanische Philologie, Geographie, Nationalökonomie und Statistik ꝛc. könnte größer sein. Vielleicht erklärt es sich aus diesen Verhältnissen, daß die Zahl der Privatdozenten relativ gleich geblieben ist. Sie betrug im Jahre 1835 24,79, im Jahre 1840 26,9, im Jahre 1865 24,57, im Jahre 1875 26,9, im Jahre 1880 25,37 Prozent aller Universitätslehrer.

Es fragt sich nun, inwieweit die nachgewiesene Zunahme des Universitätsstudiums als erfreuliches Zeichen eines erweiterten Bildungsstrebens anzusehen sei. Conrad führt den Aufschwung zum kleinsten Teile auf den Idealismus der Jugend zurück; vielmehr sieht er ihn begründet in der bevorzugten sozialen Stellung der Studirten bei uns, der zu Liebe mancher auf pekuniäre Vorteile verzichtet; in der Verallgemeinerung der klassischen Bildung und Verbreitung der höheren Bildungsanstalten; endlich in der wirtschaftlichen Depression, die in letzter Zeit den Landwirt, den Kaufmann, den Handwerker u. s. w. darauf bedacht sein ließ, seine Söhne dem eignen ungewissen Erwerbszweige zu entziehen und dem Studium zuzuführen. Demgemäß erwartet er eine Abhilfe namentlich von einer Reorganisation des Schulwesens, welche die Zahl der Gymnasien und gelehrten Schulen reduziren, die der lateinlosen Real- und Mittelschulen vermehren soll; von einer Erhöhung des Schulgeldes in den Gymnasien, um den Strom von diesen abzuleiten und mit den Einnahmen die Kosten derselben decken zu können, damit die gegenwärtig denselben gewährten hohen Unterstützungen für andre Schulen frei werden; endlich von einer Änderung der Bedingungen der Vorbildung, wie sie für die Berechtigung zum einjährigen Dienst und für die Staatsämter aufgestellt sind. Da für viele Zweige erst das Reifezeugnis der höhern Schule den Zugang eröffnet, da man ferner mit dem Maturitätszeugnis einer Bürgerschule oder dem Primanerzeugnis einer Realschule dasselbe erreicht wie durch den Besuch der Sekunda eines Gymnasiums oder Realgymnasiums, so ziehen es die Eltern jetzt vor, ihre Kinder den höchsten Schulen zu übergeben, um ihnen alle Wege für die Zukunft offen zu halten.

Digitized by Google

Ohne Zweifel treten uns in diesen Ansichten höchst beachtenswerte Vorschläge entgegen, die viel für sich haben und in ernste Diskussion gezogen werden sollten. Gleichwohl scheint die Begründung der Zunahme des Universitätsstudiums nicht durchgängig einleuchtend, und namentlich der Einfluß der wirtschaftlichen Depression fraglich. Conrad sagt freilich selbst von dieser, daß sie nicht so durchgreifend wirke wie die andern, und legt ihr somit kein großes Gewicht bei, wir sind aber geneigt, eine Wirkung derselben ganz zu leugnen. Wenn dieselbe am Ende der siebziger Jahre vorhanden gewesen ist und sich vielleicht bis in den Anfang dieses Jahrzehnts hinein erstreckt hat, seit 1881/82 kann man von ihr nicht mehr reden, gerade die letzten vier bis fünf Semester weisen die kolossale Steigerung in der Zahl der Studenten auf. Sollte nicht aus dieser Zunahme vielmehr gefolgert werden dürfen, daß dem größern Teile der Bevölkerung die Mittel zum Unterhalt der Söhne auf den Universitäten in reichlichem Maße zur Verfügung stehen, von einer Notlage der Eltern also kaum gesprochen werden kann? Die auf den Universitäten vorhandenen Stipendien sind ja nicht so zahlreich, daß sie die jungen Leute geradezu anlocken. Es ist sehr zu bedauern, daß nicht auch der Beruf der Väter unsrer studirenden Jugend hat ermittelt werden können. Sollten die Hallischen Erfahrungen, daß in neuerer Zeit der Zuzug aus den untern Klassen gestiegen sei, für die andern Universitäten gleichfalls zutreffen, so spräche das mehr für unsre Auffassung als gegen dieselbe. Die untern Klassen beginnen ein Interesse für höhere Bildung erst dann zu bekunden, wenn sie ein gewisses wirtschaftliches Niveau erreicht haben und nicht mehr in hartem Kampfe die Mittel für das Alltäglichste erwerben müssen. Sind sie in der Lage, bei leidlichem Auskommen die Unterhaltungskosten für die Söhne auf den Universitäten mit bestreiten zu können, und unterziehen sie sich dem gern, so ist das gewiß ein Symptom idealistischer Gesinnung, das man nicht geringschätzen darf.

Wenn wir so die Idee bekämpfen, als ob ungünstige Aussichten in Bezug auf unsre Wirtschaftsverhältnisse die jungen Männer dem Studium in die Arme trieben, so erscheint es uns auch fraglich, ob mit aller Macht auf eine Verminderung des Zudranges zu den Universitäten hingearbeitet werden müsse. Deutschlands Export von Gelehrten ist seit Jahrzehnten vorhanden — sollte es nicht möglich sein, denselben noch mehr zu steigern? Wir erleben es täglich, daß überseeische Länder sich Professoren, Beamte und Lehrer aus dem deutschen Reiche holen, weil unser Sprachen- und Lehrtalent ein größeres zu sein scheint als das andrer Nationen. Und wenn nun der Deutsche an dem zwar nicht gewinnreichen, aber immerhin sein Auskommen und seine Lorbeeren bietenden Berufe, der Schulmeister für jedermann zu sein, Genüge findet, warum ihn daran hindern? Auch nationalökonomisch wirkt ein Absatz von Lehrkräften an das Ausland vorteilhaft. Fremde werden infolge dessen stets zahlreicher zu längerm oder kürzerm Besuche ins deutsche Reiche strömen, der Export von Lehr-

Digitized by Google

mitteln, die wir ſo gut fabriziren, wird ſich verſtärken — kurz, man wird dieſe „Arbeitsteilung in geiſtiger Hinſicht“ kaum zu beklagen haben.

Bei alledem bleiben natürlich Conrads Verbeſſerungsvorſchläge zu Recht beſtehen. Eine gewiſſe Beſchränkung der Studentenzahl, deren Anwachſen durch die Richtung des unteren Schulweſens begünſtigt wurde, dürfte immerhin am Platze ſein. Die Perſpektive, die wir eröffnet haben, kann natürlich nicht nach allen Seiten Abhilfe ſchaffen. So möchte auch die ſchon oft verlangte, vom Verfaſſer wieder aufs neue betonte geſetzliche Normirung einer verlängerten Studienzeit ſehr zweckmäßig ſein, denn ſie würde die Leiſtungen der Univerſitäten zu vollkommeneren geſtalten. In dieſer Richtung wäre die Nichtanrechnung des Militärdienſtjahres zum Triennium gleichfalls eine der willkommenſten Maßregeln.

Aus dem preußiſchen Landtage.

Die ſeit Jahren immer von neuem laut gewordene Klage über die Fruchtloſigkeit der parlamentariſchen Debatten erhält neue Bekräftigung durch den Verlauf der Verhandlungen der gegenwärtigen Seſſion des preußiſchen Landtages. Am 20. November v. J. wurde dieſelbe eröffnet, und bis heute hat das Abgeordnetenhaus fünfzig Sitzungen abgehalten. Fragen wir nach dem poſitiven Ergebnis dieſes halben hunderts von Arbeitstagen, ſo erhalten wir ein überaus geringes Maß an wirklich fruchtbarer Thätigkeit.

Die Redner der Oppoſition kommen ſelten über eine kleinliche Nörgelei gegenüber den Vorlagen und Maßnahmen der Regierung hinaus und berechnen ihre oratoriſchen Leiſtungen vorwiegend für ihren Anhang außerhalb der parlamentariſchen Körperſchaften; es ſind zumeiſt Wahlreden, die wir im Abgeordnetenhauſe zu hören bekommen, und derartige Reden zeichnen ſich bekanntlich mehr durch ihre Länge als durch ihren ſachlichen Inhalt aus. Der Reigen dieſer agitatoriſchen Thätigkeit der Oppoſition wurde eröffnet durch den von Fortſchrittlern und Sezeſſioniſten unterſtützten Antrag des Frankfurter Demokraten Stern, betreffend die Einführung der geheimen Abſtimmung bei den Wahlen zum Abgeordnetenhauſe und zu den Kommunalvertretungen. Das war ein Antrag ſo recht geeignet, nur zu dem „Volke“ zu reden und ihm zu zeigen, welche „freiheitsfeindliche“ Regierung über Preußen gebiete. Da waren nicht nur die Fortſchrittler mit ihrem Freunde, dem „guten“ Republikaner Stern, im

Digitized by Google

richtigen Fahrwasser, sondern noch mehr die Mitglieder der „verschämten" Fortschrittspartei, die sich die „freie Vereinigung" nennt. Mit welcher Lust setzte sich der Reichsfinanzminister in spe Herr Rickert in Fechterstellung gegen Herrn von Puttkamer, den Vizepräsidenten des Staatsministeriums, welcher als Antwort auf die Deklamationen des Herrn Stern die Erklärung abgegeben hatte, „daß es Sache der ernsten Erwägung der Staatsregierung sein werde, ob sie nicht darauf Bedacht werde nehmen müssen, daß Initiativanträge in Erwägung gezogen werden, welche auf die Abschaffung der geheimen Abstimmung für den Reichstag abzielen." Diese Erklärung brachte, wie könnte es anders sein, die professionsmäßigen Verteidiger der „Volksfreiheit," der „Beamtenfreiheit" und wie die verschiednen Abarten der Freiheit heißen, in den Harnisch. Daß „Excellenz" Windthorst inmitten dieser Phalanx kämpfte, ist selbstverständlich, aber wie immer ließ er sich auch hier einen Ausweg offen: „Ich schließe mich den hier gegen Herrn von Puttkamer gerichteten Äußerungen nicht an," erklärte er bei Beginn seiner Rede, deren Schluß natürlich den Fuchsschwanz zeigte: „Für uns ist die Vertretung im Parlament die einzige Garantie, und wenn wir diese Garantie den Katholiken nicht durch geheime Wahlen unangetastet lassen, so verletzen wir eines unsrer vitalsten Interessen, und darum werden wir für den Antrag Stern stimmen." Der Antrag fiel in namentlicher Abstimmung mit 202 gegen 163 Stimmen. Für denselben stimmten geschlossen die Fortschrittspartei, die liberale Vereinigung, die Polen und das Zentrum, gegen denselben die Nationalliberalen und die Konservativen und Freikonservativen, mit Ausnahme der Abgeordneten Cremer und Stöcker, die dafür stimmten.

Wie immer, wenn ein Minister seine Position in entschlossener und schneidiger Weise verteidigt, die Herren von der linken Seite im Gespräch und durch die Presse das Gerücht in Umlauf zu setzen wissen, Fürst Bismarck sei mit dem Verhalten des betreffenden Ministers unzufrieden — so wurde auch diesmal mit großer Genugthuung als sicher angenommen, daß Herr von Puttkamer aus Varzin eine abfällige Zensur erhalten habe. Die Konservativen hielten es daher für geraten, sich in feierlicher Weise gegen eine Aufhebung der geheimen Abstimmung zu verwahren. Aber der Reichskanzler war mit nichten unzufrieden über das Auftreten seines Stellvertreters im preußischen Staatsministerium, er hat denselben vielmehr über seine Rede beglückwünscht; Herr von Puttkamer hatte bei Abgabe jener Erklärung sich vornehmlich an die ihm aus Friedrichsruhe erteilte Instruktion gehalten, welche dahin ging, die geheime Abstimmung nachdrücklichst zu bekämpfen, sich aber zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechts bei Landtags- und Gemeindewahlen unter Beibehaltung der Öffentlichkeit zu erklären.

Die Hauptaufgabe, welche dem Landtage in dieser Session obliegt, die Erledigung der Steuerreformvorlagen, war bis zum Beginn der Weihnachtsferien (19. Dezember) kaum in Erwägung gezogen worden; der Finanzminister von

Digitized by Google

Scholz konnte dieselben erst am 18. Dezember in das Haus einbringen. Es sind zwei tiefeinschneidende Gesetzentwürfe, deren einer die Reform der Einkommensteuer, der andre die Einführung einer Kapitalrentensteuer betrifft. Die Einkommensteuervorlage will die gesetzlichen Bestimmungen über die Klassensteuer und die klassifizirte Einkommensteuer unter grundsätzlicher Heranziehung der Aktien- und Kommanditgesellschaften auf Aktien ersetzen durch eine einfachere und gleichartigere Besteuerung der Einkommen von über 1200 Mark. Der Steuersatz soll mit einem Prozent beginnen und aufsteigend in einer allmählichen Stufenfolge erst bei dem Einkommen von 10 000 Mark den bisherigen Satz von drei Prozent erreichen. Das Gesetz ist, wie auch der Finanzminister in seiner Einführungsrede betonte, im wesentlichen dem bisherigen Einkommensteuergesetz nachgebildet; es führt aber bei verbesserter Veranlagung eine summarische Deklarationspflicht bezüglich des Rentenbesitzes und dadurch eine gerechtere und gleichmäßigere Besteuerung ein. Bei einem Einkommen von nicht über 1800 Mark soll eine Ermäßigung bis zum vollen Erlaß, bei einem Einkommen von nicht über 9000 Mark bis zum halben Erlaß eintreten dürfen, ferner soll generell bei Notständen die Regierung ermächtigt werden, die Steuer zu erlassen, und zwar besonders da, wo eine erzwungene Eintreibung den Nahrungsstand des Steuerpflichtigen zu gefährden geeignet sei, die Steuerschuld niederzuschlagen. Die dritte und vierte Klassensteuerstufe, ein Einkommen bis zu 1200 Mark umfassend, sollen steuerfrei werden; in der dem Gesetzentwurfe beigefügten eingehenden Begründung finden sich die ausführlichen Nachweise für die Notwendigkeit der Befreiung dieser zwei Steuerklassen.

Die Kapitalrentensteuervorlage will das bisher von der Besteuerung freigebliebene Kapitalvermögen treffen, und zwar mit einer progressiven Steuer von einhalb bis zwei Prozent der Rente. Der Ertrag der Kapitalrente von 600 Mark bleibt frei, ebenso falls das Gesamteinkommen einschließlich der Kapitalrente 2000 Mark nicht übersteigt. Auch die Kapitalrente von Witwen, Waisen und Gebrechlichen bis zu 4000 Mark soll der Steuer nicht unterworfen sein. Von 600 bis zu 10 000 Mark Kapitalrente erhöht sich die Steuer stufenweise von einhalb bis zu zwei Prozent.

Die Erträge beider Gesetze sind dazu bestimmt, die bei der Veränderung der bisherigen Steuererhebung sich ergebenden Ausfälle zu decken. Die Regierung berechnet den durch die Einführung des vorgelegten Einkommensteuergesetzes sich ergebenden Ausfall auf ungefähr 6 267 000 Mark, der gedeckt wird durch den Ertrag aus der Kapitalrentensteuer, welcher sich auf ungefähr 6 380 000 Mark beläuft. Der Finanzminister verwahrte die Regierung bei Einbringung dieser Gesetze gegen die von den Liberalen verbreitete Annahme, daß die Vorlagen den Rückzug von der bisher verfolgten Finanzpolitik bedeuteten. Die Gesetze seien notwendig geworden dadurch, daß die Reichssteuerreform ins Stocken geraten sei und die Mindereinnahmen aus den Steuern Deckung erfordern.

Digitized by Google

Am 15. Januar begann die erste Lesung der beiden Gesetzentwürfe. 22 Redner hatten sich gegen und nur neun für dieselbe einschreiben lassen. An der Spitze der Gegner stand, wie immer in Finanzsachen, Eugen Richter, der „blutige Eugen“ wie ihn seine Bewunderer in demokratischen Bezirksvereinen jetzt nennen. Dieser fortschrittliche Zahlenherkules zeigte sich auch diesmal wieder in seiner ganzen Größe. Wie mußte dem Leser der fortschrittlichen und sezessionistischen Blätter das Herz höher schlagen, wenn er die Rede des „grimmen Hagen,“ las, in welcher an der Regierung und ihren Vorlagen auch nicht ein gutes Haar gelassen wurde. Denn die Gesetze bezwecken ja nach Herrn Richters Auslassungen nichts andres, als den „armen Mann“ noch mehr zu belasten und ihm dabei das „Wahlrecht“ zu eskamotiren. In den Motiven der Regierung zu den Gesetzentwürfen wird zwar ausdrücklich hervorgehoben, daß „eine Alterirung des Wahlrechts“ vermieden werden solle, aber was kümmert das Herrn Richter! Nach ihm sind die Motive geschrieben, um die Wahrheit zu verbergen; kann er doch nun seinen beliebten Ausruf wiederholen: „So macht man heute Gesetze!“ Die ganze dreitägige Debatte bewegte sich mehr in persönlichen Ausfällen und schroffer Betonung der Parteitendenzen, als in sachlicher Prüfung der Vorlagen, sodaß selbst der Abgeordnete Windthorst sein Bedauern darüber auszusprechen für nötig erachtete, daß sich die Diskussion so verschiedentlich auf das persönliche Gebiet ausgedehnt habe. Die Frage der Steuerreform lasse sich doch recht eigentlich sachlich und ohne Verquickung mit Persönlichkeiten und Parteirücksichten behandeln. Was an sachlichen Einwendungen und Vorschlägen namentlich von konservativer Seite behufs einer Verbesserung der Vorlagen zu Tage kam, beschränkte sich darauf, Bestimmungen in die Gesetze aufzunehmen, welche einmal Sicherheit gewähren gegen mißbräuchliche Verwendung der Steuereinkünfte, andrerseits der Volksvertretung das Recht geben, je nach Ermessen den Steuersatz zu erhöhen oder zu ermäßigen. Gegen diese Forderungen machte der Finanzminister geltend, daß das Verwendungsgesetz von 1880 gegeben worden sei, um alles Mißtrauen der preußischen Mitglieder des Reichstages, das aus der Zweiteilung in Reich und Staat hervorging, zu beseitigen. „Soll denn nun, fuhr er fort, die Regierung anfangen, in ihren Vorlagen der eignen Volksvertretung Verwendungsgesetze gegen sich in die Hand zu geben? Auf einen solchen Zustand werden wir niemals eingehen.“ Mit Bezug auf die Quotifizirung bemerkte Herr von Scholz: „Durch ein solches Verfahren würde die Einheit unsers staatswirtschaftlichen Organismus zerrissen und eine Verzettelung der Einkünfte herbeigeführt werden, wie sie vor 1828 in Preußen existirte, als noch bei jeder Einnahme zugleich die Ausgabe spezialisirt wurde. Jetzt würden wir mit diesem System in ein paar Jahren dahin kommen, daß kein Kalkulator mehr aus der Geschichte sich herausfinden würde. Erwarten Sie doch von solchen Mitteln, die aus übertriebener Neigung zum Mißtrauen gegen die Regierung herrühren, keine praktische Wirkung auf das Budget. Wir

Digitized by Google

brauchen nach meiner Überzeugung keine Verwendungsgesetze; leider sind wir aber durch Ihre Überzeugung gezwungen worden, diesen unnatürlichen, künstlichen Weg einzuschlagen. Wenn Sie statt des Mißtrauens gegen die eigne Regierung Vertrauen hätten, so würden wir weiter kommen und uns über die Verwendung sehr bald einigen." Die Regierung stelle es ja, bemerkte Herr von Scholz weiter, dem Landtage frei, in das Gesetz alle die Kautelen einzufügen, welche den einzelnen Censiten vor zu starker Anziehung der Steuerschraube schützen. In diesem Bestreben werde er sich stets als Bundesgenosse zeigen. Die Regierung wolle nichts weniger als dem Volke neue Lasten auferlegen und ihm neuen Grund zur Unzufriedenheit geben, sondern es liege in ihrer Absicht, die Steuerlast für jeden erträglich zu machen. Der schlimmste Druck der Steuerschraube würde aber durch die Quotifizirung herbeigeführt werden. Es würde dann einfach jedes Jahr die Steuerschraube so weit herumgedreht werden, bis die Balancirung erreicht sei.

Beide Vorlagen wurden am 17. Januar an eine Kommission von 28 Mitgliedern überwiesen. Wie verlautet, ist wenig Aussicht auf das Zustandekommen dieser Gesetze in der gegenwärtigen Session vorhanden, denn die Mehrheit der Kommissionsmitglieder ist nicht geneigt, die beiden untersten Stufen der Klassensteuer bis 1200 Mark Einkommen zu beseitigen; das ist aber der Kern der ganzen Vorlage. Die „Provinzialkorrespondenz" hat bereits darauf hingewiesen, daß, wenn die Kommission durch Verwerfung des Paragraphen 4 des Einkommensteuergesetzentwurfs darthue, daß sie von der Förderung des Wohls der ärmern Klassen absehe, nach der Anschauung der Staatsregierung die in den Gesetzentwürfen zum Ausdruck gebrachten Reformvorschläge die Grundlage einbüßen, auf welche sie gebaut sind.

Die Beratung des Staatshaushalts, der Vorschläge für das Bedürfnis der einzelnen Ministerien nahm, wie seit Jahren, auch in dieser Session einen mehr als schleppenden Gang. Bei einer solchen Beratung erscheinen auch die sonst Schweigsamen auf dem Plan, um ihren Wählern zu beweisen, daß sie auch vor dem „hohen Hause" den Mund aufzuthun verstehen und nicht bloß in den heimatlichen Volksversammlungen das große Wort zu führen wissen. Da werden Anträge gestellt und Amendements eingebracht, deren Urheber selbst davon überzeugt sind, daß sich eine Mehrheit dafür nicht finden wird, aber darum ist es ihnen auch nicht zu thun, sie trachten nur darnach, ihr Licht leuchten zu lassen, Beschwerden vorzutragen, die selten vor das Haus gehören, und sind stolz darauf, dem Minister die „Wahrheit" zu sagen. Von den gegenwärtigen Ministern sind es namentlich die Herren von Puttkamer und von Scholz, denen die Mitglieder der liberalen Opposition gern die „Wahrheit" sagen; denn beide, der Minister des Innern wie der Finanzminister, vertreten ihre Ressorts mit einer Schneidigkeit, welche die Herren Abgeordneten der Linken an einem Vertreter der Regierung sehr perhorreszirt. Am glattesten ging die Beratung

Digitized by Google

des Etats des Arbeitsministeriums von statten, Herrn Maybach ward die Eisenbahnverstaatlichungsvorlage ohne erhebliche Einrede bewilligt. Der Minister der Landwirtschaft und der Forsten, Dr. Lucius, hatte wegen der Jagdordnungsvorlage ein scharfes Redegefecht zu bestehen. Den schwersten Stand hatte jedoch Herr von Goßler, der Minister des Unterrichts, des Kultus und der Medizinalangelegenheiten. Er hatte Tage lang den schweren Geschossen des Zentrums Stand zu halten. Zuerst kam der Abgeordnete Reichensperger mit seinem Antrage auf Wiederherstellung der aufgehobenen kirchenpolitischen Verfassungsparagraphen. Dieser Antrag sollte bereits vor Weihnachten eingebracht werden und sollte nach den Auslassungen der klerikalen Presse als eine Kundgebung des Unmuts über die „diplomatisirende Ära" gelten. Da kam aber die Ankündigung von dem bevorstehenden Besuche des Kronprinzen beim Papste, und zu gleicher Zeit erfolgte die Begnadigung des Bischofs von Limburg. Man gab sich nun in den klerikalen Kreisen der Hoffnung hin, daß die Entrevue zwischen Leo XIII. und dem Thronerben des deutschen Reiches zu einer Verständigung zwischen dem Vatikan und der Regierung führen könnte, und nahm infolge dessen eine abwartende Stellung ein. Der Antrag Reichensperger wurde vertagt. Die Enttäuschung der Herren Windthorst, Reichensperger, Schorlemer-Alst und Genossen war groß, als sie von dem wahren Verlauf der Unterredung zwischen dem Papste und dem Kronprinzen Kunde erhielten. Sie hatten schon auf ein „Konkordat" spekulirt, und nun hieß es: „Nichts von Verträgen, nichts von Übergabe!" Der Antrag Reichensperger (Olpe) betreffend die Wiederherstellung der Artikel 15, 16 und 18 der Verfassung wurde am 18. Januar, dem Jahrestage der Kaiserproklamation, zur Beratung gestellt. Die Konservativen hatten einen Gegenantrag, Übergang zur Tagesordnung, unter Motivirung desselben eingebracht. Fünfzehn Redner hatten sich gegen Reichenspergers Antrag, und sieben, alles Mitglieder des Zentrums, für denselben gemeldet. Die zweitägige Debatte förderte durchaus keine neuen Gesichtspunkte zu Tage, es war ein vollkommen nutzloses Hin- und Herschießen derselben Gründe und Gegengründe, die wir seit Beginn des Kulturkampfes zum Überdruß gehört haben. Herr von Goßler vertrat den Standpunkt der Regierung mit ebenso großer Entschiedenheit wie Mäßigung. Die ablehnende Haltung der Staatsregierung beruhe nicht so sehr in dem Wortlaut der Verfassungsartikel, als in der Anwendung und Auslegung, die die katholische Kirche zur Zeit der Geltung der drei Artikel denselben gab, und in der Auslegung und Anwendung, welche die Antragsteller diesen Artikeln geben wollen. Den wichtigsten Teil der Rede des Kultusministers bildete die Erklärung desselben, daß an die von dem Zentrum so eifrig betriebene Begnadigung und Zurückberufung der beiden Erzbischöfe, Melchers von Köln und Ledochowsky von Posen und Gnesen, nicht zu denken sei. „Die königliche Staatsregierung ist sich klar darüber geworden — sagte Herr von Goßler —, daß die Rückkehr dieser Bischöfe nicht im Interesse des Staates liegen

Digitized by Google

würde, und nicht dazu dienen würde, dem Frieden, den wir nicht von einem Jahre zum andern haben wollen, sondern von dem wir uns eine längere Dauer versprechen, förderlich zu sein. Der päpstliche Stuhl ist absolut frei, weil weder bei der Ablehnung ein Nachteil, noch bei der Zusage ein Vorteil versprochen worden ist. Der preußische Staat hat seine Stellung eingenommen, und von den gegenwärtigen Ministern wird keiner, wenn an ihn die Frage herantreten sollte, eine Begnadigungsordre der beiden Bischöfe unterschreiben." Ein Begnadigungsgesuch des Erzbischofs Melchers vom Jahre 1882 ist bereits abgewiesen worden. Der Minister erklärte weiter, daß Verhandlungen in der Absicht, ein Konkordat oder ein formal giltiges Übereinkommen zustande zu bringen, von der Staatsregierung niemals würden geführt werden. Die Regierung habe durch Wiedererrichtung der Gesandtschaft beim Papste den Beweis geliefert, daß sie gern in Fühlung mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche bleiben wolle, aber sie habe niemals Konzessionen verlangt, im Gegenteil stets erklärt, entschlossen zu sein, auf dem Gebiete der Verwaltung der katholischen Kirche alles das zu gewähren, was ohne Schädigung staatlicher Interessen gegeben werden könne. Diese entschiedene Sprache hat die Klerikalen aus allen ihren Illusionen gerissen; sie glaubten sich so nahe am Ziele und frohlockten schon im Geiste, von der Regierung rühmen zu können: laudabiliter se subjecit, und nun mußten sie vernehmen, daß die beiden stolzesten Vertreter der kämpfenden Kirche, denen nach klerikaler Anschauung in erster Linie das Verdienst gebührt, den Kulturkampf auf die Spitze getrieben und die Gemüter bis zum Fanatismus erregt zu haben, von dem Frieden ausgeschlossen werden. Die klaren Worte des Herrn von Goßler, an denen kein Disteln und Deuteln etwas abzuschwächen vermag, haben auf die Herren Windthorst und Genossen mächtig gewirkt, sie waren ganz „decontenancirt," und die „Germania" ließ sich voller Bestürzung vernehmen, daß die „Ära Falk" wieder in die Erscheinung trete. Die Erklärung des Herrn Windthorst, daß er und seine Freunde bereit seien, eher alles zu dulden, als auch nur ein Jota von den Forderungen bezüglich der kirchlichen Freiheiten abzulassen, hat vollkommen des beabsichtigten Eindrucks verfehlt; das Zentrum wird sich wohl oder übel darein finden müssen, daß über die von der Regierung gezogenen Linien hinaus eine Verständigung nicht zu haben ist, und daß es seine Position untergräbt, wenn es ernstlich daran denken sollte, die „demokratische Fahne" aufzupflanzen, wie ein klerikales Blatt gedroht hat. Die Behauptung, welche der Abgeordnete für Meppen wieder aufgestellt hat, daß Kirche und Staat gleichmäßig souverän seien, wird vom Staate niemals anerkannt werden. Solange der Papst souveräner Herr des Kirchenstaates war, konnte man in ihm einen Souverän anerkennen, mit dem Verschwinden des dominium temporale hat aber auch die Souveränetät des Nachfolgers Petri aufgehört; die Kirche als solche ist niemals von den staatlichen Gewalten als souveräne Macht betrachtet worden.

Digitized by Google

Der Verlauf der Debatte über den Reichenspergerschen Antrag konnte den Kultusminister keinen Augenblick darüber in Zweifel lassen, daß das Zentrum die Gelegenheit der Beratung des Kultusetats wahrnehmen werde, um ihm von neuem hart zu Leibe zu gehen. Herr von Goßler ist aber ein so redegewandter und schlagfertiger Minister, daß ihm die Angriffe der Herren aus der Mitte wenig anhaben konnten. Nichtsdestoweniger erlitt er eine „Niederlage," welche bei rigoroser Parlamentsregierung seinen Rücktritt zur Folge gehabt haben würde; sie wurde ihm aber nicht von den Klerikalen, sondern von deren Bundesgenossen, den Konservativen, beigebracht, welche wieder einmal die Sonntagsheiligung zum Gegenstande langwieriger Erörterungen machten und für einen Antrag des Abgeordneten von Zedlitz, die Beseitigung der Unterrichtsstunden in den Fortbildungsschulen während des Hauptgottesdienstes betreffend, stimmten, obwohl der Minister sich im Prinzip mit den von den Befürwortern des Antrages vertretenen Anschauungen einverstanden erklärt und nur gegen die Unzweckmäßigkeit des Antrages seine Bedenken geäußert hatte, die darin gipfelten, daß man die jungen Leute, welche jetzt Sonntags vormittags die Fortbildungsschule besuchten, nach Beseitigung dieser Schulstunden nicht zum Besuch der Kirche nötigen könne, daß sie vielmehr die ihnen so aufgezwungene freie Zeit zu Zerstreuungen benutzen würden, welche für Geist und Leib gleich nachteilig wären. Natürlich war das Ergebnis der Abstimmung über den Zedlitzschen Antrag für die liberale Opposition ein großes Gaudium; konnte sie doch auf die Zerfahrenheit innerhalb der konservativen Parteien hinweisen, die es möglich machte, einem konservativen, in jeder Beziehung verdienstvollen Minister in einer so untergeordneten Frage eine Schlappe beizubringen.

Einen besondern Angriffspunkt bot dem Zentrum in dem Kultusetat die Forderung von zwei Millionen Mark für Kunstzwecke. Da agirte Herr Windthorst wieder einmal in der Rolle des Volksfreundes, des Verfechters der Ansprüche des „armen Mannes"; er könne es nicht über sein Gewissen bringen, für Kunstzwecke eine solche Summe zu bewilligen, solange es noch Leute im Staate gebe, die Hunger litten.

Die Forderung wurde unter dem Beifall der Liberalen bewilligt, denen ja bekanntlich „in der Förderung von Kunst und Wissenschaft kein Opfer zu groß" ist. Wer auch auf diesem Gebiete den von ihnen sonst so nachdrücklich gepredigten Grundsätzen der reiflichen Erwägung hinsichtlich der Leistungsfähigkeit der Steuerkraft des Volkes huldigt und auch hier daran erinnert: Est modus in rebus, sunt certi denique fines — der wird als ein „Dunkelmann" und Erzreaktionär verschrieen. Aber es giebt Leute genug, die in Bezug auf „Aufklärung" und als „Lichtfreunde" den Herren von der Linken so nahe als möglich stehen und doch die Ansicht vertreten, daß auch auf dem Gebiete von „Kunst und Wissenschaft" ein Zuviel gethan werden könne und wir in Berlin nicht mehr weit von diesem Punkte entfernt seien. Die „Kunstsimpelei" grassirt

Digitized by Google

in der Berliner Gesellschaft in erschrecklichem Maße, und die „Wiedergeburtstümelei," das Renaissancefieber hat schon manchen und manche um ihr bischen Verstand gebracht. Wenn man die verschwenderische Ausstattung betrachtet, mit der jetzt Staats- und Gemeindebauten bedacht werden, so sollte man glauben, daß wir „heidenmäßig viel Geld" hätten, was doch, wie nicht nur der Finanzminister weiß, keineswegs der Fall ist. Der fortwährende Hinweis auf Paris und London hat etwas Krankhaftes; den Vorsprung der Jahrhunderte, den die beiden Hauptstädte vor Berlin voraus haben, kann die kaiserliche Residenzstadt niemals einholen, und es liegt auch nicht der geringste Grund vor, sie dazu anzuspornen. Berlin soll sich als deutsche Hauptstadt entwickeln und braucht weder der Metropole an der Themse noch dem Seinebabel, dem Victor Hugoschen „Hirn der Welt," nachzueifern. Diese Anfeuerung zum Wettstreit mit London und Paris geht, das verdient nachdrücklichst hervorgehoben zu werden, auch nur in geringem Grade von den eingebornen Berlinern und den in der Hauptstadt ansässigen Deutschen, sondern vorwiegend von den Mitgliedern der goldnen Internationale und der ihr dienstbaren Presse aus.

Der Landtag ist noch weit davon entfernt, sein Pensum aufgearbeitet zu haben, und schon ertönen die Klagen wegen Überanstrengung; schon werden Abendsitzungen abgehalten; die Kommissionen führen Beschwerde darüber, daß ihnen zu wenig freie Zeit für ihre Arbeiten gelassen werde. Fünfzig Sitzungen sind vorwiegend mit Redenhalten draufgegangen, jetzt kommt die Beratung der wichtigsten Vorlagen, der Steuerreformgesetze — wo das Land berechtigt ist, an den Ernst, die Gewissenhaftigkeit und frische Arbeitskraft der Volksvertretung die höchsten Anforderungen zu stellen —, und aus dem Abgeordnetenhause dringt Stöhnen und Klagen zu uns über Arbeitsüberbürdung und Abspannung! An wem liegt die Schuld dieser alljährlich wiederkehrenden Erscheinung? Die Opposition ist natürlich mit der Antwort rasch bei der Hand: An der Regierung! Woran wäre eine konservative Regierung in den Augen der Liberalen nicht schuld! Alle Leute von unbefangenem Blick, deren gesundes Urteil noch nicht in dem Parteitreiben untergegangen ist, stimmen jedoch darin überein, daß die Hauptschuld an dem schleppenden Gange unsrer Parlamentsverhandlungen in der unstillbaren Redelust der Abgeordneten liegt, die es nicht unterlassen können, einen kleinen Kern von Thatsächlichem mit einem ungeheuern Wortschwall zu umgeben. Parlament kommt allerdings her von parlare, aber es ist doch ein großer Unterschied, ob jemand sein Urteil über eine Vorlage kurz sachlich begründet, oder ob er, so oft er sich zum Worte meldet, eine mehrstündige Rede hält. Die Führer unsrer parlamentarischen Parteien halten das letztere für ihre unabänderliche Pflicht und ihr unveräußerliches Recht. Kommt aber über dem ewigen Redehalten nichts zustande, müssen die geplagten Volksvertreter bis in den Juni hinein tagen und Tag für Tag ihre fünfzehn Mark Diäten einstreichen — dann wird in den Volksversammlungen der Regierung alle Schuld in die Schuhe geschoben, und kein Engel ist dann so rein, als die Mitglieder der Partei des Herrn Abgeordneten, der gerade zu dem „Volke" spricht.

Am 4. März soll der Reichstag zusammentreten; wenn beide Körperschaften, die Vertretung des Reichs und die Preußens, wie es unter den jetzigen Verhältnissen unausbleiblich ist, zusammen tagen, dann ist nur der Rentier, der den ganzen Tag über nichts zu thun hat, aber auch nicht einmal die Kouponscheere in die Hand zu nehmen braucht, noch in der glücklichen Lage, die Parlamentsverhandlungen von Anfang bis zu Ende verfolgen zu können.

Digitized by Google

Auf der Leiter des Glücks.

Novelle von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortſetzung.)

Hermione rang die Hände. Sie hatte ſich die Augen ſehr rot geweint. Im Spiegel der Scheibe gewahrte ſies und fand ſich unleidlich entſtellt.

Bin ich ſchon im Verblühen, Mama? ſagte ſie.

Störe mich nicht.

Das wenigſtens mußt du mir erſt ſagen, rief Hermione wieder.

Meinetwegen, ja!

Du haſt mich nie lieb gehabt.

Setze dich, ſieh dir die beiden Photographien einmal ohne préjugé an, triff deine Wahl und laß mich während der Zeit unſre beiden Abſagebriefe entwerfen.

Wer iſt der andre, Mama?

Sieh ſelbſt nach.

Ich will nicht.

Welch ein gehorſames Kind! Wer uns hörte! So ſchlagen die Kinder von Witwen aus der Art! O mein guter Mockritz! Warum konnte ich nicht ſtatt deiner ſterben!

Mama, ſagte Hermione, ſo etwas kann ich, weißt du, nicht anhören.

Frau von Mockritz vergoß einige Thränen oder hielt wenigſtens ihr Taſchentuch vor die Augen, und die Tochter trat hinter den Stuhl der Mutter, um mit einem Kuſſe Abbitte zu thun und nebenbei einen Blick auf die Photographien zu werfen.

Abſcheulich! rief ſie, Burgſtadt! Aber Burgſtadt hat ja knapp fünf Fuß! Du denkſt doch nicht, ich werde einen Zwerg zum Manne nehmen?

Er iſt der beſte Reiter ſeiner Schwadron.

Mag er! Fünf Fuß!

Fünf Fuß vier Zoll. Zu Pferde fehlt ihm nichts.

Digitized by Google

Aber man ſitzt doch nicht immer im Sattel. Wie kann man ſich zu Fuß neben einem Zwerge ſehen laſſen! Burgſtadt müßte auf den Schemel ſteigen, um mir etwas ins Ohr zu ſagen. Und nun dagegen der Amerikaner! Sie blickte in die Höhe und ſetzte mit unbewußter Komik hinzu: Berthold reichte mit ſeinem Kopfwirbel bis an die Prismen unſers Kronleuchters!

So geh ins Kloſter. Ich muß ſchreiben.

Wie unglücklich ich bin! Und Hermione trat wieder ans Fenſter, nicht ohne im Spiegel desſelben ihre in Unordnung gekommene Friſur mit einer Wichtigkeit zu ſchlichten, als ſolle ſie ſich ihre beiden neuen Freier im nächſten Augenblicke vorſtellen laſſen.

Auf jeden Fall muß ich aus Bertholds eignem Munde hören, was er gegen mich hat, rief ſie dann wieder, er hat mich mißverſtanden, ich werde mich rechtfertigen.

Auch in Betreff des Prinzen? warf Frau von Mockritz mit einem Achſelzucken hin, ohne ihr Schreiben zu unterbrechen; es war ihr nicht entgangen, daß Hermione für dieſe delikate Seite kein Ohr hatte.

Ich werde ſchon etwas erſinnen. Er iſt die Offenheit ſelbſt. Auch ich werde ganz offen gegen ihn ſein. Laß mich nur machen. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, oder zum wenigſten — Sie nahm die Photographien in die Hand. Denn ich bitte dich, Mama, fuhr ſie fort, was ſoll ich mit jenen beiden? Der eine will nur mit mir Staat machen, und der andre iſt eiferſüchtig, wie du mir ſelbſt früher ſagteſt — bei fünf Fuß vier Zoll noch eiferſüchtig zu ſein! —, ich begreife nicht, Mama, daß du nach ſo langer Kurzeit mir keine beſſern Anträge bringen konnteſt!

Es muß wohl ſeine Gründe haben, liebes Kind. Frau von Mockritz erhob ſich. Hier, ſetze dich, ſagte ſie; du brauchſt das Brouillon nur ins Reine zu ſchreiben.

Alſo ehe wir auch nur ſicher ſind, daß nicht alles ein leeres Dienſtbotengerede war?

Iſt es das geweſen, ſo hat dein Bräutigam morgen natürlich nichts Eiligeres zu thun, als hierher zu eilen, um dich fußfällig um Zurücknahme deines Entſchluſſes zu bitten. Der Brief iſt ſo abgefaßt, daß nicht alle Brücken abgebrochen werden.

So gieb mir das Brouillon, ſagte Hermione, ich weiß mir ja nicht zu raten, Mama. Bedenke doch meine Lage!

Sie verſuchte zu ſchreiben, aber es ging nicht. Ihre Thränen tropften auf jedes neue Blatt, das ſie zu beſchreiben begann. Er war ſo gut gegen mich! rief ſie dazwiſchen.

Werde nur erſt wieder ruhig, ſagte die Mutter; bedenke das Wort: abgewieſen! Man würde ihm irgend einen unſrer militäriſchen Vettern auf den Hals ſchicken müſſen.

Digitized by Google

Nein, nein, nein, kein Duell, Mama, um Himmelswillen kein Duell!

Freilich, sagte Frau von Mockritz, dergleichen kommt in die Zeitungen, und dann kannst du nur getrost in die Wüste fliehen.

Das ist es nicht! schluchzte Hermione, du vergißt, daß ich Berthold liebe.

Aber zum Schreiben brachte Frau von Mockritz sie dennoch nicht. Der ganze Abend ging unter Wechselreden dieser Art hin. Spät noch wurde die kundschafternde Sabine zur Ermittlung der weiter in Villa Anna vorbereiteten Schritte auf ein Stündchen beurlaubt. Sie kam indessen ohne Nachrichten heim. Nur daß es zwischen Vater, Mutter und Sohn in der Villa Anna sogut wie keinen Verkehr mehr gebe, und daß der Sohn an einem Briefe schreibe — das hatte sie herausgebracht.

Frau von Mockritz überlegte, ob sie nun im eignen Namen schreiben solle, sie kam aber davon zurück; daß die Absage von Hermione selbst ausging, war doch das wesentliche.

Es folgte eine von Mutter und Tochter schlaflos verbrachte Nacht. Als Hermione im Morgengrauen etwas eingeschlummert war, kam der Mutter eine Erleuchtung. Sie warf ihr Négligé über und begab sich auf die Bodenkammer, wo George, der Hundejunge, schlief. Sie rüttelte ihn wach, drückte ihm ein Stück Geld in die Hand und sagte: Nicht wahr, George, du kannst nicht dafür einstehen, daß Pluto — der überlebende Leonberger — nicht toll ist?

Der Bursche glotzte seine Herrin groß an.

Sie gab ihm ein zweites Stück Geld. Du hörtest ihn gestern heiserer als gewöhnlich bellen, und er schnappte nach dir. Nicht wahr, so sagtest du?

Er rieb sich die Augen und gähnte.

Steh auf, sagte sie, nimm die geladne Büchse, die hinter dem Rauchfang des Treibhauses steht, ziele gut und mache keinen weitern Lärm. An einem Unglücklichen haben wir mehr als genug. Wo wirst du Pluto finden?

Er ist ja um diese Zeit schon wieder bei der Hundehütte.

Umso besser. Wenn du ihn so triffst, daß er auf der Stelle tot ist, so kannst du dir hier dies noch holen.

George begriff, daß ihm im Schlafe das Glück gekommen war. Er tummelte sich diensteifrigst, den ihm gewordnen Auftrag zu vollziehen, und Frau von Mockritz begab sich wieder auf ihr Zimmer.

Bald darauf fiel der Schuß, und Hermione erwachte. Es war der nämliche Schuß, den Vater Hartig im Morgenschlummer vernommen und mit dem amerikanischen Duell in Zusammenhang gebracht hatte.

Es ist nichts, beruhigte die Mutter ihre erschrockene Tochter; Pluto hatte gestern Symptome von Tollwut gezeigt, ich habe ihn erschießen lassen.

Also doch Tollwut! rief Hermione; und Berthold, den er gebissen hat!

Sie pflegt sich ganz nach und nach zu entwickeln, sagte Frau von Mockritz; die Ärzte wollen Fälle beobachtet haben, wo sechs, acht, zehn Wochen ins Land gingen, ehe der Gebissene für seine Umgebung gefährlich ward.

Digitized by Google

Und du meinst?

Ich habe von vornherein sein verändertes Benehmen gegen dich für ein nicht unbedenkliches Symptom angesehen, versetzte Frau von Mockritz. Daß es dir die Möglichkeit bot, dich in Ehren zurückzuziehen, ehe sich das Schlimmste ereignet, darin sah ich eine Fürsorge des Himmels, für die wir, sagte ich mir, nicht dankbar genug sein konnten. Aber andrerseits hat mich dein gestriges Eintreten für ihn beschämt, so sehr beschämt, daß ich an jene schreckliche Möglichkeit nicht einmal zu erinnern wagte. Denn du liebst Berthold in Wirklichkeit, und die Liebe muß schließlich alles überwinden. Vielleicht hat meine Sorge um deine Zukunft mich gestern schon engherziger gemacht, als eine Christin sein darf. Warten wir also in Ruhe ab, was seine nächsten Schritte gegen dich sein werden.

Hermione gab lange Zeit keine Antwort. Zuletzt, als sie aufgestanden war und nach Lore rufen wollte, sagte sie: Ich kann mich noch garnicht fassen, Mama; hast du das Brouillon noch bei der Hand? Die Sache ist ja entsetzlich! Der Arme! Aber du weißt, Mama, wenn ich von Wasserscheu nur reden höre, da perlt mir schon der Angstschweiß auf der Stirn. O der arme Berthold! Was bleibt mir da übrig, als zurückzutreten! Denn angenommen sogar, wir wären falsch berichtet, daß er selbst diesen Schritt vorhabe, angenommen auch, es habe vor der Hand mit den Folgen des Bisses noch keine Gefahr, kann ich bei meiner Furcht vor Tollwut und dergleichen je in seine Nähe kommen, ohne ihn durch meine Hasenherzigkeit an die Gefahr, die ihn bedroht, zu erinnern! Und das ist ja, was er vor allem meiden muß! Mama, ich sehe ein, du hast Recht gehabt. Ich will den Brief schreiben.

Auf diese Weise kamen die beiden Absagebriefe zustande, welche Frau von Mockritz für den Besuch ihres lieben Nachbars aus der merkwürdigen Villa in Bereitschaft halten wollte, und welche sie dann auch, wie schon berichtet, mit Glück und Geschick in seine Hände legte.

Was Frau von Mockritz sonst aufs Tapet gebracht hatte, wurde einstweilen als nicht gesprochen betrachtet. Hermione, durch die Stürme, die sie zu bestehen gehabt hatte, tiefer aufgeregt, als sie selbst ihrer leichtblütigen Natur zugetraut hatte, bedurfte einer Luftveränderung, für welche durch eine ihrer gutsituirten Schwestern unter Anleitung der Mama Rat geschafft wurde. Die Photographien des kleinen Husaren und des Grafen mit der Perrücke wanderten in die Schublade, welche bereits öfter sich ähnliche Einquartierung hatte gefallen lassen müssen, und für die nächsten zwölf Monate waren die Läden und die Sonnenbrecher der Villa jenseits der Moorwiesen geschlossen.

Sechzehntes Kapitel.

Ein finnisches Volkslied klagt:

Solches Pferd wird nicht gefunden,
Welches zöge meine Sorgen!

Digitized by Google

Die Sorgen, gegen welche das alte Ehepaar in der merkwürdigen Villa in den nächsten Wochen und Monden anzukämpfen hatte, würden — um in dem Bilde des finnischen Sängers zu bleiben — über die Zugkraft eines ganzen Rudels Pferde hinausgegangen sein.

Wo war doch das Behagen geblieben, das Kaspar Benedikts gutes altes Gesicht mit freundlichem Schimmer so manchmal übergossen hatte? Der Orden war es ja nicht gewesen, was ihm, auch inmitten der Noli me tangere-Prätentionen der Mustervilla, das Leben doch immer noch freundlich und lieblich hatte erscheinen lassen. Auch die lebendige Spieluhr nicht, so gern er ihr zugehört hatte. Aber wenn er zwischen den Pflanzen seines Gartens spaziert war und ihre botanischen Namen sich wie das Vaterunser absagen konnte, oder wenn er, durch seine schön und stilvoll ausgestatteten Räume schlendernd, sich hier der Dinge erinnerte, die er über das Treiben, Schweifen, Hämmern, Ziselíren der Flächen gelesen hatte, dort der Übergänge, die von einer Stilart in die andre führt; wenn er sich Rechenschaft zu geben vermochte, warum an dieser Stelle ein durch Boulettechnik geschmücktes Schränkchen stand, ja notwendig stehen mußte, während an jener andern Stelle einzig und allein Schnitzereien im Geschmack des Sansovino dem Auge wohlthaten; wenn er dann wieder, in dem grünledernen Polsterstuhl seiner Bibliothek sitzend, der Zeiten gedachte, wo er sich vor Büchern schier gefürchtet hatte, während er jetzt durch treffliche Übersetzungen wie durch ein Guckloch bis in die Häuslichkeit, ja bis in die geistigen Werkstätten der alten Griechen, Römer, Ägypter zu blicken imstande war — da hatte Kaspar Benedikts Züge wohl ein behagliches Etwas umflossen, das sich dann freundlich in dem Gedanken an seinen fernen Berthold zu ruhiger Befriedigung verdichtete und die so lange beengend gewesene Fessel der merkwürdigen Villa kaum noch fühlbar sein ließ.

Das war jetzt alles anders geworden. In der Villa Mockritz hatte man den bösartigen Hund, von welchem Berthold zerfleischt worden war, als toll erschießen müssen, und als Kaspar Benedikt bestürzt persönliche Nachfrage bei Frau von Mockritz gehalten hatte, war die treffliche Frau nicht imstande gewesen, dem besorgten Vater zu verschweigen, daß seines Sohnes unerklärliche Sinneswandlung ihr die tiefste Teilnahme einflöße.

Frau Anna schwamm in Thränen. Mit Berthold über die jetzt allseitig laut werdenden Besorgnisse zu reden, war unmöglich. Die bloße Einbildung hatte ja schon oft einen gesunden Organismus krank gemacht. Ärzte wurden im geheimen konsultirt. Dieselben sprachen sich zumeist dahin aus, daß die gleich anfangs ins Werk gesetzten Vorsichtsmaßregeln alle Befürchtungen zu entkräften geeignet seien, daß man den Vorfall möglichst in Vergessenheit zu begraben habe.

Aber wer kann in der Lage des Damokles das über seinem Haupte hängende Schwert und die leichte Zerreißbarkeit eines Pferdehaars vergessen?

Digitized by Google

Endlich — der Winter hatte schon begonnen — brach der Fabrikant das lange vorsichtig beobachtete Schweigen. Einstweilen allerdings nur gegenüber seiner Frau.

Liebe Anna, sagte er, heute sind zwölf Wochen verstrichen, seit wir unter dem Druck jener schrecklichen Besorgnis leben. Wir sind bemüht gewesen, uns heiter und sorglos zu stellen. Aber ich fürchte, unser armer Berthold hat uns doch angemerkt, daß noch andres auf uns lastete als die Verstimmung über seine Entlobung. Fräulein von Mockritz ist jetzt Frau Professorin von Falckenberg, hat sich zur Sternkunde bekehrt und schreibt ihrer Mama, sie lebe wie im Himmel; wie wäre es, wenn wir dies frohe Ereignis vorschöben, um unsre Erlösung von jener andern qualvollen Sorge dahinter zu verbergen? Die letztere dürfen wir nachgerade als eine bloße Chimäre bekämpfen. Wie haben aus Vorsicht sie gegen unsern Berthold verschwiegen, ja kaum uns untereinander darüber ein Wort gestattet. Laß uns jetzt dem Himmel danken, daß alles vorüber ist, und wundre dich nicht, wenn ich heute bei Tisch dich und Berthold zum fröhlichen Anstoßen auf die Neuvermählten auffordere. Unser Amerikaner hätte dem guten Mädchen durch sein ungestümes Sturmlaufen und alles, was drum und dran hing, leicht den ganzen Lebensweg gründlich verschütten können. Es ist glücklicherweise anders gekommen. Mag er sich darüber mit uns freuen, und ziehen wir gemeinsam einen breiten Strich über jene ganze, nunmehr abgeschlossene Lebensphase.

Wie der Fabrikant sichs im stillen ausgeklügelt hatte, so wurde die Sache denn auch in Szene gesetzt. Zwar war kurz vor Tisch der gichtische Major von Stobbe mit einer Menge Papieren und architektonischen Aufrissen dem Fabrikanten aufs Zimmer gerückt — es handelte sich um ein von dem Major seit Jahr und Tag eingeleitetes Projekt zur Gründung eines Asyls für kränkliche Lehrerinnen —, und er mußte mit zur Tafel gezogen werden; aber wenn der allenthalben bekannte Major etwa in der Nachbarschaft erzählte, mit welchen unverbitterten Worten in der Villa Anna auf ein glückliches Eheleben der vormaligen Braut des Adoptivsohns angestoßen worden war, so konnte das den Beteiligten nur zur Ehre gereichen.

Der gute Wein des Fabrikanten war einst der soeben als Frau Professorin durch Segenswünsche Gefeierten zu Kopfe gestiegen, damals, als sie nach der kleinen Verlobungsfete ihren Bräutigam im Oktogon über seine bisherigen Eroberungen examinirt hatte, heute machte er dem gichtischen Major die wohlrednerische Zunge nur noch wohlrednerischer, und bei dem Dessert erhob der Major denn sein Glas, um zum Entsetzen des alten Ehepaares von allerlei vulkanischen und plutonischen Dingen plötzlich auf den Leonberger Pluto überzuspringen, dann aber von Wasserscheu auf den Weinkultus zu sprechen zu kommen, indem er zu guterletzt denjenigen leben ließ, der durch die Fügung gnädiger Götter vor jenem Übel bewahrt worden sei, und dagegen hoffentlich

Digitized by Google

im Kreise heiterer Menschen noch oft dem Gotte der Reben Opfer und Libationen darbringen werde.

Damit waren die Siegel geschmolzen, unter denen das verfängliche Thema solange in der merkwürdigen Villa sekretirt gelegen hatte. Und nun kam natürlich auch endlich die Retterin Bertholds wieder aufs Tapet.

Es war dies ein kaum minder heilles Thema als die Sache selbst, denn der Fabrikant hatte über dem Zerwürfnis zwischen Berthold und Hermione anfangs die beabsichtigt gewesene Anfrage, ob Loren ein Geldgeschenk oder ein Kleid als Dankesbezeigung lieber sei, zu thun versäumt, und als die Tollwutbefürchtungen dann die Leistung Lorens auf einmal in eine viel bedeutendere Beleuchtung rückten, kam er mit der nun für das arme Mädchen eingesiegelten, sehr belangreichen Dotation zu spät — Lore war entlassen worden, und ihr jetziger Aufenthalt ließ sich nicht ermitteln. In dem Maße, wie damals die Sorge um Bertholds Befinden wuchs, hatte der Fabrikant im Eingeständnis mit Frau Anna die Summe verdoppelt — vorausgesetzt, daß das gefürchtete Ereignis nicht eintrete —, darauf verdreifacht und endlich vervierfacht, es war dem alten Paare, als erkauften sie von dem Himmel Ablaß, aber sie hätten, wenn sie allen Ernstes der Meinung gewesen wären, mit der Vorsehung einen solchen Handel machen zu dürfen, die ganze Villa Anna daran gegeben und wohl auch alles, was sie sonst besaßen.

Dies und andres kam zu Tage, nun der Retterin Bertholds doch einmal vonseiten des Majors laut und anerkennend gedacht war, und es wurde von letzterm dann auch der Vorschlag gemacht, man solle sie öffentlich auffordern, sich in der Villa Anna oder, wenn man Aufsehen vermeiden wolle, an einem dritten Orte zu melden, damit ein ihr zugedachtes, nicht unbedeutendes Geschenk ihr ausgezahlt werden könne.

Hiergegen erhob aber Berthold, der sich ziemlich schweigend verhalten hatte, Einspruch. Man fand das nicht auffallend, da die Vorgänge in der Villa Mockritz leicht von neuem dadurch in den Mund der Leute kommen konnten, und die Möglichkeit ja auch nicht abgeschnitten war, Lorens Aufenthalt bei allseitigen Bemühungen auf minder öffentliche Weise zu ermitteln.

Forschen wir denn im stillen weiter, sagte der Fabrikant, einstweilen werde ich ihr den kleinen Notpfennig, als habe sie ihn mir anvertraut, mit fünf, nein, mit sechs Prozent jährlich verzinsen, Zins auf Zins. Verstanden? Zins auf Zins.

Siebzehntes Kapitel.

Eine ansehnliche Reihe abnehmender und zunehmender, trüber und sonniger, gleichgiltig einförmiger und munter anregender Tage war seit dem eben beschriebenen Mittagsmahl über dem schönen bläulichen Schieferdache und dem Fasanenwäldchen wie über dem tadellos gepflegten Garten der merkwürdigen Villa

Digitized by Google

dahingezogen, und immer noch pflegten Spaziergänger vor der epheudurchwachsenen Umgitterung stillzustehen und sich an dem anmutigen Besitztum zu erlaben. Fast ein Jahr lang hatten die Besitzer desselben Zeit gehabt, sich von den ausgestandenen Ängsten zu erholen. Frau Anna war ein gut Teil korpulenter geworden und durfte nur noch Möhren-, nicht mehr wirklichen Kaffee trinken, hatte auch eine Brille zugelegt, um ferner wie ehemals im Tageblatt die Geburts-, Heirats- und Todesanzeigen selbst lesen zu können. Kaspar Benedikt hatte sich, nach Art alternder Leute, den Spazierstock abgewöhnt, um nicht für hinfällig angesehen zu werden, und sein Barbier mußte ihm alle Morgen aus den langen Haaren seines Hinterkopfs eine Locke zusammenzwirnen, welche über der Stirne die Stelle eines Toupets vertrat und in ihrer Silberweiße garnicht übel aussah. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Der Islam im Sudan und in Westafrika. Diesem Thema verleihen die Fortschritte des Mahdi und die Preisgebung des ägyptischen Sudan gegenwärtig ein ungewöhnliches Interesse, und so wird es den Lesern willkommen sein, wenn wir ihnen auszugsweise die neuesten Nachrichten darüber mitteilen. Dieselben finden sich in der soeben erschienenen Schrift Professor Dölters: Über die Capverden nach dem Rio Grande und Futah-Djallon (Leipzig, P. Frohberg), die auch sonst viel interessante Belehrung, namentlich über die Portugiesen und Franzosen in Nordwestafrika und über die dortigen Negervölkerschaften, die roten und schwarzen Fullahs, die Mandingas, die Papels, Balantas und Flups enthält, und die wir deshalb Freunden der Ethnographie angelegentlichst empfehlen.

Man hört häufig vom Niedergange des Islam wie von etwas bekanntem und unbestreitbarem reden. Das gilt aber in Wahrheit nur dann, wenn man ihn mit der Türkenherrschaft identifizirt, und leidet keine Anwendung auf die wenig zivilisirten, weil wenig oder garnicht mit den hochentwickelten Nationen Europas in Berührung gekommenen Stämme, welche die Binnenländer Asiens und Afrikas bewohnen. Der Kreis, den die Lehre Muhameds beherrscht, hat sich hier und vorzüglich im Sudan und in Senegambien in unserm Jahrhundert rasch und stetig erweitert. Überall im letztgenannten Landstriche des schwarzen Erdteils zeigt sich dieser Fortschritt in auffälligster Weise, und zwar wird er keineswegs allein durch das Schwert, sondern auch durch die Predigt bewirkt. Ein hervorragendes Beispiel sind die Futah-Fullahs, die eifrigsten Anhänger und Verbreiter des Islam im westlichen Sudan. Selbst schon seit Jahrhunderten Muslime, suchen sie ihre Religion mit Gewalt und auf friedlichem Wege allen den heidnischen Nigritiern ihrer Nachbarschaft beizubringen, und bei den meisten derselben, namentlich bei den Mandingas, haben sie sich in dieser Beziehung bedeutender Erfolge zu rühmen. Die Bekehrten nahmen den Islam nicht nur willig an, sondern bildeten sich auch zu Stützen und Gehilfen der Bekehrer aus. Die Mandingas, von denen ehedem nur die im alten Melinque-Reiche, jenseits der Niger-Gambi-Wasserscheide, Muslime waren, sind jetzt beinahe ohne Ausnahme dem muhamedanischen Glauben zugethan und entsenden ganz ebenso wie die Fullahs zahlreiche Apostel oder Maraduts, von welchen viele in einer eigenen Schule im Hinterlande von Freetown herangebildet werden. Die Gelehrsamkeit derselben ist natürlich von sehr mäßigem Umfange, sie beschränkt sich auf Kenntnis der Elemente ihrer Religion, Lesen und Hersagen des Korans

Digitized by Google

und dergleichen. Trotzdem haben diese den Heidenvölkern an Bildung und Klugheit immerhin überlegenen Glaubensboten große Erfolge erzielt, und zwar umsomehr, als sie, ungleich unsern Missionären, niemals sofort offen als solche auftreten, sondern sich anfangs als Kaufleute mit den Leuten, auf deren Seelen sie es abgesehen haben, bekannt machen. Erst wenn sie sich als Händler in einem Dorfe festgesetzt haben, beginnen sie ihren Proselytenfang zu betreiben. Dies gelingt ihnen aber deshalb ziemlich leicht, weil die Negerstämme Nordwestafrikas, wenn sie überhaupt eine Religion haben, keine starke Anhänglichkeit an dieselbe besitzen, sondern sich gegen ihre Fetische meist gleichgiltig verhalten. Ist es einem jener Marabuts gelungen, irgendwo eine Gemeinde von Muslimen zu gründen, so zieht er nach dem nächsten Dorfe, um hier, mit jenen ersten Bekehrten im Verkehr bleibend, in gleicher Weise wie dort vorzugehen, und so bildet sich allmählich eine Kette von Gemeinden, deren Glieder dann ihrerseits Apostel aussenden, sodaß zuletzt ein ganzer großer Bezirk für die Lehre des Propheten von Mekka erobert wird. Was auf diese Art nicht erreicht wird, müssen Kriegszüge gegen die Heiden, Zwang und Gewalt zustande bringen. Auch die Marabuts verschmähen bei ihrer Bekehrungsarbeit Gewaltthätigkeit nicht, wenn sie Erfolg verheißt. „Anfangs bescheiden und duldsam gegen die Ungläubigen, sagt der Verfasser, treten sie später, wenn sie eine genügende Anzahl von Anhängern gewonnen haben, mit der größten Arroganz und Intoleranz auf, und nicht selten wird dann mit Gewalt das so mild begonnene Glaubenswerk vollendet. Findet ihr Vorhaben unüberwindliche Schwierigkeiten, so ziehen sie weiter, um ein günstigeres Feld für ihre Thätigkeit aufzusuchen. Bei den Fullahs haben übrigens die Bekehrungsbestrebungen auch einen politischen Hintergrund, indem sie fortdauernd die nächstliegenden Distrikte, wenn sie darin eine hinreichende Anzahl von Religionsgenossen herangebildet haben, ihrer Herrschaft unterwerfen. Ich selbst habe während meines kurzen Aufenthalts hinlänglich Gelegenheit gehabt, das Treiben dieser Marabuts zu beobachten, und die Berichte älterer Reisender zeigen uns, daß ihre Arbeit durchaus nicht fruchtlos gewesen ist; denn wenn Hecquard noch im Jahre 1851 berichtete, die muhamedanischen Proselytenmacher seien noch nicht bis zur Küste vorgedrungen, so kann ich jetzt das Gegenteil behaupten."

Wie erscheinen nun die christlichen Missionäre neben jenen Aposteln des Islam? Welche Erfolge haben sie hier zu verzeichnen? Der Verfasser erwidert darauf: Trotz mehrhundertjähriger Berührung mit den Heiden der westafrikanischen Seeküste hat das Christentum hier kaum Wurzel gefaßt und Fortschritte gemacht. Allerdings sind nur wenige katholische Missionäre ins Innere des Landes vorgedrungen, aber wie diese nichts ausgerichtet haben, so ist es den christlichen Nationen auch in der Nachbarschaft ihrer Kolonien nur in geringem Maße gelungen, ihrer Religion bei den Eingebornen Eingang zu verschaffen. Die Zahl der zum Christentum bekehrten Neger in den Niederlassungen der Portugiesen ist sehr unbedeutend, und überdies sind diese Leute nur dem Namen nach Christen. Sogar auf den Inseln des grünen Vorgebirges haben die Schwarzen nur ganz oberflächlich den christlichen Glauben angenommen, in Wirklichkeit sind sie mehr Heiden als Bekenner der Lehre Jesu. Die protestantischen Missionäre, welche die Engländer nach Nordwestafrika sandten, haben übrigens mit ihren Bekehrungsversuchen ebensowenig Glück gehabt wie die katholischen. Daß sich in St. Louis, der Hauptstadt des französischen Senegambien, eine Moschee befindet, ist ebenfalls recht bezeichnend. Fragen wir nach den Ursachen aller dieser Erscheinungen, so liegen sie auf der Hand. Diese Nigritier sind rohe und wenig bildungsfähige Naturen, denen das

Digitized by Google

Verständnis für die Erhabenheit, Reinheit und Uneigennützigkeit der christlichen Lehre und Moral schwer fällt oder ganz abgeht, während ihr sinnliches Wesen sie recht wohl für den Islam eignet, der ja die Freuden der Welt in potenziertem Maße in den Himmel verpflanzt. So ist es nicht überraschend, daß die katholischen und protestantischen Missionäre unter den Negern im Becken des Rio Grande keine Geschäfte von Belang machen, während die Apostel des Islam bereits den größten Teil des bekannten westlichen Sudan für ihren Glauben erobert haben. „Vielleicht ist, sagt der Verfasser unsers Riesenwerkes, die Zeit nicht mehr fern, in welcher nicht nur Nordafrika, sondern auch die größere Hälfte des Südens dieses Erdteils die Lehre Muhameds angenommen haben wird."

Sollen wir diesen Prozeß beklagen? Wir meinen nicht. Der Islam ist keine so hehre und tiefe Religion wie das Christentum, aber immerhin ist nicht in Abrede zu stellen, daß er veredelnd auf die Negerstämme wirkt, die ihn annehmen, und daß mit den muslimischen Glaubensboten eine höhere Bildung, menschlicheres Empfinden und sittlicher Geist neben Industrie, Handel und besserer Regierungsweise bei den heidnischen Völkerschaften ihren Einzug halten. „Wir sehen, wie Stämme, die auf dem tiefsten Niveau der Kultur stehen, dadurch allmählich zu sittsamen, aufgeklärten und wohlhabenden Menschen werden. Der Aberglaube und die scheußlichen Gewohnheiten ihrer Tyrannen, welche nicht selten Hekatomben von Leichen der Laune eines Moments zum Opfer brachten, verschwinden, und mehr gesetzliche, gerechtere Sitten und Bräuche greifen Platz. Wie würdig stehen die Fullahs mit ihrer ernsten, strengen Lebensanschauung den vergnügungssüchtigen, halb tierischen Nigritiern gegenüber!"

Nur für die Europäer, namentlich für die Erforscher Afrikas, hat sich die Situation infolge des Umsichgreifens des Islam im Sudan weniger erfreulich gestaltet als früher; denn der muhamedanische Neger ist dem in sein Land eindringenden Christen gegenüber unstreitig fanatischer und mißtrauischer als der durch Geschenke leicht freundlich zu stimmende heidnische, und nur ganz ausnahmsweise werden Europäer in solchen streng islamitischen Ländern von der Bevölkerung wohl aufgenommen werden.

Der Weg nach Chartum. Die folgenden Mitteilungen werden willkommen sein, da sie die Situation im Sudan und die letzten dortigen Vorfälle, die Reise Gordons, die Modalitäten der Wegschaffung der in Chartum wohnenden Europäer u. dergl. beleuchten. Die genannte Stadt ist das Zentrum des gesamten Handels und Verkehrs auf den beiden großen Zwillingsströmen des Sudan, dem Bachr el Abiad oder weißen Nil und dem Bachr el Azrak oder blauen Nil. Von diesem Zentrum aus gehen zwei Hauptstraßen aus Innerafrika nach der Außenwelt: eine stromabwärts nach Berber und von da nach Suakin am Roten Meere, und eine, welche zunächst dem Flusse weiter bis nach Abu Hamed folgt, dann die Atmur-Wüste durchschneidet und zuletzt von Korosko wieder am Nile hinführt. Die letztere vermeidet die vier Katarakte und die nach Westen gehende große Windung des Stromes zwischen Korosko und Berber.

Korosko, ungefähr in der Mitte zwischen Assuan, am ersten, und Wadi Halfa, am zweiten Katarakt des Nil, gelegen, ist nur eine Gruppe ärmlicher Lehmhütten auf einem weitgedehnten Sand- und Staubfelde, der lediglich das unabläßige Ankommen und Abgehen von Karawanen einiges Leben verleiht. Doch ist es keineswegs ohne malerische Reize, denn am Wasser befinden sich üppige Palmenhaine und im Süden besäumt ein Felsenwall die Wüste, der namentlich des Abends

Digitized by Google

in wundervollen Farben glüht. Hochgetürmte Sandhügel schließen es auf drei Seiten ein, und dahinter streckt sich nach Süden hin, den Wellen eines versteinerten Ozeans vergleichbar, mit ihren felsigen Kämmen und Senkungen voll Sand die Atmur-Wüste, durch welche die Karawanenstraße nach Chartum sich windet. Eine sengende Sonne brütet über der schrecklichen Einöde, und niemals fällt hier Regen. Da und dort stößt der Reisende in den tieferen Thälern auf ein paar kränkelnde Dumpalmen oder auf eine Gruppe von Mimosen, die um ihr Dasein ringen, auch wächst an einigen Stellen das grobe Halfi-Gras in hinreichender Menge, um Berghasen und Rudel von Gazellen zu nähren. Doch flieht im allgemeinen das organische Leben diese dürre Wildnis, und Tagereisen weit herrschen nur Sand und Gestein, Glut und Durst. Der Durchzug durch die Wüste erfordert zehn Tage, während welcher Zeit die Karawanen ihr Wasser in Schläuchen mit sich führen müssen, da die wenigen Brunnen, denen man auf der Strecke begegnet, ein Naß bieten, welches für Menschen untrinkbar ist. Auch das Wasser in den Schläuchen würde, da es nach Leder schmeckt und warm ist, niemand genießen wollen, wenn er besseres haben könnte. Bisweilen stößt man auf Lager von Ababdeh-Arabern, deren Gewohnheit, stets bis an die Zähne bewaffnet einherzugehen und ihr langes, reichlich mit Hammeltalg pomadisirtes Haar mit Kämmen aus Ebenholz oder Elfenbein aufzustecken, ihnen ein unheimliches Aussehen verleiht. Ihnen ist die Bewachung der Route und das Geleit der Reisenden anvertraut. Der Weg ist mit zahllosen Gerippen hier verendeter Kamele und hier und da mit einem Steinhaufen, unter dem ein verdursteter oder am Sonnenstich gestorbener Wanderer ruht, bezeichnet. Fast ohne Unterbrechung zeigt sich über der Wüste die Fata Morgana, bald in Gestalt von blauen Landseen, bald in der von Felshügeln, die auf ihren Gipfeln stehen, zuweilen auch in andern phantastischen Formen. Man erzählt, daß vor einigen Jahren ein ägyptisches Regiment durch diese täuschende Luftspiegelung fast die Hälfte seiner Leute verlor, indem dieselben, wahnsinnig vor Durst, in der Ferne ein klares Gewässer zu sehen glaubten und trotz des Einspruchs ihrer Führer ihre Reihen verließen und auf die Erscheinung zueilten, um endlich zu entdecken, daß dieselbe eine Augentäuschung war.

Mit Entzücken atmet der von Glut und Durst gequälte Reisende auf, wenn er am Horizont die Palmen von Abu Hamed gewahr wird. Er verläßt hier das „Schiff der Wüste," um zur Weiterreise die „Nugga," das Nilboot der Eingebornen, zu besteigen. Es ist ein elendes, schmutziges, gebrechliches Fahrzeug, gewöhnlich nur mit vier Matrosen bemannt; aber es hat ein Oberdeck, das einigermaßen gegen den Sonnenbrand schützt, und der Aufenthalt auf ihm erscheint neben der Erinnerung an das lästige Schaukeln auf dem Rücken des Kamels ziemlich behaglich. Die wichtigste Station oberhalb Abu Hameds ist Berber, auf dem rechten Ufer. Vier Meilen südlich von hier nimmt der Nil den aus Habesch kommenden Atbara, den nördlichsten seiner Zuflüsse, auf. Weiterhin nach Norden strömt ihm auch nicht das kleinste Bächlein zu. Berber nimmt sich, vom Flusse aus gesehen, nicht vorteilhaft aus, dagegen bietet es, wenn man sich ihm von der Landseite her nähert, mit seinen weißen Häusern und seinen grünen Gärten einen recht freundlichen Anblick inmitten seiner dürren und öden Umgebung. Südlich von der Stadt werden die Ufer des Flusses flach und uninteressant, und er selbst teilt sich in viele Arme, welche Sandbänke und Schlammeilande umfließen. Schwärme buntgefiederter Wasservögel, weiße Pelikane und Ibisse, rosenrote Flamingos u. dergl. unterbrechen bei der Annäherung der Nugga ihre schweigsame Beschaulichkeit und fliegen kreischend auf. Häufig erscheinen in der Flut Krokodile und Nilpferde, die bis hierher selten

Digitized by Google

waren. So geht es etwa zwanzig Meilen weit fort durch ein grünes Flachland, bis unser Boot vor der Bank von Schendy Halt macht, wo alle Karawanen aus Sennaar, Darfur und Kordofan auf der Straße nach Suakin durchpassiren. Schendi war 1821 der Schauplatz eines Ereignisses, welches für die damalige Zeit charakteristisch ist. Mehemed Ali hatte seinen Sohn Ismail hierher gesandt, um von dem wilden Häuptlinge, der sich durch seine Grausamkeit den Namen des „Tigers von Schendy" erworben hatte, rückständigen Tribut einzutreiben. Ismail schlug seine Zelte vor der Stadt auf, ließ den „Tiger" vorfordern und verlangte zunächst eine starke Lieferung von Proviant für seine Truppen von ihm. Als jener, auf sein Unvermögen hinweisend, die Forderung ablehnte, schlug ihn Ismail mit der Pfeife, die er rauchte, über den Kopf. Der Tiger verbeugte sich demütig und versprach Gehorsam, und bald, nachdem er sich entfernt, erschienen Leute, die rings um das Zelt Ismails ungeheure Massen von Getreide und Stroh aufhäuften. Das ging fort bis in die Nacht, und der Ägypter freute sich seines Erfolgs. Aber vor Tagesanbruch erwachte er von lautem Knistern und Prasseln, und als er hinaustrat, sah er sich und sein Gefolge von einem Flammenringe umgeben. Der Tiger hatte die Vorräte anzünden lassen, und Ismail wurde auf diese Weise mit den Seinigen bei lebendigem Leibe geröstet. Mehemed Ali ließ darauf durch seinen Schwiegersohn, den schrecklichen Defterdar, Schendy dem Erdboden gleich machen, aber der Tiger entkam ins Innere und konnte niemals zur Strafe gezogen werden.

Acht Meilen südlich von Schendy beginnen die sechsten Stromschnellen des Nil, die indes den Handelsverkehr auf dem Flusse nur wenig beeinträchtigen, sodaß Fahrzeuge von geringem Tiefgang das ganze Jahr hindurch von Berber nach Chartum gehen können. Noch einmal bietet sich dem Reisenden ein interessantes Landschaftsbild an der Stelle, wo der Nil sich seinen Weg durch die schroffe Bergkette des Gebel Gerri gebahnt hat, aber bald werden die Ufer wieder flach, und die Szenerie verändert sich nun nicht mehr, bis am Horizonte des einförmigen Gefildes die Minarets und Palmen von Chartum auftauchen. Wenn wir uns demselben nähern, breitet sich die glänzende Fläche des weißen Nil wie ein Landsee vor der Nugga aus, dann treibt mit plötzlicher Wendung das Boot in die Gewässer des blauen Nil hinein, an dessen Gestade, etwa eine Wegstunde weiter aufwärts, Chartum, die Hauptstadt des Sudan, das Ziel der jetzigen Reise Gordons, liegt. Die Namen jener beiden Flüsse sind beiläufig nicht besonders glücklich gewählt; denn die wirkliche Farbe des „weißen" Nil ist ein blasses, undurchsichtiges Blau, während der andre, östliche Fluß von der Erde, die er aus Habesch herabführt, tief rot gefärbt ist.

Chartums Wichtigkeit für den Handel ist zu bekannt, als daß wir auf sie hier einzugehen nötig hätten. Der größere Teil der Stadt ist staubig und schmutzig wie die ärmeren Quartiere der ägyptischen Städte. Die übrigen Viertel nehmen sich mit ihren großen weißgetünchten Häusern, ihren Moscheen und Minarets und ihren Gärten und Palmengruppen meist recht stattlich aus. Die Straßen freilich lassen viel zu wünschen übrig. Es sind meist schmale Gäßchen, voll Unrat und Kehricht und so schlecht drainirt, daß die Pfützen, welche die Regenzeit zurückläßt, wochenlang stehen bleiben und dann sehr gefährliche Fieber erzeugen. Die Bevölkerung ist bunt zusammengewürfelt. Sie besteht aus Türken, Griechen, Ägyptern, Nubiern und verschiednen Arten der Negerrasse, sowie ausgewanderten Europäern, die sich meist mit dem Verkaufe von geistigen Getränken und Materialwaaren beschäftigen. Die hier wohnenden Dongolesen liefern Elemente für die Armee und stellen das Hauptkontingent zu den Scharen von Elfenbeinjägern, welche gewisse große Firmen

Digitized by Google

für das Innere Afrikas ausrüsten. Nach ihrer Lage ist die Stadt sicher, unter allen Umständen kommerzielle Bedeutung zu behalten. Sie ist das große Thor, durch welches aller Verkehr Innerafrikas, soweit es zum Stromgebiete des Nil gehört, nach Ägypten und Europa passiren muß. Unaufhörlich gehen von hier Karawanen, beladen mit seltsam geformten Ballen, Straußenfedern, Häute, Droguen, Kupfer, Ebenholz und Elfenbein, nach der großen nubischen Wüste und nach Suakin ab, und die Geschäfte, die hier in Getreide und Harzen abgeschlossen werden, bekunden einen Wohlstand, der noch beträchtlicher Steigerung fähig wäre, und bei dem man nicht begreift, wie Gladstone dazu gekommen ist, ihn leichten Herzens dem Mahdi auf Gnade und Ungnade auszuliefern zu wollen.

Literatur.

Der Aktiengesetzentwurf. Betrachtungen und Vorschläge von Dr. Wiener, Reichsgerichtsrat. Leipzig, Veit und Comp., 1884. 132 S.

Zum neuen Aktiengesetz. Von Dr. O. Bähr. (Separatabdruck aus Jherings Jahrbüchern XXI. N. F. IX.) Jena, Gustav Fischer, 1884. 41 S.

Gegenüber dem Indianergeheul der Börsenpresse, dem sich leider eine große Anzahl froudirender preußischer Handelskammern und Großkaufleute angeschlossen haben, denen die Unbefangenheit in dem allgemeinen Strom der Anschauungen, welche durch die Börse beeinflußt werden, verloren gegangen ist — gegenüber den in blinder Wut geschleuderten Angriffen werden die beiden erwähnten sachlichen Kritiken einen bleibenden Wert beanspruchen dürfen, wie es nicht anders bei den angesehenen und in dem Aktienrecht bewährten Verfassern zu erwarten steht. Die Kreuzboten haben bereits die Delbrückſche Kritik oder vielmehr das Pamphlet des Geh. Kommerzienrats Delbrück gebührend zurückgewiesen, dessen Hauptschwerpunkt — das wichtigste Argument der Gegner — darin liegt, daß den Verfassern des Entwurfs die Kenntnis des praktischen Lebens gefehlt habe. Einen solchen Vorwurf werden sie jedenfalls gegen die Verfasser der vorliegenden Kritiken nicht erheben können. Wiener war während der großen Gründungszeit in Berlin einer der beschäftigtsten Anwälte und Notare und hatte sowohl aus dieser Periode als in seiner spätern Thätigkeit beim Reichsoberhandelsgericht und Reichsgericht die beste Gelegenheit, das Aktienwesen in seiner ganzen Nacktheit zu erkennen. Nicht minder hat Bähr in seiner Eigenschaft als Mitglied verschiedener obersten Gerichte und Parlamente eine reiche Erfahrung sammeln können, die jedenfalls die Praxis von Aufsichtsräten und Gründern überwiegt. Beide Kritiken erkennen den Standpunkt des Entwurfs als einen durchaus berechtigten an und übertreffen denselben sogar in ihren strengern Vorschlägen. Hauptsächlich sind ihre Ausstellungen gegen den Entwurf juristischer Art und viele von solcher Bedeutung, daß der Gesetzgeber nur dankbar anerkennen kann, wenn ihm von so bewährter Seite Hilfe gebracht wird. Wirtschaftlich interessant ist es, daß Wiener die Prospekttheorie, wie bisher, vertritt, die Leitung der konstituirenden Generalversammlung für zweckwidrig erachtet und gegen die Zulassung einer Unterpari-Emission spricht. In Bährs Kritik

Digitized by Google

ist namentlich die Ausführung hervorzuheben, in welcher er nachweist, wie die quantitative Bezeichnung des Nominalbetrages der Aktie nur zu Täuschungen und Unredlichkeiten führt. Ob sich durch die von Bähr empfohlene quotitative Bezeichnung die Sache ändern würde, dürfte zu bezweifeln sein.

Gewerbe-Ordnung für das deutsche Reich in der durch die Bekanntmachung vom 1. Juli 1883 veröffentlichten Fassung nebst den von Reichswegen erfolgten Ergänzungen und Ausführungsvorschriften. Aus den Materialien der Gesetzgebung und aus der Praxis der Gerichte und Verwaltungsbehörden erläutert von Dr. Paul Kayser, kaiserlichem Regierungsrat im Reichsjustizamt. Berlin, H. W. Müller, 1884.

Die bisher erschienenen kommentirten Ausgaben der deutschen Gewerbeordnung gehen sämtlich mehr oder weniger vom Standpunkte der Partikularrechte der Einzelstaaten aus. Sie kommen somit einem praktischen Bedürfnisse derjenigen entgegen, die unter Berücksichtigung des Partikularrechts die Gewerbeordnung, welche bis zu einem gewissen Grade der Anwendung des letztern Spielraum läßt, zu benutzen haben. Ob dadurch das Verständnis des gemeinen Gewerberechts, d. h. der Grundsätze, welche die Gewerbeordnung zum Ausdrucke bringen will, immer gefördert wird, erscheint mindestens zweifelhaft, und daher ist der Wert dieser Ausgaben kein besonders hoher. Umsomehr ist eine Ausgabe der Gewerbeordnung wie die vorliegende willkommen zu heißen, welche das Gewerberecht in erster Linie vom Standpunkte des Reichsrechts erläutert. Freilich ausschließlich ist dies aus dem vorgedachten Grunde nicht möglich, und demgemäß nimmt das preußische Recht in den benutzten Entscheidungen eine hervorragende Stellung ein. Doch ist das kein Fehler, da zugleich die Praxis der übrigen höheren deutschen Gerichtshöfe berücksichtigt und somit Einseitigkeit geschickt vermieden worden ist.

Nach einer Einleitung über Entstehung, Abänderungen und Geltungsgebiet der Gewerbeordnung giebt der Verfasser die einzelnen Paragraphen des Gesetzes nebst den dazu gehörigen Erläuterungen, in denen die von Reichswegen erfolgten Ergänzungen und Ausführungsvorschriften wörtlich abgedruckt sind. Hierin liegt ein Vorzug des Werkes vor allen ähnlichen Ausgaben. Die Erläuterungen selbst sind vom Verfasser, der sich bereits als gewissenhafter Herausgeber von kommentirten Reichsgesetzen genügend bewährt hat, mit außerordentlicher Gründlichkeit und Belesenheit verfaßt. Infolge der Präzision des Ausdrucks und zweckmäßiger Anordnung des Stoffes hat das Werk ein handliches Äußere bekommen, wodurch sein Wert für den öftern Gebrauch, ebenso wie durch das ausführliche Sachregister, die Marginaltitel zu den einzelnen Erläuterungsabschnitten und die solide äußere Ausstattung, noch bedeutend erhöht wird.

Die praktische Spracherlernung auf Grund der Psychologie und der Physiologie der Sprache dargestellt von Felix Franke. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1884.

Die praktische Spracherlernung — im Gegensatz zum linguistischen Sprachstudium — hat nach dem Verfasser zum Ziel, den fremden Sprachmechanismus so in die Seele aufzunehmen, daß er das Denken ebenso unbewußt begleitet wie die Muttersprache, daß er Form des Denkens wird. Um dieses Ziel mit möglichst geringem Zeit- und Kraftaufwand zu erreichen, hält der Verfasser eine völlige Umkehr von der bisherigen Art der Spracherlernung für geboten. Die von ihm vorgeschlagene Methode gipfelt darin, den Weg, auf dem das Kind seine Muttersprache erlerne, möglichst nachzuahmen. Von (phonetisch geschriebenen) einfachen Texten soll ausgegangen, aus ihnen die grammatischen Regeln zunächst unbewußt abstrahirt und die Sprache möglichst an der Sprache selbst gelernt werden. Ganz ohne syste-

Digitized by Google

matischen Ausbau geht es freilich auch nicht ab. Aber um die unbewußte Reproduktion des fremden Wortes durch die entsprechende Vorstellung zu erzielen, um dem trübenden Dazwischentreten der muttersprachlichen Denkformen zu entgehen, schlägt der Verfasser alles Ernstes für das Vokabular Bilder — nach der Art der Fibeln — vor, neben die nur der fremde Name gesetzt werden soll. Natürlich ist dies nur bei sinnfälligen Objekten möglich; bei den andern tritt ein komplizirteres Verfahren ein, bei dem es sich im wesentlichen um eine umschreibende Erklärung — ja nicht Übersetzung — des fremden Ausdrucks handelt.

Wir glauben, daß der Verfasser in einer Täuschung befangen ist, wenn er glaubt, einen solchen unbewußten psychischen Vorgang, wie die natürliche Spracherwerbung, wie die gleichzeitige Entstehung und innige Verknüpfung des Wortes mit der Vorstellung beim Kinde, künstlich erzeugen zu können. Wir sind überzeugt, daß das von ihm gezeichnete Bild eines Hutes stets unbewußt nur das mit dem reproduzirten Begriff aufs engste assoziirte Wort „Hut" — obwohl es nicht dasteht — zunächst ins Gedächtnis rufen wird und das Wort chapeau erst durch eine besondre Denkoperation als damit gleichwertiger Name hervorgerufen werden wird. Und wie soll überhaupt ein einzelnes Bild imstande sein, einen einigermaßen richtig umgrenzten Begriff hervorzurufen? es wären in unserm Falle doch Dutzende von verschiednen Hutgestalten zu diesem Zwecke nötig. Da bleibt es doch das einfachste und sicherste, sich der nun einmal schon vorhandenen Denkformen zu bedienen. Es ist ein eitles Bemühen, sich des außerordentlich wichtigen Hilfsmittels, das der Besitz einer Sprache dem, der eine zweite erlernen will, gegenüber dem noch sprachlosen Kinde bietet, gewaltsam entschlagen zu wollen, um den ja unleugbaren Hemmnissen von seiten der muttersprachlichen Gewöhnung zu entgehen, da diese eben doch unvermeidlich sind. Wir halten also den vorgeschlagenen Weg für einen zwecklosen Umweg, umsomehr als wir außerdem nicht zugeben können, daß die phonetischen Wortbilder neben den orthographischen keine neue Belastung des Gedächtnisses seien. Der Verfasser steckt sich das Ziel entschieden zu hoch, ein Denken in der fremden Sprache ist — selbst bei jahrelangem Aufenthalt in der Fremde — nur in den allerseltensten Fällen zu erreichen.

Wenn wir somit dem Verfasser in seinem Grundgedanken glauben entgegentreten zu müssen, so wollen wir doch nicht unterlassen, das Schriftchen, das auch viel des Richtigen und Beherzigenswerten enthält, was wir hier nicht andeuten können, allen denkenden Sprachlehrern als anregende Lektüre zu empfehlen.

Pompeji in seinen Gebäuden, Altertümern und Kunstwerken dargestellt von Johannes Overbeck. Vierte, im Vereine mit August Mau durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 30 größeren zum Teil farbigen Ansichten und 320 Holzschnitten im Texte, sowie einem großen Plane. Leipzig, W. Engelmann, 1884.

Ein Werk wie Overbecks Pompeji bedarf keiner Empfehlung mehr. Zuerst im Jahre 1856 erschienen und damals wegen mancher Schwächen, die der ersten zusammenfassenden Bearbeitung des reichen Stoffes anhafteten, vielfach angefochten, ist das Buch mit jeder neuen Auflage immer vollkommener geworden, ist immer bemüht gewesen, nicht nur mit den Ausgrabungsarbeiten, sondern auch mit den Fortschritten der archäologischen Wissenschaft gleichen Schritt zu halten und gehört heute unstreitig zu den Zierden unsrer populärwissenschaftlichen Literatur. Seit dem Erscheinen der dritten Auflage (1875) haben freilich die pompejanischen Studien durch hervorragende fachwissenschaftliche Spezialarbeiten eine derartige Vertiefung erfahren, daß der Verfasser es für geboten erachtete, bei der Bearbeitung der neuen

Digitized by Google

Auflage sich mit einer jüngeren, den Stoff besser als er selbst beherrschenden Kraft zu verbinden. Es gelang, Herrn Dr. Mau zur Mitwirkung zu gewinnen, den man, wie der Verfasser selbst sagt, „wohl ohne Widerspruch zu finden, als den besten Kenner Pompejis, wenigstens unter uns Deutschen, bezeichnen kann," und so konnte denn die Arbeit in der Weise geteilt werden, daß dem Genannten die völlige Neubearbeitung des einleitenden Teiles und der meisten Kapitel des antiquarischen Hauptteils (im ganzen etwa zwei Drittel des Buches), dem Verfasser selbst die Umarbeitung der übrigen Kapitel des antiquarischen Teiles und des ganzen artistischen Teiles zufiel. Ehre und Anerkennung dem Gelehrten, der die Entsagung übt, seine eigenste Schöpfung im Interesse der Sache zur rechten Zeit andern, geeigneteren Händen zu überlassen! Da auch die Verlagshandlung durch Vermehrung der Abbildungen, durch Ersetzung veralteter Illustrationen und durch die Vervollständigung und Bereicherung des großen Stadtplans dazu beigetragen hat, das schöne Werk auf einer den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechenden Stufe zu erhalten, so sind ihm für eine Reihe von Jahren die Wege wieder aufs beste geebnet.

Overbecks Buch werden sich wohl wenige Italienreisende in den Koffer packen. Es will vor oder nach der Reise ruhig und gründlich studirt sein. Wir freuen uns aber doch, daß es in seiner neuen Gestalt gerade jetzt wieder vollendet vorliegt, wo die Glücklichen sich rüsten, denen es vergönnt ist, demnächst dem Süden zuzusteuern. Möge es sich zu den alten Freunden recht viele neue erwerben!

Real-Lexikon der Kunstgewerbe. Von Bruno Bucher, k. k. Regierungsrat und Kustos am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien. 5. Lieferung. Wien, G. P. Faesy 1883.

Mit der vorliegenden fünften Lieferung ist dieses vortreffliche Nachschlagewerk, auf das wir schon beim Erscheinen der ersten Lieferung aufmerksam gemacht haben, vollständig geworden. Das Buch füllt wirklich eine Lücke aus, die bisher bestanden. Läuft auch bei dem kunstgewerblichen Aufschwung, den wir im Laufe eines Jahrzehnts erlebt haben, viel Mode, Sport, Eitelkeit, Prunksucht, Fabrikationshast mit unter, der Aufschwung selbst ist nicht zu leugnen, er ist im großen und ganzen hocherfreulich, und in allen Schichten des Volkes ist die Freude an künstlerischer Gestaltung und Ausschmückung der gewerblichen Erzeugnisse und das Bedürfnis, sich über kunstgewerbliche Fragen aller Art zu orientiren, wieder lebendig geworden. Buchers „Reallexikon" kommt diesem Bedürfnis entgegen. Mag sichs um ein Fabrikat oder ein Instrument handeln, um ein Material oder eine Manipulation, um einen berühmten Fabrikationsort oder einen namhaften Kunsthandwerker, um einen technischen Ausdruck oder eine gewerbegeschichtliche Frage, um die Bedeutung eines Zierates oder den Inhalt einer mythologischen oder allegorischen Szene — in allen Fällen wird das Werk — gleichviel auf welchem Gebiete des Kunstgewerbes — die gewünschte Auskunft bieten, und zwar so erschöpfend und in so knapper und klarer Fassung, wie sie nur derjenige geben kann, der den Gegenstand in vollstem Maße beherrscht. Reiche Literaturnachweise (über 25 Seiten!) sind in übersichtlicher Anordnung am Schlusse des Buches beigegeben für den, der über eine Einzelheit genauere Belehrung sucht. Schade, daß das Buch keine Abbildungen hat. Bei einer zweiten Auflage, die sich gewiß bald notwendig machen wird, sollte die Verlagshandlung ernstlich darauf bedacht sein, diesem Mangel abzuhelfen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Der Sprachenstreit in Österreich.

Gegen Ende der sechziger oder zu Anfang der siebziger Jahre veröffentlichte der tschechische Gelehrte Purkyn' eine Broschüre unter dem Titel Austria polyglotta. Die s. Z. wenig beachtete Schrift behandelte das Thema, welches kürzlich im österreichischen Reichsrate soviel Staub aufwirbelte. Ich besprach damals die Flugschrift in einem Feuilleton der Neuen freien Presse. Purkynè bestrebte sich, die vollkommene Gleichberechtigung aller österreichischen Nationalitäten und ihrer Sprachen bis in die letzten Konsequenzen darzuthun. Er erkannte in der „Liebe und gegenseitigen Achtung aller Volksstämme" des vielsprachigen Reiches das einzige Mittel, den Hader endgiltig zu schlichten. Zu diesem Zwecke sollte jeder Österreicher sämtliche Sprachen der Monarchie erlernen, um mit jedem Staatsgenossen in dessen Muttersprache verkehren zu können. Zum Schlusse konnte Purkynè freilich nicht umhin, zu gestehen, daß über der allgemeinen Sprachenlernerei denn doch viel kostbare Zeit verloren gehen dürfte. Reiche mit einheitlicher Sprache würden daher das vielsprachige Österreich im Kulturfortschritte bald überholen, und schließlich müßte sich das Gefüge des Staates lösen, um neuen politischen Gebilden Platz zu machen.

Die lange Reichsratsdebatte über die österreichische Staatssprache hat mir die verschollene Schrift wieder ins Gedächtnis gerufen. Wenn der Staat keine „Staatssprache" haben soll und darf, so bliebe, falls jedem Österreicher ohne Unterschied der Nationalität auch in Zukunft in jedem Kronlande die öffentlichen Ämter zugänglich sein sollen, in der That nichts übrig, als zu dem von Purkynè empfohlenen Rezepte zu greifen. Da dieses Rezept jedoch materiell nicht zur Anwendung gebracht werden kann, so komplizirt sich die Frage, wie ein polyglotter Staat ohne Staatssprache verwaltet werden könne, falls man ihn

Digitized by Google

nicht in eine lockere Föderation auflösen will, ins Unendliche, und schließlich müßte mit Naturnotwendigkeit ein allgemeines Tohuwabohu herauskommen, wobei in der That das Gefüge des Staates, wie Burkyns meinte, in ernstliche Gefahr geraten könnte.

Man sieht, daß bei dem Sprachenstreite in Österreich, obwohl die Wortführer der Rechten der Sache nur die Bedeutung einer Art von nationaler Etikettenfrage zu geben suchten, doch sehr gewichtige Interessen auf dem Spiele stehen. Es sind dies in erster Reihe staatliche Interessen. Diese will ich jedoch hier nicht näher berühren, sondern dafür die Sache von einer Seite betrachten, die bei der Debatte nur ganz flüchtig gestreift wurde. Ich meine die Interessen der nichtdeutschen Nationalitäten in Österreich.

Wer aus eigner Anschauung die Verhältnisse des Kaiserstaates vor der glorreichen Nationalitätenära kennt, der weiß, daß trotz des Vorherrschens der deutschen Sprache von „Deutschtum“ in Österreich sehr wenig die Rede sein konnte. Die deutsche Sprache war damals wie jetzt das allgemeine Verständigungsmittel nicht nur zwischen den Deutschösterreichern und den nichtdeutschen Nationalitäten, sondern auch zwischen diesen untereinander; da es wohl slavische Sprachen, aber keine slavische Sprache giebt, so mußten Polen, Tschechen, Slovenen, Kroaten, Serben ꝛc., deren einzelne Sprachen von einander abweichen wie etwa das Deutsche vom Holländischen, oder das Französische vom Provenzalischen, notgedrungen zu der ihnen zunächst liegenden deutschen Sprache greifen. Ähnlich verhält es sich mit den Magyaren. Der gebildete Teil dieser verschiednen Nationalitäten war des Deutschen in Wort und Schrift, vielfach sogar besser als des eignen Idioms mächtig. Mit Ausnahme der italienischen Provinzen bediente sich die Verwaltung der deutschen Sprache, und in Ungarn behalf man sich sowohl im Verkehr mit den Nationalitäten der partes adnexae als mit der Zentrale in Wien, falls man nicht Deutsch sprechen wollte, mit jener seltsamen unter dem Namen „Husarenlatein“ bekannten Latinität. An „Germanisirung“ dachte keine Seele, und in der That verfolgte die österreichische Regierung vor 1848 eher alles andre als germanisatorische Zwecke. Den deutschösterreichischen Schriftstellern war man in Wien bekanntlich durchaus nicht hold. Entweder beteiligten sie sich an der geistigen Strömung in Deutschland und mußten dann sehr bald den schwarzgelben Grenzpfählen den Rücken kehren, oder sie standen völlig abseits wie Grillparzer oder K. E. Ebert, der sich selbst als „böhmisch-deutschen“ Schriftsteller bezeichnete. Wenn die kaiserliche Regierung von ihren Beamten die Kenntnis des Deutschen (d. h. des k. k. Beamtendeutsch) als etwas Selbstverständliches verlangte, so that sie damit nur, was sie nicht lassen konnte. Eine Bevorzugung des deutschen Elements als solches kann ihr auch der grimmigste Feind nicht zum Vorwurfe machen.

Seit der Nationalitätenära ist das alles anders geworden. Während vor 1848 z. B. in Böhmen die Vorkämpfer der freiheitlichen Richtung ohne Unter-

Digitized by Google

schied der Nationalität Hand in Hand gingen und deutsche Dichter, wie A. Meißner, tschechische Helden feierten, brachte das Bewegungsjahr sehr bald eine Scheidung nach antionalen Lagern. Die gestern noch Schulter an Schulter kämpften, standen heute als nationale Gegner einander gegenüber. Seitdem ist der Riß immer klaffender geworden. Man sprach von „unterdrückten Nationalitäten“ und bezeichnete, als ob sich solches von selbst verstünde, kurzweg die Deutschen in Österreich als die Unterdrücker, obwohl diese an der Unterdrückung so unschuldig waren wie der Mann im Monde, denn die österreichische Regierung vor 1848 machte, gleich der Reaktion der fünfziger Jahre, nicht den geringsten Unterschied zwischen Deutschen und Nichtdeutschen. Aber die Regierung sprach deutsch, mithin waren die Deutschen die „Unterdrücker,“ und dabei hatte es sein Bewenden.

Sobald sich die nationalen Parteien nach 1859 wieder ein wenig regen konnten, suchten sie vor allem die „lieben Kleinen,“ d. h. die Schule, in die Hand zu bekommen. Es entstanden nationale Kindergärten, Volksschulen, Mittelschulen, Fachschulen und schließlich auch Hochschulen. Der Ausgleich mit Ungarn gab diesem Lande die nationale Selbständigkeit zurück. Der erste Gebrauch, den die Magyaren davon machten, war bekanntlich die Vertreibung der unter Bach nach Ungarn geschickten Deutschen, richtiger gesagt, der nicht magyarisch sprechenden Beamten, Lehrer und Professoren (zum größten Teile Tschechen, Mähren und Schlesier). Seitdem geht Ungarn seine eignen Wege, und die Vorgänge jenseit der Leitha kommen für Österreich erst in zweiter Reihe in Betracht.

Daß jedes Volk und jeder Volksstamm bestrebt ist, seine Eigenart, zunächst seine Sprache, zu pflegen, ist nur in der Ordnung. Mit welchem Rechte wollen wir andern verweigern, was wir für uns selbst beanspruchen? Überdies haben die Nationalitäten in Österreich auch den klaren Wortlaut des Gesetzes für sich. Somit wäre also alles gut. Die Tschechen besitzen ihre tschechischen, die Deutschen deutsche, die Polen polnische, die Slovenen slovenische ꝛc. Unterrichtsanstalten, und dem edeln Wettkampfe auf dem Gebiete des geistigen Lebens sind die Schranken geöffnet.

Nur schade, daß es, wie mit so mancher andern schönen Sache in dieser unvollkommenen Welt, auch mit der durch den famosen § 19 verbrieften „Gleichberechtigung in Schule, Amt und öffentlichem Leben“ in Österreich einen garstigen Haken hat, und dieser Haken ist gerade dasjenige, um was seit mehr als dreißig Jahren so heftig gezankt wird, nämlich die Sprache, oder vielmehr es sind die Sprachen.

Sehen wir einmal, wie es um die sprachliche Gleichberechtigung, aus der Theorie ins Praktische übertragen, aussieht.

Bekanntlich besitzt unser geliebtes Deutsch die schlimme Eigenschaft, eine sehr schwere Sprache zu sein, und dasselbe gilt von den verschiednen slavischen wie von der magyarischen Sprache. Nun bestimmt zwar das Gesetz, daß das Deutsche

Digitized by Google

in den polnischen, tschechischen ꝛc. Volks- und Mittelschulen obligatorischer Lehrgegenstand zu sein habe, obgleich der glorioſe § 19 zugleich besagt, daß „kein Zwang zur Erlernung einer zweiten Landessprache angewendet werden dürfe.“ Wie diese beiden Bestimmungen in Einklang zu bringen sind, wissen die Götter. Ich habe keine Lust, mir deshalb den Kopf zu zerbrechen und halte mich an die Sache, wie sie vorliegt. Also in den nichtdeutschen Schulen soll deutsch gelernt werden. Nun weiß aber jeder praktische Schulmann, welche Resultate in den Schulen mit der Erlernung fremder Sprachen erzielt werden, namentlich wenn die Unterrichtsanstalten, wie in Österreich, meist überfüllt sind. Welche Schule vermag ihren Zöglingen eine vollkommene, gründliche Kenntnis des Französischen, Englischen, Italienischen mit auf den Lebensweg zu geben? Höchstens kann sie einen guten Grund legen. Und dabei sind diese Sprachen noch verhältnismäßig leichte Sprachen. Hierzu kommt aber noch, daß die national fanatisirte Jugend nur mit Widerwillen das verhaßte Deutsch lernt. Welche Resultate sich so erzielen lassen, liegt auf der Hand. Die Folge ist, daß die nichtdeutsche Jugend beim Austritte aus der Schule nur höchst unvollkommen, zuweilen selbst garnicht Deutsch kann. Außerdem fällt durch die sich immer schroffer gestaltende Absonderung der Nationalitäten von einander auch die Gelegenheit weg, durch den Umgang mit Deutschen die Sprache praktisch zu erlernen. So schließt jede Nationalität sich wie mit einer chinesischen Mauer gegen das Deutsche ab, und ehe zehn bis zwanzig Jahre ins Land gehen, wird es Hunderttausende von jungen Polen, Tschechen, Slovenen ꝛc. geben, die der unentbehrlichen deutschen Sprache nur in sehr geringem Maße, vielleicht garnicht mächtig sind. Was soll mit diesen Leuten geschehen? Wie sind sie beim Handel, bei der Industrie, bei den Verkehrsanstalten, im Staatsdienste, im Heere, kurz in jedem Kreise des öffentlichen Lebens, wo die genaue Kenntnis der doch zunächst in Betracht kommenden Weltsprache, der deutschen, unumgänglich notwendig ist, zu verwenden? Wo nimmt der Staat, der nichts von einer Staatssprache wissen will, am Ende seine Beamten her, falls er nicht Lust hat, seine Ämter in babylonische Türme zu verwandeln oder jedem Beamten einen Dolmetsch zur Seite zu stellen? Und wird, um nur noch eins zu erwähnen, nicht der Zutritt zu jeder bedeutenderen und somit auch lukrativeren Stellung geradezu zu einem Monopol für jene glücklich situirte Minderheit gemacht werden, welche die Mittel besitzt, durch ausgiebigen Privatunterricht nachhelfen zu lassen, oder für jene, welche klug genug sind, ihre Kinder in deutsche Schulen zu schicken, wäre es auch auf die Gefahr hin, daß das nationale Lüftre dabei möglicherweise einige Einbuße erlitten hätte?

Schon jetzt zeigen sich vielfach die Folgen des nationalen Separatismus, und sie werden immer deutlicher und bedenklicher zu Tage treten. Ungarn importirt derzeit tausende von deutschen Gouvernanten, vor allem für jüdische Familien, die trotz ihres affektirten Magyarentums sehr gut wissen, wie unent-

Digitized by Google

behrlich die Kenntnis des Deutschen ist. In Böhmen giebt es eine Menge Handlungsgehilfen, welche keine Stellung finden können, weil ihnen die Kenntnis der deutschen Sprache ganz oder zum großen Teile abgeht. Das schönste dabei ist, daß tschechische Koryphäen von reinstem Wasser, wie z. B. der Großindustrielle Herr O. in Prag, keinen jungen Mann ins Geschäft nehmen, wenn er nicht des Deutschen in Wort und Schrift vollkommen mächtig ist. Daß Ähnliches auch anderswo geschieht, begreift sich, denn wo die persönlichen Interessen ins Spiel kommen, muß der nationale Chauvinismus zurücktreten. Wenn jemals das alte Wort quidquid delirant reges seine volle Anwendung findet, so ist es bei dem Sprachenstreite in Österreich. Leider erkennen diejenigen, welche schließlich die Rechnung bezahlen müssen, den wahren Stand der Dinge erst dann, wenn es zu spät ist, das Versäumte nachzuholen.

Daß es auch für den Deutschen in Österreich sehr wünschenswert ist, wenigstens eine slavische Sprache — oder falls er sein Augenmerk auf Ungarn richtet, das Magyarische — gründlich zu kennen, steht außer Frage, denn abgesehen von der praktischen Verwendbarkeit des Slavischen für Österreich, erwirbt er sich mit der Kenntnis desselben zugleich den Schlüssel zu der ebenso wichtigen wie schwierigen russischen Sprache. Trotzdem steht die Bedeutung der Kenntnis einer slavischen Sprache für die Deutschösterreicher in keinem Verhältnisse zu der Wichtigkeit des Deutschen für die Nichtdeutschen, denn während erstere, gleich den Paarmalhunderttausend bei Österreich gebliebenen Italienern schlimmstenfalls für ihre geistige oder materielle Thätigkeit auch außerhalb des Kaiserstaates noch eine lohnende Verwendung finden können, befinden sich die andern in einer ungleich ungünstigeren Lage. Im Inlande werden sie, der mangelnden Sprachkenntnis wegen, stets nur auf untergeordnete Stellungen beschränkt bleiben, und im „slavischen Auslande“ ist nicht viel zu machen, denn was es mit dem seinerzeit so gerühmten Export „slavischer Intelligenz“ nach Rußland für eine Bewandtnis hat, weiß man in Prag am besten. Wohl haben einige begabte nationale Streber in letzter Zeit auch in Österreich Karriere gemacht, aber wäre dies den betreffenden Herren ohne ihre gründliche Kenntnis des Deutschen überhaupt möglich gewesen? Für den nationalen Nachwuchs dagegen wird sich die Sache, falls es so fortgeht, gewiß ganz anders gestalten, und wenn auch einzelne aus dem heillosen Sprachenstreite Vorteile zu ziehen wissen, so sind doch für die Massen die Nachteile handgreiflich. Die, welche unter allen Umständen dabei profitiren, sind, wie immer, die gescheiten Juden. In Polen, in Böhmen, in Ungarn, kurz überall, wo sie ihre Heimstätte haben, lassen sie ihre Kinder, oft mit großen Opfern, Deutsch lernen, und finden ihre Rechnung dabei. Ich denke, die Herren, welche im Reichsrate so nachdrücklich gegen die deutsche Staatssprache protestirten, dürften wohl daran thun, diese Erscheinung nicht außer Acht zu lassen, denn sie zeigt am deutlichsten, wie weit die Dinge bereits gediehen sind und wohin wir treiben.

Digitized by Google

Rußland und die armenische Frage.

(Schluß.)

Noch weniger glücklich sind natürlich auch die von russischer Seite gemachten Annäherungsversuche. Die jungen Theologen von Etschmiadzin vermöchten nicht, auch wenn sie selbst von den Segnungen des russischen Staatslebens vollauf überzeugt wären, unter ihren geistlichen Brüdern in der Türkei Proselyten für die russische Sache zu machen. Letztere glauben bei dem Tausch nicht zu gewinnen, und so ist denn auch ihr Streben dahin gerichtet, die Bande, welche die armenische Provinz an die Osmanenherrschaft knüpfen, nicht zu lockern, sondern zu befestigen. Natürlich sucht der Patriarch die Leiden der armenischen Stammesgenossen zu mildern, und er macht sich bei der Pforte sowohl als auch bei den Vertretern der Kongreßmächte zum beredten Organ der berechtigten Wünsche und Beschwerden, zu denen die Übergriffe der türkischen Beamten und die räuberischen Einfälle der Kurden seit Jahren hinreichenden Stoff bieten. Das Patriarchat überreicht zu diesem Zwecke alle paar Monate eine Liste, in welcher die Zahl und die Namen der erschlagenen und beraubten Männer, der gemißhandelten Mädchen auf Grund „zuverlässiger Erhebungen“ eingetragen, die Stückzahl des geraubten Viehes angegeben und der Schaden bezeichnet ist, welchen die Streifzüge der Kurden durch Zerstörung und Brandstiftung in den armenischen Orten verursacht haben. Diese Listen gewähren einen traurigen Einblick in die Unsicherheit der dortigen Zustände. Allein derartige Aufzeichnungen ließen sich noch in vielen andern Teilen des türkischen Reiches vornehmen. In der Umgegend von Smyrna, von Salonik, im Rhodopegebirge, ja in der Nähe der Hauptstadt selbst sind Leben und Besitz der friedlichen Bewohner keineswegs gesichert. Namentlich überall da, wo tscherkessische Ansiedlungen stattgefunden haben, kommen unaufhörlich Gewaltakte gegen die christliche Bevölkerung vor. In Armenien sind sie größtenteils in dem Nomadentum der kurdischen Bergbewohner begründet. Diese überlassen die Feldarbeit den christlichen Ansiedlern. Was sie zu ihrem kärglichen Lebensunterhalte brauchen, muß ihnen, soweit es das Weideland der Berghänge nicht liefert, von den Thalbewohnern abgelassen werden. Einst waren die kriegerischen Bergstämme den friedlichen Bauern durch Abwehr feindlicher Einfälle nützlich. Gern wurde ihr Schutz durch Lieferungen von Brot und Salz erkauft. Die Klephthen Griechenlands und die Freiheitshelden der schwarzen Berge standen und stehen noch heute in einem ähnlichen Verhältnis zu der arbeitenden Bevölkerungsklasse. Die

Digitized by Google

kurdischen Hammeldiebe verfahren nicht anders wie die montenegrinischen. Auch sind die Armenier an diese unbequemen Nachbarn seit Jahrhunderten so sehr gewöhnt, daß das Zusammenleben mit ihnen viel erträglicher wäre als die Erpressungen und Bedrückungen der türkischen Beamten, die von der Zentralstelle aus nicht kontrolirt werden können. Die Wünsche der Armenier sind daher hauptsächlich darauf gerichtet, daß für ihre entlegene Provinz ein mit besondrer Vollmacht ausgerüsteter Gouverneur ernannt werde, welcher Übergriffen der Beamten steuert und im Lande Gerechtigkeit übt. So bescheiden dieser Wunsch klingt, ist er bisher unerfüllt geblieben. Die Pforte hat mehrmals Kommissare nach Armenien entsendet, welche das Land bereisen, die Notstände prüfen, Ausschreitungen der Beamten bestrafen sollten. Diese Kommissare haben sich einige Monate in den größeren Städten aufgehalten; die dortigen Walis haben dafür gesorgt, daß sie nur das erfuhren, was ihren persönlichen Zwecken nützlich war. Einige Beamten, welche es zu arg getrieben, wurden entlassen oder versetzt: die meisten aber wußten sich das Verbleiben in ihren Stellen mit den in der ganzen türkischen Hierarchie üblichen Mitteln zu erkaufen. Die Kommissare kehrten dann mit einem umfangreichen Reformplane zurück, der dem Sultan vorgelegt und einer Spezialkommission zur Begutachtung überwiesen wurde. Diese fand den Plan so vorzüglich, daß sie die Anwendung des Reformwerkes auch für alle andern Teile des Reiches empfahl, und der Sultan eignete sich diese Auffassung umso lieber an, als damit die „armenische Frage“ in dem Meer der allgemeinen Tagesfragen versank und so Ausnahmemaßregeln nicht nötig wurden, welche immerhin als die Folge eines auswärtigen Druckes hätten erscheinen müssen.

Eine solche Verallgemeinerung der Reformpläne fand auch stets die freundliche Unterstützung der alttürkischen Partei; denn je umfangreicher das Projekt auftrat, desto schwieriger und unwahrscheinlicher wurde seine Ausführung. Die graubärtigen Kaftanträger im Palais wissen recht wohl, daß jede größere administrative Reform an der Unbildung und Unzuverlässigkeit des türkischen Beamtentums scheitern muß, daß es vor allem geordneter Finanzen bedürfte, um eine Regelmäßigkeit der Gehaltszahlungen herzustellen. Man kann nicht erwarten, daß das Bakschischunwesen und die Erpressungen aufhören, wenn die kleinen Beamten der Provinz, die doch auch für ihre Familie zu sorgen haben, oft Monate lang auf ihre Besoldung warten müssen und häufig dieselbe garnicht erlangen.

So verblieben denn die Berichte und Entwürfe der nach Armenien entsendeten Kommissare als „schätzbares Material“ bei den Akten der Reformkommission. Nirgends so sehr als hier zeigt es sich, daß das Bessere oft der Feind des Guten ist. Weil man die Verwaltung aller Provinzen reformiren wollte, geschah einstweilen nichts in Armenien; die wohlmeinende Absicht, die Lage aller Christen im Reiche zu verbessern, verhinderte, daß einige ganz prak-

Digitized by Google

tische Vorschläge der Kommissare der armenischen Bevölkerung zu Gute kamen. Dort blieb daher alles beim Alten. Wenn die Klagen über die Räubereien der Kurden sich allzulaut erhoben, schickte man einige Bataillone Nizams zum Schutz der entlegenen Thäler aus. Aber die armenischen Bauern waren über diese Einquartierung nicht immer erfreut; anstatt mit den verhältnismäßig genügsamen Räubern, mußten sie ihre Vorräte jetzt mit den Truppen teilen. Der militärische Schutz, der nicht einmal immer wirksam war, kam ihnen teurer zu stehen als die Beutelust der Bergbewohner.

Ein rationelleres Mittel als die Aufbietung türkischer Streitkräfte lag in der von der Pforte häufig mit Erfolg angewendeten Maßregel, die Häupter unbotmäßiger Stämme nach Konstantinopel zu berufen und dort festzuhalten. Dies System war beim letzten albanesischen Aufstande mit Erfolg in Anwendung gekommen. Die Chefs der Liga wurden unter schönen Versprechungen nach der Hauptstadt gelockt und dort bewacht. Einige hielt der Sultan als Führer seiner Leibwache in seiner unmittelbarsten Umgebung fest. Jeder ihrer Schritte konnte auf diese Weise leicht kontrolirt werden. Andre lebten in glänzender Gefangenschaft. Die, welche für solche freundschaftliche Werbungen nicht genug Verständnis zeigten, verschwanden überhaupt vom Schauplatze.

Aus ähnlichen politischen Gründen wird auch der junge Miriditenfürst Prenk Bib Doda in Konstantinopel zurückgehalten und den Umtrieben seiner Parteigenossen entzogen. Auch bei der letzten ägyptischen Krisis versuchte der Sultan bekanntlich den Leiter der Bewegung, Arabi Pascha, zur Reise nach der Hauptstadt zu bewegen; allein der schlaue Oberst wußte zu gut, welches Loos ihm dort bevorstand, und traute den verlockenden Zusicherungen nicht. Dagegen hatte der kurdische Häuptling Obeidullah die Einladung nach Konstantinopel angenommen und die Abwesenheit ihres Anführers die Kurden zeitweilig von Raubzügen abgehalten. Obeidullah wurde auf der ganzen Reise nach der Hauptstadt von den türkischen Provinzialbehörden aufs zuvorkommendste behandelt und glänzend bewirtet. In Konstantinopel angelangt, überhäufte ihn der Sultan mit Auszeichnungen und Geschenken. Er war Gast des Großherrn und bewohnte einen eignen Palast, der ihm und seinen Begleitern für die Dauer ihrer Anwesenheit überlassen war. Natürlich sollte diese glänzende Gefangenschaft möglichst ausgedehnt und der Scheikh, wenn irgend thunlich, für immer von der Heimat ferngehalten werden. Dies war wenig nach dem Geschmack des freigeborenen Sohnes der Berge, mit Würde nahm er alle ihm erwiesenen Ehrenbezeigungen entgegen und ging scheinbar auf alle Vorschläge einer Übersiedelung ein. Regelmäßig am Freitag erschien er beim Selamlik, der Sultan hatte dann oft ein freundliches Wort für den mächtigen Häuptling, dessen Stimme allein genügte, um die Leidenschaft seines Volksstammes zu entfesseln oder zu beschwichtigen, und dessen Einfluß auch durch die scharfe Überwachung keineswegs gebrochen oder geschmälert war. Aber schon

Digitized by Google

nach wenigen Monaten stand bei dem fast achtzigjährigen Scheikh der Plan fest, nach der Heimat zurückzukehren. Da der Sultan einer offnen Bitte jedenfalls widerstrebt und eine Entscheidung mindestens lange hinausgezogen hätte, so blieb dem Kurden nur das Mittel der Flucht, und er bewerkstelligte dieselbe im Sommer 1882 in einer Weise, welche bewies, daß er seinen schlauen Gegnern an List noch überlegen war. Er erklärte laut seine Absicht, eine Wallfahrt zum Grabe des Propheten vornehmen und seine Tage in Mekka beschließen zu wollen. Ein vierzigtägiges Fasten während des Ramasan sollte die würdige Einleitung seiner religiösen Übungen bilden. Die Sache hatte an und für sich nichts Auffallendes, auch wunderte man sich im Palais keineswegs, daß der fromme Greis die letzten vierzehn Tage der Fastenzeit in strenger Klausur verbrachte und jeden Verkehr mit der Außenwelt vermied. Die geringe Nahrung, die er zu sich nehmen durfte, brachte ihm sein kurdischer Diener in das Gemach, in welchem er den vorgeschriebenen geistlichen Übungen oblag. Aufsehen und Argwohn erregte es indessen, daß der Scheikh nach Ablauf der Fastenzeit nicht bei der großen Beiramszeremonie erschien, an welcher alle Würdenträger des Reiches teilzunehmen haben. Man forschte nun in seinem Konak nach und fand das Nest leer. Der Vorsprung von vierzehn Tagen hatte dem verschlagnen Häuptling genügt, um von Trapezunt aus mit Hilfe seiner kurdischen Begleiter auf geheimen Pfaden die heimischen Berge zu erreichen. Daß die Überfahrt von Konstantinopel nach Trapezunt auf einem russischen Dampfer erfolgte, ließ die Konivenz gewisser russischen Kreise vermuten und erhöhte nicht wenig die Verstimmung des Sultans über das Gelingen der Flucht. Ob eine russische Hilfe thatsächlich stattgefunden hat, läßt sich natürlich nicht beweisen; daß Rußland ein Interesse daran hat, die türkischen Armenier nicht zur Ruhe kommen zu lassen, und daß ihm die störenden Einfälle der Kurden und ihre Auflehnung gegen die Autorität des Sultans aus diesen wie aus andern politischen Gründen erwünscht sind, ist in Stambul kein Geheimnis.

Wir haben eben die Umstände erörtert, welche einer Zunahme russischen Einflusses in Armenien noch entgegenstehen, aber auch gleichzeitig darauf hingewiesen, daß die Armenier, d. h. die Bewohner der Provinz Armenien selbst, mit der Zeit notgedrungen ins russische Lager getrieben werden, wenn man ihre Beschwerden noch länger unberücksichtigt läßt. Rußland arbeitet daher auf jenem Gebiete mit einer Emsigkeit, welche ihm den schließlichen Erfolg sichert. Eine Einverleibung des türkischen Armeniens aber würde die russischen Grenzen dem Bosporus beträchtlich näher rücken. Wenn die Festungen des türkischen Armeniens in den Besitz Rußlands gelangen, so liegt die Marschroute auf Skutari offen und unbeschützt da. Was auf der europäischen Seite nicht erreicht werden kann — die Besetzung der Wasserstraße — ist dann auf der asiatischen mit Leichtigkeit zu bewirken. Seitdem sich die Balkanstaaten von der russischen Vormundschaft mehr und mehr freimachen, die rumänische und

Digitized by Google

serbische Armee nicht mehr bloß als Vortrupp einer russischen, gegen Konstantinopel marschierenden Angriffskolonne betrachtet sein wollen, seitdem sogar Bulgarien eine selbständige Politik zu treiben beginnt, richtet sich das Augenmerk der russischen Strategen mehr auf das asiatische Kriegstheater und die Etappenstraße, die von Ardahan nach der Bosporusmündung führt. Wer die Meerenge besitzt, beherrscht auch die Hauptstadt. Gegen einen Angriff zu Lande aber sind die Bosporusbefestigungen des asiatischen Ufers ungedeckt. Auf der europäischen Seite ist während des letzten russisch-türkischen Krieges ein Verteidigungsabschnitt durch Errichtung von achtundvierzig Feldschanzen herzustellen versucht worden. Diese Anlage, welche von dem am Schwarzen Meere gelegnen Orte Darkos bis zu dem kleinen Hafen des Marmarameeres Küttschuk-Tschekmekdsche reicht, würde bei ausreichender Armirung und Besatzung den Vormarsch einer feindlichen Armee auf die Hauptstadt immerhin einige Zeit aufzuhalten vermögen. Im Januar 1878 wurde freilich ein solcher Versuch garnicht gemacht, weniger wegen Mangels an Verteidigungsmitteln, als infolge der mit der Eroberung von Adrianopel eingetretenen allgemeinen Mutlosigkeit. Während die Strandbatterien des Bosporus gegen einen westlichen Angriff wenigstens einigermaßen geschützt sind, liegt das Terrain für einen Angreifer von Osten völlig frei. Die Strandbatterien der Meerenge sind nur gegen einen maritimen Angriff angelegt. Sie liegen dicht über dem Wasserspiegel und können überall von dem hinter ihnen aufsteigenden Terrain eingesehen werden. Ein von Armenien vordringendes russisches Korps würde an dem zernirten Erzerum vorüber seinen Marsch gegen den Bosporus fortsetzen können, ohne an irgend einer Stelle durch andre als natürliche Verteidigungsabschnitte aufgehalten zu werden. Wenn es also dazu kommen sollte, daß das christliche Kreuz auf der Hagia Sophia durch russische Hände wieder aufgerichtet wird, so werden diese es voraussichtlich von Skutari hinübertragen.

Wir haben, ohne uns in solche Kombinationen verlieren zu wollen, hier nur anzudeuten versucht, welche Bedeutung der Besitz des armenischen Hochplateaus als militärische Operationsbasis für Rußland haben kann, und wie sehr der russischen Regierung demnach daran liegen muß, die Stimmung der armenischen Unterthanen des Sultans auf und für diesen Fall vorzubereiten.

In den militärischen und politischen Kreisen des übrigen Europas nimmt man an diesen Vorgängen meist nur ein geringes Interesse, schon deshalb, weil es überaus schwierig ist, zuverlässige, ungefärbte Mitteilungen aus jenem entlegnen Gebiet zu erhalten. Die Zahl fremder Konsulate ist dort sehr beschränkt. England allein unterhält einige politische Agenten, deren Informationsgebiet sich auch auf die von Europäern sonst wenig besuchten Gegenden erstreckt. Die englische Regierung ist daher auch die einzige, welche die russischen Agitationen mit Aufmerksamkeit und Mißtrauen verfolgt. Sie allein hat daran ein positives Interesse; denn Großbritannien ist überhaupt die einzige Macht, welche auf diesem

Digitized by Google

Kriegstheater allenfalls aktiv auftreten und eine Besitznahme des Bosporus mit den Waffen zu verhindern suchen würde. Die meisten englischen Konsulatsposten in Armenien und Kleinasien werden denn auch mit höhern Offizieren, meist solchen besetzt, welche in der indischen Armee gedient haben und mit den Verhältnissen des Orients einigermaßen vertraut sind. Die britische Botschaft in Konstantinopel erhält von diesen Offizieren sehr regelmäßige und eingehende Berichte über die Zustände in Armenien und die Stimmung der christlichen Bevölkerung. Diese Berichte bildeten die Unterlage für die Vorstellungen, welche das britische Kabinet bei der Pforte erhoben hat.

Es ist begreiflich, daß man in London nicht ohne Besorgnis dem Anwachsen des russischen Einflusses in Armenien zusieht und erzürnt ist über die Indifferenz des Sultans, welche die Bevölkerung einer ganzen, durch leicht erfüllbare Zugeständnisse zu befriedigenden Provinz in die Arme Rußlands treibt. Lord Dufferin hat wiederholt den Sultan persönlich darauf aufmerksam gemacht, daß er Armenien verlieren werde, wenn nicht etwas für die Verbesserung der dortigen Zustände geschehe. Abdul Hamid ist auch für seine Person nicht abgeneigt, auf solche Reformvorschläge einzugehen. Abendländische Kulturzustände imponiren ihm, und er würde sie gern auf orientalischen Boden verpflanzen. Er ist kein Feind der Fremden, wie sein Oheim. Er hat die Unzulänglichkeit der alttürkischen Staatseinrichtungen recht wohl erkannt. Am liebsten würde er alles reformiren: Armee, Justiz, Verwaltung. Aber gerade diese Neigung, jede Reformfrage zu verallgemeinern, das, was für eine Provinz vorgeschlagen ist, auf alle Teile des Reiches ausdehnen zu wollen, seine Scheu vor langsamem, stetigem Fortschritt, der Mangel an Sorge im Kleinen, an Verständnis für die Bedürfnisse des Augenblicks — alles das hat verhindert, daß irgend eine praktische Verbesserung in der Provinzialverwaltung durchgeführt, ja nur ernsthaft in Angriff genommen worden ist. Weil man alles reformiren wollte, hat man nichts verbessert. Immer sind es großartige Pläne, durchgreifende Änderungen, welche von der Regierung aufgestellt worden und deren Durchführung ein ganz andres Material an Beamten als das thatsächlich vorhandne erheischen würde, Projekte, welche nicht nur bei diesen einen höhern Grad der Bildung, sondern auch guten Willen und Eingehen auf die neuen Intentionen voraussetzen. An diesen beiden Faktoren aber fehlt es vollständig. Der türkische Beamte ist namentlich in den niedern Graden der geschworne Gegner jeder Neuerung. Bei dem alten Schlendrian kann er sich halten, unter geschickter Benutzung der Umstände sogar zu den höchsten Stellen gelangen. Eine Verwaltung aber, die Kenntnisse, Pflichttreue und Ehrlichkeit voraussetzt, drängt ihn aus dem Amte. Freilich kann sie ohne seine Mitwirkung auch nicht eingeführt werden. In diesem circulus vitiosus haben sich seither alle administrativen Reformpläne bewegt.

Die armenische Frage ist noch keine brennende, aber sie enthält Zündstoff genug, um zu einer solchen zu werden. Sie verdient eine größere Beachtung,

Digitized by Google

als ihr thatsächlich in den politischen Kreisen Europas zuteil wird. Diejenigen Mächte wenigstens, welche eine weitere Schwächung der Türkei verhindern oder aufhalten wollen, müssen die Agitationen nicht außer Acht lassen oder unterschätzen, welche unter den Christen der asiatischen Provinzen Platz greifen. Seit fünf Jahren hat der Sultan in allen drei Weltteilen große Ländergebiete abtreten müssen. Auf der Balkanhalbinsel schreitet der Abbröckelungsprozeß langsam, aber stetig vorwärts; auch in Afrika ist die Herrschaft des Sultanats durch das Auftauchen der arabischen Nationalidee tief erschüttert. In Asien war der Besitzstand der Monarchie bisher durch innere Zersetzung nicht geschwächt. Jetzt tritt auch hier eine neue Gefahr auf. Wenn die türkischen Staatsmänner Verständnis dafür hätten, so würden sie dieselbe durch Befriedigung der Armenier leicht beseitigen und die Machtstellung der Pforte dort neu begründen können. Dauert die dilatorische Behandlung aber fort, so ist der Abfall Armeniens nur noch eine Frage der Zeit.

Unser Reichskanzler.

Ein Buch, welches eine noch lebende Persönlichkeit zum Gegenstande hat, macht auf den Leser zunächst einen eigentümlichen, ich möchte sagen befremdenden Eindruck. Denn während sonst durch Lektüre die reine Betrachtung angeregt wird und eben das Objekt, welches der Schriftsteller behandelt hat, die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, entsteht hier unwillkürlich die Frage nach dem Zweck und nach der Wirkung des Buches. Wir haben zunächst wohl die Empfindung, es sei nicht sehr diskret, einem unsrer Mitmenschen, der noch dazu in der höchsten Stellung des Staates wirkt und schafft, gewissermaßen mit der Laterne ins Gesicht zu leuchten, ihm in die Karten zu gucken und alles, was sich in seinem öffentlichen und privaten Leben erforschen läßt, auf dem Markte auszuschreien. Dazu gesellt sich dann wohl noch der Argwohn, es sei eine politische Demonstration oder ein diplomatischer Schachzug mit der Veröffentlichung verbunden, und endlich fragen wir, wie sich der betreffende abkonterfeite Herr zu dem Konterfei stellen möge, ob er zufrieden oder unzufrieden mit dem Bilde sei, und wie er zu dem Schriftsteller stehe, der dies Bild verfertigt. Alle solche Erwägungen haben naturgemäß, mit noch andern Gedanken und Vermutungen verbunden, schon bei der Herausgabe des Buches „Graf Bismarck und seine Leute“ in der Presse wie im Privatverkehr vielen Tadel und viele Verdächtigungen auf das Haupt des Bio-

Digitized by Google

graphen Moritz Busch gehäuft, welcher soeben mit einem Buche über dasselbe Thema, aber unter dem Titel Unser Reichskanzler (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1884) hervorgetreten ist.

Der unparteiische Leser möchte sich indessen wohl bald bei dem Gedanken beruhigen, daß das Genie sich in einer Ausnahmestellung befindet, indem es, vom Ruhme, der doch nur wenigen zu teil wird, hinausgehoben über den Kreis der gewöhnlichen Sterblichen, dazu bestimmt ist, gesehen zu werden, und auch die Kraft hat, sich selbst über eine falsche oder gar feindliche Beurteilung verachtungsvoll so leicht hinwegzusetzen, wie die Götter im Liede der Parzen von Bergen zu Bergen hinüberschreiten. Der wohlwollende Leser aber wird dem Biographen vollen Glauben schenken, der nicht allein mit Worten, sondern mehr noch durch das zwischen den Zeilen atmende Gefühl versichert, er halte es für seine Pflicht, das Seinige zu dem Bilde beizutragen, welches die Geschichte dereinst von dem großen Kanzler entwerfen werde. Die Bücher von Moritz Busch sind voller Pietät, und man könnte sagen: dieser Schriftsteller bringt sich selbst zum Opfer für sein Ideal. Mehr kann man aber von keinem Menschen verlangen.

Höchst anspruchslos heißt es in dem Titel: Studien zu einem Charakterbilde, und bescheiden sagt der Verfasser in der Vorrede, er sei zu wenig Künstler, um das Charakterbild selbst zu entwerfen, er biete daher nur Skizzen, Beiträge. Sehen wir uns in diesen Beiträgen um, damit wir deutlicher erkennen, um was es sich handelt.

Der Verfasser hat sein Buch in zwölf Kapitel geteilt. Der erste Band hat deren fünf, und zwar: 1. Das politische Glaubensbekenntnis und der staatsmännische Sittenkodex des Kanzlers, 2. Sein Verhältnis zu den göttlichen Dingen, 3. Die Junkerlegende, 4. Diplomatische Indiskretionen, und 5. Bismarck und Österreich. Der zweite Band hat sieben Kapitel: 1. Bismarck und die Franzosen, 2. Der Reichskanzler und Rußland, 3. Bismarcks Stellung zu den Ansprüchen der Polen, 4. Bismarck und die Presse, 5. Der Kanzler als Staatssozialist, 6. Bismarck als Redner und der Humorist in ihm, und 7. Der Fürst als Privatmann.

Hören wir einige der bemerkenswertesten Stellen aus diesen Kapiteln, welche den Reichskanzler in so verschiedenartigen Eigenschaften vorführen. Im ersten Kapitel (Seite 90 ff.) heißt es:

Wir kommen nun zu den Hauptmaximen des staatsmännischen Sittenkodex unsers Reichskanzlers, von denen sich einige schon in den bisher zitirten Äußerungen desselben spiegelten. Staatsmännisch, politisch denken und handeln, heißt zweckbewußt, dem geschichtlichen Leben und der Natur der Dinge entsprechend, also sachgemäß, weitschauend und billig denken und handeln, nur das Notwendige wollen und nur das Erreichbare erstreben, das Gute nicht verschmähen, weil das Beste noch nicht zu gewinnen ist. Das gilt von den äußern nicht minder wie von den innern Angelegenheiten. Die Politik kennt keine Gefühle, oder richtiger, sie hat

Digitized by Google

selbst keine, weiß aber die von andern für ihre Zwecke zu benutzen, noch weniger giebt sie Leidenschaften Raum. Sie richtet sich ein; bequemt sich den Umständen an, verfährt nach dem Schillerschen Worte:

Gradaus geht des Blitzes,
Geht des Kanonenballes fürchterlicher Pfad.
— — Die Straße, die der Mensch befährt,
Worauf der Segen wandelt, diese folgt
Der Flüsse Lauf, der Thäler freien Krümmen

Der Staatsmann weiß von keiner Rache. Er führt Krieg, nur um den Frieden zu sichern, er vermeidet ihn, solange es ohne Schaden möglich, er beschleunigt ihn, sobald er unvermeidlich geworden ist, da rechtzeitige Offensive die beste Defensive ist. Unser Reichskanzler ist immer in erster Linie durch sein undefinirbares Genie, durch seinen politischen Instinkt in der Auffindung von Mitteln und Maßregeln angesichts neuer historischer Situationen ein Staatsmann höchsten Ranges, in zweiter Reihe aber dadurch, daß er die obigen Regeln staatsmännischer Kunst sich allezeit zur Richtschnur dienen läßt. Er riet 1866, von den eroberten Landstrichen nur Hannover, Hessen und Nassau mit Frankfurt zu behalten, weil dadurch eine Kluft zwischen der östlichen und westlichen Hälfte Preußens ausgefüllt wurde und die Bevölkerung der preußischen im großen und ganzen homogen war. Er schonte Österreich, um sich die Möglichkeit einer einstigen Verständigung nicht durch Erweckung von bleibender Rankune abzuschneiden; er beschleunigte den Friedensschluß nach Möglichkeit, um der Beteiligung Frankreichs bei Fortsetzung des Krieges vorzubeugen, da eine geringe französische Streitmacht ausgereicht hätte, um die inzwischen numerisch sehr stark gewordnen süddeutschen Truppen einig und unternehmend zu machen; er schonte im Frieden die besiegten süddeutschen Gegner und gewann dafür wertvolle Bündnisse für die Zukunft. Er nahm das Elsaß und einen Teil Lothringens nicht, weil sie einmal deutsch gewesen waren — „das ist Professorenidee," sagte er zu uns während des Krieges mit Frankreich —, sondern weil die dominirende Stellung von Straßburg und der einspringende Winkel von Weißenburg Süddeutschland vom Norden militärisch abschnitt und plötzlichen Überfällen aussetzte. Er ließ diese Lande nicht zur preußischen Provinz machen, wie mancher wohlmeinende Patriot wünschte, sondern bewirkte, daß sie Reichsland wurden, weil durch das gemeinsame Eigentum des Südens und des Nordens Deutschlands an dieser Eroberung ein gemeinsames Interesse und ein starkes Bindemittel zwischen den Staaten nördlich und denen südlich vom Main geschaffen wurde. Bei jeder Verhandlung über diese und später auftauchende Fragen bekundete er die Selbstbeherrschung, die Vorsicht, den Weitblick des echten Staatsmannes und den mit diesen Eigenschaften verwandten billigen Sinn, bei keiner ließ er sich durch Gefühle von den Entschlüssen, die ihm sach- und zweckmäßig erschienen, ablenken.

Für diese Sätze finden sich Belege in mündlichen Äußerungen des Kanzlers, welche in dem weitern Verlaufe des Kapitels folgen. Doch wir gehen zu einem andern Abschnitt über, nachdem wir zuvor nur noch den Schlußsatz des ersten Kapitels angeführt haben, welcher lautet:

Man hat dem Kanzler einmal vorgeworfen, er meine, daß Gewalt vor Recht gehe, und er habe dies rund heraus öffentlich erklärt. Er hat dies geleugnet,

Digitized by Google

aber das Echo wiederholt den Vorwurf unbelehrbar noch heute. Er hat die Sentenz in der That nicht gebraucht, aber wie, wenn dies geschehen wäre? Wäre sie denn so falsch? Ist Gewalt, Durchbruch durch veraltete oder gleich naturwidrig geschaffene Rechte nicht oft notwendig, nicht oft viel wohlthätiger als das Recht, und wer bestimmt in gewissen Fällen, was Recht ist? Der eine urteilt darüber so, der andre anders, beide urteilen nach ihren Vorstellungen, ihren Verhältnissen, ihren Interessen, und eine Instanz über ihnen, die das nicht thäte, giebt es nicht.

Jener andre Abschnitt ist das Kapitel „Bismarck und Österreich," und die nun folgende Stelle beleuchtet ebenso sehr die allgemeinen staatsmännischen Maximen wie die besondre Politik des Kanzlers Österreich gegenüber. Es heißt auf Seite 421 ff.:

In Wien war von solcher Verständigung [es handelt sich um die Verhandlungen vor dem Kriege 1866] nicht die Rede, und die Möglichkeit eines Krieges, für den sich Bismarck inzwischen an Italien einen Bundesgenossen gewonnen hatte, wurde von Woche zu Woche mehr zur Wahrscheinlichkeit. Die Liberalen in Preußen und im übrigen Deutschland thaten dagegen, was sich mit hochtrabenden Erklärungen und Verwahrungen thun ließ, verdammten den drohenden Krieg als einen nur dynastischen Zwecken dienenden, drohten mit dem Fluche der Nation und der Strafe des Landesverrats und gefielen sich in ähnlichen pathetischen Possen. Wichtiger war, daß es in Berlin einen zu Österreich hinneigenden und mit ihm liebäugelnden Minister gab, und noch wichtiger, daß am Hofe an hoher Stelle auf den König gewirkt wurde, und daß fürstliche Verwandte außerhalb Preußens in ähnlicher Weise thätig waren. Von größter Bedeutung aber war, daß der Monarch nach eignem Gefühle sich lange Zeit nicht entschließen konnte, definitiv mit Österreich zu brechen und sich mit einer Macht wie Italien zu verbünden, und daß seine Bedenken erst schwanden und einem Entschlusse Raum gaben, als Bismarck ihn mit bündigen Beweisen überzeugte, daß er den Degen ziehen müsse, wenn neben dem Interesse Preußens nicht auch dessen Ehre Schaden leiden sollte. So erfolgte die Mobilmachung der Armee, erst eines Teils derselben, dann aller Korps. Bismarck hegte Vertrauen auf den Ausgang des Kampfes, und wenn derselbe ihm trotzdem als ein Wagnis erscheinen mußte, bei dem für Preußen und Deutschland die höchsten Güter auf dem Spiele standen, so gebot ihm der Gewinn, der für beide mit einem Siege der preußischen Fahnen verbunden war, entschlossenes Vorwärtsschreiten auf dem betretenen Wege. Vorher aber machte er noch einen Versuch, sich mit Österreich zu verständigen und zwar auf völlig neuer Basis. Eine Anspielung darauf findet sich in seiner Zirkulardepesche vom 4. Juni 1866, wo es heißt: „Auslassungen einflußreicher österreichischer Staatsmänner und Ratgeber des Kaisers sind dem Könige aus einer authentischen Quelle mitgeteilt worden, welche keinen Zweifel lassen, daß die kaiserlichen Minister Krieg um jeden Preis wünschen, teils in der Hoffnung auf Erfolg im Felde, teils um über innere Schwierigkeiten hinwegzukommen — ja selbst mit der ausgesprochenen Absicht, den österreichischen Finanzen durch preußische Kontributionen oder durch einen ehrenvollen Bankerott Hilfe zu verschaffen." Später, 1869, teilte er dem sächsischen Minister von Friesen in einer Unterredung näheres darüber mit. Noch Genaueres bin ich in der Lage zu berichten, beiläufig nach einem Gespräche, das ich am 28. Januar 1883 hatte. Mein Gewährsmann erzählte: [Das nun folgende ist „aus der denkbar besten Quelle" geschöpft und „in allen seinen Teilen durchweg

Digitized by Google

historisch," wie verschiedenen Anfechtungen gegenüber vom Verfasser erklärt und von dem Organe des Reichskanzlers, der Nordd. Allgem. Zeitung, bestätigt worden ist.] „Kurz bevor die ersten Schüsse fielen [es muß nach dem Obigen etwa vierzehn Tage vor Ausbruch des Krieges gewesen sein], schickte Bismarck einen Sachsen, den damals in Berlin lebenden Bruder des österreichischen Generals von Gablenz, nach Wien zum Kaiser mit Vorschlägen zum Frieden auf Grund des Dualismus und gemeinschaftlicher Wendung gegen Frankreich. Er ließ ihm vorstellen, wir hätten 6- bis 700 000 Mann auf den Beinen, sie auch eine Menge Leute. Da sollten wir uns lieber vertragen und eine Schwenkung, eine große Frontveränderung vornehmen, nach Westen, beide zusammen, wir im Norden, sie im Süden, gegen Frankreich, und das Elsaß wiedernehmen, Straßburg zur Bundesfestung machen. Frankreich wäre jetzt schwach gegen uns. Es würde kein gerechter Grund zum Kriege mit den Franzosen vorhanden sein, aber wir könnten uns damit entschuldigen, vor uns, daß es auch kein gerechtes Verfahren gewesen sei, als Frankreich uns das Elsaß und mitten im Frieden Straßburg genommen habe. Wenn wir den Deutschen die Morgengabe brächten, so würden sie sich unsern Dualismus gefallen lassen. Der Dualismus ist uralt in Deutschland, Ingävonen und Istävonen, Welfen und Ghibellinen, Hochdeutsche und Plattdeutsche. Nun denn, Gablenz kam mit seinem Auftrage vor den Kaiser, welcher der Sache nicht ungeneigt schien, aber erst den Minister des Auswärtigen hören zu müssen erklärte, Mensdorff. Der war nicht für solche Gedanken geschaffen, aber der Sache auch nicht gerade entgegen; er meinte, er müsse mit den andern Ministern reden. Die waren aber für den Krieg gegen uns. Der Finanzminister sagte — er dachte, sie würden uns schlagen —, erst müßte er fünfhundert Millionen Kriegskontribution haben von uns oder eine gute Gelegenheit, den Staatsbankerott zu erklären. Der Kriegsminister war mit Bismarcks Gedanken eigentlich nicht unzufrieden; erst müsse aber gerauft werden, meinte er, dann könnten wir uns miteinander vertragen und zusammen gegen die Franzosen losgehen. So kam denn Gablenz unverrichteter Sache zurück, und einige Tage nachher reisten der König und sein Minister auf den böhmischen Kriegsschauplatz ab. Es war schade, die alte Einheit oder vielmehr Uneinigkeit, der Frankfurter Bund wäre aufgelöst worden, aber es wäre nach außen hin keine Zerreißung gewesen. Der Norddund und der Süddund sollten gegen das Ausland in ein enges Bündnis treten mit gegenseitiger Garantie ihres Besitzes an Gebiet.

Ganz besonders interessant erscheint dann noch eine Stelle im zweiten Bande (S. 53), wo es heißt:

1870 war dieses Bedenken gehoben, Deutschland hinreichend gerüstet, und andrerseits hatte sich der Kanzler überzeugt, daß die konstitutionelle Ära in Frankreich den Krieg nicht verhindern, ja nicht einmal lange mehr verzögern würde. Die Arkadier wünschten ihn, die Ultramontanen, die Kaiserin an der Spitze, betrieben ihn mit Eifer. Frankreich wurde zusehends militärisch stärker, es bereitete Bündnisse vor. War im Verzuge bisher Hoffnung gewesen, so war jetzt Gefahr darin, und daraus ergab sich für den Staatsmann die Pflicht, die Politik des Aufhaltens der Entscheidung mit einer Politik der Beschleunigung des absolut Unvermeidlichen zu vertauschen. Es mußte im Interesse Deutschlands und nicht minder im Interesse Europas ein Weg gefunden werden, die noch nicht vollständig kampfbereiten Franzosen so zu fassen, daß sie aus ihrer Reserve heraustraten, es war

Digitized by Google

hohe Zeit dazu, einem Überfall von seiten derselben zu begegnen und die von ihrer Mißgunst und Begehrlichkeit drohende Gefahr für den Nachbar im Osten, womöglich für immer, zu beseitigen. Ihre Reizbarkeit bot in erster Linie das Mittel dazu, ihr überstarkes Selbstgefühl, ihre geringe Kenntnis des Gegners und ihre daraus resultirende Zuversichtlichkeit halfen weiter.

Man darf hier wohl zwischen den Zeilen lesen.

Ich kann nicht leugnen, daß mich bei solchen Stellen von Buschs Buche ein eigentümliches Gefühl überkam, welches ich oft bei Lektüre von historischen und andern mit der hohen Politik beschäftigten Schriften gehabt habe: nämlich eine Art von Frömmigkeit, die sich mit der Bewunderung vor dem großen Mann der Geschichte vermischt. Denn, sagte ich mir, wie dankbar mußt du gegen Gott sein, daß du von ihm gerade in ein Land gesetzt worden bist, das auf der siegreichen Seite ist, und wie gnädig wird es von Gott sein, wenn er dich auch ferner auf der Seite des Stärkeren wohnen läßt. Verhält es sich doch offenbar mit den politischen Ereignissen geradeso wie mit den Elementen. Hier ist ein Gewitter, dort ein Erdbeben, hier eine Überschwemmung, dort ein feuerspeiender Berg, und in der Politik ist „von dem Rechte, das mit uns geboren wird," ebensowenig die Rede wie in der Natur. So sagt auch Bismarck (Bd 1, S. 114): „Wie Gott will! Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt." Deshalb kommt mir auch, was manche Historiker von einer Entwicklung der Kultur und vom Einfluß des Christentums auf die europäischen Nationen reden, zwar wohlgemeint, aber nicht recht überlegt vor. Denn was soll man daraus schließen, wenn der hervorragendste Staatsmann selbst in der christlichen Kirche, die doch die Verkörperung des vom Christentum durchwebten und durchwehten Kulturfortgangs darstellt, keine andern Grundsätze des Staatsgedankens findet, als sie schon zur Heidenzeit giltig waren? „Auch privatim — heißt es Bd. 1, S. 139 — sprach Bismarck sich wiederholt und noch im November 1883 dahin aus, daß im Kampfe zwischen Königtum und Priestertum viel mehr ein Streit um weltliche Macht vorliege als ein Streit um Dogmen, und daß er in der römischen Kurie mehr eine politische als eine christliche Institution erblicke, in dem Streite zwischen Königtum und Priestertum aber das letztere nicht bloß heute und in Rom, sondern schon zur Zeit von Agamemnon und Kalchas, in derjenigen der ägyptischen Priester unter den Pharaonen und in derjenigen der Priesterkaste der alten Perser, kurz im Heidentume wie im Christentume seine wirksamste Waffe in dem Glauben besessen habe, daß der Priester den Willen Gottes besser kenne als der Laie, und also auch der König."

Aber noch eine andre Betrachtung drängte sich mir bei Lektüre dieses Buches auf. Immer habe ich Geschichtsbücher mit einem instinktiven Mißtrauen gelesen und mir auch bei den Werken unsrer hervorragendsten Historiker, eines

Digitized by Google

Macaulay, Ranke u. a. gesagt, es sei zwar möglich, daß hier ein Teil der Wahrheit geboten werde, aber durchaus gewiß sei es nicht. Buschs Buch mit seinen dem Fürsten abgelauschten Ansichten über den Wert der Staatsarchive befestigt in mir die Befürchtung, daß neunzig Prozent der sogenannten Weltgeschichte nichts als Vermutung der Geschichtschreiber seien, und daß ein verständiger Mann vielleicht besser thue, die Werke der Dichter als die Geschichtsbücher zu lesen. Denn in jenen findet er doch wenigstens die belehrende Darstellung allgemein menschlicher Eigenschaften und Beziehungen — was aber findet er in diesen? Die besten und sichersten Quellen des Historikers sind die aktenmäßigen Berichte der Gesandten und Minister und die Aufzeichnungen derjenigen Personen, welche einflußreichen politischen Persönlichkeiten sehr nahe standen. Wie verhält es sich aber mit diesen hochgestellten Leuten? Busch sagt (Bd. 2, S. 433): „Ich könnte nach eigner Beobachtung und aus sicherster Quelle Dutzende von Belegen beibringen, wenn ich sage: nirgends unter der Sonne vielleicht giebt es mehr Gleisner, Ränkespinner und Lügenschmiede, nirgends zwischen den beiden Polen der Erdachse mehr Eitelkeit, Verstellung und Tücke, Scheinwesen und Strebertum als in der Sphäre der diplomatischen Welt und auf dem Parkett, darauf das höhere Hofgesinde sich bewegt.“ Über die Bundestagsgesandten, die doch in ihrer Art gerade so vernünftige und einsichtsvolle Männer waren, wie überhaupt Minister und Gesandte zu sein pflegen, schreibt Bismarck im Mai 1851 (Bd. 1, S. 255): „Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie alle mit Wasser kochen, aber eine solche nüchterne, einfältige Wasserfuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren ist, überrascht mich. Schickt den Schulzen X. oder Herrn von ?arky aus dem Chausseehause her, wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen. Jeder von uns stellt sich, als glaubte er vom andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke, wenn ers nur aussprechen wollte, und dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird als Dutken Sommer. Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat, glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie steckt.“ (Bd. 1, S. 256:) „Die Ruhe und Leichtigkeit, mit welcher er [Prokesch] falsche Thatsachen aufstellt und wahre bestreitet, übertrifft meine in dieser Beziehung ziemlich hochgespannten Erwartungen und findet ihre Ergänzung in einem überraschenden Grade von Kaltblütigkeit im Fallenlassen eines Gegenstandes oder Veränderung der Front, sobald das Falsum, von dem er ausgeht, unausweichbar zur Anerkennung gebracht wird.“ Von demselben Herrn später (Bd. 1, S. 260): „Die Wahrheit war ihm ganz gleichgiltig. Ich entsinne mich, einmal, in einer großen Gesellschaft, wurde von einer österreichischen Behauptung gesprochen, die nicht mit der Wahrheit stimmte. Da sagte er, daß ichs hören sollte, mit erhobener Stimme: Wenn das nicht wahr wäre, da hätte ich ja im Namen der kaiserlich-königlichen Regierung gelogen! Dabei

Digitized by Google

sah er mich an. Ich sah ihn wiederum an und sagte gelassen: Allerdings, Excellenz." Aber vielleicht ist Prokesch eine Abnormität? Hören wir Bismarck über preußische Diplomaten. S. 278 des ersten Bandes heißt es vom Grafen Goltz: „Gescheit, ja in gewissem Sinne, ein rascher Arbeiter, unterrichtet, aber unbeständig in seinen Auffassungen von Personen und Verhältnissen, heute für diesen Mann, diesen Plan eingenommen, morgen für einen andern, mitunter fürs Gegenteil. Und dann war er immer in die Fürstinnen verliebt, an deren Hofe er beglaubigt war, erst in Amalien von Griechenland, dann in Eugenien." Von Arnim auf der folgenden Seite: „Aber der — heute so, morgen so. Wenn ich in Varzin war und die Berichte zusammenlas, da hatte er seine Meinung über die Leute doch jede Woche ein paarmal total gewechselt, je nachdem sie ihn freundlich angesehen hatten oder nicht. Ja, er hatte eigentlich mit jeder Post, manchmal mit einer und derselben Post, andre Ansichten." Von Graf Bernstorff heißt es (S. 280): „Dahin habe ichs doch noch nicht gebracht, mit behäbiger Breite Seiten und Bogen über die unbedeutendsten Dinge vollzuschreiben wie der." Was über Bunsen, über Savigny und viele andre Männer von Ansehen, Ruf und hoher Stellung im Staate mitgeteilt wird, möge der Leser selber in dem Buche nachsehen.

Sicher ist, daß die Gestalt Bismarcks, als eines Mannes, wie er im Laufe vieler Jahrhunderte nur einmal geboren wird, aus allen Kleinlichkeiten, Ränken, Mißgriffen, Frevelthaten und Unglücksfällen der Politik nur umso reiner und höher emporragt. Sein Blick ist immer auf das Wirkliche und auf das Thatsächliche gerichtet, und sein Streben enthält immer wahre Handlung und ist, im Gegensatze zu der Spielerei, dem Prunken und dem egoistischen Klügeln andrer ein solches, das wahrhafte Notwendigkeit in sich trägt, gleich dem Walten eines Naturgesetzes. S. 219 und 220 des ersten Bandes heißt es:

Der Reichskanzler ist als Junker geboren und hat eine Zeit lang als solcher gelebt und teilweise die Ansichten seiner Standesgenossen vertreten. . . . Wenn man statt Junker Soldat sagen, wenn man statt über das Junkertum Bismarcks über seinen „Militarismus" klagen wollte, so hätte das eher Sinn, wenn auch darin keine Berechtigung zum Tadeln läge. Das, was man als Militarismus bezeichnet, ist im letzten Grunde die preußische Zucht, die Disziplin, kraft deren alle staatlichen Kräfte, alle Glieder des Regierungsorganismus in seinen verschiednen Abteilungen auf ein einziges Ziel hinarbeiten, das System, wo allen von unten hinauf bis zur obersten Stufe mit Einschluß des Souveräns Gehorsam, Unterordnung seiner Neigungen und Meinungen unter das Nächsthöhere, zuhöchst unter das Staatsinteresse die erste Tugend ist. Alles klappt bei diesem System, alles greift in einander, alles geht ohne Aufenthalt von statten, wie in der Armee, die nur der deutlichste Ausdruck des Geistes, von welchem alle Einrichtungen und Angehörigen des Staates durchdrungen sind, und die Haupt- und Zentralschule ist, welche diesen Geist der Bevölkerung mitteilt. Ein solches System, von dem Bismarck selbst einmal geäußert hat: „Ich habe den Ehrgeiz, persönlich einmal das Lob zu verdienen, welches die Geschichte der preußischen Disziplin erteilt hat," verträgt

Digitized by Google

sich sehr wohl mit einem reichlichen Maße politischer Freiheit. . . . Bismarck verkörpert das Ideal des preußischen Offiziers, des preußischen Beamten, nicht das Ideal des preußischen Junkers, das ist die Moral unsrer Betrachtung.

An einer andern Stelle spricht Busch davon, daß es die Pflicht, daß es Kants kategorischer Imperativ sei, der im Kanzler gleichsam verkörpert erscheine. Ich möchte meine Meinung dahin aussprechen, daß wohl noch mehr und höheres im Kanzler zu finden sei. Ich denke, er würde ein ebenso großer Franzose oder Engländer, oder Grieche oder Römer wie Preuße geworden sein, denn er ist durch das groß, was ganz allgemein menschlich groß ist. Das Genie trägt die Souveränetät selbst in sich und handelt leicht, frei und stark aus der Machtvollkommenheit der eignen überragenden Persönlichkeit heraus.

Ich komme nun auf einen eigentümlichen und für die Beurteilung des Kanzlers höchst wichtigen Punkt, auf etwas, das vielleicht von manchem Leser als eine Schwäche an dem gewaltigen Manne aufgefaßt werden könnte, manchen andern aber, zu denen auch ich mich zähle, wohl ebenfalls als ein Beweis seiner Genialität erscheint. Busch schreibt (Bd. 1, S. 115 ff.):

Der Kanzler hat sich mit unvergänglichem Ruhme bedeckt und seinem Volke im Kreise der Nationen eine Stellung errungen, die alles überragt, was ihm in frühern Jahrhunderten geboten war. Mancher wird meinen, er müsse auf die Reihe seiner Thaten und Schöpfungen zurückblicken, wie Gott Vater am siebenten Tage auf die von ihm erschaffene Welt. „Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.“ Aber das Gegenteil scheint der Fall zu sein: noch jetzt giebt es bei ihm trübe Augenblicke, Stimmungen voll Mißmut und Unzufriedenheit mit seinen Leistungen und seinem Schicksale, die förmlich betroffen machen. . . . Es war in Varzin, und er saß, wie das seine Gewohnheit nach dem Essen, in der Abenddämmerung am Kaminofen im großen Hinterzimmer, wo Rauchs kranzwerfende Viktoria steht. Nachdem er eine Weile schweigend vor sich hingesehen und von Zeit zu Zeit das Feuer mit einigen Kienäpfeln genährt hatte, begann er zu klagen, daß er von seiner politischen Thätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt habe. Niemand liebe ihn deshalb. Er habe niemand damit glücklich gemacht, sagte er, sich selbst nicht, seine Familie nicht, und auch andre nicht. Einige von der Gesellschaft wollten das nicht gelten lassen und erwiederten, eine ganze große Nation. Er aber fuhr fort: „Wohl aber viele unglücklich. Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Mann nicht umgekommen, und Eltern, Brüder, Schwestern, Witwen trauerten nicht. . . . Das habe ich indes mit Gott abzumachen. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von allem, was ich gethan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe,“ was er dann noch weiter ausführte. . . . Gewiß ist nur, daß er sich in den letzten Jahren wiederholt in beinahe denselben Worten und Wendungen ausgesprochen hat und niemals durch Einrede zu beschwichtigen gewesen ist.

Busch meint, daß körperliche Zustände, Überreiztheit durch Denken und Sorgen, ein unbewußter Durchbruch seines christlichen Empfindens derartige Äußerungen veranlasse. Aber diese Erklärung genügt mir nicht. Um zu verstehen, wie es möglich ist, daß ein so gewaltiger Charakter, ein Mann, der

Digitized by Google

gleichsam die verkörperte Thatkraft ist, sich Stimmungen hingeben kann, die an den Weltschmerz der elegischen Seele gemahnen, müssen wir von einer andern Stelle aus in die Tiefe seines Geistes hinabzusteigen versuchen. Wir müssen den Fürsten, welcher Fürst nicht nur dem Titel nach, sondern als Mensch unter seines gleichen ist, in dem Punkte beobachten, welcher der wichtigste, weil allgemein menschliche ist, nämlich hinsichtlich seiner Anschauung der eignen Natur und des Verhältnisses derselben zur Gottheit. Wie steht es bei dem Fürsten um das „Erkenne dich selbst"? Hier scheint mir das rechte Mittel zum Verständnis seiner Persönlichkeit gegeben zu sein.

Aus den Mitteilungen, welche uns über die religiöse Anschauung des Reichskanzlers gemacht werden, erhellt, daß er nicht zu den Männern gerechnet werden kann, welche gleich einem heiligen Bernhard oder heiligen Borromeo den Schwerpunkt ihres Lebens und Wirkens in das Gebet verlegen und daß er auch nicht eigentlich einer bestimmten Konfession zugezählt werden kann. Aber der Fürst gehört auch nicht zu den Männern, welche gleich einem Friedrich dem Großen oder Napoleon der Ansicht sind, daß Gott den Sieg immer demjenigen Heere verleihe, welches die stärksten Bataillone in den Kampf führt. Er hat selbst gesagt (Bd. 1, S. 130): „Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler garnicht erlebt haben." Er gebraucht die Heilsmittel der Kirche, wie z. B. das heilige Abendmahl, und sicherlich, bei der Größe seines Charakters, nicht nur zum Schein und in Rücksicht auf seine Umgebung, sondern in der aufrichtigen Überzeugung, damit seiner Seele zu nützen.

Durchaus in logischem Zusammenhang mit dieser Behandlung seiner Seele steht die Behandlung seines Körpers. Der Fürst gehört weder zu den Männern, welche ihren Leib dem Leibarzt oder Hausarzt übergeben, damit dieser für seine Wohlfahrt sorge, noch auch gehört er zu denen, welche überhaupt keinen Arzt nehmen und selbst die Wächter ihrer Gesundheit sind. Er steht der medizinischen Wissenschaft etwa ebenso gegenüber wie der theologischen, das heißt, er glaubt, es könnte möglicherweise doch wohl Heilmittel gegen die Krankheiten geben, aber er bindet sich nicht an eine bestimmte Schule. Es wird berichtet, daß der Fürst mit freiem Schritt aus der allopathischen in die homöopathische Richtung und dann wieder zu Spezialkuren übergeht.

Nun ist es aber eine bemerkenswerte Thatsache, daß gerade diejenigen Männer, welche wir als unerbittliche Denker zu bezeichnen pflegen, in diesen Punkten eine große Schärfe und Klarheit der Auffassung gezeigt haben. Diese haben mit der Erforschung der eignen Natur, sowohl des Leibes als der Seele, angefangen, eine solche Erkenntnis für das wichtigste gehalten und die Beschäftigung mit allen andern Dingen, namentlich der Politik, erst auf das Studium des ihnen zunächst liegenden folgen lassen. Denn am nächsten liegt jedem Menschen offenbar die eigne Beschaffenheit, und ernste Denker haben wohl darauf hingewiesen, daß erst aus der Selbst-

Digitized by Google

erkenntnis heraus die Erkenntnis der umgebenden Welt zu erwachsen habe. Denn die Gesetze, mittelst welcher die Völker regiert werden — so sagen sie —, werden der Moral und Naturphilosophie gleichsam aus dem innersten Leibe herausgeschält, diese aber erblühen aus der Kenntnis der menschlichen Natur. Jene unerbittlichen und ernsten Denker nun sind immer der Überzeugung gewesen, daß die theologische Wissenschaft zwar insofern Wert habe, als sie aufzeichne und mitteile, was die frömmsten Geister über Gott und dessen Verhältnis zum Menschen geäußert, daß sie aber keine Heilsmittel der Seele zu verordnen habe, sondern daß hinsichtlich der Seelenbeschaffenheit jeder Mensch seinem Gott unmittelbar gegenüberstehe. Und so haben sie auch der medizinischen Wissenschaft zwar den Wert zugestanden, daß sie die Ansichten der berühmtesten Ärzte über die Beschaffenheit des Körpers und seine Krankheiten mitteilen könne, aber sie haben ihr nicht die Fähigkeit beigemessen, Heilmittel verordnen zu können, sondern erkannt, daß hinsichtlich der Beschaffenheit seines Körpers jeder Mensch unmittelbar mit der Natur zu verkehren habe.

Wenn wir nun sehen, daß der Fürst in diesen fundamentalen Stücken der Selbsterkenntnis noch nicht zu den unerbittlichen Denkern gehört, sondern zum Glauben neigt, so finden wir darin auch die Erklärung, warum er noch zu Zeiten an der segensreichen Wirkung seiner eigenen eminenten Leistungen zweifelt. Diese Zweifel und Bedenken sind darin begründet, daß im Haupte des Fürsten noch keine völlige Klarheit über seine eigne Natur und deren Wirkungskreis herrscht. Wäre er bereits vollständig von der wahren Bedeutung eines Helden der That und von der weltgeschichtlichen Bedeutung der eigenen Persönlichkeit durchdrungen und überzeugt, so würden ihm derartige Stimmungen wohl nicht kommen. Er würde sich alsdann sagen, daß er ein mächtiges Werkzeug in der Hand des Gottes sei, der die Geschicke der Völker leitet, daß er sich aber über die Folgen seiner Handlungen deshalb nicht zu grämen brauche, weil überhaupt kein Mensch wissen und sagen kann, welcher Art die Folgen so großer politischer Eingriffe sein werden. Denn diese Folgen sind nicht heute oder morgen, auch nicht in hundert oder tausend Jahren abgeschlossen, sondern sie sind unendlich. Aus eben diesem Grunde aber, nämlich der Unabsehbarkeit der Folgen wegen, wird der Held des Gedankens sich nicht mit Politik befassen, wenn er es irgend vermeiden kann. Er wird schwer den Mut finden, das Leben seiner Mitmenschen aufs Spiel zu setzen wegen einer Unternehmung, über deren unendlichen Verlauf er keine Kenntnis besitzt. Denn gesetzt auch, es wäre jemand so scharfsichtig, den Verlauf eines Krieges vorher beurteilen zu können, so würden ihm doch Bedenken kommen, ob für sein Volk der Sieg oder die Niederlage heilsamer wäre. Er würde sich sagen, daß für den Menschen nichts so schwer zu ertragen sei, als eine Reihe von guten Tagen, und daß ein siegreiches, mächtiges und reiches Volk unfehlbar übermütig werden und vielen Lastern nachgehen werde. Auf der andern Seite aber würde er die traurigen Folgen einer Nieder-

Digitized by Google

lage seines Volkes erwägen, und so würde er, wenn man ihn nötigen wollte, Politik zu treiben, von des Gedankens Bläße angekränkelt, schwer zum Handeln kommen. Derartige Gedanken erkennen wir z. B. aus dem verlegenen Ton, mit welchem Friedrich der Große Voltaire mitteilt (23. März 1742), wie es um seinen siegreichen Krieg mit Maria Theresia stehe. Mon cher Voltaire, schreibt er, je crains de vous écrire, car je n'ai d'autres nouvelles à vous mander, que d'une espèce dont vous ne vous souciez guère, ou que vous abhorrez. Das war das große Leiden im Leben des Königs, daß er sich mit Politik befassen mußte, während er von Natur ein Philosoph war. Der wahrhaft große Denker wird unter den Menschen immer wie unter einer Herde von Wölfen umhergehen, ohne Lust, mit ihnen zu heulen, ohne Kraft, sie niederzuschlagen, und ohne Hoffnung, sie zu vernünftigen Wesen machen zu können. Er wird froh sein, wenn er, gleich dem vom Gewitter überraschten Wanderer, irgendwo ein schützendes Dach findet, wo er sich unangefochten der Ausbildung seines Geistes widmen und der Menschheit einen Dienst von sicherm Wert für die Zukunft leisten, endlich aber, frei von Ungerechtigkeit und Frevel, heitern Mutes sterben kann. Ihm werden in der Einsamkeit und Verborgenheit Welt und Leben immer heller und klarer werden, je älter er wird.

Der Held der That ist ganz anders beschaffen, und er ist von dem Helden des Gedankens wohl zu unterscheiden. Er ist vor allem mit einer gewissen Fähigkeit ausgestattet, welche man wohl den Sinn für Thatsachen nennen könnte. Wer das Leben eines Peter des Großen, einer Katharina II., eines Napoleon I. oder auch das Leben eines Bismarck studirt, wird durch ein gewisses politisches Hellsehen bei diesen Größen überrascht, welches einen fast übernatürlich zu nennenden Eindruck macht. Während hundert Millionen ihrer Mitmenschen und hunderte von hochgestellten Personen in derselben Welt mit ihnen leben, ist es ihnen vor allen gegeben, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist. Sie sind Propheten der Gegenwart, indem sie die Zustände und Absichten fremder Länder, Höfe und Armeen trotz des trennenden Raumes so klar erkennen, wie der Prophet die Zukunft trotz der trennenden Zeit. Sie sehen, was andern Leuten unsichtbar ist, und sie berechnen nicht etwa, kalkuliren nicht, abstrahiren nicht, denn zu allen solchen Dingen fehlt im Sturm der Ereignisse schon die Zeit, sondern sie greifen mittelst ihres Sinnes für Thatsachen intuitiv zu. Diese Fähigkeit ist es, welche man bei ihnen Glück nennt. Solch ein Glück war es, welches Napoleon vom Leutnant zum Kaiser machte, inmitten vieler tausende von andern ehrgeizigen Männern. Solch ein Glück ist auch das, durch welches Bismarck alle schlauen und berechnenden Diplomaten in Schrecken setzt und an der Nase führt. Aber noch eine andre Eigenschaft kommt hinzu: die Festigkeit des Charakters. Sie überlegen nicht, ob sie die von ihnen klar erkannten Umstände benutzen sollen, sondern sie benutzen sie mit derselben unfehlbaren Sicherheit, mit welcher die Magnetnadel sich immer nach Norden dreht.

Digitized by Google

Es ist daher für den objektiven Beobachter, das heißt, für jemand, der keiner Partei angehört, ein höchst ergötzliches und zugleich erhabenes Schauspiel, Bismarcks Politik, seinen Kampf mit äußern und innern Feinden zu betrachten. Es ist ein noch schönerer Anblick, als ihn die Dramen Shakespeares gewähren können, denn diese haben nur einen Menschen, jenes die Gottheit selber zum Verfasser, und unser Held steht noch viel folgerichtiger, natürlicher und anschaulicher unter den Personen zweiten Ranges, als die Helden im Drama der Bühne.

Die auf das Leben, auf das Wirken gerichteten Eigenschaften beherrschen das Dasein des Helden der That durchaus und machen ihn in der Hauptsache zum eigentlichen Gegensatz des Gedankenhelden. Als ein Beispiel hierfür möchte ich die Anekdote von dem Freiherrn vom Stein anführen, welche Busch S. 427 des zweiten Bandes erzählt. Dieser große Staatsmann ließ sich durch vieles Necken und Scherzen dahin bringen, Goethes Faust zu lesen. Er erhielt das Buch am Vormittage um zehn Uhr, sandte es nachmittags um vier Uhr gelesen zurück und verlangte den zweiten Teil, machte am Abend Konversation darüber und erklärte, der Faust sei ein unanständiges Buch, von dem man in guter Gesellschaft nicht reden dürfte. Dem Reichskanzler, der übrigens mit dem Herrn vom Stein etwa so zu vergleichen ist wie der Löwe mit einer Katze, ist die beständige Thätigkeit ebenso notwendig, wie dem Denker die Ruhe ist. Hat der Sturm nachgelassen, ist das augenblickliche Ziel erreicht, kommt eine Zeit, wie sie dem Philosophen erwünscht und wahrhaft beseligend sein würde, so wird der Reichskanzler vor Unmut und Langeweile krank. Die in ihm thätigen Kräfte finden keinen würdigen Gegenstand mehr, das Gezänk mit den Kleinen in den Kammern ekelt ihn an, er fängt an nachzudenken, und die nun notwendige Vermutung, daß der Gewinn das Spiel nicht wert sei, macht ihn so mißmutig, daß auch der Körper darunter leidet. Er selber denkt, daß sein Leiden von Überarbeitung herrühre, und gewiß hat diese ihr Teil dazu beigetragen, aber ich möchte in aller Bescheidenheit die Vermutung aussprechen, daß ein plötzlich ausgeführter Überfall von seiten Frankreichs und Rußlands — den Gott in Gnaden verhüten möge —, daß wichtige ministerielle Beratungen, die Eile der Botschafter, der Sturm der Depeschen, das Wiehern der Schlachtrosse, der Dampf der von Kolonnen durchpflügten Erde und das Brüllen der Kanonen die Nerven des Helden schneller kuriren würden, als alle Vertreter aller Zweige der medizinischen Wissenschaft mit dem Inhalt aller Apotheken. Es ist aber das Loos aller Helden der That, die nicht etwa früh schon vom Schicksal zu Boden geworfen werden und auf dem Schlachtfelde oder durch Meuchelmord fallen, daß ihnen das Leben und die Welt immer trüber und wirrer erscheinen, je älter sie werden. Sie lernen durch die Erfahrung, was der Philosoph seinerseits intuitiv erkannte: daß die Folgen der menschlichen Handlungen unberechenbar sind und daß das Unternehmen, die Menschen besser

Digitized by Google

zu machen, über die Macht des Politikers hinausgeht. Einen Staat mächtig machen kann der Politiker wohl, aber dabei leitet ihn doch immer die heimliche Hoffnung, den Menschen eine Wohlthat zu erweisen. Er würde nie zur Machtvergrößerung seines Volkes auch nur den Finger rühren, wenn er nicht voraussetzte, daß dieselbe veredelnd und beglückend wirken müsse. Sieht er aber ein, daß das Glück der Menschen auf einem andern Gebiete liegt, als auf dem der Politik, nämlich auf dem von ihm vernachlässigten und ihm deshalb unbekannten Gebiete der körperlichen und seelischen Gesundheit, sieht er ein, daß die Politik nur indirekt auf dieses Gebiet einwirken kann, so findet er, daß sein mühevolles politisches Streben überhaupt nutzlos gewesen sei, und wird des ganzen Treibens überdrüssig. Ich bin der Überzeugung, daß die Gedanken des Kanzlers diesen Weg gegangen sind, und als äußerer Beweis hierfür gilt mir seine Sozialpolitik. Hier ist schon nicht mehr von der Größe, sondern direkt von dem Glücke des Volkes die Rede, und es werden Maßregeln getroffen, welche sich in ihrer Wirkung nicht auf Deutschland beschränken, sondern auf die Entwicklung der ganzen zivilisirten Welt von erheblichem Einfluß sein werden. Der Kanzler nähert sich der Wahrheit auf einem Umwege, aber er nähert sich ihr, wie auch schon aus der Abnahme seiner Popularität deutlich zu erkennen ist. Viel Feind', viel Ehr'! Was aber seine jetzigen Zweifel an der Bedeutung seiner Mission betrifft, so möge er bedenken, daß die Gottheit, welche nicht willkürlich und launisch handelt, eine so wundervolle Vereinigung seltener und großer Eigenschaften, wie sie zu einem Helden nötig sind, nicht ohne Zweck und Ziel geordnet hat und sicherlich nicht ohne segensreiche Wirkung lassen wird. Das Bewußtsein, immer selbstlos für eine große Sache, hohen Zielen hingegeben, seine beste Kraft eingesetzt zu haben, wird ihm ein Trost sein bei dem Anblick der menschlichen Erbärmlichkeit, die er nicht zu seiner eignen Hoheit im Handeln oder auch nur zu gerechter Beurteilung einer sie überragenden Persönlichkeit hat erheben können.

Wir aber werden uns, wenn wir Einsicht besitzen, daran erfreuen, daß unsre Nation im Reichskanzler einen jener seltnen Männer hervorgebracht hat, deren Gestalt für Jahrhunderte und Jahrtausende bewundernswert für die Völker dastehen wird, und werden uns damit beschäftigen, die Spuren seines machtvollen Wirkens in unsrer nationalen Entwicklung zu verfolgen und seinen epochemachenden Fußschritten nachzugehen. Er hat einen neuen Geist in das staatliche Leben gebracht, und diesen Geist recht zu erkennen und nicht nur in seiner zwingenden Gewalt über uns ergehen zu lassen, muß jedem Deutschen eine Freude sein. Dazu hat Moritz Busch mit seinem reichen, echten, wahrhaftigen Buche erheblich beigetragen, und wir wollen ihm seine Mühe danken.

Gotha. August Niemann.

Digitized by Google

Zur Reform der Einkommensteuer.

Ein Laiengespräch.

A. Was hältst du von den neuen Steuergesetzentwürfen?

B. Da wendest du dich an keine richtige Adresse, denn ich verstehe wenig von Finanzwissenschaft. Freilich kommen bei Steuerfragen noch andre Dinge in Betracht, Geschichte, Politik, soziale Zustände, überhaupt die Macht der Thatsachen, auch Vorurteile.

A. Nun, eben deshalb mußt du ja vielleicht besser imstande sein, ein vernünftiges Urteil zu fällen als mancher andre.

B. Vielleicht, vielleicht auch nicht.

A. Heraus mit der Sprache also! Was denkst du über Aufhebung der vier untersten Stufen der Klassensteuer?

B. Ich billige sie durchaus, denn ich finde es weder gerecht noch klug, daß von Leuten, die kaum des Lebens Notdurft befriedigen können, direkt die Herausgabe eines Teiles ihres absolut unentbehrlichen Einkommens verlangt wird. Dies muß auf seiten der Pflichtigen Erbitterung erregen, auf seiten des Staats zu massenhaften, kostspieligen und im ganzen fruchtlosen Exekutionen führen und bringt schließlich nichts oder nur wenig ein. Ob nun gerade 1200 Mark die richtige Grenze bildet, ist kaum grundsätzlich zu entscheiden. Man wird sich darüber verständigen müssen und wird dies ohne Zweifel auch können, denn nur praktische Rücksichten können in diesem Punkte entscheiden; der Wert des Geldes, d. h. die Anzahl der Dinge, welche man für eine Mark kaufen kann, in Stadt und Land, sowie in den einzelnen Provinzen des Reichs ist ja sehr verschieden.

A. Nun, in allen Fällen werden die Leute dieser Steuerklassen sehr zufrieden sein können, wenn sie künftig ganz von Steuern befreit bleiben.

B. Gewiß. Aber wir wollen nicht vergessen, daß diese selben Leute fortfahren werden, alle indirekten Steuern zu bezahlen. Auch weißt du ja, daß die Regierung bestrebt ist, das System der indirekten Steuern noch weiter auszudehnen.

A. Ja freilich weiß ich das. Aber es ist doch ein wesentlicher Unterschied, ob man dem Steuererheber baares Geld abliefern muß, oder ob man in kleinen, unmerklichen Beträgen zum allgemeinen Säckel beiträgt, gewissermaßen ohne es selbst zu wissen. Denn kein Mensch denkt ja an eine Steuer, wenn er Brot oder Fleisch oder Cigarren oder sonst eine mit Accise belegte Ware kauft.

B. Leider ist es so! Daß man die Steuer auf diesem Wege unbewußt zahlt, wie du sagst, ist gewiß richtig. Aber das wesentliche ist doch, daß man in kleinen, unmerklichen Beträgen zahlt. Ein Mann, der 30 Mark monatlich verdient, ist zu keiner Zeit imstande, 15 Mark auf einem Brette zu zahlen. Aber es wird ihm gelingen, jeden Tag einen halben Pfennig zu zahlen.

A. Das ist sehr wahr, und es wird diese Schlauheit ja auch im Privatverkehr täglich geübt, wenn man einem schwachen Schuldner Teilzahlungen gewährt.

B. Du sagst Schlauheit, du könntest ebensogut, vielleicht besser sagen Menschlichkeit, wenn man davon ausgeht, daß auch der arme Mann unter allen Umständen zu den Staatsbedürfnissen beisteuern muß.

Digitized by Google

A. Freilich, wenn der Staat die Beiträge des armen Mannes unter keinen Umständen entbehren kann, so bleibt nichts übrig, als ihn durch Verbrauchsabgaben zu besteuern, und insofern müßte man dem Fürsten Bismarck zustimmen.

B. Mit dieser Zustimmung wird aber Fürst Bismarck keineswegs befriedigt sein, denn du machst sie von einer Voraussetzung abhängig, die dir noch nicht erwiesen scheint: davon, daß der Staat die Steuer des armen Mannes schlechterdings nicht entbehren könne.

A. Das ist eben die große Frage. Sie ist noch nirgends und zu keiner Zeit zu Gunsten des armen Mannes entschieden worden. Man mag wohl auch zugeben, daß die ungeheuern Summen, welche der Staat von den Massen der weniger Bemittelten erhebt, von der geringen Zahl der Wohlhabenden nicht aufgebracht werden können.

B. Dies wird gewiß für jeden Staatsmann entscheidend sein. Ist er aber human, oder wie man heutzutage sagt, ist er ein Sozialpolitiker, so wird er bestrebt sein, die Lasten mehr und mehr auf die Schultern der Starken zu wälzen, und die Schwachen zu erleichtern.

A. Wahrhaftig, wer könnte einem solchen Bestreben seine Billigung versagen? Es ist ja nichts als Gerechtigkeit; und Gerechtigkeit ist und bleibt doch immer das Höchste und Wichtigste.

B. Schon gut, so im allgemeinen; aber im besondern, im Steuerwesen, muß ich Vorbehalte machen. Denn mag im Staatsleben die Gerechtigkeit noch so hoch gehalten werden, ja mögen sie einige als den eigentlichen Staatszweck bezeichnen, so ist der Zweck einer Steuer doch eben kein andrer, als den Säckel des Staates zu füllen, Geld zu erhalten.

A. Das lautet freilich sehr nüchtern und ist geeignet, den Freund der Gerechtigkeit sehr zu entmutigen.

B. Aber doch nur scheinbar, denn wir stehen ja nicht mehr auf der Stufe asiatischer Despotien, wo der Fürst das Geld da nimmt, wo er es findet: durch Konfiskation bei den Reichen, durch Kopfgelder bei allen, ohne darnach zu fragen, wie weh es thut, wie nachteilig es wirkt. Wir machen, soweit der Hauptzweck der Steuer dadurch nicht beeinträchtigt wird, der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit große Zugeständnisse. Es giebt wohl keinen Staatsmann, der nicht anerkennte, daß die Zahlungskraft und Fähigkeit des Bürgers bei der Umlage einer Steuer vollauf berücksichtigt werden müsse. Dies ist freilich nur ein theoretischer Satz, nur ein Leitfaden für die Steuerpolitik; aber es ist doch wichtig genug, daß ein solcher Satz und Leitfaden überhaupt existirt und allgemein anerkannt wird.

A. Ist die Sache denn aber wirklich so schwierig, ist nicht das Einkommen des Bürgers der sicherste und gerechteste Maßstab, ja ist er nicht der einzig gerechte für seine Leistung zur Steuer?

B. Das sagen viele, und viele glauben es auch und ziehen daraus den Schluß, daß es nur eine einzige Steuer, die Einkommensteuer, geben sollte. Und damit diese Steuer noch besser der Gerechtigkeit entspreche, soll sie progressiv sein. Denn so sagen sie: Je größer der Überschuß eines Einkommens ist, umso leichter kann davon etwas für den Staat abgegeben werden.

A. Nun, von dieser Theorie scheint man in der Praxis ja garnicht soweit entfernt zu sein. Haben doch, soviel ich weiß, fast alle Staaten Einkommensteuer, und teilweise sogar progressive, bis zu einer gewissen Höhe des Einkommens, bei der dann die Progression für die Reichsten allerdings aufhört. Es würde sich also nur noch darum handeln, die Einkommensteuer zur einzigen zu machen und die Progression konsequent durchzuführen.

Digitized by Google

B. Die Praktiker werden dir darauf antworten, daß die Deckung des Staatsbedarfs auf diesem Wege eine reine Unmöglichkeit sei. Es ist nicht schwer, dies mit Zahlen zu beweisen, ich will es aber nicht versuchen, weil diese Forderung der Ausschließlichkeit der Einkommensteuer ja in unsern Parlamenten von keiner ernstlich zu nehmenden Partei gestellt wird. Auch haben wir uns ja vorhin schon verständigt, daß die Verzehrungssteuern nicht zu entbehren sind. Dagegen wollen wir die Gerechtigkeit der Einkommensteuer an und für sich einer Prüfung unterwerfen.

Das Einkommen soll der gerechte Maßstab für die Steuer sein. Nun fragt es sich zunächst: ist ein Einkommen von 5000 Mark unter allen Umständen von gleichem objektiven Werte?

A. Gewiß nicht! Denn die 5000 Mark, die ich als Arzt oder Advokat, als Kaufmann oder Beamter, kurz, die ich durch persönliche Thätigkeit verdiene, sind, weil unsicher und in ihrer Dauer beschränkt, viel weniger wert als 5000 Mark, die ich aus Grundbesitz und Kapitalien beziehe.

B. Gut! Darum müssen wir das Einkommen zergliedern und jede Art desselben nach verschiednen Grundsätzen besteuern, oder neben der allgemeinen Einkommensteuer besondre Ergänzungseinkommensteuern für die einzelnen Gattungen des Einkommens erheben.

A. Nun, das ist ja unser System in Deutschland, indem wir durch die Grundsteuer und die Gewerbesteuer die Einkommensteuer ergänzen und korrigiren. Und in demselben Sinne wird jetzt in Preußen die Kapitalsteuer vorgeschlagen. Da wären wir also auf gutem Wege.

B. So scheint es. Aber alles hat seine zwei Seiten.

A. Ich bin begierig zu hören.

B. Das Kapital, das man mit der neuen Steuer treffen will, ist das sogenannte bewegliche, welches an Private, an Gemeinden, an den Staat, an die Industrie gegen Zinsen oder Gewinnanteil ausgeliehen ist. Die Leute, welche solche Kapitalien besitzen, die Kapitalisten, hält man für eine vom Schicksal bevorzugte Klasse, und deshalb verlangt die öffentliche Stimme (denn dieser giebt die Regierung mit diesem Entwurfe nach) eine besondre Besteuerung der Kapitalrente.

Allein verdient denn das Kapital eine solche Mißgunst? Ist es nicht eine höchst achtbare und dem Gemeinwesen überaus nützliche Klasse von Menschen, die ihr Erbe zusammenhalten und durch Ersparnisse zu mehren suchen, die von den Überschüssen über ihre Ausgaben Kapital ansammeln? Verdienen diejenigen Familienväter nicht Schonung, die ihre Kapitalien angreifen, wenn die Söhne den Einjährigendienst thun, die Universität beziehen, jahrelang als Auskultatoren und Referendare dem Staate nützliche, aber unentgeltliche Dienste leisten?

A. Ganz gewiß! Deswegen befreit auch der Entwurf ein Kapitaleinkommen von weniger als 2000 Mark von der Rentensteuer.

B. Ja, das thut er. Aber ist diese Rücksicht denn genügend? Ist ein Familienvater des höhern oder auch nur des mittlern Bürgerstandes, der auf eine Rente von 5000 oder 6000 Mark angewiesen ist, unter die bösen Kapitalisten zu rechnen, oder kann er nicht vielmehr in Berlin, in Köln, in Frankfurt nur in großer Beschränkung leben?

A. Das läßt sich allerdings nicht leugnen. Und man kann auch nicht sagen, der Mann möge an einen Ort übersiedeln, wo es billiger zu leben ist. Er müßte von der sozialen Stufe, in welcher er geboren und seine Familie groß geworden ist, herabsteigen, um anständig auskommen zu können.

Digitized by Google

B. Mit dieser Bemerkung berührst du einen Kardinalpunkt, von welchem fast niemals gesprochen wird. Es giebt absolut keinen äußern Maßstab, um ein bestimmtes Einkommen groß oder klein zu nennen. 5000 Mark jährlichen Einkommens wären für eine Arbeiterfamilie entschiedener Reichtum. Für eine andre Familie, die in der sozialen Pyramide soundsoviel Stufen höher steht, genügen 5000 Mark kaum, um die allernötigsten Bedürfnisse zu decken. Selbst 10000 und 15000 Mark genügen in vielen Verhältnissen nicht, um eine Familie mit mehreren erwachsenen Kindern standesgemäß zu unterhalten.

A. Das kann jeder aus seiner Erfahrung nur bestätigen.

B. Nun so verdienen denn diese Leute gewiß auch keine besondre Unqunst.

A. Wie kommt es denn aber, daß die öffentliche Meinung so sehr auf einer besondern Besteuerung der Kapitalrente besteht, daß die Regierung nachgeben zu müssen glaubt?

B. Diese Frage trifft den Kern der Sache. Die öffentliche Meinung verwechselt eben den Kapitalisten mit dem Kapitalismus. Es ist gewiß, der Kapitalismus ist die eigentliche Krankheit unsrer Zeit. Wenige finanzielle Genies sind es, die, selbst im Besitz großer Reichtümer durch ihre Operationen und Spekulationen, sowie durch Koalitionen untereinander, durch sogenannte Konsortien, welche keine Nationalität und keine Landesgrenze kennen, sich die Herrschaft über das gesamte Privatkapital zu verschaffen wissen und dasselbe mehr und mehr auffaugen, die unter allen Umständen im Krieg und im Frieden und bei jeder Konjunktur Geld verdienen und die so mächtig sind, daß kein Staat, keine große Unternehmung sich ihrem Einfluß entziehen kann.

In den letzten Jahren ist der Zinsfuß von fünf auf vier Prozent zurückgegangen; ich habe dabei ein Fünftel meines Kapitals sowohl als meiner Rente verloren. Die Bankfürsten aber haben bei dem vorteilhaften Geschäfte der Konversion der Staats-, der Kommunal- und sonstiger Anleihen wohl ebensoviel gewonnen. Wenn der Zinsfuß wieder auf fünf Prozent steigt, so fallen meine Papiere, und ich werde wieder um ein Fünftel an Kapital und Rente ärmer, während die Bankfürsten abermals gewinnen. Solcher Wechsel des Zinsfußes kann sich in einem Menschenalter mehrmals wiederholen. Dann steht es mit dem festangelegten Privatkapital wahrhaftig schlecht genug. Du wirst also zugeben, daß man zwischen Kapitalisten und Kapitalismus wohl unterscheiden muß. Unqunst verdient nicht das festangelegte, nur auf Rente abzielende Kapital, sondern jenes mobile, allezeit bewegliche, immer nur auf kurze Zeit engagirte, jeder Konjunktur folgende, die Gegenwart ausnützende, die Zukunft diskontirende, durch Größe und Koalitionen mächtige und jeden Lebensnerv des Volkes durchdringende Kapital, dessen Herrschaft man den Kapitalismus nennt.

A. Das scheint mir so klar wie die Sonne. Der Staat sollte sich gegen diesen Kapitalismus mit allen Kräften wehren.

B. Allerdings sollte er das. Vor allem sollte er diese unheilvolle Thätigkeit, die übrigens in unserm Zeitalter wahrscheinlich nicht zu beseitigen, vielleicht nicht einmal zu entbehren ist, nicht auch noch als eine besonders ehrenvolle auszeichnen, durch Adels-, Orden- und Titelverleihungen. Nun, man muß anerkennen, daß der Staat dem Kapitalismus wenigstens ein garnicht unbedeutendes Stück Boden genommen hat durch die Verstaatlichung so vieler Eisenbahnen, deren ungeheurer Geldwert dadurch der Börsenspekulation entzogen worden ist. Im übrigen muß man Gott walten lassen.

A. Nach alledem scheinst du die Rentensteuer ganz zu verwerfen?

Digitized by Google

B. Das thue ich keineswegs. Vielmehr erkenne ich an, daß ein Einkommen aus Kapitalien im Werte höher steht als ein gleichgroßes Einkommen, das durch Arbeit gewonnen wird, ich gebe also zu, daß es der Gerechtigkeit entspricht, eine Rente höher zu besteuern, als ein Einkommen aus Arbeit, das von der Kraft und Gesundheit des Erwerbenden und von tausend Zufälligkeiten abhängig ist. Was ich aber entschieden nicht anerkennen kann, ist das, daß zwei gleichgroße Einkommen auch immer gleichwertig seien.

A. Wie meinst du das?

B. Ich will versuchen, mich deutlicher zu erklären. Ich habe schon vorhin bemerkt, das der Wert eines Einkommens durch die soziale Stufe bedingt sei, in welcher der Mensch lebt, weil in jeder höhern Stufe die Dinge, welche zum notwendigen Lebensunterhalt gehören, zahlreicher und kostspieliger sind. Aber ich gebe zu, daß ein Einkommensteuergesetz hierauf keine Rücksicht nehmen kann, weil die erforderlichen Bestimmungen praktisch unausführbar sind. Die Gerechtigkeit kommt also in diesem Punkte zu kurz, und wer sich beschwert fühlt, nun, dem muß es eben anheimgestellt bleiben, in eine tiefere Stufe hinabzusteigen. Wenn ich dies den qualitativen Wert des Einkommens nenne, so setze ich ihm den quantitativen entgegen. Ich frage: wieviele Menschen sind von einem bestimmten Einkommen zu ernähren, d. h. wie groß ist die Familie des Besteuerten? Niemand kann bestreiten, daß ein Einkommen von 5000 Mark, welches ein Junggeselle bezieht, einen weit höhern Wert hat als 5000 Mark, von denen eine Familie von sechs oder zehn Köpfen zu ernähren ist. Wo bleibt da auch nur ein Schatten von Gerechtigkeit, wenn man beide gleich hoch besteuert?

A. Du hast Recht, und dabei kann man hier nicht sagen, wie bei der sozialen Stufe des Steuerpflichtigen, daß ihm freistehe, sich dieser Ungerechtigkeit zu entziehen. Denn er kann doch seine Familie nicht willkürlich vermindern. Freilich kann er sie willkürlich vermehren.

B. Ja, das kann er. Aber er wird das doch niemals im Hinblick auf eine Steuerermäßigung thun. Ich begreife in der That nicht, warum sich keine Gesetzgebung auf diesen Gesichtspunkt einläßt. Sind es Detailschwierigkeiten bei der Umlage? Es scheint mir, daß unsre Steuerkünstler noch ganz andre Schwierigkeiten zu überwinden wissen, z. B. bei der Besteuerung des Zuckers, des Alkohols, der Spielkarten ꝛc., Schwierigkeiten, die offenbar viel größer sind, als die Mäuler zu zählen, welche um einen Familientisch herumsitzen und aus einem Einkommen zu befriedigen sind. Solange eine Einkommensteuer blind unter die Menge tappt, ohne die Zahl der Personen zu berücksichtigen, die von dem steuerpflichtigen Einkommen zu ernähren sind, ist sie nicht viel besser als eine Kopfsteuer und meines Erachtens unbedingt zu verwerfen. Ja vielleicht ist jede Art von Einkommensteuer mit den einfachsten Forderungen der Gerechtigkeit unvereinbar, oder doch weniger vereinbar als irgend eine andre Steuer. Ich sprach heute einen Diener von 25 bis 26 Jahren. Er war mehrere Jahre als Kutscher bei der Tram-Gesellschaft in X. mit einem Gehalte von 95 Mark monatlich angestellt und begleitete dann einen Herrn auf Reisen, wofür er monatlich noch 5 Mark mehr erhielt. Dieser ledige Mann, der für niemand zu sorgen hat, bliebe also nach dem Gesetzentwurf von direkter Steuer frei. Wenn er aber in einigen Jahren Frau und Kinder bei einem um 100 Mark erhöhten Einkommen hätte, so müßte er 12 Mark Steuer zahlen!

Es ist unvernünftig zu sagen, wie neulich ein Abgeordneter that, daß die Berücksichtigung starker Familien zu den Palliativmitteln gehöre, oder gar zu be-

Digitized by Google

haupten, daß solche Rücksichtnahme eine Prämie auf die Kindererzeugung sei. Viel wahrer ist das Gegenteil, daß die Nichtberücksichtigung der Familie das Junggesellenleben begünstigt, die Zahl der Ehen vermindert und die der unehelichen Kinder, und was damit zusammenhängt, vermehrt.

A. Und was wäre denn nun aus alledem zu schließen?

B. Daß im Steuerwesen einfach der bekannte mephistophelische Spruch umzukehren ist, weil da die Theorie zuweilen grün und golden, die Praxis aber allezeit grau ist, und daß unter allen Umständen die Einkommensteuer das Lob nicht verdient, das ihr solche Personen zollen, auf welche Doktrin und politische Schlagwörter allmächtigen Einfluß haben.

Die Einverleibung von Merw.

Während das Ministerium Gladstone sich noch abmühte, die von seiner Verblendung und Schwachmütigkeit in Ägypten begangnen Versäumnisse und Mißgriffe nach Möglichkeit wieder gutzumachen, traf aus Mittelasien die Kunde von einem Ereignisse ein, welches von vielen als eine neue Niederlage jener Politik betrachtet wird, die Kandahar und den Sudan räumte. Merw, die Oasenstadt der Turkmenen, die wichtigste Etappe auf dem Wege nach Herat und von da nach Afghanistan, ist dem russischen Reiche einverleibt worden. Die Nachricht war zuerst im Nord zu lesen, der die Annexion des Schlüssels von Britisch-Indien von seiten Rußlands mit den Worten meldete: „Die Turkmenen von Merw haben soeben den Kaiser von Rußland eingeladen, die Regierung ihres Landes zu übernehmen.“ Nach weitern Berichten aus Taschkend, die in Petersburg eintrafen, begann sich am 26. Dezember v. J. ein russisches Heer zum Vormarsche nach Merw in Bewegung zu setzen. Bevor die Expedition aufbrach, hielt der bekannte General Tschernajeff, begleitet von einem höheren französischen Offizier, über die Truppen, die aus sechs Infanterieregimentern, acht Schwadronen Dragonern, sieben Sotnien Kosaken und vier Batterien Artillerie bestanden, eine große Parade ab. Am nächsten Tage rückten diese Streitkräfte nach ihrem Bestimmungsorte ab, und als die Nachricht hiervon Taschkend verließ, hatten ein Kosakenregiment, zwei Infanteriebataillone und eine Batterie bereits die Grenzen des Chanats Bochara hinter sich. Die Expedition hatte auf ihrem Wege keinerlei Widerstand gefunden, vielmehr war sie von der Bevölkerung allenthalben willkommen geheißen worden. Am 11. Februar konnte Tschernajeff dem Kaiser melden, daß die Häuptlinge von vier Turkmenenstämmen und vierundzwanzig Bevollmächtigte, die etwa zweitausend Kibitken (Zelte) vertraten, ihren Wunsch, russische Unterthanen zu werden, erklärt und ihre Unterwerfung eidlich bekräftigt hätten. Dieselben hätten sich zu diesem Akte freiwillig entschlossen, indem sie begriffen, daß sie sich nicht selbst regieren und nur unter Rußlands Ägide in Frieden leben könnten. Am 12. Februar passirte Tschernajeff Orenburg, um nach Petersburg zu gehen und dem Kaiser

Digitized by Google

Bericht über den Verlauf der Expedition zu erstatten. Er wird, wie man ferner erfährt, einem Kriegsrat unter dem Vorsitze des Zaren beiwohnen, welcher über die zukünftige Verwaltung von Merw Beschluß fassen soll.

Soweit bis jetzt die Nachrichten aus Petersburg. Die russische amtliche Presse drückt die Hoffnung aus, in England werde man begreifen, daß der Besitz Merws für Rußland eine Notwendigkeit gewesen sei, da es nur so seine zentralasiatische Grenze wirksam zu verteidigen imstande sei, sonst habe derselbe keinerlei Bedeutung. Indes liegt eine andre Betrachtung der Erwerbung jener Oase durch die Russen ziemlich nahe; auf den ersten Blick sieht man die großen Vorteile derselben: bessere Verkehrsmittel zwischen Turkestan und dem transkaspischen Gebiete, Erleichterung des Handels mit Afghanistan und, für den Fall eines Vorrückens gegen Herat, die Bürgschaft, daß Rußland in der Flanke und im Rücken keinen Feind haben wird. Dieses Vorrücken wird wohl noch geraume Zeit auf sich warten lassen. Indes würde es zu denken geben, wenn die Meldung sich bestätigte, daß Ejub Chan, der die Engländer bei Kandahar schlug, dann aber seinerseits eine Niederlage erlitt und jetzt als Flüchtling in Bochara lebt, in dem persischen Blatte Schems (Sonne) eine Proklamation an die Bewohner Herats erlassen habe, in der er denselben, augenscheinlich im Hinblick auf die Besitznahme Merws durch die Russen, verkündet, er gedenke demnächst unter dem Beistande seines Beschützers, des Zaren, an der Spitze eines Heeres in Afghanistan einzubrechen und das Reich seiner Väter wieder zu erobern.

Gladstone und seine Kollegen werden sich vermutlich die obenerwähnte Meinung der russischen Blätter aneignen, was ihnen bei ihrer Art zu denken und zu empfinden nicht besonders schwer fallen kann. Die Mehrzahl der zeitgenössischen Politiker, namentlich der französischen, wird die Sache anders auffassen, und schon liegen Belege hierfür vor. Das Journal des Débats bemerkt, daß in der Zeit, wo in England die Konservativen im Amte gewesen, dieses neue Vorrücken der Russen in Zentralasien zu ernsten Meinungsverschiedenheiten zwischen den Kabinetten von London und Petersburg geführt haben würde. Jetzt sei Englands Aufmerksamkeit ganz von den ägyptischen Angelegenheiten in Anspruch genommen, und Rußland habe sicher keine günstigere Gelegenheit wählen können, in Mittelasien neue Eroberungen zu machen, als die, welche sich ihm hier geboten habe. Das Blatt der Gambettisten, Paris, lenkt die Aufmerksamkeit darauf, daß Lord Granville auch 1873 Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten war, als der britischen Regierung von russischer Seite die bestimmte Versicherung erteilt wurde, die Besetzung des Chanats von Chiwa solle nur eine zeitweilige sein, und fährt dann fort: „Jetzt, wo die Russen Merw in ihren Händen haben, stehen sie am Fuße des Hindukusch, und in wenigen Wochen können sie von hier aus, wenn sie Englands Aufmerksamkeit abzulenken wissen, ein Heer nach Kabul senden. Großbritannien scheint, in Ägypten beschäftigt, nicht imstande zu sein, sich dagegen zu regen. Lord Beaconsfield ist tot, und mit ihm sind die Überlieferungen der Weltreichspolitik verschwunden.“ Ähnliche Betrachtungen stellen deutsche Blätter an: sie erwarten, daß Rußland alsbald auch Herat besetzen und sich einverleiben werde, und daß es allem Ernstes darauf ausgehe, England aus seiner Stellung in Asien zu verdrängen.

Betrachten wir die thatsächlichen Verhältnisse. Merw ist zunächst der allgemeine Name für die große Steppe zwischen Persien und Turkestan, zwischen dem Kaspischen Meere und dem Aralsee; sodann aber wird damit eine Oase am südöstlichen Saume dieser Steppe bezeichnet, die ehedem sehr fruchtbar und wohl

Digitized by Google

bevölkert war, und in der zur Zeit Alexanders des Großen die Städte Merw, die „Königin der Welt," und Balch, die „Mutter der Städte," lagen. Jetzt sind von diesen einst blühenden Orten nur geringe Reste übrig. Namentlich Merw, unter dem 62. Grad östlicher Länge und dem 37. Grad nördlicher Breite, etwa 70 deutsche Meilen von Chiwa und 35 von Herat gelegen, ist fast ganz verödet, da die Perser das Bewässerungssystem, welches die Oase befruchtete, zerstört haben. Es ist eine weitausgedehnte Ruinenstätte, bedeckt mit verfallenen Moscheen und den Trümmern andrer öffentlichen Gebäude, zwischen denen Zelte und Hütten der hier hausenden seßhaften Usbeken und nomadisirenden Teke-Turkmenen stehen, und besitzt weder Mauern noch sonstige Festungswerke, sodaß es immer leicht die Beute derjenigen wurde, die es angriffen. 1795 fiel es in die Hände des persischen Schahs Murad, der den Damm abtragen ließ, welcher die Gewässer des Murgab in ein großes Bassin bei der Stadt lenkte. Der Fluß breitete sich seitdem in vielen Armen nach der Wüste Karakum aus, in der er sich jetzt verliert. 1815 wurde die Oase von den Chiwinzen erobert, deren Chanen sie einige Jahrzehnte hindurch Tribut zahlen mußte. Später versuchten die Perser wieder, sie zu unterwerfen, erlitten aber im Jahre 1860 eine schwere Niederlage, und ein neuer Feldzug, der 1876 von der Wallfahrtsstadt Masched aus unternommen werden sollte, unterblieb, obwohl die Bewohner der Oase ihren Nachbarn durch Raubzüge oft sehr unbequem wurden. Ein andrer Fluß der Gegend von Merw ist der Herirud, der zuletzt gleichfalls im Sande der Wüste verdunstet, eine andre Stadt Kuschid Chan Kaleh, welches gegenwärtig als Hauptort der Oase anzusehen ist. Dasselbe liegt am Ostufer des Murgab und ist ein langgestrecktes Viereck von ungefähr anderthalb deutschen Meilen Länge und einer Viertelmeile Breite und gewährt mit seinen 40 Fuß hohen Lehmwällen seinen Einwohnern und den mit ihren Herden in der Nachbarschaft herumziehenden Turkmenen bei Überfällen eine genügende Zuflucht. Zwischen ihm und dem Flusse lag einst vermutlich Alexandria, wo Alexander der Große 328 v. Chr. auf der Rückkehr aus Sogdiana einige Zeit Halt machte, und wo sich in Strabos Tagen Griechen angesiedelt hatten. Jetzt nehmen nur einige hundert Hütten die Stelle ein. Das ganze Land ringsum befindet sich im Zustande äußerster Verkommenheit. Von einer geordneten Regierung, von Sicherheit des Eigentums, von Wohlstand der Bevölkerung ist nicht die Rede. Die Stämme leben fast nur von ihren Herden und von Raubzügen, die sie nicht bloß gegen die Perser und Chiwinzen, sondern auch gegen einander selbst unternehmen. Unaufhörlich finden Unruhen statt, und überall außerhalb der Städte herrscht das Faustrecht.

Man sollte meinen, das Ereignis müsse in England bedeutendes Aufsehen erregt und schwere Befürchtungen erweckt haben. Indes ist das, soviel wir sehen, nicht der Fall, und das erklärt sich auch sehr leicht. Erstens nehmen Ägypten und der Sudan die Gemüter in Anspruch, zu den Niederlagen der Gladstoneschen Politik bei El Obeid, Suakin, Teb ist der Fall von Sinkat gekommen und diesem ist die Übergabe Tokars an Osman Digna, den Feldherrn des Mahdi im östlichen Sudan, gefolgt. Man hat also wenig Interesse für die Dinge, die sich im fernen Zentralasien begeben und Englands Macht und Ansehen nicht so unmittelbar bedrohen und gefährden wie die Bewegung, die am Nil und am Roten Meer immer weitere Kreise ergreift. Dazu kommt aber noch ein andres Moment. Jedermann, der über die Nachrichten aus Merw ernsthaft nachdachte und sich die jüngste Vergangenheit in Mittelasien vergegenwärtigte, mußte wissen, daß Merw eigentlich schon mit dem Falle von Geok-Tepe und der Einverleibung der Oase der Achal-

Digitized by Google

Teke-Turkmenen in das russische Reich erobert war. Von jener Zeit an war es für die Russen lediglich noch eine Frage der Opportunität, wann und die vielgenannten Niederlassungen der Turkmenen an den Ufern des Murgab unter die Botmäßigkeit Rußlands zu bringen seien. Daß die freigebliebenen Stämme dem auf sie geübten Drucke nicht lange mehr Widerstand leisten würden, zumal da ihre Freiheit mit Unruhe und Unsicherheit zusammenfiel, lag auf der Hand, und man konnte höchstens darüber streiten, ob sie in diesem Jahre schon oder in einem etwas späteren sich in ihr Schicksal, Unterthanen des weißen Zaren zu werden, fügen würden. Zu Geok-Tepe von Skobeleff geschlagen und unbarmherzig zusammengehauen, auf der Seite von Chiwa und ebenso nach Persien hin isolirt, waren sie genötigt, sich zu unterwerfen und entweder der russischen Diplomatie oder der russischen Militärmacht nachzugeben. Schwerlich wird jemand bezweifeln wollen, daß die Häuptlinge und Bevollmächtigten von Merw, wenn sie ihre Unterwerfung nicht angeboten hätten, sich die Nachteile einer russischen Expedition gegen ihr Land auf den Hals gezogen und vielleicht die blutige Züchtigung erfahren haben würden, welche nach der Einnahme von Chiwa über die Jomuden verhängt wurde. Wir können daher behaupten, daß die Erwerbung Merws die unmittelbare und unausbleibliche Folge des Sieges Skobeleffs und der grausam harten Repressalien gewesen ist, die der General ergriff. Die russische Regierung beabsichtigte schon längst, sich Merws zu bemächtigen, gerade so wie sie jetzt, trotz ihrer Proteste gegen diesen Verdacht, darauf ausgeht, sich in den Besitz von Sarachs zu setzen, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu bietet. Aus diesen guten Gründen kann man sich in England nicht verwundern, daß Rußland sich die wertvolle Stellung von Merw verschafft hat. Die Gewinnung derselben gehörte als Glied zu einem großen Plane, der auf die Eroberung Herats und die Befestigung der russischen Macht in Chorassan gerichtet ist. Wirkliche Ursache zum Erstaunen können die Engländer nur in der Art und Weise finden, wie Gladstone von diesen Vorgängen überrascht worden ist; er scheint nach seinen Äußerungen im Parlamente keine Ahnung davon gehabt zu haben. Freilich ist das auch andern englischen Politikern so ergangen, die jahrelang nicht sahen, warum Rußland mit solcher Stetigkeit Schritt vor Schritt weiter nach Süden vordrang, und wie weit es vorzurücken beabsichtigte. Systematisch hat man die Möglichkeit jedes einzelnen von jenen Schritten vom untern Jaxartes und den Ufern des Kaspischen Meeres bestritten und lächerlich gemacht. Wer auf die Beweggründe und die Glieder des russischen Planes hinwies und die Möglichkeit seiner Ausführung behauptete, wurde als Schwarzseher und Lärmmacher verspottet. Bei der Bewegung der Russen nach Sarmarkand hin, bei den Zügen gegen Bochara, gegen Chiwa, gegen die Achalvase wurden alle Befürchtungen der Weitblickenden mit dem Hinweise auf brennende Wüsten, wasserlose Steppen und dergleichen mehr niedergeschrien und als eine Art Geisteskrankheit, als „Nervosität“ belächelt. Trotzdem hat jeder Teil des großartigen russischen Planes bisher besten Erfolg gehabt, und wenn Merw jetzt dazu gekommen ist, nachdem der Apfel reif zum Fall geworden, so ist das nur eine weitere Entwicklung der Sache.

Wir können nicht recht daran glauben, daß der russische Plan die Eroberung Britisch-Indiens zum letzten Ziele habe. Als Rußland vor etwa dreißig Jahren seine Angriffsbewegung südwärts begann, erstrebte es zunächst eine Stellung an den Grenzen von Persien und Afghanistan, die es in den Stand setzen sollte, falls es wünschenswert erschiene, die britische Herrschaft in Indien zu bedrohen. Die Absicht war aber dabei nicht sowohl die Besitznahme dieses Landes als die, den

Digitized by Google

Engländern dort schwere Verlegenheiten bereiten zu können, welche sie beim Widerstand gegen die Projekte Rußlands am Bosporus und den Dardanellen hindern und lähmen sollten. Konstantinopels Besitz war auch bei der zentralasiatischen Politik der Russen das eigentliche Ziel. Als unter ganz besonders günstiger Lage der Dinge nicht völlig unpraktisch mag dabei ein Versuch betrachtet worden sein, mit den Völkern zwischen dem Kaspischen Meere und dem Indus einen kühnen Vorstoß nach Lahore und Delhi zu machen. Aber die Hauptsache war immer nicht die Hauptstadt des Reiches des Großmoguls, sondern die Hauptstadt des Großtürken, und schwerlich wird jemand leugnen, daß eine Entfaltung bedeutender Streitkräfte nach der Gegend des Indus hin den Marsch einer russischen Armee von Armenien aus nach dem Bosporus wesentlich erleichtern würde, da er England zwänge, einen erheblichen Teil seines Heeres und seiner Flotte nach Indien zu schicken. Ist die englische Politik der Meinung, daß man am goldnen Horne keine wesentlichen Interessen zu verteidigen habe, und blickt man deshalb auf die dortigen Bestrebungen Rußlands mit Gleichgiltigkeit, so kann man erwarten, daß die Russen England an der Nordwestgrenze seiner indischen Besitzungen unbehelligt lassen werden. Entgegengesetztenfalles hat man sich darauf gefaßt zu machen, dort bald ernster Bedrohung und Belästigung zu begegnen. Der Besitz von Merw erhöht die Befähigung der Russen zu derartigen Manövern ganz erheblich. Die neue Erwerbung vervollständigt die Operationslinie vom Kaspi-See bis zum Oxus, sie stellt eine direkte Verbindung zwischen Krasnowodsk und Aschabad einerseits und Chiwa, Bochara und Samarkand andrerseits her und giebt dem russischen Turkestan eine Grenze, die an der Grenze Afghanistans, wie sie Granville und Gladstone 1872 zogen, nicht nur von Chodscha Sala bis zu den Oxusquellen, sondern auch im Westen bis nicht sehr weit von Maimena und Balch hinläuft. So stehen denn die Grenzsteine Rußlands jetzt ohne Unterbrechung von der Mündung des Atrek längs der neuen Grenze, die Persien aufgenötigt wurde, durch die Oase von Merw bis zu der von Gladstone und Granville gezogenen afghanischen Grenze. Dem Zaren und seinen Generalen ist die Verfügung über alle Hilfsquellen an Menschen, Pferden und Kamelen, welche die Länder zwischen dem Kaspischen Meere und Sibirien bieten, gesichert. Die neuen Gebiete werden zum Teil von einer Eisenbahn durchschnitten, die man weiter nach Osten auszubauen vorhat, und die, da Untersuchungen von Fachleuten gezeigt haben, daß das gefürchtete Hindernis von Gebirgsketten in Wirklichkeit nicht besteht, unzweifelhaft einmal bis nach Herat fortgeführt werden wird.

„Vor ziemlich zwanzig Jahren, als General Tschernajeff Chemkend einnahm, sagt der Daily Telegraph, erließ Fürst Gortschakoff eine Zirkulardepesche, welche die Beweggründe, die seine Regierung dabei geleitet, auseinandersetzte und sich über die Grundsätze, denen sie dabei gefolgt, verbreitete. Das Ziel der Politik seines Gebieters bestand, wie er sagte, nicht darin, »die seinem Szepter unterworfenen Gebiete über alle vernünftigen Grenzen auszudehnen,« aber trotz aller »Abgeneigtheit vor solcher Ausbreitung« war er gezwungen gewesen, sich Chemkends zu bemächtigen. Dann gab er die Gründe an, die ihn bei der Wahl einer Grenze bestimmt, und fügte hinzu: »Es war dringend notwendig, diese Linie endgiltig abzustecken, um so der fast unvermeidlichen Gefahr zu entgehen, von Annexion zu Annexion weiter gedrängt zu werden.« Rußland hatte eine Schranke aufgestellt, wo es Halt machen mußte, weil jede weitere Ausdehnung »unvorhergesehene Verwicklungen hervorzurufen geeignet war.« Viele Leute nahmen diese Worte in gutem Glauben hin, als ob sie wirklich genau die Absichten der russischen Staatsmänner

Digitized by Google

ausdrückten, aber diejenigen kamen der Wahrheit näher, welche sie nur für bestimmt ansahen, »die britische Erregtheit zu beschwichtigen.« ... Vier Jahre nach Erlaß jenes Rundschreibens war Rußland schon in Samarkand, nach zehn Jahren hatte es sich zum Herrn von Chiwa gemacht, und nach kaum zwanzig Jahren hatte es die Teke-Turkmenen erdrückt, eine Eisenbahn durch ihre Oase gebaut, von Persien Gebietsabtretungen erzwungen und schließlich seinen Eroberungen Merw hinzugefügt.... Der innerste Grund des russischen Vordringens gegen Nordpersien und Afghanistan ist der, daß dieser Vormarsch eine Operationsbasis gegen Lahore und Delhi schafft, um die Eroberung Stambuls zu erleichtern.... Die Sache ist deshalb nicht weniger ernst, weil Deutschland und Österreich in Betreff der Zukunft Konstantinopels empfindlich sind. Unser Anteil an den Nöten, welche aus dem großen, jetzt durch die Erwerbung Merws von neuem beleuchteten Plane Rußlands entspringen können, wird dadurch, daß Rußland von der Straße nach dem Bosporus abgelenkt und weiter nach Osten hingewiesen worden ist, nicht im mindesten geschmälert worden. Auch darf man die moralische Wirkung der letzten russischen Feldzüge und der Einverleibung von Merw nicht übersehen. Die letztere wird sicherlich Aufregung in Indien verursachen, sie versetzt Persien in größere Abhängigkeit von Rußland, die Afghanen werden, gleich andern Leuten, geneigt sein, die aufgehende Sonne anzubeten. Der einzige Akt zur Vereitelung der Projekte Rußlands, der unsrerseits geschehen ist, bestand darin, daß man auf der Landkarte eine Linie zog, welche die Grenze angab, über welche man Rußland nicht hinausgehen erlauben wollte. Jetzt wird sich zeigen, was damit gewonnen wurde. Es handelt sich nicht um die Scheidelinie, die ein großer Strom bildet, sondern um Steppen, wo Grenzmarken nicht so sichtbar sind."

Wir schließen mit der Bemerkung, daß uns Deutsche die Sache nur sehr mittelbar angeht. England ist nicht unser Bundesgenosse, und Gladstone ist niemals unser Freund gewesen, er steht uns mit Mißgunst und liberalem Vorurteil gegenüber.

Digitized by Google

Auf der Leiter des Glücks.

Novelle von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Was Berthold betraf, so hatte er jenes gesetzte Wesen gewonnen, das die jungen Mädchen für etwas grenzenlos Langweiliges erklären, während ihre Mütter darin die Garantie für die besten Ehemannstugenden erblicken. Er trug sich möglichst wenig auffallend, war etwas streng von Zügen, bewarb sich nicht um den Beifall der Gesellschaftskreise, in denen er verkehren mußte, verletzte niemand, trat aber auch niemand außer seinen Adoptiveltern wirklich nahe. Selbst diese jedoch wußten nur bis zu einem gewissen Grade, wie sie mit ihm dran waren.

Er ist in seinem Fache anerkanntermaßen der erste, sagte der Fabrikant; der Minister soll neulich geradezu eingestanden haben, ohne unsern Berthold sei er eine Windmühle ohne Wind; damit müssen wir uns begnügen.

Wenn unser Berthold statt dessen ein simpler Windmüller wäre und die ganze Mühle voll kleiner Windmüller hätte, da gefiele er mir ein gut Teil besser, seufzte Frau Anna.

Seien wir froh, daß er uns erhalten worden ist; denke an jenen schrecklichen Sommer und Herbst!

Frau Anna überlief ein Schauder.

Wie herrlich unsre Salisburia diesmal gedeiht! lenkte Kaspar Benedikt ab.

Du hast Recht, Mann, fügte sich Frau Anna; man soll sich an Gottes Gaben freuen, mögen es Kinder sein oder Blumen, oder was immer.

Der Fabrikant blickte vor sich hin. Beide schwiegen. Sie wußten, in welche entlegene Zeit ihre Gedanken schweiften.

Jetzt könntest du Großvater sein, sagte Frau Anna halblaut.

Urgroßvater!

Warum nicht gar!

Digitized by Google

Rechne selbst.

Wie die Zeit dahingeht! seufzte sie.

Es hat nicht sein sollen! sagte er.

Diese Schar von Enkeln und Urenkeln! — die Augen Frau Annas strahlten, aber sie füllten sich mit Thränen — denn das sage ich dir, es wären gewiß sehr viele geworden.

Gewiß.

Und nicht wahr, wenn sie auch hie und da in der Villa etwas vom rechten Flecke gebracht hätten —

Was wäre dabei gewesen!

Drüben zum Beispiel; ich sehe die Stelle nie an, ohne zu denken: warum treiben dort die nichtsnutzigen Schotendiebe, die Spatzen, ihr Wesen und nicht ein halbes Dutzend krausköpfiger, rotbäckiger Knaben und Mädchen? Sieh, wie das ausgelassene Gesindel sich jetzt eben in den gelben Wegsand einwühlt. Kinder spielen so gern mit Sand! Wie viele Backöfen würden dort gebaut werden!

Kaspar Benedikt seufzte: Ja, ja! gab aber weiter keinen Beitrag zu dem Thema.

Frau Anna hütete sich, ihren Gefühlen noch mehr freien Lauf zu gönnen. Sie wußte, daß ihr Mann der Aufheiterung bedurfte und nicht der Erinnerung an versagte Sonnenblicke des Geschicks.

Aber tags darauf kam er selbst auf die seit langem nur von fern berührte Frage zurück, ob denn Berthold den Gedanken, sich ein Weib zu wählen, völlig aufgegeben habe? Es war die Gewohnheit, einander jede denkbare Verstimmung zu ersparen, aus dem gegenseitigen Verkehr der beiden Alten nach und nach auch auf ihr Verhalten zu dem Sohne übergegangen, und selbst Frau Anna hatte es über sich gewonnen, jeden Versuch, ihren lieben Berthold zu beeinflussen, sich streng zu versagen.

Es ist mir unser gestriges Gespräch die ganze Nacht nicht aus dem Kopfe gekommen, sagte der Fabrikant. Wenn mit dem Heiratsprojekt dazumal nur nicht ein so abscheulicher Hornissenschwarm aufgescheucht worden wäre! Ich meine, die Stiche jucken mich noch heute. Was mag erst unser Berthold damals ausgestanden haben! Kein Wunder, daß ihm die Sache für alle Zeit verleidet worden ist.

Frau Anna hatte lange auf eine Gelegenheit gewartet, um wenigstens die Frage aufzuwerfen, ob diesmal nicht Kaspar Benedikt selbst nach einer passenden Partie für den Sohn ausblicken wolle.

Ich habe mit Hermione kein Glück gehabt, sagte sie, aber wie wäre es, wenn du einmal auf die Suche gingest? Er ist jetzt lange genug den Leuten nur von der solidesten Seite vor Augen gewesen. Selbst in den besten Häusern wird man nicht mehr auf Grund jener alten vergessenen Geschichte ihm ein unfreund-

Digitized by Google

liches Gesicht machen. Zweifelst du aber daran, daß er dir gern zu Willen sein würde? Er sieht uns doch sonst alles an den Augen ab. Wie sollte er denn unserm Lieblingswunsche sich hartnäckig widersetzen?

Kaspar Benedikt schüttelte bedenklich den Kopf. Das will wenigstens sehr ernstlich überlegt sein, sagte er.

Nach einer Weile begann Frau Anna von neuem. Wir waren damals hier kaum erst warm geworden, sagte sie, und ich hatte daher einen viel ungünstigern Stand, als du jetzt hast. Aufrichtig gesagt, wir gehörten nicht ganz hierher. Ich weiß, du verstehst mich nicht falsch. Für meinen Geschmack warst du mir ohne Orden und ohne Von-Titel ganz so lieb wie mit diesen Auszeichnungen. Aber schlechtweg Herr Hartig — du warst selbst der Meinung, es gehe nicht länger. Jetzt hat dir deine splendide Schenkung für das bewußte Lehrerinnen-Asyl den Adel eingetragen, und die Leute haben überdies gesehen, daß du nach wie vor derselbe einfache Mann geblieben bist — sage selbst, hast du durch alles dies nicht das Recht erworben, von einem höhern Hügel Umschau zu halten als damals ich?

Wir wollen die Sache im stillen weiter überlegen, sagte der Fabrikant, denn das immer noch ziemlich sanguinische Temperament seiner Frau brauchte, wie er wußte, einige Dämpfer, wenn es nicht zu Übereilungen verführen sollte.

Schon am nächsten Tage hatte aber Frau Anna, nachdem sie hie und da auf Visiten umhergefahren war, eine Liste von zwölf jungen Personen aus der näheren wie aus der ferneren Nachbarschaft zusammengestellt, und ehe noch Kaspar Benedikt die Brille zum Lesen des Registers hervorholen konnte, war schon ihr Bleistift geschäftig, um durch allerlei Kreuze, Nullen und Fragezeichen ihre Ansichten über die vorgeschlagenen Brautschaftskandidatinnen noch deutlicher, als dies schon gleichzeitig mündlich geschah, zu präzisiren.

Du bist doch eine wahre Dampfbarkasse! suchte sich Kaspar Benedikt zur Wehr zu setzen.

Es sind ja nur kleine Winke, um dir die Sache leichter zu machen, begütigte Frau Anna.

Es waren nicht lauter adliche Fräulein auf der Wahlliste zu lesen; aber bei den nichtadlichen vermißte man die Kreuze.

Dies ist reiner Zufall, erläuterte Frau Anna, und überhaupt du weißt, was dir gefällt, gefällt mir auch; nur vergiß nicht, daß wir keine Jünglinge mehr sind. Sollen wir von unsern Enkelzimmern endlich etwas Lärm und Tribulation haben, so müssen wir uns sputen.

Immer mit Hochdruck! lächelte Kaspar Benedikt, und begab sich zum ruhigen Überdenken der ihm so plötzlich überkommenen Kommission auf sein Zimmer.

Digitized by Google

Achtzehntes Kapitel.

Unter den littauischen Volksliedern — sie können sich neben den finnischen schon hören lassen — ist eins, das die Art, wie Mädchen zu Zeiten ihren Zweck zu erreichen wissen, in folgender Weise zum dichterischen Vorwurf nimmt.

Ein Bursche hat einem Mädchen, das ihm einen Kuß verweigerte und sich beim Wasserschöpfen nicht stören ließ, ihren Krug zerschlagen. Darüber bricht sie in bitteres Weinen aus, und er will sie beruhigen, indem er ihr ein seidnes Band verspricht. — Sie macht sich nichts aus einem Bande und fährt fort zu weinen. — So schenke ich dir ein seidnes Mieder, tröstet er. — Sie macht sich nichts aus einem seidnen Mieder und weint weiter. — So schenke ich dir den Wert meines halben Gehöfts, überbietet er sich. — Sie macht sich nichts aus dem Werte eines halben Gehöfts und läßt nicht ab vom Weinen. — So schenke ich dir mein ganzes Gehöft und mich darin, ruft er endlich. Und sie dann, plötzlich ihre Thränen stillend:

Wenn du selber wirst mein eigen,
An den Galgen mit dem Krug dann.

Mit Lore hätte es, wenn die Welt in der Lage gewesen wäre, sich über Lore und den reichen Adoptivsohn eine Mutmaßung zu gestatten, füglich nicht viel anders zu gehen brauchen, vorausgesetzt, daß Lore nicht nur zu den Kammerjungfern gehörte, sondern auch zu der pfiffigen Mehrheit derselben.

Im Grunde that sie aber nicht einmal das Erstere, wennschon sie bei Fräulein von Meeringen, der in Villa Mockritz verstorbenen Freundin Hermionens, in jener Eigenschaft eine Stelle bekleidet und dabei auch Krankenpflegerdienste geleistet hatte. Lore stammte aus einem entlegnen Teile des Landes und aus einem bis über die Zeit ihrer Mädchenjahre hinaus sehr angesehen gewesenen Hause. Ursachen, die hier noch nicht zur Sprache kommen können, hatten den Glanz dieses Hauses plötzlich so arg verfinstert, daß die zwei in Fülle und Wohlleben aufgewachsenen Kinder desselben, sie und ihr Bruder, nicht nur dem Mangel preisgegeben, sondern auch der Nötigung ausgesetzt worden waren, durch Annahme eines andern Vaternamens sich der Welt gegenüber jedes Zusammenhanges mit jenem ihrem Heimatshause zu entäußern. Lores oder vielmehr Elisens Bruder — denn so hieß sie, wie schon erwähnt — hatte kurz darauf als Schiffsjunge auf See seinen Tod gefunden. Elise war, mit vielen, aber zum Verwerten im Lehrberuf allzu lückenhaften Kenntnissen ausgerüstet, aus einer dienstlichen Stellung in die andre übergegangen, hatte dann in einem Kinderkrankenhause längere Zeit sich als Pflegerin ausgebildet, war dort von einer ihrer Schulfreundinnen, die zu dem Vorstande des Krankenhauses gehörte, eben jenem Fräulein von Meeringen, eines Tages erkannt worden und hatte, als dieselbe später zu kränkeln begann, gegen das von Elisen geforderte Ver-

Digitized by Google

sprechen völligen Beiseitelassens aller Rücksichten auf jene einstmalige Schulgenossenschaft, sich dazu verstanden, bis zum voraussichtlich nicht fernen Tode der Freundin ihr, quasi als Kammerjungfer, zur Seite zu bleiben. Die Sterbende, voll Sympathie für ihre Pflegerin und Vertraute, war kurz vor ihrem Ende auf eine Versorgung der letztern ernstlich bedacht gewesen; die von ihr getroffene Verfügung entbehrte aber der gesetzlich vorgeschriebenen Form und wurde auch durch den Umstand wertlos, daß über die Namensänderung vor Gericht Aufklärungen hätten gegeben werden müssen, die für die Pflegerin schmerzlicher gewesen wären als selbst Not und Mangel. Gegen Aufklärungen dieser Art auch ferner geschützt zu sein, bot ihr damals, wie sie glaubte, der Übertritt in die Dienste des Fräuleins von Mockritz einige Gewähr, und so suchte sie, in der Hoffnung auf eine gelegentliche bessere Verwertung ihrer Kräfte und ihres guten Willens, in Geduld ihres Amtes zu warten.

Es folgte die Verlobung Hermionens mit dem Adoptivsohne des Hartigschen Ehepaares; es folgte die nächtliche Schreckensszene, in welcher es ihr vergönnt gewesen war, vielleicht ein schweres Verhängnis von dem Haupte Bertholds abzuwenden; es folgte seine Entfremdung von ihrer jungen Herrin, es folgte die Zurücknahme des Verlöbnisses.

Und da glaubte, zu ihrer Bestürzung, die trotz ihrer Jugend doch fast schon zu einem dienstlichen Uhrwerk Gewordne plötzlich heißblütige Wünsche und Hoffnungen in ihrem Busen zu entdecken, die — sie wußte es — nie und nimmer zu Worte kommen durften.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Das preußische Beamtentum unter Friedrich Wilhelm I. Wer das wunderbare Schicksal der brandenburg-preußischen Monarchie betrachtet, wie sie sich von der kleinen Mark im Havellande bis zu dem großen, den Hauptkern echtdeutscher Bevölkerung umfassenden Staate entwickelt hat, der muß begierig sein, die Gründe zu ermitteln, welche diesem Staate einen solchen Aufschwung gegeben haben. Nun ist es schon jetzt unbestritten, daß die preußische Monarchie ihre Macht und Stärke, das Preußische Volk seine Wohlfahrt, Rechtssicherheit und Kultur vor allen andern Dingen der Thatkraft des hohenzollernschen Königshauses, dem Eifer und der opfervollen Hingebung seiner Fürsten verdankt. Und daß unter diesen Fürsten, gerade was den innern Ausbau des Landes und die ganze große Organisation der bewegenden und leitenden Kräfte betrifft, Friedrich Wilhelm I. in der vordersten Reihe zu nennen ist, das ist schon längst klar geworden, seit

Digitized by Google

die archivalischen Arbeiten Rankes, Droysens u. a. den Mann unserm Herzen und unserm Verstande näher gebracht haben, den Mann, dessen große und ideale Eigenschaften die undankbare Nachwelt nur zu leicht über den Traditionen despotischer Kleinlichkeiten und freilich auch über der noch bedeutenderen Größe des Sohnes vergessen hat. Noch schmückt kein Denkmal dieses Fürsten seine Residenzstadt.

Aber es ist kein Zweifel, daß nicht die Fürsten allein es waren, welche die Größe von Staat und Volk herbeiführten, sondern daß sie, abgesehen von dem Walten einer höhern Macht, unterstützt wurden von einem Beamtentume, dessen Größe und dessen Verdienste unzertrennbar sind von den Ruhmesblättern der hohenzollernschen Geschichte. Es ist gewiß eine lohnende und würdige Aufgabe, das Entstehen dieses Beamtentums von dem Beginn der Hohenzollernherrschaft in der Mark bis auf die Gegenwart zu schildern, und es ist schwer zu beklagen, daß ein strebsamer Gelehrter, der dieser Arbeit sich unterzogen hatte, die Vollendung derselben nicht hat erleben dürfen.*) In seinem Nachlaß fand sich aber das im ganzen geordnete, wenn auch nicht überall durchgeführte und gefeilte Manuskript desjenigen Bandes, welcher die Zeit Friedrich Wilhelms I. und die Anfänge Friedrichs des Großen umfaßt. Es kann nicht die Absicht dieser Zeilen sein, eine Besprechung der ganzen Arbeit zu geben, vielmehr liegt es uns nur am Herzen, die Aufmerksamkeit des Leserkreises dieser Zeitschrift auf das Werk zu lenken und dabei namentlich auf das 18. Jahrhundert hinzuweisen, in welchem die große Ernte von den Früchten unsrer Zeit vorbereitet wurde, unsrer Zeit, die freilich bei dem leeren Gewäsche unsrer politischen Tagesfragen nur allzuleicht die nähere wie die entferntere Vergangenheit vergißt.

Friedrich Wilhelm I. fand die Staatsverwaltung trotz des äußern Glanzes, den die Errichtung des Königtums mit sich brachte, in einer wenig erfreulichen Lage. Die Verschwendungssucht des prachtliebenden Hofes und die Günstlingsherrschaft hatten kein gutes Beispiel gegeben und gerade bei den besten Elementen die Schaffenskraft und den Thätigkeitstrieb gelähmt. Auch die politischen Ereignisse der letzten Jahre hatten gezeigt, daß Preußens Zukunft nur soweit gesichert war, als seine physische Kraft reichte. Deshalb war das vornehmste Augenmerk des Königs auf die Schaffung eines Heeres gerichtet, wie es im Abendlande nicht zum zweiten mal von der Welt gesehen wurde. Es war eine glückliche Fügung, daß dieser hehre und einfichtige Staatszweck mit den persönlichen Neigungen des Königs zusammentraf, und so kam es denn, daß der militärische Geist die gesamte Staatsverwaltung durchdrang und der Monarchie den Namen eines Militärstaats verschaffte, der heute wie damals von den Neidern und Verkleinerern Preußens mit verhaltenem Ingrimm und lautem Hohne ausgesprochen wurde. Dieser Geist aber hatte zur Folge, daß Schlagfertigkeit und Pünktlichkeit, Hingebung und Treue, blinder Gehorsam und harte Zucht von den obersten Behörden an alle Zweige der Verwaltung durchdrang und daß im 18. Jahrhundert, ringsumgeben von den frivolen Nachahmern des französischen sittenlosen Hofes, in Preußen ein Beamtentum erwuchs, dessen Leistungen und Integrität bald zu den angestauntesten Wundern des ancien régime gehörten und noch in unsrer Zeit den Mangel einer Volksvertretung wenig fühlbar machten. Der König war es, der selbst alles in die Hand nahm; die weit-

*) Geschichte des Preußischen Beamtentums vom Anfang des 15. Jahrh. bis auf die Gegenwart. Von Dr. S. Isaacsohn. Bd. 1 (1405—1604), 1873. Bd. 2 (17. Jahrh.), 1878. Bd. 3 (Das Beamtentum Friedrich Wilhelms I. und während der Anfänge Friedrichs des Großen), 1884. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Digitized by Google

gehendsten Instruktionen, die uns oft ein wahres Abbild der Verwaltungs- und Kameralwissenschaft jener Zeit gewähren, sind zum größten Teile des Königs allereigenstes Werk; er geht dabei bis in die kleinsten Details ein, ohne die großen Züge des Ganzen zu vergessen. Und seine Anforderungen waren nicht gering; wie er selbst schon mit Tagesgrauen bei der Arbeit war und sich erst abends in seinem Tabakskollegium die Muße freier Unterhaltung gönnte — obwohl auch hier die wichtigsten Fragen der Zeit eingehend besprochen wurden —, so verlangte er auch von seinen Beamten den gleichen Eifer und die gleiche Rastlosigkeit. So konnte auch der Paragraph 28 seiner großen Instruktion an das Generaldirektorium folgenden charakteristischen Satz enthalten: „Die Herren werden sagen, es wäre nicht möglich, aber sie sollen die Köpfe dran stecken, und befehlen Wir ihnen hiemit ernstlich, es sonder Raisonniren möglich zu machen." Dieses Generaldirektorium, welches die verschiedneu früher ganz von einander unabhängigen und unverbundnen Zentralbehörden vereinigte, bildete den ersten Grundstein zu einer gemeinsamen Staatsverfassung, die weitere Bestimmung, daß die höheren Beamten niemals in ihrer Heimatsprovinz angestellt wurden, schuf ein allgemeines preußisches Staatsbewußtsein und machte den Beamtenstand von den Schranken eines engen Horizonts frei. Überall ist des Königs Auge wachsam; er selbst nimmt persönlich Visitationen vor oder läßt solche durch seine vertrauten Gehilfen abhalten, sodaß er nicht bloß sein eigner Finanz- und Kriegsminister ist, sondern auch in den untern Instanzen scharf aufpaßt, daß alles „in Ordre" sei. „Wo was gebauet worden, heißt es in einer Kabinetsordre von 1717, was inutil und überflüssig, werde mich an den Präsident halten, als ob er es mir gestohlen hätte." Jedermann wußte, daß dies keine leeren Drohungen waren; wie der Soldat so war auch der Zivilbeamte für seine Handlung „responsable," und streng wurde jedes Versehen mit Ersatz des Schadens und Strafe geahndet. Mußte doch der Fiskal auch einschreiten, wenn die Minister zu spät in die gemeinsamen Sitzungen kamen oder gar unentschuldigt eine solche Sitzung versäumten. Aber der König ging noch weiter in der Selbstverleugnung, die er von dem Beamtentume erwartete. So geschult und gestählt war bereits durch das große Beispiel und die harte Zucht der Stand geworden, daß der Monarch selbst den letzten Schritt thun und verlangen konnte, daß der Beamte auch das Odium der Maßregel nicht auf den König schieben, sondern auf sich selbst nehmen mußte. Diesen Gedanken spricht die vorerwähnte Instruktion aus, wenn es heißt: „So wird das Generaldirektorium die Sachen dergestalt zu tourniren wissen, damit das daher etwa entstehende wiewohl ganz unverdiente Odium nicht auf Uns, weil Wir die Liebe und Affektion Unsrer Unterthanen und die Freundschaft Unsrer Nachbarn zu menagiren verlangen, sondern auf das Generaldirektorium oder ein und andre von denselben membris, wofern es nicht anders ist, noch denen Leuten eine bessere Opinion beigebracht werden kann, fallen möge."

Mit Männern, von denen eine solche Opferwilligkeit verlangt werden konnte, vermochte in der That der König großes zu unternehmen. Abgesehen von der schlagfertigen Armee und dem Kriegsschatze, die er seinem Sohne zur Aufrechterhaltung und Mehrung des preußischen Königtums hinterlassen konnte, ist die ganze Organisation der Staatsverwaltung auf neue Grundlagen zurückgeführt worden, die sich noch heute, ungeachtet der durch die veränderten Verhältnisse nötigen Umwälzungen, als maßgebend erhalten haben. Friedrich Wilhelm I. ist es gewesen, der die erste Basis zur allgemeinen Wehrpflicht legte; er spricht es zum erstenmale aus (in dem Mandat vom 9. Mai 1714), daß „jedermann im Staate seinem Souverän und Landesherrn nach seiner natürlichen Geburt und des höchsten

Digitized by Google

Gottes eigner Ordnung und Befehl mit Gut und Blut zu dienen schuldig ist." Friedrich Wilhelm I. ist es gewesen, der bereits im Jahre 1717 die allgemeine Schulpflicht einführte und bestimmte, daß bei mangelndem Vermögen das Schulgeld aus der Ortsarmenkasse entrichtet werden sollte. Friedrich Wilhelm I. hat nicht nur die Leibeigenschaft auf den eignen und Domanialgütern abgeschafft, sondern auch die Lage der Unterthanen nach Möglichkeit erleichtert und die „Bauernplackereien und Schindereien" sowohl von seiten der Beamten wie der Gutsherrschaften aufs nachdrücklichste niedergehalten. Aber — wir sehen, daß wir fast im Begriffe sind, unsre Aufgabe zu überschreiten und in eine Geschichte des Königs selbst überzugehen. Es mag daher noch hervorgehoben werden, daß nicht zum geringsten Teile die Rechtspflege diesem Herrscher eine vollständige Reformation verdankt, die freilich erst unter dessen großem Sohne zu Ende geführt werden konnte.

Selbstverständlich fehlen in einem solchen Lichtbilde auch die Schattenseiten nicht. Die große Vorliebe des Königs für das Militär hatte zur Folge, daß das militärische Element namentlich durch die Versorgung in den subalternen Posten überwucherte und infolge dessen eine größere Rücksichtslosigkeit und Rauheit eintrat, als sie der Dienst an sich nötig gemacht hätte, eine aus der strengsten Pflichterfüllung hervorgehende Schroffheit, die noch heute in den neueren Provinzen und in Elsaß-Lothringen den preußischen Beamten nicht immer die Liebe der Regierten erwirbt. Auch verschmähte es der König nicht, die Tüchtigkeit des Bewerbers vorausgesetzt, unter gleichen Petenten demjenigen den Vorzug zu geben, der das Meiste für die „Rekrutenkasse" zahlte. Aber diese dunkeln Flecke werden von dem Glanze des Gesamtbildes überstrahlt. Das Beamtentum, welches Friedrich Wilhelm I. geschaffen hat, verstand es, jeden persönlichen Wunsch, jede Bequemlichkeit, jede private Neigung und Überzeugung dem in der Person des Königs sich verkörpernden Staate unterzuordnen und setzte mit erhebendem Bewußtsein und mit Begeisterung für König und Vaterland seine besten Kräfte ein. Aus dieser Pflanzschule erprobter Männer nahm auch König Friedrich seine Paladine und seine Minister, und es ist das schönste Zeugnis für den Vater, daß auch sein Sohn, den Mit- und Nachwelt als den Großen und Einzigen bewundert, mit denselben Gehilfen auf den vorgezeichneten Bahnen des Vaters weiterschritt.

Wir haben bereits unser Bedauern ausgesprochen, daß der Tod den Verfasser ereilte, ehe er sein Werk bis in die Gegenwart fortsetzen konnte. Freilich würde seine Forschung gerade an der nächsten Gegenwart ihre Grenze gefunden haben. Denn es kann sich nicht darum handeln, bloß eine Darstellung der Ämterorganisation zu geben, sondern auch im ganzen wie im einzelnen die Thätigkeit und den Charakter des gesamten Beamtentums zu schildern. Hier bildet aber die Einführung des konstitutionellen Regiments einen tiefen Einschnitt, und eine Schilderung, welche bis in diese Gegenwart reicht, würde nicht mehr der Geschichte, sondern dem Staatsrecht und der Politik angehören müssen. Vermöge der Eigenartigkeit unsers Staatsrechts sind wir Gott sei Dank davor bewahrt geblieben, daß die Beamten — wie in den parlamentarischen Ländern —, anstatt Diener des Königs und Staats zu bleiben, zu Kreaturen der wechselnden Parlamentsmehrheit geworden sind. Nichtsdestoweniger ist das Beamtentum von dem Einfluß des Parlamentarismus und des öffentlichen Lebens nicht ganz verschont geblieben — aber diese Wirkungen darzulegen, liegt heute abseits von unserm Wege. Uns genügt die Hoffnung, daß auch die heutigen Hohenzollern noch in den Fußtapfen ihrer großen Ahnen wandeln, und diese Hoffnung birgt eine kostbare Garantie für das preußische Beamtentum der Gegenwart und der Zukunft in sich.

Digitized by Google

Metternich redivivus. Lange, vielleicht zu lange hat die Fortschrittspresse gegen den Reichskanzler Schonung walten lassen, aber endlich ist ihr die Geduld gerissen. Das Maß seiner Sünden war schon voll und übervoll, nun hat die blutige Beleidigung der jüdischen Nation dem Faß den Boden ausgeschlagen, und jetzt keine Nachsicht, keine Gnade mehr! Und da wagt noch jemand der Partei das nationale Gefühl abzusprechen! Wer „einem Lasker" das anthun konnte, dem muß der Standpunkt klar gemacht, der muß urbi et orbi in seiner ganzen Abscheulichkeit gezeigt werden. Das erstere Geschäft hat — soweit unsre Kenntnis der wahren Organe der wahren öffentlichen Meinung reicht — am entschlossensten das „Berliner Tageblatt," das andre die Wiener „Neue freie Presse" übernommen. Wer ist denn dieser Kanzler? fragt Herr Mosse. Der Vertrauensmann einer einzigen Person! Und wenn diese eine Person wenigstens noch Journalist oder Advokat oder Inhaber eines schwunghaften Konfektionsgeschäfts wäre; aber nein, sie ist nichts als Kaiser. Wie der Mann nur wagen darf, sich auf gleiche Linie mit einem Abgeordneten zu stellen, hinter welchem soundsoviel Wähler, oder mit andern Worten „das Volk" steht, das Volk mit Gänsefüßen (oft auch mit Gänsehirn)! In übelangebrachter Bescheidenheit unterläßt das gute „Tageblatt" noch ein andres Moment in die Wagschale zu werfen und die so naheliegende Konsequenz zu ziehen. Dort ein ganz gewöhnlicher christlicher Germane, hier ein Angehöriger des auserwählten Volkes, welcher sich der hilflosen deutschen Nation aus purer Barmherzigkeit annahm. Und wenn schon ein Abgeordneter so hoch über dem Kanzler steht, um wieviel höher erst der Erwählte von 72 000 Abonnenten und zahllosen Inserenten, Herr Rudolf (!) Mosse. Wenn irgendjemand, so hat er vollgiltigen Anspruch auf die Würde eines Mahdi. Nun, einmal wird doch die Menschheit zur Erkenntnis der großen Wahrheit gelangen, welche soeben wieder Plonplon verkündigt hat, daß dem Volk allein das Recht gehört, seine Regierung zu konstituiren und denjenigen zu wählen, den es für fähig hält, es anzuführen. Dann wird Napoleon der Dicke jenseits und Rudolf der Große diesseits der Vogesen herrschen und Freiheit, Recht, Tugend und Handel zur Blüte bringen.

Etwas Geduld müssen wir freilich noch haben, denn Herr von Bismarck gebraucht seine usurpirte Gewalt in der rücksichtslosesten Weise, um ganz Osteuropa zu knechten. Er ist Metternich redivivus. Die „Neue freie Presse" hat die Anklage gegen ihn erhoben und ihn überwiesen, er kann nicht mehr leugnen. Die Zeit der dreißiger Jahre bricht wieder an, sagt das Wiener Weltblatt; und die Ähnlichkeit ist in Wahrheit frappant. Links auf der Landkarte ist alles hell und heiter, rechts aber Nacht und Grauen. „In Frankreich sind die Traditionen von 1789 mächtig geblieben, die republikanische Staatseinrichtung ist zum drittenmal wiedergekehrt, und sie erhält sich und wird sich erhalten." Aber nicht etwa, weil die Prätendenten einander ebenbürtige Ritter von der traurigen Gestalt sind, ihre werte Person keiner Gefahr aussetzen wollen, und weil das Volk (ohne Anführungszeichen), welchem die Geschichte eines Jahrhunderts den Boden unter den Füßen weggezogen hat, in der Republik das geringere Übel erblickt, sondern weil — ei, weil die Republik die Republik ist; was bedarf es da noch weiterer Gründe? Daher walten in Frankreich eine Harmonie, eine Zufriedenheit, ein Gefühl der Sicherheit, von denen die Kammerverhandlungen, die Zeitungen, die wirtschaftliche Krisis, das Geschrei gegen die Fremden u. s. w. beredtes Zeugnis ablegen. England ist zwar leider noch keine Republik, aber doch ein freier Staat, welcher sich den Luxus des Feiertums, der ägyptischen Expedition, der Sanktionirung des Sklavenhandels erlauben darf. Wer auch so glücklich wäre! Doch im Osten gebietet der neue

Digitized by Google

Metternich, welcher sich in erster Linie vom „Haß gegen den Liberalismus“ leiten läßt, gegen „die Partei, welche Deutschland einig gemacht hat.“ Daran, daß sie dies gethan hat, wird doch niemand zu zweifeln wagen? Sie hat allerdings das Heer, welches Österreich und Frankreich überwand, nicht so haben wollen, sie hat sich aufs äußerste angestrengt, um den Leiter der preußischen Politik zu stürzen. Allein, hätte man sie nur gewähren lassen, so würde sie Benedek und Mac Mahon in Grund und Boden geredet und durch Männergesang die deutschen Partikularisten bekehrt haben. Diese Triumphe wollte Bismarck dem verhaßten Liberalismus nicht gönnen, das ist das ganze Geheimnis. Und nun will er „keine Majoritätsregierung“ — es ist himmelschreiend, nicht einmal dieses unschuldige Vergnügen, das doch überall goldne, begehrenswerte Früchte trägt, will er die Lage der Enterbten verbessern, obgleich gewisse Erben jene Lage ganz erträglich finden, zeigt er der Presse, „den Äußerungen des Volkes (mit Gänsefüßen) in Wort und Schrift Geringschätzung“; daß dieser Verächter aller Freiheit uns sogar verhindert, uns mit amerikanischen Trichinen zu mästen, hat die „Neue freie Presse“ nicht einmal erwähnt. Übrigens ist es nicht ausschließlich das Mitgefühl mit der deutschen Nation, was die Zeitung zur Aufzählung aller dieser Schändlichkeiten bestimmt: was Bismarck thut, macht Taaffe nach, sogar „die Bismarcksche Sozialreform.“ Es muß also wohl Verleumdung sein, daß die Linke im österreichischen Parlament selbst eine Sozialreform beantragt habe, welche das Bismarcksche Vorbild nicht verleugnen könne.

Kurzum, für die Reaktion in Österreich ist Bismarck verantwortlich. Er hat die dortigen Liberalen bewogen, kurzsichtig und übermütig das Heft aus den Händen zu geben u. s. w. Und da es unter dem Ausnahmezustande „nicht gestattet ist, von Österreichs Wandlungen unumwunden zu sprechen,“ so spricht man lieber von Preußen. Und hierin, das wird jeder zugeben müssen, liegt wirklich eine Reminiszenz an Zeiten der Reaktion, namentlich an jene nach 1848, denn auch damals griff man die Zustände andrer Länder an, um die eignen indirekt zu kritisiren, machten österreichische Blätter tapfer dem Herrn von Manteuffel Opposition und preußische dem Herrn von Bach. Darüber erhitzten sie sich mitunter so sehr, wie Soldaten bei einem Manöver oder Statisten bei einem Gefecht auf dem Theater, sodaß sie nur mit Mühe auseinanderzubringen waren.

Alles würde indessen dem Reichskanzler verziehen werden können, nur nicht, daß der Haß gegen den Liberalismus „sich selbst an einem Grabe so rücksichtslos geäußert“ hat, und noch dazu am Grabe „eines Lasker“! Es ist richtig, daß am Grabe ebendesselben Lasker der Haß gegen den Reichskanzler, der Größenwahn, die Eitelkeit der Rasse sich rücksichtslos geäußert haben; es ist wahr, daß Herr Sargent auch bei dieser Inszenirung seinen bewährten Mangel an Takt bewiesen hat; und es ist nicht wahr, daß der Kanzler sich „als den einzigen Mann hingestellt habe, der kompetent, ja einzig und allein unfehlbar ist zur Beurteilung eines Mannes wie Lasker.“ Aber so genau darf man es in der Begeisterung nicht nehmen. Hat er doch behauptet, die deutschen Verhältnisse besser zu kennen, als eine Anzahl von Mitgliedern des Kongresses zu Washington. Welche Vermessenheit gegenüber „Gewählten,“ die bekanntlich kraft ihrer Wahl alles kennen und alles wissen! Es ist wahrhaftig Zeit, daß Mosse Kanzler und Bamberger Vizekanzler wird.

Mittlerweile könnte die Gefahr eines Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland vielleicht noch abgewendet werden, wenn die „liberale Vereinigung“ einen feierlichen Salamander auf den Antragsteller im amerikanischen Repräsen-

Digitized by Google

tantenhause riebe und an Herrn Freelinghuysen zur Bestellung telegraphirte. Der würde ohne Zweifel den Botendienst versagen, und damit wäre die Beleidigung kompensirt.

Literatur.

Verstaatlichung des Versicherungswesens. Stenographischer Bericht über die Verhandlungen des 21. Kongresses deutscher Volkswirte zu Königsberg i. Pr., am 21. September 1883. Berlin, Mittler & Sohn, 1883.

Wenn sonst auf Kongressen Gegenstände zur Beratung gestellt werden, so scheint der Zweck der zu sein, daß sich aus der Darlegung und Verteidigung der entgegenstehenden Ansichten die Meinungen klären und zu einem möglichst objektiven Urteil gelangen. Dieser Zweck ist dem Kongresse deutscher Volkswirte fremd, in ihm ist nur eine Richtung vertreten, nämlich die manchesterliche, und seine Versammlungen haben nicht sowohl den Zweck, zu beraten, als durch Deklamationen und agitatorische Reden die alleinseligmachenden Theorien des Manchestertums zu verbreiten und den Kanzler bei allen wohlgesinnten Philistern als den großen Umstürzler zu denunziren. Nach den phrasenreichen Reden des Herrn Barth und des — unbeteiligten (?) — Leiters einer Lebensversicherungsgesellschaft, Amelung, konnte der zweite Koreferent von Schirmeister bemerken, „daß die Frage für den Kongreß bereits liquid" sei. Es mag dies genügen, um den Kongreß zu charakterisiren, im übrigen ist ein Einfluß der Kritik der reinen Vernunft, ungeachtet der historischen Umgebung, auf die Verhandlungen nicht ersichtlich geworden. Die Deklamationen werden Deklamationen bleiben, geradeso wie die Verstaatlichung der Eisenbahnen in Preußen sich bereits zu einer segensreichen That entwickelt hat, obwohl Fortschritt und Sezession vergebens ihre Warnerrufe durch das Land erschallen ließen.

Hermaea. Studien zu G. E. Lessings theologischen und philosophischen Schriften. Von Dr. E. A. Bergmann, Pfarrer. Leipzig, Julius Dreschcr, 1883.

Diese Schrift zerfällt in drei Teile. Im ersten wird Lessings Verhältnis zum Herrnhutertum und zu Zinzendorf erörtert, wobei der Verfasser dahin gelangt, Lessings „Gedanken über die Herrnhuter" in das Jahr 1750 zu setzen; im zweiten wird ein interessanter Vergleich zwischen Lessings und Tertullians Christentum angestellt, im dritten endlich Lessings Trinitätslehre entwickelt. In der Annahme von Parallelen und direkten Einwirkungen ist der Verfasser etwas kühn, sodaß man ihm da nicht immer folgen kann. Aber wohlthuend berührt die liebevolle Art, wie er, obgleich er augenscheinlich auf sehr positivem christlichen Boden steht, sich in den Lessingschen Geist versenkt und ihm in unbefangener Weise gerecht zu werden sucht.

Über den Gegensinn der Urworte. Von Karl Abel, Dr. phil. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1884.

Lucus a non lucendo galt bisher als Musterbeispiel abgeschmackten Etymologisirens, erscheint aber nun durch die vorliegende interessante Schrift in etwas anderm Lichte. Der Verfasser sieht in der Erscheinung, daß bisweilen gleich oder

Digitized by Google

ähnlich lautende Wortstämme derselben oder verwandter Sprachen einen geradezu entgegengesetzten Sinn haben, nicht die Thatsache zufälliger Homonymie, sondern die Reste eines allgemeinen Vorkommnisses aus der Zeit der allerältesten Sprachbildung, wo die Begriffe nur durch Vergleichung entstehen, nur im Gegensatz zu ihrem Gegensatz errungen werden konnten. Hell kann nur im Gegensatz zu dunkel überhaupt gedacht werden. Wenn es keine Unterschiede in der Lichtstärke gäbe, so wären hell und dunkel unbekannte Vorstellungen und Vokabeln. Bei dieser Relativität der Begriffe enthielt das Wort für hell zugleich eine Erinnerung an dunkel, oder vielmehr es bezeichnete ursprünglich nur das Verhältnis zwischen beiden, den Unterschied beider, also etwa: anders lichtstark. Erst später entstanden durch Differenzirung die getrennten Wörter für die getrennten Begriffe, aber Spuren des ursprünglichen Gegensinnes haben sich in allen Sprachen bis auf die neueste Zeit erhalten.

Diese Beobachtung ist nichts durchaus neues, aber sie wird hier zuerst systematisch dargelegt und für die Etymologie ausgebeutet. Sie ist auch an sich ganz einleuchtend, aber freilich weder in der Ausdehnung als erwiesen anzusehen, die ihr der Verfasser giebt, indem er allen Urworten einen Gegensinn als notwendig vindizirt, noch in der praktischen Anwendung einwurfsfrei, die das angehängte Verzeichnis von Beispielen des Gegensinns bietet. Der Verfasser hat dabei der Bedeutungsentwicklung nicht genügend Rechnung getragen. Es giebt, historisch nachweisbar, genug Wörter, deren Sinn im Laufe der Zeit in ihr Gegenteil umgeschlagen ist, oder die neben ihrer ursprünglichen Bedeutung einen andre, fast entgegengesetzte entwickelt haben. Auch mit diesen erst spät abgeleiteten Bedeutungen operirt der Verfasser mehrfach. Es hat also im einzelnen noch eine sorgfältige Nachprüfung einzutreten.

Die Flucht des Hirsches. Ein Gedicht von Christian Winther. Nach dem Dänischen von Wilhelm Honoré. Leipzig, Kommissionsverlag von Karl Fr. Fleischer, 1883.

Diese „Flucht des Hirsches" ist ein Ritt ins alte romantische Land, voll märchenhafter Wunder, die man aber gern mit in den Kauf nimmt, da sie glücklich erfunden und in überaus anmutigen und farbenreichen Gemälden uns vorgeführt werden. Christian Winther (gest. 1876) ist entschieden ein hervorragender Lyriker und als solcher von seinen Landsleuten auch voll anerkannt, in Deutschland aber, obgleich von seinem bedeutendsten Gedicht, dem vorliegenden, gleich nach seinem Erscheinen (1856) eine Übersetzung (von Ryno Quehl) herauskam, wenig gewürdigt, was vielleicht an jener uns nicht bekannt gewordenen Übersetzung gelegen hat. Leider ist auch die gegenwärtige nicht geeignet, den Zauber des Originals wiederzuspiegeln, da ihre Sprache steif und hölzern ist. Namentlich in der Wortstellung thut sich der Übersetzer zu viel Zwang an; obwohl das Versmaß das denkbar bequemste ist, kommt er aus den ungelenken Inversionen garnicht heraus. Auch Sprachfehler begegnen, wie:

Und ihnen wie zwei Kinder
Der Tag verging in Scherz,

Gegen den Schluß wird die Behandlung etwas lebendiger und freier. Der Übersetzer hätte daher gut gethan, wenn er, nach erlangter größerer Fertigkeit wieder rückwärts schreitend an den vordern Partien die Feile erneut angelegt hätte.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Kreuzzeitung.

So könnte man den ersten Teil der Schrift des bekannten Geheimen Regierungsrates Wagener nennen, die unter dem Titel: „Erlebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt“ (Berlin, Pohl) zu erscheinen begonnen hat. Der Verfasser hat als langjähriger Redakteur der Kreuzzeitung die Partei derselben gründlich kennen gelernt, und seine Mitteilungen über dieselbe beanspruchen ein umso größeres Interesse, als sie auch die Stellung Bismarcks zu der Partei und ihrem Preßorgane beleuchten. Auch sonst enthält die Schrift, soweit sie vorliegt, manches Wertvolle, namentlich kurzgefaßte, aber meist treffende Charakterbilder von konservativen und liberalen Persönlichkeiten der Jahre kurz vor und nach 1848, z. B. Hansemann, dem ältern Camphausen und dem Grafen Schwerin. Aber der rote Faden, der durch das Ganze geht, ist doch ein Rückblick auf die Entstehung und das Leben des genannten Blattes. Dasselbe wurde im April 1848 von der royalistischen Partei (eine konservative im heutigen Sinne gab es damals noch nicht) gegründet. Hauptbeteiligter war der General von Gerlach, andre Begründer waren Graf Voß, der Herr von Bethmann-Hollweg, der Baron von Senfft-Pilsach und der spätere preußische Gesandte in Paris, Graf von der Goltz. Aus dem wörtlich abgedruckten Programm ergiebt sich, daß man schon in dieser Zeit die sozialen Fragen als gleich wichtig wie die politischen ansah und weit davon entfernt war, seine Aufgabe in einer mechanischen Reaktion zu erblicken. „Wir wollen, so heißt es dort, kein prinziploses Repristiniren eines frühern Zustandes. . . . Wir wollen aber auch nicht, daß die Revolution, die als Thatsache nicht ungeschehen zu machen ist, sich als Prinzip unsers öffentlichen Lebens festsetze, und daß dem deutschen Volke im Namen der Freiheit und des Fort-

Digitized by Google

schrittes fremde Institutionen aufgedrungen werden. . . . Diesen Tendenzen und dem zerstörenden Nivellirungstriebe der Zeit gegenüber werden wir die wahren und geschichtlichen Grundlagen unsers Staats- und Rechtslebens geltend machen. Wir werden das Recht von oben gegen die willkürliche Rechtsbildung von unten nach einem nirgend dargethanen, bloß vorgeschützten Rechtswillen, die Obrigkeit von Gottes Gnaden gegen selbstzusetzende und selbstzuentsetzende Machthaber vertreten, die geltende Rechtsordnung und die dadurch geschützten Interessen gegen offene und versteckte Gewalt, gegen das Andrängen eines alle Ungleichheit nicht aufhebenden, sondern umkehrenden Radikalismus verteidigen. Zugleich werden wir aber in der neuen Ordnung der Dinge, die wir mit ihren Verheißungen ernst beim Worte nehmen, diejenigen Elemente aufweisen, welche wahre Realität und Inhalt haben, die lebensfähigen Triebe unter organischer Anknüpfung an das geschichtlich Gegebene [die ständische Verfassung] zu positiven Bildungen und wirklichen Lebensmächten zu entwickeln und so zu zeigen suchen, wo wahre Freiheit und wahrer Fortschritt liegt."

Verschiedne Konservative hegten Zweifel an der Zeitgemäßheit und dem Gelingen des Unternehmens; als aber Mitte Juni die ersten Probenummern ausgegeben wurden, war der Erfolg sofort gesichert, und man konnte mit einem Stamme von 3000 Abonnenten beginnen. Die ersten stehenden Mitarbeiter waren die Herren Hermes, Langbein, Hesekiel, Gödsche, Adami und in gewissem Sinne auch der Präsident von Gerlach. Gelegentlich lieferten Professor Stahl, Dr. Permce und der Herr von Bismarck-Schönhausen Beiträge. Letzterer war periodisch sehr fleißig. „Während der parlamentarischen Verhandlungen erschien kaum eine Nummer der Kreuzzeitung, welche nicht einen längern oder kürzern Artikel des Herrn von Bismarck gebracht hätte." Auch der Vorsteher der Berliner Sternwarte, Geheimrat Enke, gehörte zu den Freunden des Blattes und fand nur zu tadeln, daß die Redaktion noch zu höflich sei und die Menschen für zu klug halte. „Halten Sie die Masse der Menschen, sagte er, für so dumm, als es Ihnen irgend möglich ist, und Sie werden selbige immer noch überschätzen."

Inzwischen ging die revolutionäre Zersetzung ihren Lauf und drang sogar in die obern Kreise ein. Von gewisser Seite wurde, wie Wagener behauptet, sehr ernsthaft auf eine Thronentsagung des Königs hingearbeitet, indem man Leute in die Provinzen schickte, welche Petitionen in diesem Sinne zustande zu bringen beauftragt waren. Dabei schossen allerlei Vereine und Verbindungen wie Pilze aus der Erde, darunter auch der Treubund, mit dessen Bestehen und Tendenz man die Partei der Kreuzzeitung bisher zusammenzubringen gewohnt war, wogegen unsre Schrift erklärt, dieselbe habe sich zu ihm mehr beobachtend verhalten und ihn „als einen kleinen Absenker des Freimaurerordens von Haus aus mit entschiednem Mißtrauen behandelt." Dagegen unterstützte die Partei die Bewegung der „zünftlerischen" Handwerker, welche damals vorzüglich in

Digitized by Google

Frankfurt a. M. viel Energie und Sachkunde entwickelte und in dem Schuhmachermeister Panse einen sehr begabten Führer gefunden hatte, von Anbeginn mit größtem Eifer. „Wer sich die Mühe geben will, die Verhandlungen der Handwerkerversammlungen aus jener Zeit nachzulesen, der wird sich überzeugen, daß in der heutigen Handwerkerbewegung kaum etwas neues zu Tage gefördert wird, sondern die Postulate und Motive von damals einfach wiederholt werden. Leicht begreiflicher Weise hielten indes diese Bestrebungen in den maßgebenden Kreisen der Bourgeoisie nur solange vor, als man sich noch vor den Bassermannschen Gestalten fürchtete, dann schlugen sie alsbald auch bei uns in die Etablirung der Geldherrschaft und des Regimes der Bourgeoisie um." Daß das Verhältnis der Kreuzzeitungspartei zu den rasch aufeinanderfolgenden liberalen Ministerien — „Minister wurde (unter David Hansemann), wer eine größere oder kleinere Herde Stimmvieh hinter sich hatte" — nicht gerade ein freundschaftliches war, wird man begreiflich finden; „doch wurden wir, sagt Wagener, durch dieselben auch nicht gerade übermäßig genirt, da sie anfangs uns und unsre Bestrebungen unterschätzten und bereits abgenutzt waren, wenn sie erst anzufangen glaubten. Außerdem war die Staatskunst der meisten über die Arithmetik nicht hinaus. Man zählte die Häupter seiner Lieben, und darnach wurde gewirtschaftet: ein Spielen großer Kinder mit der konstitutionellen Theorie."

Von Interesse für die Beurteilung der Kreuzzeitung und der Partei derselben in der Zeit, wo Wagener erstere leitete, sind die mitgeteilten brieflichen Äußerungen des Präsidenten von Gerlach, mit denen der Verfasser unsrer Memoiren Wort für Wort übereinstimmt. Man hat oft behauptet, jene Partei und ihr Organ habe dem Absolutismus Vorschub geleistet und die Rückkehr Preußens zu diesem Regierungssystem angestrebt, und ebenso sollen dieselben den Zaren Nikolaus als ihr Ideal und ihren Schutzpatron angesehen haben. Das ist eine grundlose, wenigstens eine zu weitgehende Meinung. Gerlach sagt zwar in dem einen Schreiben: „Die Masse der konservativen Partei besteht aus Regierungsmännern, Absolutisten, wenn Sie wollen, welche die Regierung durchaus unterstützen und kräftigen wollen... Diese Masse schließt viele höchst ehrenwerte Glieder ein, die nicht über den Wunsch hinauskommen, den König und die Regierung zu stärken, und die das Geheimnis der Bosheit, welches im Absolutismus und Bonapartismus enthalten ist, nicht verstehen. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß wir den Kampf gegen Absolutismus, Bonapartismus, Büreaukratie und gegen Manteuffel-Ouehl-Franz je aufgeben dürfen. Das sei ferne! Wir müssen ihn aber in dem Bewußtsein führen, daß wir die Masse unsrer Partei dabei nicht für uns haben, sondern auf diese selbst einwirken, sie belehren und leiten müssen. Auf dem gemeinsamen Hintergrunde, König und Regierung zu stärken, der seine Wahrheit hat, wird der viel zartere Kampf gegen den Absolutismus sich erst recht verständlich und je feiner, desto

Digitized by Google

eindringlicher gestalten." Und in dem andern Schreiben heißt es: „Das Gegenteil der silbenstecherischen Auslegung [der Verfassung?] ist nicht das Resultat, daß jeder in der Auslegung soviel Recht hat als sein Gegner, auch nicht das Auflösen der Frage in große Interessen u. dergl. Sondern das Gegenteil der silbenstecherischen Auslegung [auf liberaler Seite] ist rechte staatsrechtliche Auslegung, auf welche wir uns allerdings einlassen müssen, was auch die Kosaken dazu sagen mögen. Wir dürfen nie am Recht — i. e. am konkreten Willen Gottes — verzweifeln, weder daran, ihn zu erkennen, noch daran, ihn geltend zu machen. Seien Sie nicht allzu russisch, vermeiden Sie auch den Schein davon. Wir müssen freie Männer bleiben auf unserm ewigen Fundamente. Mit dem Absolutismus des Zaren können wir nicht sympathisiren. Wir haben noch ganz andre Gegner und Leser als das vulgus der liberalen Zeitungen." Nicht ohne eine gewisse Berechtigung rühmt Wagener daraufhin die Leiter der Partei als Männer, welche die Rückkehr zu dem früheren, unhaltbar gewordnen patriarchalischen Absolutismus verhindert und die rechten Wege angegeben haben, um die Machtfülle der Krone Preußen auch unter den veränderten Verhältnissen und nach dem Wechsel der Szenerie nicht bloß aufrecht zu erhalten, sondern sogar zu steigern" — ein Verdienst, welches vor allem Bismarck zukommt, wie man in der neuen Schrift von Moritz Busch „Unser Reichskanzler" ausführlich und nahezu erschöpfend nachgewiesen findet. „Daß wir, fügt Wagener hinzu, im Anbeginn hier und dort eine etwas extreme Haltung einnahmen, beruhte auf der Lehre vom Hebel. Um das gegenüberstehende Extrem zu heben, mußten wir uns anfangs auf das äußerste Ende setzen, doch war es niemals unsre Absicht, dort zu verbleiben." Die Opposition der Kreuzzeitung bei der Frage des Schulaufsichtsgesetzes und später gehört nicht hierher, da Wagener in dieser Zeit sich längst von der Leitung des Blattes zurückgezogen hatte.

Bald nach dem Austritt des Herrn von Manteuffel und der Verlegung der Landtagssitzungen nach Brandenburg wurde Wagener aufgefordert, die Kreuzzeitung hinfort in der Richtung zu leiten, daß der Konstitutionalismus wieder beseitigt und die Rückkehr zum früheren patriarchalischen Regimente angebahnt würde. Führer der Partei, von welcher dies ausging, war ein früherer sehr namhafter preußischer Minister. Wagener aber wies dieses Verlangen „auf der Stelle" zurück, indem er „entscheidenden Wert darauf legte, das Vertrauen in das Wort des Königs nicht zu erschüttern," und indem er sich überzeugt hatte, „daß die wurmstichige preußische Bürcaukratie kein zuverlässiges Piedestal für die preußische Königskrone mehr bilde, und daß die innere Heilkraft des königlichen Preußen das beste zur Genesung thun werde." Je unbequemer die Kreuzzeitung ihren demokratischen Gegnern wurde, desto mehr bestrebten diese sich, sie zu verdächtigen und lahmzulegen: „Zahlreiche Denunziationen und Untersuchungen, deren Zahl einmal gleichzeitig dreißig betrug, Travestien und Nachäffungen, die aus Frankfurt a. M. importirt wurden, falsche Extra-

Digitized by Google

blätter und dergleichen, welche die Glaubwürdigkeit schwächen sollten, und die schmutzigsten persönlichen Verdächtigungen und Verleumdungen." [Ging und geht andern Leuten, besonders von sezessionistischer und fortschrittlicher Seite, ebenso.]

Über seine und seiner Partei Stellung zur deutschen Frage berichtet der Verfasser: „Man hat später der Kreuzzeitung oft den Vorwurf gemacht, daß sie der deutschen Einheitsbewegung nicht gerecht geworden sei, doch war es bei der damaligen Konfiguration der Parteien in Preußen und bei dem Verlaufe der parlamentarischen Verhandlungen in Frankfurt für nüchterne, auf dem Boden der Wirklichkeit stehende Männer in der That unmöglich, eine mit demokratischem Öle durchtränkte papierne Kaiserkrone ernsthaft zu nehmen und der Illusion Vorschub zu leisten, als ob man Österreich aus Deutschland hinausreden und die deutschen Fürsten mit einer Stimme Majorität mediatisiren könne. Außerdem war die nationale Bewegung und die schwarz-rot-goldne Kokarde durch die vorangegangnen Exzesse gerade bei denjenigen Elementen des preußischen Volkes, auf welche wir uns stützen mußten, so mißliebig und verdächtig geworden, daß das Anlegen jener Kokarde als Parteidemonstration galt." Später fügt der Verfasser dem hinzu: „Die Kreuzzeitung und deren Partei ist niemals [er meint, immer] weder österreichisch noch russisch, sondern preußisch und deutsch gewesen, doch hat selbige sich allerdings von dem damals herrschenden Schwindel frei erhalten und stets mit benannten Zahlen gerechnet. Wir waren von Anbeginn überzeugt, daß bei der tiefen Zerrissenheit Deutschlands, wo eines jeden Hand wider den andern war, Rußland den Ausschlag geben, und daß die Rückkehr zum alten Bundestage einstweilen das einzig Mögliche sein würde, falls man nicht verblendet genug war [wäre], die Uneinigkeit zu einem Bürgerkriege zu steigern und den Einfluß Rußlands in Deutschland ins Ungemessene zu vermehren. Dieser unsrer demnächst durch die Thatsachen [in Warschau und Olmütz] bestätigten Auffassung haben wir stets unverhohlen Ausdruck gegeben."

„Sehr intim" war in der ersten Zeit der Verkehr der Kreuzzeitung mit Manteuffel, von dem Wagener sagt, er sei zwar kein schöpferischer Staatsmann, doch durchaus der Mann gewesen, dessen es damals bedurft habe, um das etwas aus den Fugen gegangne Preußen wieder einzurenken. „Geschäftskundig als früherer Direktor im Ministerium des Innern, geachtet bei der Büreaukratie, von zweifelloser Treue, eisernem Fleiße und hervorragender Arbeitskraft, zu jeder Tageszeit zugänglich, sich über alles, soweit möglich, durch eigne Anschauung informirend, wußte er bald alle Fäden in seiner Hand zu vereinigen und nach allen Seiten das Gefühl zu verbreiten, daß in Preußen wieder ernsthaft regiert werde." Weiterhin aber bemerkt unsre Schrift: „Mit der allmählichen Befestigung der innern Zustände traten leicht begreiflicher Weise und, wie wir hinzufügen, leider! die früheren preußischen Regierungsmittel, die Büreaukratie und die Polizei, wieder mehr in den Vordergrund, und glauben wir [l. wir glauben] es als

Digitized by Google

den Hauptfehler des Herrn von Manteuffel bezeichnen zu müssen, daß er sich alsbald durch den Polizeipräsidenten von Hinkeldey überflügeln ließ. . . . Niemals hat die Kreuzzeitung der Polizeiwirtschaft dieses Mannes, der ebenso ehrgeizig und rücksichtslos als begabt und energisch war, das Wort geredet, vielmehr haben wir dem Herrn von Hinkeldey nicht bloß in der Presse, sondern auch persönlich den entschiedensten Widerstand geleistet, und sind diese Konflikte [l. diese Konflikte sind] . . . . der eigentliche Grund meines Rücktrittes von der Redaktion der Kreuzzeitung gewesen. Wir wollten schon damals, was ich auch heute noch will, Wiederherstellung einer organischen Gliederung des Volksleibes und eine darauf basirte, mit den Lebensbedingungen der preußischen Monarchie in Harmonie zu setzende Selbstregierung."

Der Schrift sind einige Briefe Bismarcks an Wagener eingefügt, die aus den Jahren 1850 und 1851 stammen und eine wertvolle Ergänzung dessen bilden, was Busch im dritten Kapitel des ersten und im sechsten Kapitel des zweiten Bandes seines Buches „Unser Reichskanzler" mitgeteilt hat.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Fischerei.

Rationeller Betrieb der Landwirtschaft ist ein Schlagwort unsrer Tage. Nicht ohne Grund hören wir es tausendfach wiederholen. Immer nutzbringender gestaltet sich die Ausbeutung des Landes. Kraftersparnis verbindet sich in erfreulichster Weise mit Steigerung des Ertrages. Schon zwingen wir in tausend Maschinen das Sonnenlicht vergangner Jahrtausende, thätig mit uns zu sein, um die Zeugungskraft der Erde in den Strom des Lebendigen zu lenken, der „Mensch" genannt ist und bestimmt zu sein scheint, alle die zahllosen andern in seinem Laufe zu vereinen.

So werden wir des Landes Herren. Aber vor uns liegt sie, die Urmutter alles Lebens, die unerschöpfliche Gebärerin, die weite See! Hier kann kein Pflug seine knechtenden Furchen ziehen, und doch auch die Myriaden von Wesen, die Bewohner ihrer Triften, schon fühlen sie des Gewaltigen Macht. Denn, wie der alte Tragiker sagt:

Auch die wimmelnde Brut der See
Fängt er listig umstellend ein
Mit netzgeflochtenen Garnen.

Die ἅλς ἀτρύγετος Homers zu einem fruchtbaren Weideplatze ihm gehöriger

Digitized by Google

Geschöpfe zu machen, das ist die Aufgabe, die er sich gestellt hat und die er mit der Zeit durch emsige Bemühung auch zu lösen imstande sein wird.

Freilich, daß wir jemals, auch bei der vorläufig denkbar besten Bewirtschaftung und Ausnutzung der Gewässer soweit gelangen sollten wie bei einer vollendeten Kultur unsers mütterlichen Landes, das liegt, wenn es überhaupt möglich ist, in grauester Zukunft. Alle die überschwänglichen Lobgesänge auf die unsagbare Fruchtbarkeit des Meeres und — worauf es uns zunächst ankommt — auf ihre Nutzbarkeit für den Menschen sind eher geeignet, eine augenblickliche Begeisterung für die Hebung der verborgnen Schätze der See wie Strohfeuer aufflackern und wieder zusammensinken zu lassen, als zu einer Thätigkeit anzuspornen. Da soll nach der unglaublich übertriebenen Angabe einer Kommission des englischen Parlaments ein Acre See in der Woche 300 Zentner Fischfleisch liefern können, was derselbe Raum gut bebauten Landes erst in einem Jahre an Rindfleisch zu liefern imstande ist. Das Land ist unsre Mutter, ist unser bestes Ackerfeld und wird es auch wohl bleiben. Was die Triften der See anlangt, so ist das höchste, was wir anstreben können, eine möglichst vollendete „Viehzucht"; Viehzucht ist aber von dem Ideal der Nutzbarmachung der Naturerzeugnisse für den Menschen sehr weit entfernt. Jede Existenz, die sich einschiebt zwischen die erste Erzeugung organischen Lebens und den Menschen, macht Ansprüche für sich selbst. Im Interesse der Vermenschlichung der Substanz aber, wenn ich so sagen darf, liegt es offenbar, diese Zwischenexistenzen aus dem Kreislaufe des Lebens thunlichst auszuschalten. Reinster Vegetarianismus ist das letzte Endziel aller Volkswirtschaft, sofern sie mit Nahrungsfragen sich beschäftigt; ja in letzter Instanz, wenn wir vielleicht ungezählte Jahrtausende der Zukunft im Gedanken zu überfliegen uns nicht scheuen, sogar die Ausschaltung auch des pflanzlichen Lebens aus dem Stoffumlaufe der Natur. Daß wir diesem Ideale aber auf dem mütterlichen festen Lande viel eher nachstreben können als auf den Triften des Ozeans, liegt klar zu Tage.

So sollten schon Erwägungen dieser Art genügen, um uns vor allzu überschwänglichen Hoffnungen und Behauptungen zu wahren. Und vornehmlich der letztern bedürfen wir nicht einmal. Denn was der Boden der See der intensiven Ausnutzung durch den Menschen vorenthält, das giebt er reichlich wieder oder wird es doch geben durch die ungeheure Ausdehnung seiner Fläche. Hensen berechnet den Ertrag der Ostsee auf ein Fünftel des fruchtbarsten Landes, und dabei sind es sieben Millionen Quadratmeilen Weidetriften des Meeres und, wenn an Ausdehnung dagegen auch verschwindend gering, so doch durch gleichmäßigere Fruchtbarkeit und die Möglichkeit vollständiger Ausnutzung wichtig, weit ausgedehnte Flächen unsrer Ströme, Flüsse, Seen, Teiche und Tümpel, in welche wir unsre Zuchtfische als Fouragiere der menschlichen Gesellschaft senden können, und es ist ein erhebender Gedanke, wenn wir uns vorstellen, daß sie beladen mit den lebenspendenden Schätzen unzugänglicher Tiefen in unsre Hände zurückkehren.

Digitized by Google

Erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit hat man wieder angefangen, auch in Deutschland der ungeheuern volkswirtschaftlichen Bedeutung einer rationellen Fischerei, ja der Fischerei überhaupt Beachtung zu schenken. Stetig sich mehrende Klagen über den Rückgang der Fischerträge, vornehmlich der Binnenfischerei, gaben wohl den ersten Anlaß dazu und haben dadurch einen in mancher Beziehung vielleicht zu konstatirenden Mangel in ihrer Berechtigung reichlich aufgewogen.

In frühern Zeiten, so hört man klagen, hatten die Fischer überreichlichen Gewinn. Zum Beweise wird angeführt, daß man vordem oft den Ertrag eines einzigen glücklichen Fischzuges nicht habe verwerten können. Noch vor einigen Jahrzehnten seien Lachse z. B. in so ungeheurer Menge gefangen worden, daß man sie geradezu habe vergraben müssen, und was dergleichen mehr ist. Die Klagenden bedenken aber nicht, wie ungeheuer sich gerade in der neuesten Zeit alle Verhältnisse geändert haben, und daß dies naturgemäß auch bei denen der Fall ist, die sich auf die Fischerei beziehen.

Vor noch nicht langer Zeit blieb bei der vielfach noch mangelhaften Technik in der Konservirung, bei den so äußerst unzulänglichen Verkehrs- und Transportmitteln die Konsumtion des meist frisch genossenen Fischfleisches vorwiegend auf die Bewohner der nächstumliegenden Distrikte beschränkt, und es stellte sich einem großen Angebote eine verhältnismäßig geringe Nachfrage entgegen. Wie sehr ist jetzt die Sachlage geändert! Die Fischereibevölkerung, damals von ihrem Gewerbe reichlich sich nährend, hat sich wie jede andre im Laufe der Zeit vermehrt, stellenweise ist sie auf das Doppelte gestiegen, und eine im übrigen gleichgebliebene Ausbeute muß sich auf mehrere Partizipienten verteilen. Verbesserte Postverbindungen, Dampfer und Eisenbahnen machen auch der Binnenbevölkerung den Genuß frischen Fischfleisches möglich; gehen doch die Lachse unsrer nördlichsten Gewässer bis nach Paris! So hat sich die Nachfrage wesentlich erhöht, und es ist leicht erklärlich, wenn dieser gesteigerten Nachfrage gegenüber auch ein in der That sich gleichgebliebenes Angebot als vermindert erscheint.

Die Klagen über den Rückgang der Fischerei sind auch keineswegs neu. Schon im sechzehnten Jahrhundert kann man ihnen begegnen, und 1784 sagt Bock in seiner Naturgeschichte: „Daß der Segen von Fischen allhier abnehme, bestätigen alle, welche eine fünfzigjährige Erfahrung hinter sich haben.“ Es dürfte somit die „gute alte Zeit“ bei diesen Klagen wohl auch die Hand im Spiele haben. Ferne jedoch sei es mir, deshalb die große Berechtigung derselben etwa in Abrede stellen zu wollen. Das verträge sich mit den Thatsachen schlecht.

Infolge einer unsinnigen Raubfischerei, mit welcher die Fischer zum Teil in ihr eignes Fleisch wüten, haben sich einzelne Fischgattungen in erschreckender Weise vermindert, was kaum zu verwundern ist. Mußte doch nach einer Notiz

Digitized by Google

Beneckes schon im Jahre 1551 Joachim II. die Benutzung der Fischbrut zur Schweinefütterung verbieten! Große Flundern werden an den deutschen Küsten auch nach dem Urteil völlig Unbefangner täglich seltner; Dorsche, Schnäpel und Perpel vermindern sich zusehends, und bei dem stetigen Rückgange des Störfanges muß es uns geradezu erschrecken, wenn wir hören, daß noch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert allein von Pillau (!) aus jährlich 1500 bis 6000 Achteltonnen marinirten Störs nach England gingen!

Wenn wir so schon im Fischbestande der als unerschöpflich angesehenen See einen partiellen Rückgang bestätigen müssen, so kann es uns kaum Wunder nehmen, daß wir denselben in den Gewässern des Binnenlandes noch in erhöhtem Maße antreffen, bei denen fördernde wie schädigende Einflüsse der menschlichen Thätigkeit in viel einschneidenderer Weise zur Geltung kommen können. Die in neuester Zeit in großartigem Maßstabe betriebene Regulirung ganzer Stromgebiete und die damit verbundene Verminderung der zum Laichen der Fische geeigneten geschützten, nahrungsreichen Uferstellen, wie sie besonders auch durch die Abdämmung der Altwässer entsteht, wirkten in hohem Grade nachteilig auf das Fortkommen der Fischbrut ein. Zahlreiche Wehre hemmen den Zug der zum Laichen stromaufwärts steigenden Fische, so vornehmlich des Lachses, Turbinen in großer Zahl vernichten die zu demselben Geschäfte seewärts eilenden Aale oft in ungeheurer Menge, um sie so der Nutzung des Menschen zu entziehen. Dazu kommt die verderbliche Wirkung, welche zahlreiche Fabriken aller Art hervorrufen, indem sie die giftigen Abfallprodukte ihrer Thätigkeit nur allzuhäufig in die vorüberfließenden Gewässer leiten und dadurch oft massenhaftes Sterben ihrer Bewohner verursachen. Raddampfer verscheuchen die Fische durch ihren Lärm, und die ihnen nachfolgende Flutwelle spült den zarten, in der Entwicklung begriffenen Laich aus Ufer. Baggermaschinen, die den Grund aufwühlen, zerstören den Nährboden der Gewässer — was Wunder, wenn bei all diesen zahlreichen verderblichen Einflüssen ein wirklicher Rückgang im Fischbestande nicht ausbleibt! Und doch sind diese schädlichen Einwirkungen vielleicht nicht so bedeutsam als diejenigen, welche eine irrationelle Ausbeutung der Gewässer durch den Menschen hervorgerufen haben mag.

Die Zahl der in Deutschlands Binnengewässern Fischereiberechtigten ist Legion. Dazu kommen die stellenweise übermäßig hochgeschraubten Pachtpreise bei nur kurzer Dauer der Pacht. Die Folge davon ist selbstverständlich eine Raubfischerei, die keine Rücksicht auf Nachbar und Zukunft kennt und uns zu der verwunderten Frage berechtigt, wie ein solches System, an manchen Orten Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hindurch fortgesetzt, uns überhaupt noch von einem Ertrag sprechen lassen kann. Die Verarmung geht hie und da soweit, daß, wie von Seidlitz berichtet, auf manchen Seen, namentlich auf solchen, die lange Zeit an polnische Juden verpachtet waren, die Fischerei ganz eingestellt worden ist, weil es nichts mehr zu fangen giebt.

Digitized by Google

In unsrer Zeit, welche einer rationellen Bewirtschaftung des Landes in Ackerbau und Viehzucht mit so großem Erfolge sich angenommen hat, konnte es nicht ausbleiben, daß, nachdem man einmal Ursachen und Bereich der Schädigung des Fischbestandes zu erkennen angefangen hatte, von vielen Seiten auf energische Besserung der Verhältnisse gedrungen ward. Mehr und mehr erwachte im Volke das Bewußtsein, daß es einer erheblichen Schädigung des nationalen Wohlstandes bisher ruhig zugesehen habe, und die Gegenwirkung zeigte sich in dem hohen Interesse, welches sich mit einemmale der Fischfrage zuwandte. Zahlreiche Fischereivereine wetteifern bereits miteinander — allen voran der deutsche Fischereiverein, der seinen Sitz in Berlin hat —, um Theorie und Praxis der Fischkultur zu fördern und das Interesse dafür im deutschen Volke wach zu halten. Leider, aber in unserm Lande nicht zu verwundern, ist es vornehmlich die Theorie, an welcher der Fortschritt zunächst zu spüren ist. Es ist eben wieder der bedauerliche Mangel an Unternehmungsgeist und der dadurch verursachte chronische Mangel an Geld, der die Vereine hindert, ihre segensreiche Thätigkeit in ausgedehnterem Maße zu entfalten. So klagt Seidlitz, als Schriftführer des Fischereivereins für Ost- und Westpreußen, daß die zur Bevölkerung der dortigen Gewässer jährlich nötigen 15 Millionen Brutfischchen sich mit einem Anlagekapital von 30 000 Mark und einer jährlichen Betriebssumme von 20 000 Mark beschaffen ließen, und rechnet sich des weitern müde, wie sich diese Summe aufbringen lassen würde — bei einem Unternehmen, bei welchem Tausende als Reingewinn alljährlich sich ergeben würden!

Wie wir gesehen haben, waren an dem Niedergange der Fischerei manche Übelstände schuld, denen eine private Thätigkeit nicht steuern konnte, und so sah sich denn auch der Staat veranlaßt, das Seine zu thun. Eine Revision der bestehenden Gesetze machte sich unabweisbar notwendig. Das Gesetz vom 30. Mai 1874, zu dem im Jahre 1877 und 1880 Ausführungsbestimmungen für die einzelnen Provinzen erlassen wurden und am 30. März 1880 noch ein Abänderungsgesetz hinzukam, hat sich dieser schwierigen Aufgabe unterzogen.

Die segensreichen Wirkungen vieler seiner Bestimmungen würden umso eher zu Tage treten, wenn sie nicht leider durch mancherlei Unzulänglichkeiten und Verkehrtheiten daran behindert würden. So kann man dem Verbote schädlicher Fanggeräte, namentlich dem der giftigen, ins Wasser zu streuenden Betäubungsmittel, nur seine Zustimmung geben. Die Festsetzung von Minimalmaßen für die Maschenweite der Netze ist geeignet, dem unsinnigen Fange der Fischbrut zu steuern und so den Fischreichtum zu heben; freilich dürften dieselben nicht für die ganze Monarchie gleich festgesetzt sein, sondern sich den Verhältnissen anpassen. Den Schädigungen, die Turbinen, Mühlenwehre, chemische Fabriken u. s. w. anrichten, sucht man thunlichst zu begegnen, die übeln Wirkungen der übermäßigen Verteilung der Fischereiberechtigung durch Begünstigung von Genossenschaftsbildung der Beteiligten zu mildern, und was dergleichen billigenswerte Bestimmungen mehr sind.

Digitized by Google

Auch des Schutzes der laichenden Fische hat man sich verständigerweise angenommen, aber gerade hier ist ein Punkt, der — und vielleicht mit Recht — den zahlreichsten Angriffen ausgesetzt gewesen ist und noch ist. Um den Fischbestand auf die alte Höhe zu bringen oder darüber hinaus zu heben, hat man Schonreviere, an denen garnicht gefischt werden darf, und nach Analogie der Jagdbestimmungen auch Schonzeiten festgesetzt. Wenn diese Schonreviere nicht allzugroß genommen und durch wirklich sorgfältige Untersuchung und Beobachtung richtig ausgewählt werden — was leider nicht überall der Fall ist —, so kann man sie sich schon gefallen lassen. Anders ist dies mit den allgemeinen Schonzeiten. Zur Festsetzung derselben hat man die artenreiche Klasse der Fische eingeteilt in Winter- und Sommerlaicher. Die ersteren müssen (nach Erlaß vom 30. Mai 1874) vom 15. April bis zum 14. Juni, die andern vom 15. Oktober bis zum 14. Dezember laichen, wenn sie gedeihen wollen. Dies liegt nun wohl in der Absicht der Fische, die Bestimmungen des Gesetzes aber nicht in ihrer Einsicht, und so ist es denn nicht zu verwundern, wenn vielfach Verstöße ihrerseits dagegen vorkommen. So laichen z. B. die einen, wenn die Sonne schön scheint oder es sonst ihrer Gewohnheit gemäß ist, schon vor dem 15. April, die andern schon vor dem 15. Oktober. Dann aber gehen die Fische nach wie vor zu Grunde, und die Fischer haben zwei Monate umsonst gehungert, da ja der Fischfang so lange geruht hat. Eine Einteilung der Fische in Sommer- und Winterlaicher nach Kalendertagen ist offenbar ohne Sinn und geradezu unhaltbar. Man kann nicht genug dagegen protestiren, schon aus naturhistorischen Gründen, ganz abgesehen davon, daß durch diese Einteilung eine ganze große Klasse von Menschen in ihrem Erwerbe aufs empfindlichste beeinträchtigt wird. Warum in aller Welt hob das Gesetz die Bestimmung der Fischereiverordnung von 1845 auf, wonach es den Aufsichtsbeamten überlassen blieb, in jeder Provinz je nach den Umständen die Schonzeiten festzusetzen? Warum wird nicht noch viel zweckentsprechender bestimmt, daß von den betreffenden Beamten nach sachverständigem Urteil für die einzelnen Fischarten je nach den Witterungsverhältnissen oder sonstigen Anzeichen die Schonzeit bekannt gemacht werden solle? Durch eine solche Bestimmung und eine dementsprechende einfache Marktkontrole konnte die Schonnng wirklich erreicht werden, und die Fischer erlitten, da stets nur wenige Fische in Schonnng waren, keine nennenswerte Unterbrechung in ihrem Verdienste. Jetzt hat man sich genötigt gesehen, die Fischerei wenigstens an drei Tagen der Woche auch während der Schonzeit freizugeben, eine Marktkontrole ist so gut wie unmöglich, die Fischer werden systematisch zu Kontraventionen angehalten, und die erstrebte Schonung des Fisches bleibt mindestens fraglich.

Und endlich, ganz abgesehen davon, daß gerade in den betreffenden Monaten der Frühjahrsschonzeit an vielen Orten der Fischfang am besten ist und nach einem Ausdrucke von Seidlitz der Fisch darin „komisch ist," daß er nur nützt, wenn

Digitized by Google

er gefangen wird, welchen erdenklichen Nutzen kann es gewähren, wenn wir zugleich mit den laichenden Fischen auch die nicht im Laichgeschäfte begriffenen sorgsam schonen? Im Gegenteil, bei der bekannten Vorliebe fast aller Fische für den Laich der andern zwingen wir geradezu eine Menge derselben, denen bei dem plötzlich unterbrochenen Fange ihrer Kameraden und der dadurch gesteigerten Konkurrenz ihr sonstiges Futter zu knapp wird, sich mit der willkommenen leckern Nachkommenschaft ihrer hochzeitlich gestimmten Verwandten zu mästen, ein Resultat, das denn doch kaum in der Absicht des Gesetzgebers gelegen haben dürfte.

So sind es denn gewichtige Bedenken, die man gegen diesen Punkt der neuen Fischereigesetzgebung geltend machen kann und auch schon häufig geltend gemacht hat. Die Regierung will wohl erst einige Zeit vergehen lassen, damit sich die Meinungen klären und die Stimmen sammeln können. Möge denn später wenigstens bei einer erneuten Revision des einschlagenden Gesetzes die ersehnte Remedur nicht ausbleiben!

Sehr verdient würde sich der Staat auch machen, wenn es ihm gelänge, auf internationalem Wege Maßregeln gegen eine verderbliche Raubfischerei zustande zu bringen. So wäre dies vor allem dringend wünschenswert gegenüber der unerhörten Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Holländer unsern Rheinlachs schädigen. Versuche zur Abhilfe sind schon mehrfach gemacht worden, leider bis jetzt vergeblich.

Aber ist denn wirklich die Hebung unsrer Binnenfischerei von solcher Bedeutung, daß energische Aktionen, wie die geforderten, sich lohnen würden?

Nach Metzgers statistischen Untersuchungen und Benekes Berechnungen dürfte der Ertrag der Binnenfischerei in unsern wasserreichsten Provinzen, den Provinzen Ost- und Westpreußen, etwa auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark anzuschlagen sein. In Frankreich, wo Volk und Regierung sich in höherm Grade einer wirtschaftlichen Ausbeutung der Gewässer zugewandt haben, betrug schon 1857 der Reingewinn der Binnenfischerei etwa 20 Millionen! Wie hoch mag er zur Zeit sich gesteigert haben, wie hoch könnten wir, bei größerm Wasserreichtum, den Ertrag unsrer Fischerei noch steigern, jetzt, wo die Theorie der Bewirtschaftung so weit gediehen ist! Aber Unternehmungsgeist müssen wir freilich besitzen, Unternehmungsgeist, der zugreift und nicht erwartet, daß ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen!

Wo Wasser ist, da ist auch Leben. In jedem Teiche, in jedem Tümpel wimmelt es von Organismen aller Art, tausende und abertausende von Organismen vollenden hier den Kreislauf ihres Daseins — nutzlos für den Menschen. Und doch lassen sie sich alle überleiten in den Strom der menschlichen Existenz, wenn wir es nur verstehen, das Ungenießbare in genießbare Form zu verwandeln. Das faulende Wasser stagnirender Tümpel, die uns die Luft verpesten, selbst dieses können wir uns nutzbar machen. Der Irländer Walton verwandelte schon vor Jahrhunderten in Frankreich sumpfige Strecken von Gewässern

Digitized by Google

in einträgliche Muschelfarms, die alljährlich etwa eine Viertelmillion Franken an Reingewinn ergeben sollen. Wieviel können wir durch Krebszucht, wieviel durch die Zucht zahlreicher Fischarten auch aus den schlechtesten Gewässern noch herauswirtschaften, wenn erst einmal die Wasserkultur sich aus den Anfängen, in denen sie bei uns noch steckt, emporgearbeitet haben wird.

Schmerzlich ist es, zu erkennen, wieweit wir in der Pflege unsrer Gewässer hinter andern Nationen zurückgeblieben sind, doppelt schmerzlich, wenn wir sehen, daß die Entdeckung, auf welcher in erster Linie der kolossale Aufschwung, den die rationelle Wasserkultur anderwärts genommen hat, von einem Deutschen gemacht worden ist. Ich komme auf die künstliche Befruchtung des Fischlaichs und damit auf die künstliche Fischzucht. Es war der Landwirt und Leutnant Stephan Ludwig Jacobi, der schon im Jahre 1725 zuerst die künstliche Befruchtung des Forellenlaichs vornahm, und dessen Entdeckung in erster Linie Amerikaner, Engländer und Franzosen sich zu Nutze gemacht haben. Endlich haben auch wir, dank dem Eifer der unermüdlichen, leider nur viel zu wenig materiell unterstützten Fischereivereine, angefangen, sie zu verwerten. Die in Hüningen im Elsaß gelegene, von Napoleon III. gegründete, nunmehr kaiserlich deutsche Fischbrutanstalt und zahlreiche Privatunternehmen arbeiten daran, zu der so wünschenswerten Bevölkerung unsrer Gewässer das Ihre zu thun.

Ohne Wirkung sind diese Bestrebungen auch bei uns nicht geblieben, doch ist sie noch gering. Wie weit ist dagegen in Amerika die künstliche Fischzucht gediehen! Seth Green, so berichtet Beta, ließ vor einigen Jahren hundert Millionen befruchtete Aloseneier in den einzigen Connecticutfluß säen. Der ähnlich bestellte Lorenzostrom lieferte in einem Jahre für 600000, der Hudson für eine Million Dollars dieser beliebten shads. Im Adirondackson züchtet man Lachsforellen und erntet sie bis vierzig Pfund schwer. Forellenzuchtanstalten erblühten in wahrhaft amerikanischer Fülle. Ainsworth wurde der Anreger für mehr als hundert Forellenteiche allein im Staate Newyork. Dabei hat sich ergeben, daß jedes Quellflüßchen mit nur einem Zoll Wasser für je hundert Geviertzoll Raum, daß es nur immer fließt, jährlich bis 600000 Forelleneier ausbrüten kann. Das Tausend kostet aber oft schon 100 Dollars, und so zog Ainsworth aus einem vorher verachteten Flüßchen wirklich in einem Jahre 60000 Dollars!

Ließe sich ein ähnlicher Erfolg nicht auch in Deutschland erzielen? Was ist der Grund, daß bei uns dergleichen nie gehen soll? In Irland legte man 1856 im Ballisodarefluſſe drei Lachsleitern an, Einrichtungen, welche dazu dienen, den zum Laichen stromaufwärts steigenden Lachsen über zu hohe Gefälle, die sie nicht zu überspringen vermögen, hinwegzuhelfen, während man ihn gleichzeitig mit Lachsbrut besetzte. Im Jahre 1870 wurden bereits 9750 Lachse im Werte von 300 Pfund Sterling gefangen. Die Anlage der Leitern kostete etwa 1000 Pfd. St., und heute bringt allein die Angelzucht 5- bis 6000 Pfd. St.

Digitized by Google

ein. Der kleine Fluß Moch in Irland — ich zitire Benecke — wurde, da er mit einem tiefen Falle ins Meer stürzt, den Lachsen ebenfalls durch Anlegung einer Leiter zugänglich gemacht. Fünf Jahre nach dem Aussetzen von 200 000 jungen, eben ausgeschlüpften Lachsen lieferte die Lachsfischerei in demselben schon einen Ertrag von 26 700 Pfd. St., also etwa ein Drittel soviel als der gesamte Fischertrag Ost- und Westpreußens. Sind das nicht Zahlen, welche mit Gewalt zu einer vernünftigen Bewirtschaftung unsrer Gewässer herausfordern? Sollten sie wirklich nicht imstande sein, das deutsche Kapital aus seiner Lethargie aufzurütteln und zur Erschließung einer so überaus ergiebigen Quelle des nationalen Wohlstandes zu veranlassen? Aber das Kapital ist nicht einmal notwendig, um hier einen schon erfreulichen Fortschritt zu bewerkstelligen. Wäre nur erst im Volke das Bewußtsein von der hohen Ertragsmöglichkeit der Gewässer erwacht, wäre dem Einzelnen durch den Schutz zweckmäßiger Gesetze die Nutznießung seiner Bemühung garantirt, dann würden tausende von Brutanstalten im kleinen Maßstabe in Bächen und Teichen vielleicht ebensoviel leisten wie jene größeren Betriebe. Wem nun auch jene Initiative zufallen wird, hoffen wir, daß auch in Deutschland die Zeit nicht mehr allzufern sei, wo ein Kapital von 30 000 Mark für ein so gemeinnütziges Unternehmen, wie das obenberührte, der Bevölkerung der Hasse aufzubringen nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehört.

Wir haben bisher von der Binnenfischerei gesprochen, ihren volkswirtschaftlichen Wert geprüft und ihre weittragende Bedeutung nachgewiesen. Aber was will diese sagen im Vergleich zu einer rationellen Ausbeutung der unabsehbaren Nahrungsflächen der See? Hier ist von einer Verminderung der Erzeugnisse nur in einem sehr beschränkten Maße die Rede, noch spenden die ozeanischen Tiefen unermeßliche Massen von Nahrung. Und fast alle seefahrenden Nationen haben sich diesen Reichtum in ausgedehntem Maße zu Nutze gemacht, wiederum, leider muß es gesagt sein, mit alleiniger Ausnahme unsers Volkes. Wir haben es bis jetzt vorgezogen, über ein internationales Übereinkommen zum Schutze der Gewässer u. dergl. nachzudenken, zu reden und zu schreiben, als thatkräftig für jetzt wenigstens teilzunehmen an dem, was die freigebige Natur uns bietet.

Das Kapitel der Hochseefischerei ist, vom deutschnationalen Standpunkte aus betrachtet, ein sehr trauriges. Lassen wir einmal alle theoretischen Betrachtungen beiseite, lassen wir Zahlen sprechen. Ich folge den Daten, wie sie Benecke in dem Handbuch der politischen Ökonomie von Schönberg giebt.

In Schottland waren 1878 nicht weniger als 107 126 Fahrzeuge mit der Seefischerei beschäftigt, in Norwegen dienten (1876 bis 1883) 16 067 Schiffe und Boote zur Dorschfischerei, 8165 betrieben den Heringsfang, 951 fischten nach Makrelen. In Frankreich waren 1869 bis 1877 durchschnittlich 19 700 Fahrzeuge zur Fischerei ausgerüstet und mit 92 200 Fischern besetzt, von denen sich 68 000 mit Küstenfischerei, 11 000 allein mit der Kabliaufischerei bei Neufundland beschäftigten. In den Niederlanden zählte man in den letzten Jahren

Digitized by Google

etwa 2500 Fahrzeuge mit 10 000 Fischern, ebenso hoch belief sich etwa die Zahl der Fischer in Dänemark. In Italien gab es im Jahre 1870 1566 Seefischereifahrzeuge, und von den etwa 31 000 Fischern betrieben 22 320 nur die Küstenfischerei. Im Jahre 1878 war in Schottland in etwa 14 500 Fischerbooten und den dazu gehörigen Netzen ein Kapital von 24 242 280 Mark angelegt, und 7000 zum Heringsfang ausgerüstete Boote besaßen etwa 20 000 Kilometer Netze, die durchschnittlich jährlich 600 000 bis 1 Million Barrels Heringe (1 Barrel = 800 Stück) lieferten, abgesehen von den etwa 200 000 Barrels, die zum Konsum in frischem Zustande kamen. In derselben Zeit lieferte der Hummerfang an den schottischen Küsten einen jährlichen Ertrag von etwa 6 Millionen Mark. Der Bruttoertrag einer der wichtigsten Austernkompagnien von Whitstable betrug in den Jahren 1869 bis 1875 jährlich 700 000 bis 1 009 600 Mark. Im Jahre 1876 betrug die gesamte englische Einfuhr an Fischen 705 872 Zentner im Werte von 23 800 040 Mark, die Ausfuhr 547 196 Zentner im Werte von 21 277 460 Mark. Die norwegischen Fischereien lieferten in den Jahren 1868 bis 1879 im ganzen 50 000 000 Mark, also jährlich über 4 000 000. Allein bei der Dorschfischerei auf den Lofoten waren 1876 bis 1878 jährlich im Durchschnitt 28 000 Fischer mit über 6500 Booten beschäftigt und ernteten im Mittel jährlich 25 500 000 Dorsche im Werte von mehr als 8 000 000 Mark. Der durchschnittliche Ertrag der französischen Fischereien betrug in den Jahren 1867 bis 1877 jährlich etwa 60 Millionen Mark, im Jahre 1876 gewannen französische Fischer bei Neufundland 16 Millionen Kilo Dorsche im Werte von über 7 Millionen Mark, 1868 wurden allein im Quartier la Rochelle Mießmuscheln für etwa 600 000 Mark gewonnen. Die niederländische Heringsfischerei repräsentirt jährlich im Durchschnitt 1 800 000 bis 3 900 000 Mark; von den gefangnen 150 Millionen Heringen gehen allein 54 Millionen nach Deutschland. Die Kabliaufischerei hatte 1874 bis 1878 einen Wert von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark, die Küstenfischerei 1869 bis 1878 einen solchen von 4- bis 600 000. Die italienische Seefischerei lieferte 1869 etwa 30 Millionen Mark, davon allein 5 bis 6 Millionen für Thunfischerei, 8 Millionen für Korallen. Nach Baers Untersuchungen im Jahre 1826 betrug damals der Fischereiertrag des Kaspischen Meeres ungefähr 468 Millionen Fischprodukte im Werte von ungefähr 50 Millionen Mark, davon kamen auf die Störarten 14 600 000 Mark, Kaviar 4 200 000 Mark, Karpfen 4 000 000 Mark, Hechte und Zander 7 850 000 Mark, Bressen 4 000 000 Mark, verschiedne Heringsarten 3 400 000 Mark, Hausenblase 1 950 000 Mark, Kaviar von Bressen und Zander etwa 1 Million. In Britisch-Nordamerika werden durchschnittlich jährlich 70 Millionen Kilogramm Kabliau gefangen, und Hind schlägt die Produkte der Seefischereien im Jahre 1875 für die Vereinigten Staaten auf $44\frac{1}{2}$ Millionen Mark an, ebenso hoch die von Kanada, die von Neufundland auf 33 Millionen Mark. Von den großen amerikanischen Binnenseen wurden 1872 etwa

Digitized by Google

17 Millionen Kilogramm Fische im Werte von 6 800 000 Mark geliefert und den Austernkonsum der bedeutendsten Städte der Union schätzt Merchant's Magazine and Commercial Review im Jahre 1859 auf 4000 Millionen Stück.

Das sind Zahlen, die mehr als Worte sprechen. Was kann Deutschland den andern Nationen darin entgegensetzen? Vor kurzem noch ergab eine Gewerbezählung in Deutschland im ganzen, also einschließlich der Binnenfischer — 19623 Fischer! 19623 Fischer bei einem Volke von 45 Millionen, einem Volke, das in tausend Meilen seine Küste vom Meere bespült sieht und das sich mit Vorliebe von seiner „germanischen" Tüchtigkeit zur See vorerzählt! In den letzten dreißig Jahren betrug die Einfuhr in die Zollvereinslande etwa 250 Millionen Mark! Zur Zeit der Blüte der Hanse war der Walfischfang Hamburgs allein bedeutender als der Englands und Schottlands zusammengenommen! Das ist längst vorbei; aber können sich denn die Verhältnisse nicht wieder besser gestalten? Vor fünfzig Jahren sorgten für Londons Bedarf an Fischfleisch etwa fünfzig Boote von Grundnetzfischern, jetzt hat sich ihre Zahl um das zwanzigfache vermehrt. Hull zieht allein aus seiner Grundnetzfischerei eine Million Thaler Reingewinn, und zwar zumeist aus der Doggerbank, die uns viel näher liegt als den Engländern. Wir beschränken uns auf die verhältnismäßig fischarme Ostsee! Warum thun wir es, warum lassen wir alle beliebigen Völker die Schätze des „deutschen Meeres," wie die Engländer, nicht wir, die Nordsee benennen, uns vor der Nase wegfangen? Sollen wir denn immer Hans im Traume spielen, behaglich in dem Gedanken, daß wir im irdischen Besitz nun einmal zu kurz gekommen seien? Wir wiederholen tausendfach das Dogma von der natürlichen Armut des deutschen Landes gegenüber den gesegneten Fluren des reichen Frankreichs, wir finden es selbstverständlich und ganz naturgemäß, daß England Geld hat und wir nicht. Freilich, wenn wir die natürlichen Hilfsmittel, die uns zu Gebote stehen, in so unverantwortlicher Weise außer Acht lassen, dann mit Recht. So wird es uns schließlich mit der Hochseefischerei wohl gehen wie mit den Kolonien. Wir sollten doch bedenken, daß andre Völker auch einmal angefangen haben, und sollten deshalb nur einmal beginnen zu handeln! Statt dessen lassen wir uns wohlgefällig das Volk der Dichter und Denker nennen und meinen damit genug gethan zu haben. Ganz abgesehen davon, daß andre Leute auch gedacht haben, in letzter Instanz nähren sich doch auch Dichter und Denker von Fleisch und Rüben, und wenn das einmal ausgeht, so hats mit dem Denken und Dichten ein Ende. Mit andern Worten, dem Geisteswohlstande muß ein materieller Wohlstand zur Seite gehen, wenn die vorhandenen Blüten ausreifen sollen. Uns steckt viel zu sehr die Hamletnatur im Leibe.

Das eine Gute ist im vorliegenden Falle: daß wir bisher nur zurückgeblieben sind. Noch ist das Meer internationales Eigentum, und noch können wir nachholen, was wir versäumt haben. Schon haben wir eine wissenschaft-

Digitized by Google

liche Kommission zur Untersuchung der deutschen Meere, schon bildet sich der Deutsche ein Urteil, und schließlich wird vielleicht auch das Kapital sich der Sache annehmen, und statt in rumänischen Eisenbahnen zu arbeiten, die Ausbeutung der natürlichen Hilfsquellen seines Landes unterstützen. Denn Kapital muß freilich helfen; die mittellosen Bewohner unsrer Fischerdörfer können einen großartigen Aufschwung der deutschen Hochseefischerei selbstverständlich nicht bewirken, zumal da es gerade ihr in auffallender Weise auch an Intelligenz und Unternehmungsgeist gebricht.

Will man gerecht sein, so darf man es dem deutschen Kapital freilich nicht allzusehr verdenken, wenn es, unkundig der Verhältnisse und allem, was See und Seewesen betrifft, fernerstehend als das damit eng verknüpfte englische oder norwegische, bisher keine Lust zu größerer Bethätigung in dieser Richtung gezeigt hat. Zahlreiche Umstände haben das mit sich gebracht, aber diese Umstände haben sich zum großen Teile geändert, und eine längere Nichtbeteiligung unsers Kapitals an dem wahrhaft nationalen Unternehmen einer Hebung der deutschen Fischerei würde unverzeihlich sein. Schon ist der Staat durch direkte Unterstützung der Hochseefischerei fördernd entgegengekommen, aber so lobenswert dies an sich und so sehr es zu wünschen wäre, daß er in seiner Hilfeleistung nicht ermatte, die Hauptsache soll und muß doch der privaten Bethätigung überlassen bleiben. Auch die Seefischereigesellschaften in unsern größern Küstenstädten vermögen allein nur wenig, wenn nicht das Kapital des Binnenlandes sich in größerm Maße beteiligt.

Mancherlei Faktoren freilich sind es, die bei einem Aufschwunge der deutschen Hochseefischerei mitzuwirken haben würden, aber alles, was dabei in Betracht kommt, läßt sich doch beschaffen, und einem energischen Wollen gegenüber sind die Schwierigkeiten nur gering. Da gilt es, eine nach Hunderten zählende Flotte seetüchtiger, mit allem Erforderlichen wohl versehener Boote auszurüsten, da gilt es, dieselben mit erprobten, bei anfänglichem Mangel an heimischen, auch ausländischen, vielleicht den billig arbeitenden norwegischen Seeleuten und Fischern zu bemannen. Schnellfahrende Dampfer mit den nötigen geräumigen Eisbehältern versehen müßten den fischenden Booten die gewonnene Beute abnehmen und so unersetzlichen Zeitverlust ersparen, denn auch die schnellsegelndsten Fischerewer haben jetzt oft einen Verlust von 30 Tagen und mehr, um ihren Fang ans Land zu bringen, und das in der günstigsten Zeit, der Zeit des besten Fanges! Gar häufig geht ferner auf der sturmbewegten See das notwendige Gezeug verloren; es müßte also den Leuten Ersatz geboten werden, und das schnell. Dazu könnten wiederum jene Dampfer dienen. Auch zur See gilt das Wort: Zeit ist Geld!

Eine im großen betriebene Hochseefischerei wird selbstverständlich die überwiegende Menge ihrer Konsumenten weit drinnen im deutschen Binnenlande zu suchen haben. Deshalb bedarf sie einer prompten, schnellen Versendung der

Digitized by Google

Ware, in deren Eigentümlichkeit es liegt, daß sie meist eine lange Aufspeicherung nicht verträgt. Also feste Abschlüsse mit den Direktionen der Eisenbahnen, damit Landung der Ware, Verpackung und Versendung Schlag auf Schlag einander folgen! Im Jahre 1878 sind allein in Ost- und Westpreußen, also einem Gebiete, dessen Ertrag an Fischfleisch gegen den zu erzielenden einer energisch gehobenen Hochseefischerei bedeutend zurücksteht, 2 385 926 Kilo Fische durch die Eisenbahn verschickt worden. Solche Zahlen sind wohl geeignet, auch die Herstellung besondrer, mit Kühlungsvorrichtungen versehener Wagen als lohnend erscheinen zu lassen. In Amerika bedient man sich ihrer bereits seit Jahren in ausgedehnter Weise, und sie kommen dort auch dem Transporte andrer Artikel, welche kühle Versendung verlangen, wie Fleisch, Milch, Butter ꝛc., zu statten. In den Städten des Binnenlandes endlich würden zahlreiche feste Verkaufsstellen für die Seefische zu errichten sein. In vorzüglich eingerichteten Eisschränken — deren Konstruktion man angegeben finden wird — ließe sich die Ware tagelang frisch und schmackhaft erhalten und das Vorurteil der großen Menge gegen tote Fische, das schon zu schwinden beginnt, würde sich bald gänzlich verlieren, um einer lebhaften Nachfrage Platz zu machen. Auch Herstellung von Fischkonserven, nach Analogie der Behandlung der Hummer z. B., würde sich empfehlen, ebenso wie auch eine Verfeinerung und weitere Ausbildung der übrigen Konservationsmethoden, wie Salzen, Räuchern, Trocknen und Marinieren, sich notwendigerweise ergeben würde. Endlich würde sich auch das Anlegen großer Behälter an den Orten des Fanges zur Aufbewahrung lebender Fische, die Errichtung großer Eishäuser nach amerikanischem Muster reichlich lohnen, da sie den, je nach den Fängen stark schwankenden Preis der Fischware, der auf den Absatz nicht günstig wirkt, stabiler machen könnten. Das alles klingt freilich, als ob es schier unbeschaffbar sei, aber für andre ist es doch auch beschaffbar gewesen, wir brauchen ja nicht vorzumachen, wir sollen nur nachahmen, was andre Nationen uns gezeigt haben!

Wenn man bedenkt, wie zahllose Mengen guter und bester Nahrungsmittel oder doch Verbrauchsgegenstände täglich den Fluten der See entrissen und ihr zurückgegeben oder doch in unerhört verschwenderischer Weise vergeudet werden und zu deren zweckentsprechender Verwendung eine verhältnismäßig nur kleine Kapitalanlage genügen würde, so begreift man kaum, daß sie bis heute noch nicht gemacht ist.

So kann die Quappenleber an vielen Orten (z. B. Ruß und Labiau) im Winter zentnerweise gewonnen und zu kostbaren Delikatessen verarbeitet werden. Jetzt geht sie nutzlos zu Grunde. Findet sich niemand, der sie nutzbar macht? Bei Eckernförde werfen die Fischer die Flundern, Platen und Dorsche in Massen weg, weil sie aus Mangel an Transportmitteln nicht verwertet werden können, und behalten nur die Goldbutten (Schollen). Sollte es ganz unmöglich sein, den so vergeudeten kostbaren Nahrungsstoff nützlich zu verwenden? Die geradezu

Digitized by Google

massenhaft gefangenen Seesterne, die verderblichsten Feinde der Fischbrut und der eßbaren Muscheln, werden ins Wasser zurückgeworfen, während sie bei bessern Transportmitteln ans Land geschafft und an geeignetem Orte mit den übrigen zahllosen Abfällen der Fischerei zu Dung verarbeitet jedenfalls etwas nützen würden.

Schon bei dem jetzigen Bestande unsrer Gewässer würde das deutsche Kapital reichlich seine Zinsen finden, aber was könnte es noch thun für eine künstliche Hebung des Ertrages der See! Auf das vier- und fünffache ließe er sich steigern. Noch verzehren tausende von Delphinen und Seehunden allein bei Sylt und an unsrer Ostseeküste alljährlich gegen 32 Millionen Kilo Fische, die doch eine energische Fischerei, unterstützt von emsiger Jagd auf die schädlichen Tiere, zum großen Teile dem Menschen selbst gewinnen könnte. Jetzt lassen wir Delphine und Seehunde gewähren, lassen ihnen Schonzeit angedeihen, ernten dafür ein wenig Thran und befolgen so die Praxis von Leuten, welche etwa auf Kosten ihrer Rinderherden Bärenzucht betreiben wollten!

Vernichtung also den zahllosen Räubern, aber sorgsame Pflege den kostbaren Geschöpfen, die uns die ungenießbaren Nahrungsmittel der Tiefen in genießbare Form verwandeln! Wie lohnend würde die Einbürgerung gar mancher vorteilhaften Muschelarten sein! Die nahr- und schmackhaften Kamm- und Herzmuscheln, die Seeschnecken, Seegarnelen und andre mehr bieten dem englischen Volke in ungeheuern Massen gute und billige Nahrung. Warum können wir uns nicht desselben Vorteils versichern, da auch an unsern Küsten zweifelsohne die Tiere massenhaft ihr Fortkommen finden würden? Frankreich allein hat 7000 künstliche Austernfarms — sollte die deutsche Küste, die doch die Auster gleichfalls gedeihen läßt, der Anlegung solcher künstlichen Bänke sich spröde entgegenstellen? Aller Anfang ist schwer, und wie es scheint, bei uns ungeheuer schwer. Hoffen wir, daß das deutsche Volk die pessimistische Ansicht, die ihm die Kraft zu einem energischen Handeln ganz absprechen möchte, baldigst Lügen strafe. Seit unser Kanzler uns gezeigt hat, daß man handeln kann, auch wenn man in deutschen Landen geboren ist, statt bloß zu denken, ist die Aussicht vorhanden, daß ihm, wie auf andern Gebieten des vielgestaltigen Lebens, so auch auf dem der deutschen Hochseefischerei aus ihrem derzeitig erbärmlichen Zustande thatkräftige Nachfolger erstehen werden. Und wie sehr wäre dies zu wünschen! Kommt doch bei einer Hebung der Seefischerei nicht nur der gewerbliche Nutzen einzelner, nicht einmal lediglich der materielle Gewinn, der der ganzen Nation daraus erwachsen würde, in Betracht. Sie ist auch eine militärische Frage. Die Abnahme unsrer seetüchtigen Bevölkerung, die leider keine bloße Redensart mehr ist, und ihre Bedeutung für unsre Wehrkraft zur See zu erörtern, ist hier nicht der Ort — es genüge der Hinweis darauf; daß ihr aber wirksam durch Hebung unsrer Fischerei gesteuert werden dürfte, ließe sich leicht beweisen. Lohnende, ihren Mann ernährende Thätigkeit als Fischer ist der Port,

Digitized by Google

in den nach langen Irrfahrten der Seemann einzulaufen pflegt und der ihn und seine Nachkommen der Heimat erhält. Was aber die Wehrkraft zur See anlangt, so sollten wir ihre Bedeutung immer ermessen an dem meerbeherrschenden England. Die Wehrkraft gebar den Wohlstand, und der Wohlstand verdoppelte die Kraft; beide aber im Vereine gaben jenem Volke die Herrschaft, mit der es seine Sprache und damit ein gut Teil seines Geistes Millionen aufzudrängen vermag. Damit aber hat es sich einem Ziele genähert, um das doch einzig aller Kampf sich dreht; denn Geltendmachen der Eigenart ist die Triebfeder der sichtbaren Welt.

So kommen wir denn zum Ende auf den Anfang zurück. Geltendmachen der Eigenart, Vermenschlichung der Substanz, zunächst der organischen, das ist es, was immer und immer wieder aller Völker Blicke hinlenken muß auf Bäche, Flüsse, Ströme und See — denn hier harrt der Eroberung noch ein weites Feld. Es gilt die unzugänglichen Tiefen, die Reiche Neptuns zu gewinnen, sie umzugestalten zu einer Domäne der Menschheit.

Der Literarische Verein in Stuttgart.

Wer die erste Ausgabe von Sebastian Brants „Narrenschiff" aufschlägt, der findet gleich auf einer der ersten Seiten einen ergötzlichen Holzschnitt. Ein Gelehrter, mit einer großen Brille bewaffnet und eine Schlafmütze auf dem Kopfe, von der eine Narrenkappe zurückgestreift ist, sitzt vor einem mit mächtigen Folianten belegten Doppelpulte und scheucht mit einem ungeheuern Wedel die Fliegen von einem vor ihm aufgeschlagenen Buche hinweg. Darüber sind folgende Worte zu lesen:

Den vordantz hat man mir gelan,
dann ich on nutz vil bücher han,
die ich nit lyß vnd nyt verstan.

Dieser Spott, mit welchem Sebastian Brant die Aufzählung seiner zahlreichen Narren beginnt, findet auch heute noch seine Anwendung auf alle diejenigen, die das hauptsächlichste Mittel geistiger Bildung, die Bücher, zum Gegenstande einer albernen Spielerei machen und zur Befriedigung ihrer Eitelkeit benutzen, d. h. auf alle Büchernarren. Solche Büchernarren oder, manierlicher ausgedrückt, Bibliophilen finden sich wohl am zahlreichsten in England. England, die Heimat

Digitized by Google

unsers ganzen modernen Klubwesens, ist auch die Heimat der Bibliophilengesellschaften und des Sports in literarischer Beziehung.

Zweierlei Momente erklären diese allbekannte Thatsache leicht. Einmal liest der Engländer mit besondrer Vorliebe und Ausdauer und wünscht als ein Mann, der die Unabhängigkeit liebt, auch das zu besitzen, was er liest. Dann aber liegt ihm nichts so nahe, als sich bei möglichst großer Freiheit der Bewegung, die ihm über alles geht, doch streng in einem geschlossenen Kreise von gleichartigen Individuen abzusondern.*) Diesem nationalen Charakterzuge des Engländers entstammt seine Vorliebe und Befähigung zum Klubleben, das sich gar bald vom politischen Gebiete auch auf das literarische ausdehnte. So entstanden jene zahlreichen englischen Bibliophilengesellschaften, deren Grundzug immer der ist, die von ihnen veranstalteten Veröffentlichungen auf die Zahl der Mitglieder zu beschränken und damit ein Buch zu einer Seltenheit zu stempeln. Je geringer die Zahl der Mitglieder eines solchen literarischen Vereins ist, desto größer die Seltenheit der von ihm ausgehenden Publikationen. So zählte z. B. der Roxburghe Klub, der im Jahre 1812 zu London ins Leben trat, statutengemäß anfänglich nur 31 Mitglieder und nahm noch im Jahre 1864 nicht mehr als 40 auf. Eine größere Mitgliederzahl ließ der Bannatyne Klub, 1823 in Edinburgh gegründet, zu, aber auch hier darf die Zahl von hundert Mitgliedern nicht überschritten werden. Dasselbe gilt fast von allen derartigen englischen Gesellschaften.

Es liegt auf der Hand, wie sehr eine solche Beschränkung auf eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern den Charakter des Sportmäßigen trägt, mit dem die Wissenschaft nichts zu thun hat. Dennoch kann der Nutzen, welchen diese englischen Bibliophilengesellschaften gebracht haben, nicht hoch genug angeschlagen werden. Ist doch unter allen Narrheiten die Narrheit für Bücher gewiß die edelste, da sie in irgendeiner Weise doch durch ihren Gegenstand dem Großen und Ganzen zu Gute kommt. Auch haben selbst jene englischen Sonderlinge gelegentlich sich bewogen gefühlt, einzelne ihrer Veröffentlichungen durch den Buchhandel jedem Kauflustigen zugänglich zu machen, während andre Gesellschaften, namentlich in neuerer Zeit, es sich angelegen sein lassen, den Kreis ihrer Mitglieder möglichst auszudehnen.

Es konnte nicht fehlen, daß man auch in Deutschland die trotz ihrer Schrullenhaftigkeit so verdienstvollen englischen Bibliophilengesellschaften heimisch zu machen suchte. Sie empfehlen sich ja in allen denjenigen Fällen, wo die Mittel und die Wagelust der Buchhändler für ein großartiges literarisches Unternehmen, das nur mit pekuniären Opfern durchzuführen ist, nicht ausreichen

*) Vergl. L. von Ompteda, Aus England. Neue Bilder. Berlin, 1882, wo S. 96 flg. eine ansprechende Schilderung des englischen Klublebens gegeben wird, die leider die literarischen Klubs nicht mit umfaßt.

Digitized by Google

wollen, und mehr noch als in England vielleicht in Deutschland, wo bekanntlich selbst der Reiche und Hochgestellte seine literarischen Bedürfnisse lieber mit Hilfe von Leihbibliotheken befriedigt, als daß er sich selbst für einen mäßigen Preis in den dauernden Besitz von Büchern setzte.

Der erste derartige deutsche Bibliophilenverein und noch heute der größte und bedeutendste unter den Vereinen ähnlicher Tendenz in Deutschland ist der Literarische Verein in Stuttgart. Im Jahre 1839 nach dem Vorbilde der englischen und französischen Bibliophilenvereine gegründet, besteht er noch jetzt und erfreut sich der wachsenden Gunst und Anerkennung unter allen, die an der Entwicklung unsrer literargeschichtlichen Studien Anteil nehmen. Trotz alledem ist selbst in den Kreisen der Gebildeten nicht nur das Interesse an dem Vereine, sondern auch die Kenntnis von seinen Bestrebungen verhältnismäßig gering. Begegnete es doch dem Verfasser dieser Zeilen vor kurzem, daß er einem Gymnasiallehrer gegenüber, der noch dazu germanistische Studien getrieben und die Prüfung in denselben nicht unrühmlich bestanden hatte, von dem Literarischen Vereine als von etwas ganz Unbekanntem sprach. Es mag deshalb wohl verlohnen, auch an dieser Stelle einmal die Bedeutung desselben hervorzuheben und einen Überblick über seine hauptsächlichsten Leistungen zu versuchen. Wesentlich erleichtert wird uns diese Aufgabe durch ein Schriftchen, welches Adalbert von Keller, der kürzlich verstorbene langjährige Präsident des Vereins, über „die Entstehung und den Fortgang des Literarischen Vereins“ herausgegeben hat (Tübingen, 1882). *)

Wie seine ausländischen Vorbilder, wurde der Literarische Verein gegründet, um ältere Geschichtswerke und Dichtungen in der Weise herauszugeben, daß die gedruckten Exemplare nicht in den Buchhandel gebracht, sondern lediglich zur Verteilung an die Mitglieder des Vereins bestimmt werden sollten. Man faßte zu diesem Zwecke in erster Linie „teils handschriftliche, teils ältere, schon gedruckte, aber bereits aus dem Buchhandel verschwundene und sehr selten gewordene Werke ins Auge, welche dem germanischen oder romanischen Sprachgebiete angehören und ein allgemeines Interesse darbieten, also vorzugsweise Schriften geschichtlichen und poetischen Inhalts.“

Diese Ausdehnung auf überaus umfangreiche Gebiete schien schon darum geboten, um den einzelnen Mitgliedern, deren Interessenkreis natürlich ein sehr verschiedner sein muß, die Aussicht zu gewähren, unter vielen für sie wenig wertvollen Gaben auch mancherlei Begehrenswertes zu erlangen. In der That aber hat es sich so gefügt, daß Werke aus dem Gebiete der deutschen Sprache

*) Auf Grund von Kellers Bericht hat Reinhold Bechstein in der (Augsburger) Allgemeinen Zeitung, 1882, Beilage Nr. 169 und 190 einen Artikel über den Literarischen Verein und seine Publikationen veröffentlicht, mit dem sich unsre Darstellung, da wir denselben Quellen folgen, mannichfach berührt.

Digitized by Google

bis jetzt am meisten Berücksichtigung gefunden haben, und deshalb die lange Reihe der Vereinspublikationen eine wertvolle Fundgrube für jeden bildet, der sich quellenmäßig mit dem Studium der deutschen Literatur zu befassen hat.

Der Verein erfreute sich schon in seinen Anfängen königlichen Schutzes. Zuerst übernahm König Wilhelm von Würtemberg das Protektorat, das seit 1864 auf König Karl übergegangen ist. Das Präsidium des Vereins führte zuerst der geheime Legationsrat von Lehr. Die Gründer aber, zu denen Männer wie der Freiherr Georg von Cotta, Christof Friedrich von Stälin, Karl Georg von Wächter, Wolfgang Menzel gehörten, traten zu einem leitenden Ausschusse zusammen. Spätere Ausschußmitglieder, unter denen sich Namen von bestem Klang befinden, waren Jakob Grimm, G. von Karajan, Fr. J. Mone, R. Pauli, J. A. Schmeller, K. Simrock, Wilhelm Wackernagel. Heute besteht der Ausschuß aus zwölf Vereinsmitgliedern. Diesem Ausschuß steht die wichtige Befugnis zu, auf Antrag der Verwaltung über die Wahl der abzudruckenden Schriften zu entscheiden. Derselbe wird jährlich neu gewählt; jedes Mitglied hat die Berechtigung, sich an dieser für die Interessen des Vereins so wichtigen Wahl zu beteiligen. Unter den Männern endlich, die im Anfange sich besonders um das Emporkommen des Vereins verdient machten, nennt Keller Franz Pfeiffer, der später an der Universität in Wien eine ausgebreitete Thätigkeit entfaltete, und Albert Schott, Professor der deutschen Sprache am Gymnasium zu Stuttgart.

Wie natürlich, ging die Veröffentlichung der Vereinspublikationen im Anfange langsamer von statten als heute. Bis zum Jahre 1848, also in den ersten neun Jahren, wurden nur 17 Bände publizirt, während nach der gegenwärtig eingehaltenen Praxis, nach der jährlich etwa 6 Bände erscheinen, die Zahl eine viel höhere sein müßte. Schuld an diesem langsamen Fortgange waren die politischen Unruhen der Zeit, die ihre Wirkungen auch auf den so friedlichen Verein erstreckten. „Die Verwaltung, erzählt Keller, war allmählich der Hauptsache nach in die Hände eines Buchhändlers geraten, der das Ganze wie ein buchhändlerisches Unternehmen betrachtete und die Publikationen als buchhändlerischen Kommissionsartikel behandelte. Viele Mitglieder des leitenden Ausschusses hatten Zeit und Stimmung verloren, den Zwecken des Vereins nachhaltige Thätigkeit zu widmen, und es wurde sogar die Frage der Auflösung des Vereins angeregt."

Da trat im Herbste des Jahres 1849, einer Einladung des Ausschusses folgend, Adalbert Keller an die Spitze des Vorstandes und übernahm die Leitung der Geschäfte, die er bis zu seinem Tode mit ungewöhnlichem Geschick und mit geradezu musterhafter Ordnung und Pünktlichkeit fortführte. „Erst von dem Präsidium Kellers an, so urteilt Karl Bartsch,*) datirt die feste und sichere

*) Zur Erinnerung an Adalbert von Keller. Tübingen, 1883. S. 25 flg.

Digitized by Google

Begründung des Vereins. Mit seinem Ordnungssinn, seiner Geschäftsgewandtheit, seiner Uneigennützigkeit hat er die materiellen wie die geistigen Interessen des Vereins in rühmenswertester Weise gefördert." Für immer wird daher der Name Keller mit dem Literarischen Verein unauflöslich verbunden bleiben.

Keller vereinfachte zuerst die Verwaltung und befreite sie aus ihrer Abhängigkeit vom Buchhandel. Gleichzeitig aber wußte er zu den bisherigen Mitgliedern des Ausschusses noch andre hervorragende Männer aus dem Kreise der deutschen Geschichts- und Altertumsforscher heranzuziehen, unter deren Beihilfe es gelang, die Teilnahme für den Verein so zu heben, daß ihm im Jahre 1882 mehr als 400 Mitglieder angehörten.

Die wertvollste Unterstützung erfuhr Keller in seinen Bemühungen für das Wohl des seiner Leitung anvertrauten Vereines durch W. L. Holland, jetzt Professor in Tübingen. Früher ein Schüler Kellers, dann sein treuester Freund, eine Zeit lang (bis 1857) auch Sekretär des Vereins, war er daher auch gewiß am meisten befähigt, nunmehr in die durch Kellers Tod erledigte Stelle eines Präsidenten einzurücken. Mit Befriedigung haben wir daher vernommen, daß die Wahl des Ausschusses auf ihn gefallen ist. Ihm wird es in erster Linie obliegen, alle die Pläne zur Ausführung zu bringen, von deren Vorhandensein Keller am Schlusse seines Schriftchens spricht. Noch ist nichts von diesen, der Ankündigung nach, zum Teil umfangreichen Unternehmungen bekannt geworden; umso begieriger dürfen die Mitglieder und Freunde des Vereins auf die Arbeiten des letzten Verwaltungsjahres sein, welche wohl Aufschluß über das bis jetzt verborgen Gehaltene geben werden.

Ein Blick in die von dem Literarischen Verein veranstalteten Ausgaben zeigt, daß dieselben in erster Linie dazu dienen sollen, Werke durch den Druck bekannt und zugänglich zu machen; erst in zweiter Linie kommt bei ihnen die kritische Behandlung in Betracht, sodaß bereits wiederholt edirte Denkmäler, welche jedoch noch einer erneuten kritischen Bearbeitung bedürfen, weniger beachtet worden sind. Damit soll nicht gesagt sein, daß diese Ausgaben unkritisch gefertigt würden und des wissenschaftlichen Wertes entbehrten; im Gegenteil kann ein wahrhaft wissenschaftliches Verfahren an den meisten Publikationen gerühmt werden, nur daß dieses hier bescheiden in den Hintergrund tritt und Anmerkungen und gelehrte Beigaben nicht wie sonst so oft mehr Raum als das edirte Werk selbst beanspruchen dürfen.

Indem wir nun versuchen, einen Überblick über die Werke, welche von dem Literarischen Verein herausgegeben wurden, zu entwerfen, müssen wir von vornherein darauf verzichten, auch nur den größern Teil derselben hier vorzuführen. Wer wäre auch imstande, die ganze Reihe der 164 Bände, die bis jetzt erschienen sind, in gebührender Weise zu würdigen? Wir wollen uns vielmehr angelegen sein lassen, aus dieser Zahl dasjenige herauszugreifen, was auch in weiteren Kreisen Anspruch auf Beachtung erheben kann.

Digitized by Google

Wir beginnen mit den Werken, welche dem Gebiete der deutschen Poesie angehören, die, wie schon oben bemerkt wurde, am eifrigsten von dem Verein gefördert worden ist.

Es ist bekannt, daß die Lieder unsrer deutschen Minnesinger in der Weise, wie sie von den Dichtern oder ihren Schreibern aufgezeichnet wurden, uns nicht erhalten sind. Sie wurden zunächst auf Wachstafeln niedergeschrieben und von diesen auf Pergamentrollen übertragen, von denen uns aber keine erhalten ist. Von ihrer Verwendung haben wir jedoch viele Spuren. In der Gestalt von Pergamentrollen übergab der Dichter seine Lieder einem Boten oder auch einem als Boten dienenden Fahrenden, der sie der Geliebten überbrachte. Aus den einzelnen Rollen wurden dann kleine Liederbücher zusammengestellt. Solche soll, wie uns der schweizerische Minnesinger Hadlaub erzählt, der Züricher Ratsherr Rüdiger von Manesse gesammelt haben. Jedenfalls beruhen auf ihnen die drei auf uns gekommenen größeren Liederhandschriften der Minnesinger. Die berühmteste derselben ist bekanntlich die Pariser Handschrift, welche früher den Namen der Manessischen führte. Zwei andre befinden sich in Deutschland, die Weingartner, früher dem Kloster Weingarten gehörig, jetzt in Stuttgart, und die Heidelberger, an der wir die kleinen Liederbücher noch am besten erkennen können. Die beiden letztgenannten Handschriften gab nun Franz Pfeiffer für den Verein mit musterhafter Sorgfalt heraus, während F. Fellner die beigegebenen Reproduktionen in kolorirten Holzschnitten besorgte.

Dem Fleiße Kellers verdanken wir die Herausgabe von Konrads von Würzburg Trojanischem Kriege, jenem umfangreichen, an 50000 Verse umfassenden Gedichte, mit dem noch einmal der vergebliche Versuch einer mittelalterlichen Ilias gemacht wurde. Bechstein stellt diese Arbeit Kellers an die Spitze der unter den Arbeiten des Vereins vertretenen kritischen Leistungen.

Die auf französischem Boden heimische Sage von Karl dem Großen und seinen Helden, die das Rolandslied des Pfaffen Konrad in Deutschland bekannt machte, wurde um das Jahr 1300 mit andern Werken aus demselben Sagenkreise zu einem großen Karlsepos zusammengeschmolzen. Es führt den Titel Karlmeinet und wurde gleichfalls durch Keller der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich gemacht.

Ein besondres Verdienst hat sich der Literarische Verein um die Novellistik und die Schwankliteratur des 15. und 16. Jahrhunderts erworben. Auch hier ist Keller in erster Linie mit seiner Ausgabe von Steinhöwels Decameron zu nennen, der ersten Verdeutschung von Boccaccios bekannter Novellensammlung, sowie mit den von Augustin Tünger für Eberhard den Bärtigen von Würtemberg bestimmten Facetiae, die inhaltlich allerdings von wenig Interesse sind, literargeschichtlich aber große Bedeutung haben, insofern sie zeigen, daß derartige Geschichten auch in fürstlichen Kreisen Beifall fanden. Neben Keller ist auf diesem Gebiete vor allen Oesterley, Bibliothekar in Breslau, zu nennen. Ihm

Digitized by Google

verdanken wir außer einer Ausgabe von Steinhöwels Äsop einen Wiederabdruck der köstlichen Schwanksammlung des Franziskaners Johannes Pauli, welche unter dem Titel Schimpf und Ernst bekannt ist. Noch umfangreicher ist Hans Wilhelm Kirchhofs Wendunmuth, eine Sammlung, in der gewissermaßen die ganze umlaufende Masse von Fabeln, Schwänken und Geschichten eine endgiltige Kodifizirung erfuhr. Oesterley besorgte auch von diesem Werke einen vier Bände umfassenden kritischen Neudruck und fügte in einem fünften Bande, nicht ohne Karl Goedekes wesentliche Beihilfe, einen sorgsam gearbeiteten Nachweis über die Quellen Kirchhofs und seiner Genossen hinzu. Leider fehlen uns die Mittelglieder zwischen Pauli und Kirchhof, so Heinrich Bebel, der Tübinger Humanist, dessen drei Bücher Facetiae trotz der großen Anzahl alter Drucke, die auf uns gekommen sind, doch einmal eine mit allen Mitteln philologischer Kunst ins Werk gesetzte Ausgabe verdienten. Auch an das italienische Vorbild Bebels, an Poggio, sollte eine derartige Arbeit über kurz oder lang einmal gewendet werden. Zu den größten literarischen Seltenheiten gehören die „Gartengesellschaft" des Stadtschreibers zu Maursmünster, Jakob Frey, der „Wegkürzer" des Martinus Montanus von Straßburg und des Leipzigers Valentin Schumann „Nachtbüchlein." Wer wird den Verein und dadurch alle in diesen Dingen Forschenden mit der Herausgabe dieser Schwanksammlungen erfreuen? Daß Michael Lind(e)ners „Katzipori," schon längst in Aussicht gestellt, unter den demnächst zu erwartenden Bänden sich befinde, wollen wir wünschen.

Nahe verwandt mit den ebengenannten Werken ist die Zimmerische Chronik, die Keller unter den geschichtlichen Werken aufführt, die aber wegen einer Fülle launiger und ernster Erzählungen auch im Zusammenhang mit den Novellen und Schwanksammlungen genannt werden kann. Sie wurde von K. A. Barack, dem verdienten Oberbibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Straßburg, zuerst für den Literarischen Verein herausgegeben, ist dann aber auch in zweiter, höchst splendid ausgestatteter Auflage durch den Buchhandel zur Verbreitung gelangt.

Unter den von dem Literarischen Verein publizirten dramatischen Dichtungen verdienen die Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrhundert eine besonders lobende Hervorhebung. Mit ihrer Herausgabe hat Keller für die deutsche Literaturgeschichte ein fast noch unbetretenes Gebiet zum erstenmale eröffnet. Mit Recht erfreuen sich gerade diese Bände einer überaus fleißigen Benutzung von seiten des Publikums: die auf Bibliotheken darnach Verlangenden müssen in der Regel geraume Zeit warten, bis sie ihnen zur Verfügung gestellt werden können.*) Der treffliche Humor und die bei aller Derbheit doch nie sich ver-

*) Ist es nicht sträflicher Leichtsinn, die Stuttgarter Vereinspublikationen überhaupt auszuleihen? Ausleihbar ist doch nur das, was im Falle des Verlustes ohne große Mühen und Opfer wieder beschafft werden kann. D. Red.

Digitized by Google

leugnende Treuherzigkeit, welche sich in diesen poetischen Erzeugnissen des deutschen Bürgertums ausspricht, haben auch heute noch ein mehr als literarhistorisches Interesse. Für die weitverbreitete Vorliebe unsrer Zeit für alles Sittengeschichtliche bilden gerade die Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts eine unerschöpfliche Fundgrube. Eine wie wertvolle Sprachquelle endlich in diesen Fastnachtsspielen erschlossen ist, hat schon Jakob Grimm fast auf jedem Blatte des deutschen Wörterbuchs dargethan.

Das eben Gesagte gilt aber in gleichem, wenn nicht in noch höherm Maße von den Dichtungen des Hans Sachs, von denen uns der Literarische Verein nun schon vierzehn Bände gebracht hat. „In Froschpfuhl all das Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt," dieses strafende Wort, mit dem einst Goethe sein Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" schloß, hat seine gute Wirkung gethan und verliert immer mehr an Geltung. Die hauptsächlichsten Dichtungen des poetischen Schuhmachers von Nürnberg sind uns ja in verschiednen Ausgaben bekannt gemacht worden. Die umfassendste derselben ist aber doch die, welche von Keller für den Literarischen Verein begonnen wurde und jetzt von Edmund Goetze in Dresden weitergeführt wird. Keller beabsichtigte zuerst nur einen Wiederabdruck der noch zu Hans Sachsens Lebzeiten veranstalteten Nürnberger Quartausgabe. Goetze jedoch, der bereits beim zwölften Bande eine Reihe wertvoller Anmerkungen geliefert hatte, übernahm es seit dem dreizehnten Bande, die erhaltenen Handschriften zum Vergleich heranzuziehen, sodaß seitdem die Ausgabe wesentlich an wissenschaftlichem Wert gewonnen hat.*) Etwa sechs Bände werden noch nötig sein, um alles das aufzunehmen, was in der Nürnberger Quartausgabe enthalten ist. Es ist jedoch beabsichtigt, weiterzugehen, indem noch eine Reihe von Bänden in Aussicht genommen ist, welche das Gedruckte, aber in der Nürnberger Ausgabe nicht Enthaltene, sowie alles bisher noch Ungedruckte umfassen sollen. Den Schluß dieser wahrhaft monumentalen Ausgabe wird eine aufs sorgfältigste vorbereitete Hans Sachs-Bibliographie bilden, von der wir hoffen dürfen, daß sie das von Weller auf diesem Gebiete Geleistete bei weitem übertreffen wird. Auf diese Weise wird das Bild eines Dichters im hellsten Lichte wieder erstehen, den beschränkte Voreingenommenheit lange Zeit über die Achsel ansehen zu dürfen glaubte. Freilich werden bis zur Erreichung dieses Zieles noch Jahre angestrengten Fleißes und aufopfernder Hingabe an den Gegenstand nötig sein.**)

*) Wie wünschenswert vom kritischen Standpunkte eine zweite Auflage der ersten Bände ist, wird jeder zugestehen, der sich von dem großen Fortschritt, der durch die Vergleichung der Handschrift erreicht worden ist, überzeugt hat.

**) Schneller dürfte ein andres Unternehmen zu Ende geführt werden, welches gleichfalls der kundigen Hand Edmund Goetzes anvertraut ist. Wir meinen die Ausgabe der Fastnachtsspiele von Hans Sachs, welche Goetze für die von W. Braune in Gießen herausgegebenen Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts übernommen

Digitized by Google

Die Dramen des Hans Sachs und seiner Zeitgenossen und Vorgänger wurden von Dilettanten aufgeführt. Die zünftigen Schauspieler stammen ja aus England. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kamen solche zünftige englische Schauspieler nach Deutschland, wo Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der Landgraf Moritz von Hessen zuerst sich derartige Truppen hielten. Der erstere begnügte sich jedoch nicht mit der Rolle eines Gönners der dramatischen Poesie, sondern ließ sich durch die Stücke seiner Schauspieler zu eignem Schaffen anregen und versuchte sich in dramatischen Schwänken und in der Tragödie. Ebenso wirkten die Engländer auf Jakob Ayrer, einen Nürnberger, der, wenn auch mit wenig Erfolg, die ausländischen Künste mit dem von Hans Sachs Überkommenen zu verbinden suchte. Die Kenntnis dieser Werke als wichtiger Glieder in der Entwicklung der dramatischen Poesie ist für den Literarhistoriker unentbehrlich, und so ist es höchst dankenswert, daß Keller und Holland auch die Dramen der genannten beiden Dichter in die Vereinspublikationen mit aufgenommen haben.

Unter den deutschen Dramatikern des siebzehnten Jahrhunderts nimmt Andreas Gryphius, namentlich durch seine Lustspiele, eine hervorragende Stellung ein; für den Literarischen Verein gab Hermann Palm in Breslau die ganze Sammlung derselben heraus.

Von den Zuständen Deutschlands während des dreißigjährigen Krieges gewinnen wir nirgends ein treueres Bild als aus dem Abenteuerlichen Simplicissimus des Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, welchen wiederum Keller in vier Bänden zum Abdruck gebracht hat. Nehmen wir dazu noch Paul Flemmings deutsche Gedichte, Friedrich von Logaus sämtliche Sinngedichte und endlich Fausts Leben von Georg Rudolf Widmann, so glauben wir alles aufgezählt zu haben, was von den Publikationen des Literarischen Vereins auf dem Gebiete der deutschen Poesie auch auf die Teilnahme nichtfachmännischer Literaturfreunde Anspruch erheben kann.

Viel kleiner ist die Anzahl derjenigen Bände, welche der lateinischen Poesie gewidmet sind. Jedoch befindet sich darunter ein Band, der zu den wichtigsten und wertvollsten Gaben unter den Vereinsschriften gerechnet werden muß. Es sind dies die durch Joh. Andr. Schmeller, den einstigen hochverdienten Direktor der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, publizirten Carmina burana,

---

hat. Bereits sind davon vier Bändchen erschienen; ein fünftes wird denselben in kürzester Frist folgen, worauf die Schwänke Hans Sachsens ins Auge gefaßt werden sollen. Durch den Buchhandel (Halle, Niemeyer) jedermann für ein Billiges zugänglich, empfehlen sich diese mit allen Feinheiten philologischer Methode direkt nach den Handschriften und ältesten Drucken edirten Bändchen sowohl dem weniger bemittelten Gelehrten wie dem bloß um des Genusses willen Lesenden in gleicher Weise. Namentlich mag Vereinen, die zu heiteren Zwecken eine Wiederaufführung eines Hans Sachsischen Fastnachtsspieles beabsichtigen, diese kleine billige Ausgabe warm empfohlen sein.

Digitized by Google

lateinische und deutsche Lieder und Gedichte, so genannt nach einer Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts, welche im Kloster zu Benediktbeuren aufgefunden wurde. Längst vergriffen, ist dieser Band im vorigen Jahre wieder abgedruckt und durch den Buchhandel jedermann zugänglich gemacht worden. Heiliges und Unheiliges findet sich in der der Ausgabe Schmellers zu Grunde liegenden Handschrift, die zu den größten Schätzen der an Handschriften so reichen Münchener Hof- und Staatsbibliothek gehört, in buntem Durcheinander. Minnelieder bilden die größte Zahl, daneben aber finden sich Stücke sowohl moralischen und religiösen als mythischen und geschichtlichen Inhalts, während ein dritter Teil einen durchaus komischen Charakter trägt. Hier begegnen wir Zechliedern und possenhaften Gesängen, wie sie die wandernden Geistlichen und Schüler im Mittelalter bei ihren Gelagen anzustimmen liebten. Manche köstliche Perle hat sich unter ihnen erhalten und klingt noch heute, wenn auch im Laufe der Jahrhunderte mannichfach umgewandelt, in unsern frohen Studentenliedern wieder. Wertlos aber ist nichts in dieser köstlichen Sammlung. „Wie sehr verschieden diese Blumen seien, sagt Schmeller, an Farbe und innerm Wert, ein eigentümlicher Reiz, der ihnen unverkümmert bleibt, liegt darin, daß sie lebendiges Zeugnis geben von der Weise, in der man vor einem halben Jahrtausend klagend oder jubelnd sich ausgesprochen hat über Gefühle, Freuden und Leiden, die ein altes Herkommen sind und ein ewiges Dableiben unter den Kindern der Menschen. Schon dieses Reizes wegen wird sich, glauben wir, mancher Leser gern ergehen in solchem altertümlichen Gärtlein; und je weniger kritische Dornen und Disteln er sich in den Weg gelegt findet, umso lieber wird es ihm sein." Schmeller hat seiner Ausgabe nur wenig kritische Zuthaten beigefügt, da er sich „bei der anspruchslosen Art dieser Vereinspublikationen von vornherein einer Verbindlichkeit, über alles Unklare Rede zu stehen, überhoben erachtete." Die in vielen Stücken durch Accentnoten oder Neumen angedeutete Vortragsweise ließ er ganz auf sich beruhen, sodaß hier dem Kundigen noch ein lohnender Ausflug in das Gebiet der älteren Sing- und Liederkunst vorbehalten ist. Zudem hat man in neuerer Zeit bemerkt, daß die Handschrift noch schlimmer verbunden ist als Schmeller annahm, und daß auch in metrischer Beziehung noch mancherlei nachzubessern ist; man kann daher von einer erneuten Untersuchung der Handschrift, die, wie wir hören, beabsichtigt wird, noch manche neue Resultate erwarten.

Die übrigen Publikationen aus dem Gebiete der lateinischen Poesie, wie überhaupt alles sonstige Poetische, das der Verein zur Veröffentlichung gebracht hat, übergehen wir, um unser Augenmerk nun auf die geschichtlichen Denkmäler zu richten. Gleich der erste Band brachte ein solches: Closeners Straßburgische Chronik, von Strobel und Schott herausgegeben. Sie wurde später von Hegel in seinen Straßburger Städtechroniken noch einmal edirt. Closener benutzte für seine Arbeit die „Weltchronik" Eikes von Repgow, und zwar in einer Gestalt, welche bereits mit Fortsetzungen versehen war. Maß-

Digitized by Google

mann hat diese selbst unter dem Titel Das Zeitbuch des Eike von Repgow für den Literarischen Verein herausgegeben, leider in so wenig kritischer Weise, daß eine neue Ausgabe dringend geboten erschien, die denn auch von L. Weiland für die neue Serie der Monumenta Germaniae historica, welche unter dem Titel „Deutsche Chroniken" erscheint, in mustergiltiger Weise besorgt worden ist.

Der heute mit unheimlichem Eifer gepflegte Gegensatz deutschen und tschechischen Wesens, welcher sich selbst bis auf das scheinbar neutrale Gebiet der Wissenschaft erstreckt, hat seine Anfänge bereits in der Zeit, wo König Ottokar in Böhmen einen gewaltigen politischen Aufschwung herbeigeführt hatte. Seine dominirende Stellung diente jedoch nur dazu, die innern Gegensätze zu verschärfen, und ganz natürlich übertrug sich der Widerstreit der deutschen und national böhmischen Interessen auch auf die Geschichtschreibung. Am auffallendsten zeigt diese Erscheinung das Reimwerk eines tschechischen Ritters, das unter dem Namen Dalimils bekannt ist, von dem Hanka eine alte gereimte deutsche Übersetzung für den Literarischen Verein veröffentlichte. Während aber das böhmische Reimwerk als ein Vorläufer der hussitischen Bewegung nach ihrer nationalen Seite hin erscheint, unterdrückt der deutsche „Dalimil" die Invektiven, welche der böhmische gegen die deutsche Nation häuft, und stellt der tendenziösen böhmischen Bearbeitung eine ebenso entschieden deutsch gefärbte entgegen.

Ähnliches läßt sich von einer andern Reimchronik sagen, welche gleichfalls energisch den deutschen Standpunkt hervorkehrt und eben deshalb neben ihrem historischen Werte auch ein in hohem Grade politisches Interesse besitzt. Wir meinen die Livländische Reimchronik, welche Pfeiffer nach Bergmanns sehr selten gewordner Ausgabe und unter Benutzung der Heidelberger Handschrift wieder abdrucken ließ. Pfeiffer beabsichtigte keine kritische Ausgabe, ihm war es zunächst nur darum zu thun, das fast unerreichbare Werk wieder zugänglich zu machen. Später hat Leo Meyer nochmals eine neue, allen Anforderungen entsprechende Ausgabe desselben veranstaltet.

Die bisher besprochenen geschichtlichen Publikationen gehören dem 14. Jahrhundert an. Aus dem 16. Jahrhundert begnügen wir uns damit, die von Franz Ludwig Baumann veröffentlichten Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges in Oberschwaben zu erwähnen. Demselben sorgsamen Forscher, einem Schüler des Professors Cornelius in München, dessen Lehrthätigkeit gerade für die Bearbeitung der Reformationszeit manche fruchtbringende Anregung gegeben hat, verdanken wir auch noch die Sammlung der Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges aus Rotenburg an der Tauber. Wer da weiß, mit welcher Schwierigkeit der Historiker der deutschen Bauernunruhen bei der Zerstreutheit des massenhaft noch vorhandnen Materials zu kämpfen hat, und zugleich die Gefahr im Auge hat, die demselben bei den mangelhaften Zuständen der meisten städtischen Archive noch heutzutage droht, wird Baumann für seine mühevolle und sorgsame Arbeit gewiß volle Anerkennung

Digitized by Google

spenden, die ihm denn auch von der fachmännischen Kritik wiederholt ausgesprochen worden ist.

Unter der Rubrik „Sittengeschichte" führt Keller mehrere Publikationen auf, welche besser als alle sogenannten kulturhistorischen Schilderungen einen wirklichen Einblick in das Leben und Treiben des Mittelalters gewähren. Dahin gehört z. B. Ein Buch von guter Speise, d. h. eine Sammlung von Küchenrezepten, welche einer jetzt auf der Universitätsbibliothek zu München befindlichen Würzburger Pergamenthandschrift entnommen ist. Wenn auch unsre Hausfrauen jetzt nicht mehr in der Lage sein dürften, diese Küchenrezepte, so wie sie vorliegen, zur Ausführung zu bringen, so gewährt es doch ein eignes Interesse, zu wissen, wie der Mönch und der Ritter des Mittelalters, ja sogar der Sarazene aßen. „Daher, so meint der Herausgeber, nimmt vielleicht auch manche Hausfrau den Band in die Hand, der diese Bogen enthält, und wird dadurch mit der Herausgabe so längst veralteter Sachen, oder, was noch wichtiger ist, damit versöhnt, daß solcherlei Bücher von dem Eheherrn als egregia supellex betrachtet und daher zur Vermehrung seiner Liberey angeschafft werden, welches Anschaffen nicht immer von beiden Parteien ratifizirt zu werden pflegt."

Unter den deutschen Reichsstädten hat neben Augsburg entschieden Nürnberg die reichste Entwicklung gehabt, sodaß diese Stadt als Repräsentantin des deutschen Städtewesens und der sozialen Zustände derselben überhaupt gelten kann. Unter diesem Gesichtspunkte gewinnen die von Joseph Baader veröffentlichten Nürnberger Polizeiordnungen aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert besondre Bedeutung. Das gleiche gilt von Endres Tuchers Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg (1464—1475), dessen Herausgabe wir Matthias Lexer verdanken und das Friedrich von Weech mit einer gehaltvollen Einleitung und sachlichen Anmerkungen versehen hat. „Das Baumeisterbuch von Endres Tucher," heißt es hier, „im Jahre 1464 begonnen, 1470 abgeschlossen, mit Nachträgen bis 1475 bereichert, ist eine wichtige Quelle zur Kenntnis der bis in das kleinste Detail ausgebildeten Organisation, deren sich schon im 15. Jahrhundert das Gemeinwesen Nürnbergs erfreute, umso wichtiger, als die Beziehungen des Baumeisters zu hundert Dingen, deren Zusammenhang mit dem Baumeisteramte unser büreaukratisch geschulter Sinn kaum einsieht, einen Einblick in die verschiedensten Verhältnisse der alten Reichsstadt gewähren." Endres Tucher verfolgte jedoch bei seinen Aufzeichnungen gleichzeitig eine praktische Tendenz, nämlich die, seinen Nachfolgern damit eine Anleitung zu geben, nach der sie sich künftig richten könnten. Er hat daher mitten unter die trockene, weitschweifige Aufzählung der verschiednen Funktionen des Baumeisters zahlreiche Ratschläge eingeflochten zu Nutz und Frommen des späteren Geschlechts, und gerade das ist es, wie Weech hervorhebt, was der Aufzeichnung einen eigentümlichen Reiz verleiht: außer dem pflichtgetreuen Beamten lernt man auch auf jeder Seite des Buches den kernhaften Menschen kennen

Digitized by Google

Derselben Familie der Tucher, die noch heute in Nürnberg blüht, entstammte auch Anton Tucher, dessen Haushaltbuch aus den Jahren 1507 bis 1517 Wilhelm Looſe nach einer der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden gehörigen Handschrift bekannt machte. Diese Publikation hängt überdies mit zwei andern aufs engste zusammen, mit dem Handlungsbuche des Ott Ruland und dem Einnahmen- und Ausgaben-Register des Reichserbkämmerers Conrad von Weinsberg. Ott Ruland, der Chef eines bedeutenden Handlungshauses der Reichsstadt Ulm, gewährt uns in seinem Handlungsbuche mannichfache Aufschlüsse über den Verkehr eines süddeutschen Großhändlers des 15. Jahrhunderts; aus des Herrn von Weinsberg Register lernen wir sowohl den Haushalt eines hochstehenden adlichen Herrn als auch seine amtlichen Angelegenheiten und die damit in Beziehung stehenden finanziellen Verhältnisse kennen; Anton Tuchers Haushaltbuch endlich ermöglicht uns einen Einblick in die vielen Bedürfnisse eines vornehmen und reichen Bürgerhauses am Anfange des 16. Jahrhunderts. Alle drei Bände aber belehren uns über sozialpolitische Verhältnisse, von denen uns ja die Blätter der politischen Geschichte so wenig zu berichten wissen, und zwar mit unmittelbarer Treue, da die in ihnen mitgeteilten Aufzeichnungen nie für die Öffentlichkeit, sondern nur zu privatem Gebrauche bestimmt waren.

Ziemlich abweichend von dem sonst bei den Ausgaben des Literarischen Vereins festgehaltenen Grundsatze ist der Band, welchen Emil Weller veröffentlichte: Die ersten deutschen Zeitungen. Derjenige Teil, welcher dem Abdruck der ersten sechs Zeitungen und solcher, die Länderentdeckungen und Kriegsvorfälle bis zum Jahre 1535 beschreiben, gewidmet ist, ist bei weitem kürzer als der zweite, welcher eine Bibliographie der Zeitungen aus den Jahren 1505 bis 1599 enthält. Selbstverständlich konnte ein erster Versuch, diese wichtigen literarischen Erzeugnisse zu verzeichnen, nicht erschöpfend ausfallen; Weller hat selbst eine Nachlese veranstaltet (Germania, N. F., Jahrg. 14, Heft 1), und da er im wesentlichen nur die Bestände süddeutscher Bibliotheken, die auf diesem Gebiete allerdings am reichsten sind, in seine Sammlung aufnahm, werden sich dieselben gewiß noch durch eine Reihe wertvoller Ergänzungen erweitern lassen. Auch wird es gut sein, sich nicht ausschließlich, wie Weller that, auf das Stichwort „Zeitung“ zu beschränken; man wird vielmehr auch die zeitungsartigen Erscheinungen ins Auge zu fassen haben, die sich als „Anzeigen,“ „Berichte,“ „Historien,“ „Relationen“ u. s. w. geben.

Mit Übergehung alles dessen, was Keller unter den Rubriken „Naturwissenschaftliches,“ „Reisen,“ „Spanische, provenzalische, französische und niederländische Poesie“ zusammenstellt, wollen wir schließlich nur noch auf zwei Publikationen aufmerksam machen, die unter der Rubrik „Briefe“ aufgeführt sind. Die erste derselben, Johann Reuchlins Briefwechsel, gesammelt und herausgegeben von Ludwig Geiger, trägt einen durchaus gelehrten Charakter. Sie bildet eine dankenswerte Ergänzung zu Geigers trefflicher Reuchlinbiographie.

Digitized by Google

Leider enthält sie nicht den ganzen Briefwechsel Reuchlins, da Geiger es vorzog, nur die bisher bloß handschriftlich vorhandnen und durch ihren Inhalt besonders wichtigen Briefe zum Abdruck zu bringen, von den übrigen aber nur Druckort, Inhalt und einzelne merkwürdige Stellen mitzuteilen. Wir können uns mit dieser Art, Humanistenbriefe zu ediren, nicht befreunden, weil es immer eine subjektive Schätzung bleiben wird, bestimmen zu wollen, was in ihnen nur konventionelle Phrase und was auch für die Charakteristik des Briefschreibers von Wert ist. Immerhin wollen wir uns der Geigerschen Arbeit, die zugleich eine Fülle sachlicher und biographischer Bemerkungen enthält, freuen, umsomehr, da uns wohl nicht sobald ein Corpus Reuchlinianum dargeboten werden dürfte.

Die zweite der hier zu nennenden Publikationen gehört zu den beliebtesten und am meisten bekannten und benutzten aus der ganzen Sammlung. Wir meinen die Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Schon im ersten Verwaltungsjahre zog Wolfgang Menzel eine Auswahl von Briefen der Prinzessin an ihre Halbschwester Louise aus dem Degenfeldschen Familienarchiv an das Licht. Noch immer empfiehlt sich dieser eine Band am meisten für diejenigen, welche einen Eindruck von dem kernigen Wesen der deutschen Fürstentochter gewinnen wollen. Für die wissenschaftliche Benutzung kommen nur die von Holland herausgegebenen sechs Bände in Betracht, welche eine vollständige Sammlung aller von Elisabeth Charlotte an ihre Halbgeschwister gerichteten Briefe enthalten. Holland hat dieselben durch zahlreiche den gleichzeitigen französischen Memoiren entnommene Notizen erläutert und fast alles, was einer ergänzenden Bemerkung bedarf, durch wertvolle Angaben beleuchtet, sodaß die Briefe nun mit größtem Nutzen für die Kenntnis der französischen Geschichte unter Ludwig XIV. und der Regentschaft zu verwerten sind. Zu bedauern ist nur, daß der Herausgeber nicht allen Bänden die gleiche liebevolle Sorgfalt zugewendet hat, die einige derselben geradezu zu einem Muster von Briefeditionen gemacht hat.*)

*) Merkwürdigerweise erfreuen sich die in den Schriften des Literarischen Vereins bekannt gemachten Briefe einer größeren Teilnahme als die in einem andern Werke enthaltenen. Es sei deshalb erlaubt, auch auf sie bei dieser Gelegenheit hinzuweisen. Kein geringerer als Leopold von Ranke hat im sechsten Bande seiner „Französischen Geschichte" eine Auswahl von Briefen der Herzogin von Orleans veranstaltet, und zwar derjenigen, welche sie an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover gerichtet hat. Letztere, die auf die Entwicklung der jungen Herzogin den allergrößten Einfluß gehabt hat, war auch für die verheiratete Prinzessin die größte Vertraute und ihre vornehmste Korrespondentin. So sind denn die an sie gerichteten Briefe die wertvollsten, weil ihr gegenüber die Briefschreiberin ihr Herz zu erleichtern gewohnt war und ihr alles, was sie im Leben freudig oder schmerzlich berührte, mitteilte. Erst nach dem Tode der Kurfürstin tritt die Raugräfin von Degenfeld an ihre Stelle, und erst von da ab gewinnen die von Holland herausgegebenen Briefe ein ähnliches Interesse wie die, von denen Ranke das Wesentlichste bekannt gemacht hat.

Digitized by Google

Die Literatur über Elisabeth Charlotte wird von Jahr zu Jahr größer, ihr Charakterbild zu zeichnen ist schon in vielen populären Vorträgen versucht worden; nichts aber, auch nicht die beiden glänzenden Darstellungen, die Ludwig Häußer von der ihm so überaus sympathischen Landsmännin gegeben hat,*) kann die Lektüre ihrer Briefe selbst ersetzen. Es ist ein wahrhaft wohlthuendes Bild, das wir aus ihnen gewinnen. Wie die Herzogin in ihrem einfach ausgestatteten Gemache sitzt, zumeist mit Schreiben beschäftigt, fast immer im Geiste bei den Ihren verweilend, das Wohl ihrer Angehörigen und Freunde sorgsam erwägend, das Herz offen für das Heil und Unheil des Vaterlandes, dabei allem Guten und Schönen, das sich ihr bietet, bereitwillig sich hingebend, gleich stark an männlichem Mute wie an weiblichem Zartgefühl, ist sie recht eigentlich Typus und Abbild einer edeln deutschen Frau. Dank daher dem Literarischen Verein, daß auch er dazu beigetragen, die Gestalt dieser deutschen Fürstin unserm Volke in ungetrübter Klarheit vor Augen zu stellen!

Aber Dank nicht allein für diese Bände! Dank und Anerkennung verdient das ganze Streben des Literarischen Vereins, von dem wir hier nur einen flüchtigen Überblick geben konnten, bei dem vieles unerwähnt bleiben mußte. Indessen wollen wir unsre Darstellung nicht schließen, ohne noch einem Wunsche Ausdruck zu geben, der, wie wir annehmen, gewiß auch bei andern sich geregt hat, und dessen Erfüllung uns auch im Interesse des Vereins selbst zu liegen scheint.

Überblickt man das von Keller mitgeteilte Verzeichnis der gegenwärtigen Mitglieder des Vereins, so nimmt man bald wahr, ein wie großer Teil derselben aus öffentlichen, Vereins- und Schulbibliotheken besteht, wie gering die Zahl von Privaten ist, die zu den Mitgliedern zählen. Und unter den letztern befinden sich meist Gelehrte, die nach der Organisation des Vereins genötigt (!) sind,**) während der Zeit, da ihre für denselben bestimmten Arbeiten gedruckt werden, Mitglied desselben zu werden. Diese in der That wenig erfreuliche Erscheinung, welche nur dazu beiträgt, die Veröffentlichungen des Vereins zu literarischen Seltenheiten zu stempeln, hat freilich ihren sehr natürlichen Grund. Wieviel Privatleute und Gelehrte sind denn bei uns in der Lage, sich eine große Reihe von Werken anzuschaffen, die für sie ohne Interesse sind, nur um die zu erhalten, deren Besitz ihnen wünschenswert erscheint? Noch geringer aber ist die Zahl derjenigen, die, obwohl thatsächlich ohne alles Interesse, bloß um damit zu prunken, sich Bücher zulegen, die sie doch nicht lesen. Der Bücher-sport ist nun einmal in Deutschland nicht heimisch zu machen, und alles, was

*) Im zweiten Bande seiner Geschichte der rheinischen Pfalz, S. 712 flg., und sodann in einem Vortrage, abgedruckt in der von Oncken herausgegebenen Geschichte der Reformation.

**) Vergl. § 6 der „Grundsätze des literarischen Vereins in Stuttgart bezüglich auf die Herausgabe." Ferner die §§ 5, 7, 8 und 11b.

Digitized by Google

mit ihm zusammenhängt, scheint uns deshalb doppelt verkehrt. Keller rühmt sich, die Vereinsangelegenheiten der buchhändlerischen Spekulation entzogen zu haben, und das war gewiß ein Verdienst. Aber ließe sich nicht ein Ausweg finden, der, ohne den buchhändlerischen Geschäftsinteressen Raum zu geben, doch die Publikationen des Vereins durch den Buchhandel jedermann zugänglich machte? Das Vorbild dürfte in den von unsern Akademien ausgehenden Veröffentlichungen zu suchen sein, bei denen ja auch die Leitung allein in den Händen der gelehrten Körperschaften liegt, deren Vertrieb aber trotzdem der Buchhandel übernommen hat. Dann würden die Schriften des Literarischen Vereins ihre Seltenheit verlieren und die Finanzen desselben eine wesentliche Aufbesserung erfahren, welche wieder den Mitarbeitern zu Gute käme, die sich bis jetzt mit einer wahrhaft dürftigen Entschädigung für ihren Aufwand an Kraft und Zeit haben begnügen müssen. Einzelne Bände der Publikationen sind allerdings auf antiquarischem Wege zu beschaffen; aber ganz abgesehen davon, daß eine nicht unbeträchtliche Zahl gerade der wertvollsten Bände total vergriffen und ihr Erwerb immer vom Zufall abhängig ist, widerspricht nicht diese beschränkte Art von Öffentlichkeit dem Zweck, der doch durch die Herausgabe eines unbekannten oder selten gewordenen Werkes erreicht werden soll? Dieser kann und soll doch logischer Weise nur die Zugänglichkeit für jedermann, die möglichst weite Verbreitung sein.

Wir haben den Leistungen des Vereins die wärmste Anerkennung gezollt; hoffen wir, daß auch unser Wunsch an maßgebender Stelle einer freundlichen Erwägung nicht für unwürdig befunden werden möge.

Dresden. H. A. Lier.

Michael Munkacsy.

Von Adolf Rosenberg.

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 11. Februar äußerte der Abgeordnete Reichensperger in seiner langen Oppositionsrede gegen die außerordentliche Forderung des Kultusetats von zwei Millionen Mark für Kunstzwecke nach dem stenographischen Berichte folgendes: „Ein Russe stellt soeben hier [in Berlin] ein gewaltiges Bild aus... (Zurufe: Ein Ungar!) Also es ist ein Ungar, es kommt so ziemlich auf eins hinaus.“ Mit diesem „Russen, der auch ein Ungar sein kann,“ meinte Herr Reichensperger den in Paris lebenden Ungarn Munkacsy,

Digitized by Google

dessen großes Gemälde „Christus vor Pilatus“ auf seiner Wanderung durch die Welt gerade in Berlin angekommen ist. Munkacsy gehört, wie man ohne Übertreibung sagen kann, gegenwärtig zu den gefeiertsten Malern der Welt, und er hat sich, was noch mehr sagen will, diesen Ruhm aus bescheidnen Anfängen durch eigne Kraft erworben, ohne die Reklame zu Hilfe zu nehmen. Wenn sein Gemälde „Christus vor Pilatus“ jetzt mit einem gewissen Apparat von überflüssigen und verwerflichen Dingen in Szene gesetzt wird, so hat er mit diesem Arrangement nichts zu thun, da er sein Bild an einen spekulativen Kunsthändler verkauft hat, welcher mit demselben in der Welt umherzieht. Munkacsy hat im Jahre 1878 die Ehrenmedaille, also die höchste Auszeichnung der Pariser Weltausstellung, und das Offizierkreuz des Ordens der Ehrenlegion und später auch die große goldne Medaille der Berliner Kunstausstellung erhalten. Er ist vom Kaiser von Österreich in den Adelsstand erhoben worden. Außer Makart hat kaum ein zweiter Künstler Europas einen so weit verbreiteten Ruf wie Munkacsy, und der fleißige Künstler in der Avenue Villiers in Paris darf sich dessen mit Recht freuen.

Zu den Ohren des Herrn Reichensperger ist nichts davon gedrungen: er hält Munkacsy für einen Russen. Gleichwohl gilt Herr Reichensperger im preußischen Abgeordnetenhause für eine unantastbare Autorität in Kunstsachen — er hat auch kunstgeschichtliche und ästhetische Aufsätze geschrieben —, der man nur widerspricht, wenn die Regierung, wie bei jenen zwei Millionen, das ganze Gewicht ihres Ansehens gegen Herrn Reichensperger in die Wagschale legt. Vielleicht ist seine Autorität durch seine jüngste Kunstrede, die auch noch andre schwache Punkte hatte,*) etwas erschüttert worden. Durch einen Zuruf hat man ihn sofort rektifizirt: Munkacsy ist in Ungarn geboren, und die Ungarn sind nicht wenig stolz auf den berühmten Landsmann, der die Kunst Ungarns vor der ganzen Welt handgreiflich zu Ehren gebracht hat. Deshalb sind die Ungarn aber immer noch kein Kunstvolk, obwohl sie sich alle erdenkliche Mühe geben, durch eine reiche Dotation ihrer Museen und Kunstschulen den Kunsttrieb in ihrem Lande zu wecken.

Munkacsy ist seiner äußeren Erscheinung nach ein Vollblutmagyar, obwohl er einen deutschen Namen trägt. Er heißt eigentlich Lieb und hat den Namen

*) So sagte Herr Reichensperger z. B.: „In Paris — ich verfolge so ziemlich die Berichte, welche über die dortigen sogenannten Salons erstattet werden, ich kann versichern, daß es in Paris mit der Malerei garnicht besonders bestellt ist. Die sogenannten Impressionisten und die Aquarellisten behaupten das Feld; daneben macht sich mitunter ein fast widerlicher Realismus geltend.“ In Wahrheit verhält es sich aber so, daß die Impressionisten bis 1881 beständig von den Salons ausgeschlossen waren, und daß seit jenem Jahre nur sehr wenige Impressionisten in demselben erschienen sind, die garnicht beachtet wurden. Auch die „Aquarellisten,“ unter denen sich Herr Reichensperger ebenfalls eine Kunstsekte zu denken scheint, veranstalten besondre, von den Salons unabhängige Ausstellungen. Von den Salons hat demnach Herr Reichensperger eine ganz falsche Vorstellung.

Digitized by Google

Munkacsy von der ungarischen Stadt Munkacs angenommen, wo er am 10. Oktober 1844 zur Welt kam. Sein Vater, ein Beamter, verlor während der ungarischen Revolution das Leben, und seine Mutter starb ebenfalls so früh, daß der kleine Michael auf die Fürsorge seines Oheims, des Advokaten Hoeck, angewiesen war. Als dieser aber sein Vermögen verlor, trat Munkacsy bei einem Tischler in die Lehre. Sechs Jahre lang blieb er bei diesem Handwerk. Dann besserte sich die Lage seines Onkels wieder, und Munkacsy durfte seiner Neigung zur Kunst folgen. Er begann seine künstlerische Laufbahn bei einem Maler namens Szamozy in Gyula und ging dann, nachdem er durch einige Proben seine Begabung bewiesen hatte, nach Pest, wo er zwar nicht die Akademie besuchte, aber doch von den damals maßgebenden Künstlern Than und Ligeti unterwiesen wurde. Zu einem systematischen Akademiestudium kam Munkacsy in Pest nicht. Er malte auf eigne Hand Bilder, und als er sich dadurch eine kleine Summe erworben hatte, ging er nach Wien zu Rahl, der damals viele Schüler um sich versammelte und der auch Thans Lehrer gewesen war. Bald nach Munkacsys Ankunft in Wien starb Rahl, und da kein andrer Meister den jungen Ungarn an Wien fesselte und er auch keine Aufnahme in die Akademie fand, so setzte er seinen Wanderstab weiter und ging nach München. Hier gelang es ihm nicht nur, in die Malklasse der Akademie aufgenommen zu werden, sondern er fand auch bei dem Kriegsmaler Franz Adam wirksame Förderung. Für sein erstes Bild, eine Überschwemmung, welche noch in dem idealen Stile der ältern Münchener Schule komponirt war, erhielt er einen von der ungarischen Regierung ausgesetzten Preis, und dieselbe Auszeichnung wurde ihm noch zweimal für zwei aus dem ungarischen Volksleben herausgegriffene Genrebilder, die „Schmückung einer Braut“ und die „Einladung zur Hochzeit,“ zu teil. Dadurch gewann er die Mittel, sich in Düsseldorf weiterzubilden, wohin ihn besonders der Ruf von Knaus und Vautier zog. Nach ihrem Vorbilde wollte er das wenig gekannte Volksleben seiner Heimat schildern, und nach einigen Versuchen fand er auch ein sehr dankbares Motiv. Das ungarische Gesetz gestattet es, daß ein zum Tode Verurteilter vor seiner Hinrichtung von Angehörigen, Verwandten und Bekannten besucht werden darf. Einen solchen Moment stellte Munkacsy dar. In dem elenden Kerker eines ungarischen Städtchens sitzt der Verurteilte an einem Tische, auf welchem seine Mahlzeit, vielleicht seine letzte, und zwei brennende Kerzen stehen. Er starrt in finsterm Brüten vor sich hin, während sein Weib und seine Kinder hinter ihm wehklagen. Von der Gasse sind Männer und Frauen in den halbdunkeln Raum geströmt und mustern den armen Sünder mit neugierigen oder ängstlichen Blicken. Munkacsy war erst fünfundzwanzig Jahre alt, als er diese „Letzten Tage eines Verurteilten“ vollendete. Und doch legte er damit bereits den Beweis ab, daß seine Lehrzeit trotz der verlornen Jahre seiner Jugend beendigt war. Wir meinen die Lehrzeit im eigentlichen Sinne des Wortes als die Zeit des Strebens nach technischer Ge-

Digitized by Google

wandtheit und nach originalem Ausdruck. Der wahre Künstler lernt, wenn er nicht frühzeitig zum Manieristen werden will, bekanntlich niemals aus, und auch Munkacsy hat in den anderthalb Jahrzehnten, welche seit der Vollendung jenes Bildes verflossen sind, noch mehrere Wandlungen durchgemacht.

Was jene Szene aus dem Kerker auszeichnete, war vor allen Dingen die ergreifende Charakteristik, die sich bei aller Energie in den Grenzen der Wahrheit und Natürlichkeit hielt. Keine falsche Sentimentalität, kein unwahres Pathos, nichts Komödiantenhaftes. Dazu kamen der tiefe Ernst der Empfindung, welcher die ganze Komposition durchdrang, und der ungewöhnliche, fremdartige Stoff, und so fehlte es dem Bilde schon in Düsseldorf nicht an einem großen Erfolge. Beeinträchtigt wurde derselbe nur durch den übertrieben schwarzen Gesamtton, der nur zum kleinen Teil durch das Dämmerlicht des Kerkers motivirt war. Diese eigentümliche, wohl aus seiner Gemütsstimmung herausklingende, koloristische Ausdrucksweise blieb eine ganze Reihe von Jahren hindurch für Munkacsy charakteristisch; sie drohte bereits zu einer verhängnisvollen Manier zu werden, als er sich endlich von ihr lossagte.

Auf den Rat von Knaus stellte Munkacsy die „Letzten Tage eines Verurteilten" im Pariser Salon von 1870 aus. Er erhielt nicht nur eine Medaille dritter Klasse, sondern das Bild fand auch einen Käufer, der es nach Amerika entführte. Zehn Jahre später hat es Munkacsy noch einmal gemalt, aber, seiner veränderten koloristischen Anschauung entsprechend, in einer ungleich farbigeren Haltung. Der Erfolg seines Bildes brachte in ihm den Entschluß zur Reise, nach Paris überzusiedeln, und er schlug deshalb, als ob er instinktiv fühlte, daß ihm sein Glück in Paris blühe, einen 1871 an ihn ergangenen Ruf als Professor an die Kunstschule in Weimar aus. Im Jahre 1872 finden wir ihn bereits in Paris und zwar in vollster Thätigkeit, da er 1873 nicht nur den Pariser Salon, sondern auch die Wiener Weltausstellung, und zwar letztere mit fünf Gemälden, beschicken konnte. Unter diesen waren die „Nachtschwärmer" das Hauptbild. Beim Morgengrauen werden vier des Nachts aufgegriffene Strolche von zwei Soldaten durch die Gassen eines ungarischen Städtchens transportirt. In einer Mauerecke haben Hökerinnen, um einen Tisch gruppirt, ihren Kram aufgethan und blicken mit Verachtung und Schadenfreude auf die Verhafteten. Einer von ihnen, ein junger Mann mit dem Schurzfelle des Handwerkers, welcher sich aus Scham den Hut tief ins Gesicht gedrückt hat, wendet seinen Kopf zur Seite, weil ihm eine junge Dirne begegnet, die ihn mit einer Geberde des Entsetzens erkennt. Aus dem Hintergrunde folgt ein Trupp von Kindern dem Zuge. Auch auf diesem Bilde fesselte die breite, energische Charakteristik, die geschickte, mit großen Flächen operirende Mache. Aber der schwarzgraue Gesamtton und das sichtliche Streben nach dem Häßlichen und Gemeinen bestimmte doch so sehr die Physiognomie des ganzen Bildes, daß die Freude an den technischen Vorzügen keine ungetrübte war. Man konnte dem Maler mit

Digitized by Google

Recht zum Vorwurfe machen, daß er nur für die Nachtseiten des menschlichen Daseins ein Auge habe und daß seine übermäßige Neigung für das Beinschwarz krankhaft sei. Wenn man von dem jungen Mädchen mit dem Marktkorbe absah, führte das Gemälde eine wahre Musterkarte von abschreckend häßlichen Volkstypen vor, stumpfsinnige Kretins und ungeschlachte Weiber, die gleichwohl mit einer fast inbrünstigen Liebe charakterisirt waren. Noch krasser trat die Gemeinheit auf der „Wankenden Heimkehr" zu Tage, wo ein Betrunkener von einem Zechgenossen in sein elendes Heim zu Weib und Kind geführt wird, die halb im Schmutze verkommen sind. Munkacsy wollte offenbar für die moralische Verkommenheit einen entsprechenden koloristischen Ausdruck finden, und deshalb legte er über alle Lokalfarben einen schwarzen Schleier, um damit seine Verachtung dieser Verkommenheit zu dokumentiren. Aber diese finstere Ausdrucksweise gewann bald eine solche Macht über ihn, daß er sie auch da anwendete, wo sie garnicht am Platze war, wie in harmlosen Küchenszenen, wo eine alte Frau Butter macht oder Mädchen Geflügel rupfen, oder auf Porträts und Landschaften. Angemessener war die düstere koloristische Stimmung für das im Salon von 1873 ausgestellte Bild „Episode aus dem ungarischen Kriege von 1848," wo ein verwundeter Ungar, der in einem Bauernhause Zuflucht gefunden hat, den Charpie zupfenden und bewegt zuhörenden Frauen und Mädchen seine Erlebnisse erzählt. Jene „Nachtschwärmer," welche im Verein mit einer Szene „Aus dem Leihhause" im Salon von 1874 erschienen, brachten dem Künstler bereits eine Medaille zweiter Klasse. Der „Dorfheld," welcher im nächsten Jahre ausgestellt wurde, war ebenfalls noch so dunkel gehalten, daß ein französischer Kritiker schreiben konnte, er sei in einem Keller gemalt worden. Ein Athlet, welcher auf den Jahrmärkten herumzieht, hat in einem Wirtshause den stärksten Burschen des Dorfes zum Ringkampfe herausgefordert. Alles drängt sich in gespannter Erwartung um die beiden Ringer, und selbst die Kinder sind auf die Tische geklettert, um von den Einzelheiten des Kampfes nichts zu verlieren.

Um diese Zeit vollzog sich eine Wandlung in den äußern Verhältnissen Munkacsys, welche auch auf seine künstlerische Entwicklung nicht ohne Einfluß blieb. Er gewann die Liebe einer reichen, jungen Witwe, der Gräfin Marsch, und die Vermählung mit ihr setzte ihn in den Stand, ohne Rücksicht auf Broterwerb seinen Idealen nachzustreben. Weit entfernt aber, sein Leben unthätig zu verträumen, entfaltete er nunmehr eine verdoppelte Thätigkeit. Er öffnete seine Augen dem Luxus des Daseins, der Kunst in seiner Umgebung, und suchte sein düsteres Naturell abzustreifen. Er löste allmählich die Lokalfarbe aus der schwarzen Grundstimmung ab und erweiterte auch seinen Stoffkreis, indem er nicht mehr ausschließlich ungarische Motive bearbeitete. Die Darstellung seines Ateliers, welche im Jahre 1876 vollendet wurde, war der erste Schritt auf dieser Bahn. Vor einer Staffelei sitzt die junge Frau des Malers, welche auf-

Digitized by Google

merksam ein auf derselben stehendes Gemälde prüft. Munkacsys Blicke hängen erwartungsvoll an den Lippen der Kunstrichterin, und im Hintergrunde hält sich bescheiden ein ärmlich gekleidetes Kind zurück, welches dem Künstler als Modell gedient hat. Von schwarzen und grauen Tönen war, namentlich im Fond zwar immer noch ein übertriebener Gebrauch gemacht worden. Aber in dem ganzen Arrangement war das Streben nach Eleganz und Vornehmheit unverkennbar. Im nächsten Jahre griff er wieder in das ungarische Volksleben mit einer „Jagdgeschichte" hinein — ein Nimrod erzählt sie in einem Wirtshause seinen aufmerksamen Zechgenossen —, wobei er einen neuen Schritt vorwärts ins Farbige machte. Zum letztenmale bearbeitete er dann noch ein nationales Motiv in seiner „Ungarischen Rekrutirung," einer Werbeszene, die ebenfalls in einem Wirtshause spielt. Nach Vollendung dieses Gemäldes zog er aber den Magyaren aus. Er hatte sich so vollständig in das Pariser Leben eingewöhnt, daß ihn das niedere Genre nicht mehr reizte. Einerseits strebte er danach, mit den Koryphäen der Pariser Kunst in der Malerei großen Stils zu wetteifern, andrerseits beschäftigten ihn koloristische Probleme, auf welche er im Strome der Pariser Kunstbewegung aufmerksam geworden war.

Auf der Weltausstellung von 1878 figurirte bereits neben jenem Atelierinterieur und der „Ungarischen Rekrutirung" die erste Frucht seiner neuen Bestrebungen: „Milton, seinen Töchtern das verlorene Paradies diktirend." Mit einem Schlage war die trübe Atmosphäre rauchiger Wirtshäuser, rußiger Küchen und schmutziger Straßen verschwunden. Ein behaglich ausgestattetes Gemach, in welches durch die kleinen, runden Scheiben des Fensters ein sanftes Licht fällt, auf dem Lehnstuhle am Fenster der blinde Dichter, von einem silbergrauen Lichte umflossen und gesenkten Hauptes über den Versen nachsinnend, um den Tisch herum die drei Töchter gruppirt, die eine in ihrer Strickarbeit innehaltend, die andre hinter einem Stuhle stehend und, wie die dritte, die Schreiberin, den Worten des Vaters lauschend — das alles war mit einer Kunst geschildert, deren charakteristische Eigentümlichkeiten in erster Linie Vornehmheit und Ruhe waren. Die geistige Arbeit des Dichters kam auf seinen Zügen zu klarem Ausdruck, und die gespannte, auf den Vater gerichtete Aufmerksamkeit der drei Töchter gab der Gruppe auch eine innere Einheit. Jeder theatralische Zug, der namentlich in der Charakteristik des schaffenden Dichters in gefährlicher Nähe lag, war glücklich vermieden. Ein natürliches, einfaches Empfinden beherrschte gleichmäßig die vier Figuren. Zu einer vollen farbigen Wirkung hatte sich Munkacsy indessen auch auf diesem Gebiete noch nicht durchgearbeitet. Auf dem Teppich, dem roten Sammet des Lehnsessels, der Tischdecke lag es immer noch wie ein grauer Florschleier. Aber die schweren, schwarzen Töne waren doch ziemlich unterdrückt worden, und es ließ sich nicht leugnen, daß der Künstler durch die graue Grundstimmung zum Teil die vornehme Gesamtwirkung erzielt hatte. Sah man jedoch von dieser koloristischen Voreingenommenheit ab, so

Digitized by Google

mußte man der Freiheit und Sicherheit der Technik unbedingte Anerkennung zollen. Auf der größern Fläche war Munkacsys breite Behandlungsweise, welche den kleinern Genrebildern etwas unfertiges und skizzenhaftes gab, besser am Platze, zumal da sich dieselbe meist auf das Beiwerk, die Stoffe, Möbel und Geräte beschränkte und sich in den Köpfen und Händen zu einer sorgfältigern, mehr abgerundeten Durchbildung erhob. In allen Teilen lieferte das Gemälde aber den Beweis, daß der ungarische Maler durch die eingehendsten Naturstudien nicht nur sein technisches Können bedeutend vertieft, sondern auch seinen geistigen Horizont erweitert hatte. Dabei hatte er auch in dem neuen Stoffgebiete seine Originalität so vollkommen bewahrt, daß sich in den Gemäldesälen der Weltausstellung nur wenige Arbeiten finden ließen, welche eine so persönliche und individuelle Sprache führten wie diejenige Munkacsys. Seine eigentümliche Ausdrucksweise fand zwar immer noch ebensoviele Gegner wie Bewunderer, aber beide waren darin einig, daß man es mit den Äußerungen eines durchaus originellen, auf sich selbst gestellten Talentes zu thun habe. Etwas national-magyarisches war jedenfalls in diesem Gemälde nicht zu entdecken. Am ehesten wirkte in der geistigen Beseelung der Köpfe noch die Düsseldorfer Erziehung nach. In der Technik mußte jedoch eine vollkommene Unabhängigkeit von jeder Schultradition konstatirt werden.

Das Miltonbild brachte dem Künstler die Ehrenmedaille der Weltausstellung und das Offizierskreuz der Ehrenlegion und verschaffte ihm auf seinen Wanderungen durch Österreich, Deutschland u. s. w. und durch Reproduktionen in Radirung und Photographie auch auswärts Ehre und Anerkennung.

Da Munkacsy einmal entschlossen war, mit seiner Vergangenheit zu brechen, gab er sich willig dem Einfluß der keckſten französischen Farbenkünstler hin. Er war nicht der einzige und erste, welcher einsah, daß in der scheinbar so verkehrten und extravaganten Lehre der Impressionisten ein Korn von Wahrheit vorhanden sei. Man sagt, daß er auch im Glücke seine Herkunft nicht vergessen habe und für die armen Sansculotten der Malerei offene Hand und offenes Herz besitze. Dabei mag er sich auch mit Ernst und Eifer in die Theorie der Impressionisten von Licht und Luft versenkt haben, und eine reichere Lichtfülle konnte niemandem von größerm Vorteile sein als ihm. Wenn die Impressionisten behaupten, daß die Gewohnheit der Maler, ihre in der freien Natur aufgenommenen Skizzen im Atelier, also bei geschlossenem, künstlich arrangirtem Licht auszuführen, das Auge allmählich stumpf und unempfänglich für die wirklich im Freien vorhandene Lichtfülle gemacht habe, so haben Sie mit dieser Behauptung nicht Unrecht, wohl aber, wenn sie sagen, daß diese Lichtfülle die Luft so vollständig absorbire, daß man sie überhaupt nicht mehr sehe und demgemäß auch nicht malen dürfe. Eine große Gruppe von französischen Malern hat beide Punkte dieser Theorie mit Begeisterung aufgenommen, und zu ihnen gehört auch Munkacsy, welcher lange Zeit ein abgesagter Feind des Lichts gewesen war.

Digitized by Google

Seine neugewonnenen Anschauungen erprobte er zunächst an einer Reihe von Genrebildern, deren Motive er aus seiner nächsten Umgebung, aus seiner eignen Häuslichkeit wählte. Kann es etwas farbigeres geben als einen Pariser Salon mit seinen hundert Kuriositäten und Capricen, mit seinen bunten Stoffen an Wänden, Fußböden, Möbeln, mit seinen Bronzen, Porzellanen und Fayencen, mit seiner nicht minder capriziösen Staffage von Frauen und Kindern, welche allen Extravaganzen der Mode folgen? Diesen Farbentumult auf der Leinwand festzuhalten, ohne ihm etwas von seinem prickelnden Reize durch „Harmonisirung" zu nehmen, war Munkacsys eifrigstes Bestreben. Die außerordentliche Leichtigkeit seiner Mache ermöglichte ihm wirklich die Lösung dieser Aufgabe. Freilich streifte er dabei nach der Weise der Impressionisten nur die Oberfläche der Dinge. Er gab gewissermaßen nur formlose, unartikulirte Farbenempfindungen wieder. Die Zeichnung wurde mit wenigen Strichen abgemacht, und die ganze Wirkung nur auf die natürliche Frische und Wahrheit des Tons gelegt. Unter solchen Gesichtspunkten betrachtet, sind Genrebilder wie die „Beiden Familien," der „Geburtstag Papas," der „Besuch beim Neugebornen" koloristische Meisterwerke, deren Vorzüge freilich nach der technischen Seite hin liegen. Man glaubt, Arbeiten eines Mosaicisten vor sich zu haben, der seine bunten Steine zu einem gefälligen Ensemble gruppirt hat. Genrebilder im Stile von Knaus sind diese Gemälde nicht, weil der Künstler die Staffage nicht über die Umgebung hinaus zu einer höheren Bedeutung entwickelt, nicht genügend durchgeistigt hat. Am Ende kann man auf diesen eleganten Salonszenen auch nicht die Darstellung eines tiefen, geistigen Lebens erwarten. Der Zweck ist erreicht, wenn der Beschauer das Gefühl hat, daß er vor einer glücklichen Häuslichkeit stehe, in welcher der äußere Luxus die unbefangenen Äußerungen unverdorbener Herzen noch nicht zurückgedrängt hat. Auf einer gleichzeitig mit diesen Genrebildern gemalten Landschaft und einem Blumenstück kommen ähnliche koloristische Tendenzen zum Ausdruck. Wenn man aber dicht vor diese Gemälde tritt, fühlt man sich durch das Getümmel von farbigen Flecken abgestoßen. Alles trägt den Charakter einer wenn auch geistreichen Improvisation, und man ist wirklich versucht, zu glauben, daß Munkacsy mit diesen Farbenkunststücken nur Experimente gemacht, nur die Fühler ausgestreckt habe, um zu sehen, wie weit er auf diesem gefährlichen Wege gehen könne.

Während diese Bilder nämlich entstanden, näherte sich in seinem Atelier das kolossale Gemälde „Christus vor Pilatus" der Vollendung, welches nun schon seit drei Jahren auf der Wanderung durch ganz Europa begriffen ist und überdies, durch eine vortreffliche Radirung vervielfältigt, den Ruhm des Meisters in alle Winde getragen hat. Man möchte annehmen, daß jene Exkursionen in das Gebiet des reinen Kolorismus für den Maler gleichsam gymnastische Übungen, tours de force gewesen seien, mit welchen er den Reichtum seiner Palette erproben, zugleich aber auch einen Grenzpfahl aufrichten wollte, von dem aus er sich in gemessener Entfernung zu bewegen hatte. Denn die Würde eines Historienbildes im großen Stil verträgt nicht ein solches Gaukelspiel durcheinanderschwirrender Farben.

Auch wenn man die übertriebene Reklame, welche mit dem Bilde vom Kunsthändler gemacht worden ist, und die auf Blendung berechnete Inszenirung des Gemäldes in abgeschlossenen, halb verdunkelten Räumen abzieht, bleiben noch genug Eigenschaften übrig, welche dem Werke eine hervorragende Stellung in der zeitgenössischen Kunstproduktion sichern. Freilich darf man auch bei

Digitized by Google

diesem Bilde nicht zuerst nach seinem geistigen Inhalte fragen. Gerade darin liegt seine Schwäche, welche es übrigens mit den meisten Historienbildern aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts teilt. Auf dem Boden des Rationalismus stehend, hat sich Munkacsy die Szene historisch zurecht gelegt. Für die Typen aus dem Volke, welche in die Halle des Gerichtshauses eingedrungen sind, für die Rabbiner und die Mitglieder des Hohen Rates, welche um die Exedra des Landpflegers herumsitzen, hat Munkacsy charakteristische Modelle aus der jüdischen Bevölkerung von Paris gewählt. Auch sein Christus erhebt sich in keinem Zuge über die niedrige Sphäre des Modellstudiums, welches nur zu deutlich in dieser Figur wie in allen übrigen nachklingt. Dieser Christus ist nicht der begeisterte Verkünder der neuen, erhabenen Lehre, welche den Armen und Unterdrückten das Reich Gottes, die Herrlichkeit jener Welt verheißt, sondern ein spitzfindiger Dialektiker, welcher Spinozas Schriften studirt hat. Dieser Christus hat durchaus das geistige Rüstzeug, um auf die Frage, welche auf den Lippen des Pilatus zu schweben scheint: „Was ist Wahrheit?“ eine geistreiche, wohldurchdachte Antwort zu geben. Es läßt sich nicht verhehlen, daß der auf seinem Throne sitzende Prokonsul eine ungleich interessantere Figur ist als der gefesselte Christus, und auch unter den Rabbis befinden sich einige, deren blaue, dunkelrote und in andern Farben schillernde Gewänder dem Maler sichtlich mehr Freude gemacht haben als die nüchterne Gestalt und die leere Physiognomie Christi. Das weiße Gewand des letztern und die weiße Toga des Landpflegers bilden die Lichtpunkte in der Kombination der Lokalfarben, welche wenigstens in der ersten Figurenreihe ziemlich ungebrochen hingesetzt sind, weil durch die obere Öffnung des Atriums ein volles Licht auf die Gestalten fällt. Im Hintergrunde lagert sich freilich ein massiges Dunkel über den Figuren. Da treibt der alte Munkacsy mit seinen schwarzen, undurchsichtigen Schatten sein Wesen, und da überdies nach impressionistischen Lehrsätzen die vermittelnde, die nötigen Distanzen herstellende Luft fehlt, drängt sich hinten alles zusammen, sodaß man garnicht den Eindruck empfängt, als ob eine aufgeregte Volksmenge den Gefangenen umtobte. Ruhige Empfindungen weiß Munkacsy mit ausgesuchter Feinheit zu schildern; aber er ist nicht der Maler dramatischer Konflikte und leidenschaftlicher Affekte. Das Gemälde „Christus vor Pilatus“ hat nichts von der geheimnisvollen Intuition des Genies; es ist ein Produkt kühler Berechnung und fleißiger Nachempfindung, welche allerdings durch ein immenses technisches Können unterstützt werden. Die malerische Begabung überragt bei Munkacsy bei weitem die geistigen Mittel. Wenn man ihm also auch nicht den Ruhm eines großen Künstlers zuerkennen darf, so ist er doch auf dem Wege, ein großer Maler zu werden, wenn er sich zur Ablegung einiger Irrtümer entschließen kann.

Digitized by Google

Auf der Leiter des Glücks.

Novelle von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Schluß.)

In der Besorgnis, sich durch ihre Unruhe zu verraten und sich in eine Leidenschaft hineinzuträumen, die im Keime zu ersticken ihr Pflicht schien, zog sich Lore eines Tages auf ihr Zimmer zurück, erleichterte ihr armes Herz in unendlichen Thränen, bat ihre Herrin darauf um die Erlaubnis, ihren Dienst in möglichster Kürze verlassen zu dürfen, erhielt unbedenklich ihren Abschied noch an demselben Tage und zog in die Ferne.

Warum diese Thränen, warum dieses fluchtartige Verschwinden? fragte damals Frau von Mockritz, die nicht begriff, was in dem Mädchen vorgegangen sein konnte.

Als Berthold nach langem, vergeblichem Suchen die Spur der Verschwundenen in einem der entlegensten Gebiete des Landes ausfindig gemacht hatte — in einer Art von Diakonissenanstalt für kranke Kinder —, fragte er nicht: warum diese Thränen? denn er wußte nichts von ihnen — aber wohl: warum dieses fluchtartige Verschwinden? Wollten Sie uns durchaus nicht die Freude gönnen, Fräulein Lore, unsre Schuld gegen Sie abzutragen?

Elise wahrte zunächst in bescheidner Weise das wiedererlangte Recht ihres Taufnamens. Dann stellte sie in Abrede, daß irgend wer in ihrer Schuld sei; aber ihre Verlegenheit machte sie unfähig, dem Besuche in eingehenderer Weise Rede zu stehen, und er selbst fühlte sich ihr gegenüber in so unklarer Gemütsverfassung, daß es ihm nicht leid war, als die Oberin dem armen Mädchen zu Hilfe kam, indem sie ihr ein dringendes Geschäft auftrug.

Er bat die Oberin dann, ihm alles zu sagen, was sie von Elise wisse, und er gab gleichzeitig seinerseits Auskunft über die traurige Veranlassung, die ihn zu ihrem Schuldner gemacht habe. Mein Vater, sagte er, hat ihr infolgedessen seit langem eine Schenkung zugedacht, deren Betrag sie für alle Zukunft

Digitized by Google

über die Alltagssorgen des Daseins hinausheben soll. Sie können denken, wie sehr ihm und mir daran liegen mußte, sie ausfindig zu machen.

Die Oberin bedauerte, nicht viel mehr zu wissen, als daß Elise in ihren Papieren den Namen Elise Müller führe, in verschiednen dienstlichen Stellungen gewesen sei und ihren Berufspflichten mit Hingebung obliege. Sie fand es verwunderlich, daß Elise durch einen Besuch, der ihr jedenfalls doch nur Erfreuliches bedeuten könne, in Verlegenheit gesetzt worden sei. Als die Vorgesetzte Elisens hielt sie sich für berechtigt, zu fragen, ob etwa andre Beziehungen als die erwähnten zwischen ihm und der jungen Person stattgefunden hätten und ob er entgegengesetzten Falles nicht für richtig halte, die Schenkung einem zuverlässigen Geschäftsmanne zu weiterer Überweisung anzuvertrauen?

Berthold gab zur Antwort, daß er nur sagen könne, er habe die ehrbarsten Absichten. Da Elise nur eine dienende Stellung bei seiner ehemaligen Braut eingenommen habe, so könne er natürlich weder Gelegenheit gehabt noch gesucht haben, sie anders als von fern zu sehen. Ihre damalige Hilfeleistung könne er aber selbst dann nicht niedrig anschlagen, wenn keine wirkliche Gefahr im Verzuge gewesen sein sollte, und vollends sei die Art, wie sie sich seinem und seines Vaters Danke entzogen habe, ein so laut redender Beweis für ihre Bescheidenheit und Uneigennützigkeit, daß er wohl bekennen müsse, der Gedanke an seine Retterin habe ihn seitdem oft beschäftigt.

Die Oberin erwiederte auf diesen offnen Bescheid, sie könne für diesen Fall wohl annehmen, daß er bei einem nochmaligen Besuche das ja keineswegs ungebildete junge Mädchen zu bestimmen wissen werde, die Schenkung als eine wohlverdiente anzunehmen, wenn nicht für sich, so doch, was ihr ja zu statten kommen würde, für die Anstalt.

Am andern Tage hatte Elise denn auch ihre Fassung vollständig wiedergefunden. Sie schüttelte zwar den Kopf und errötete ein paar mal heftig, als in Gegenwart Bertholds die Oberin ihr auseinandersetzte, sie dürfe die Schenkung nicht abweisen; aber daß dieselbe der Anstalt zugewendet werde, darein willigte sie endlich, wenn auch nur mit Widerstreben.

Ich danke dir, und ich danke Ihnen, sagte die Oberin, als das Geschäftliche zwischen ihr und Berthold dann in guter Form erledigt war, und sie entfernte sich, um ihren Schatz zu verschließen.

Elise wollte ihr folgen.

Was treibt Sie schon wieder fort? sagte Berthold; wollen Sie mir, nachdem ich Sie so lange gesucht, nicht einiges Vertrauen schenken und einigen Aufschluß über Ihre Herkunft, Ihre Schicksale, Ihre Zukunftspläne geben?

Die Diakonissin blickte nieder. Wozu? sagte sie.

Wozu? Weil ich es Ihnen ja doch zu danken habe, daß ich heute noch am Leben bin, jedenfalls daß ich unwürdige Fesseln abgestreift habe.

Sie blickte ihn mit einem raschen Seitenblick an.

Digitized by Google

Von mir, fuhr er fort, ist Ihnen nur zu viel bekannt. Unsre erste Begegnung gleich hat Sie belehrt, daß ich auf meinen Reisen nicht vorzugsweise Sitte und Anstand studirt hatte. Haben Sie mir den geraubten Kuß verziehen, Fräulein Elise?

Wer denkt noch daran? gab sie, ohne ihn anzusehen, zur Antwort.

Auch was weiter unter Ihren Augen an nichtigem Getändel getrieben wurde, fuhr er wieder fort, lassen Sie es begraben und vergessen sein. Ich habe ein schweres Jahr des Grübelns und Nachdenkens hinter mir, bin ein ganz andrer geworden, atme erst seit gestern wieder auf. Setzen Sie sich, fuhr er nach einer Pause in noch herzlicherem Tone fort, reden wir als alte Nachbarsleute. Wir waren es doch einmal. Ich möchte Ihnen von meinen guten Eltern erzählen, Sie sagen mir dann etwas von den Ihren.

Niemals! rief sie, aber sie setzte sich.

Er verstummte und sah sie fragend an. Sie hatte die Stirn in die Hand gestützt. Das weiße Kopftuch der Diakonissin bedeckte fast die ganze ihm zugekehrte Seite ihres Gesichts. Aber ob sie auf Schönheit Anspruch hatte oder ob sie auch jetzt noch zu jenen Unscheinbaren gehörte, die mehr nur durch ihr ganzes Wesen interessiren und rühren — fern lag es ihm, daran zu denken. Daß sie voll Herzensgüte war, von diesem Gefühl hatte seine Sehnsucht nach Wiederauffinden ihrer Spur unablässig gezehrt. Er war von demselben auch in diesem Augenblicke erfüllt.

Fräulein Elise, begann er nach einer Weile von neuem, Sie haben also keine freundlichen Kindheitserinnerungen, keine liebe Heimat. Das erklärt mir vieles. Aber umso minder recht handeln Sie, wenn Sie auch eine Teilnahme zurückstoßen, wie ich sie Ihnen entgegenbringe.

Ich stoße Ihre Teilnahme nicht zurück, sagte sie mit gepreßter Stimme; aber ich frage: wozu das alles?

Um — um — ja, wozu? Sie trafen das rechte Wort.

Um mich zu beunruhigen! rief sie; eben hatte ich mein Gleichgewicht wiedergefunden.

Er reichte ihr die Hand hinüber. O nein, nicht um Sie zu beunruhigen — aber sie nahm die Hand nicht —, um Ihnen offen zu sagen, wie es mit mir steht.

Als ob ichs nicht wüßte!

Sie?

Ich.

Und da lassen Sie mich Ihnen die Hand vergebens entgegenstrecken?

Eben deshalb thu ichs.

Rätselhaftes Wesen! Und wenn ich nun nicht länger, was in mir vorgeht, hinter halben Andeutungen Versteckens spielen ließe? Wenn ich dir sagte —

Wozu? Ich weiß es ja! Sie sind ja gut, Sie würden ja nicht so zu einem armen Mädchen reden, wenn Sie nicht Balsam für jede Wunde, die Sie

Digitized by Google

schlagen, in Bereitschaft hätten. Aber was soll denn werden, wenn Sie mir bis zu dem Punkte die Seele beunruhigen, daß ich Ihre Hand fasse —

Thu es.

Ich darf nicht.

Du darfst es. Ich bin Herr meines Willens. Sei mein, und es solls niemand wagen, sich zwischen uns zu drängen.

Niemand? Denken Sie nach.

Niemand.

Und Ihre Eltern?

Berthold verstummte. Ihre Hand zuckte in der seinen. Sie wußte nicht, wie es gekommen war. Aber in der seinen ruhte ihre Hand, und Thränen entstürzten den Augen der von ihrem Vorsatz abtrünnig Gewordenen.

Auch nicht meine Eltern, sagte Berthold, und zog die ihm anvertraute Hand an seine Lippen.

Sie weinte still vor sich hin, und er, ohne ihre Hand aus der seinen zu lassen, öffnete ihr sein ganzes Herz, indem er alle Schleier lüftete, die auch seinen Pflegeeltern schonend die mancherlei tiefgehenden Wandlungen seines Innern verborgen hatten.

Wie diese Stunde beiden als das Tagen eines neuen, selig eingefriedeten Daseins erschien! Wie das Zagen auf der Schwelle eines unglaublichen Glückes die Züge des Mädchens bis zur Schönheit verklärte! Welche Freudigkeit auch aus seinen so lange matt und verdüstert gewesenen Blicken leuchtete!

Und doch war die Kluft zwischen ihnen nicht auszufüllen. Und doch ist alles hoffnungslose Selbsttäuschung — so rief endlich Elise sich selbst und ihn zur Besinnung zurück. Sie vergessen Ihre Eltern!

Er wollte von keinen Hindernissen hören. Meine Eltern werden, müssen nachgeben! rief er, du kennst sie nicht, ihre Vorurteile sind nur flüchtiges Wellengekräusel der Oberfläche, die untere Strömung ist eine uns — vor allem dir — günstige, gerade du bist, was sie brauchen.

Gerade ich? antwortete sie mit einem bittern Lächeln. Wie Sie sich und mich betrügen!

Er widersprach, aber seine Einreden wurden unsicherer in dem Maße, wie auch sie mehr und mehr den Empfindungen, die sie zu ihrem fluchtartigen Verschwinden veranlaßt hatten, Worte lieh. Vergessen Sie doch nicht, schloß sie schmerzlich, daß ich zu den Dienenden gehörte, und daß in dieser Menschenklasse alle die Neuigkeiten, die über die Äußerungen dieser oder jener Herrschaft ermittelt werden, Gemeingut sind. Ich habe vieles über die Standesansprüche Ihrer Eltern gehört.

Sie hatte in der That, seit jene Katastrophe für ihre Ruhe so verhängnisvoll gewesen war, sich keinen Täuschungen über die völlige Undenkbarkeit einer günstigen Wandlung hingegeben.

Digitized by Google

Gut! rief Berthold, endlich aufſpringend, ſo wird zur Not auch der Widerſpruch meiner Eltern unſerm Glück nicht entgegenſtehen dürfen. Willſt du mich als Enterbten, als einen einzig auf die eigne Kraft Angewieſenen, ſo gieb mir dein Jawort. Ich hänge nicht am Mammon. Das Brot, das ich ſelbſt für unſern Tiſch erarbeite, wird uns beſſer als alles andre ſchmecken.

Als ob man ſo treuer Pfleger, ſagte Eliſe ablehnend, je wieder anders los und ledig würde als durch den Tod! Können Sie mit Ihrem Verzicht auf Geld und Gut ungeſchehen machen, was Ihnen an Liebe, Hut und Förderung in ſo langen, langen Jahren zuteil geworden iſt? Können Sie die Dankesſchuld, die Sie eingegangen ſind, anders abtragen, als indem Sie noch weit mehr als ein leiblicher Sohn jenen Hütern Ihrer Kindheit die Stirn glätten und den Lebensabend erheitern? Wir dürfen von heute an Freunde ſein. Das iſt für mich ein unausſprechlich reiches Geſchenk des Himmels. Laſſen auch Sie ſich daran genügen. Kämpfen Sie nieder, was ſich an weitergehenden Forderungen an das Schickſal in Ihnen geregt hat. Sehen Sie, ich thue es auch. Sehen Sie, es gelingt mir —

Es gelang ihr nicht. Ihre Stimme hatte verſagt. Aber ihre Kraft reichte aus, ſich ſeiner leidenſchaftlichen Umarmung zu entziehen und, wenn auch nur ſchwankend, die Thür zu gewinnen.

Er wollte ſie nicht fortlaſſen, aber die in demſelben Augenblicke zurückkehrende Oberin hemmte ſeinen Schritt.

Unfähig, eine andre Stimme als die der Geliebten zu hören, verzichtete er für heute auf jeden weitern Verſuch, über ſeine Zukunft ins Klare zu kommen, und eilte ins Freie.

Am nächſten Tage erhielt er einen Brief, worin Eliſe ihn beſchwor, ihre Standhaftigkeit nicht nochmals auf die Probe zu ſtellen. Die Zeit kann manches ändern, ſo lauteten die letzten Zeilen, täuſchen wir uns mit dieſem Troſte über die Verſagung weg, die wahrlich nicht Ihnen allein, teurer Freund, eine grauſame dünkt. Denken Sie auch ein klein wenig an die Qualen, die Sie mir hochherzig erſparen, wenn Sie ſich daran genügen laſſen, von Zeit zu Zeit mir ein Lebenszeichen zu geben, von mir eins zu erhalten. Ihnen gegenüber ſtehe ich jetzt auf feſtbegründetem Boden. Sie glauben an mich. Andre würden den Schutt, über welchem endlich ein freundliches Grün emporzuwachſen beginnt, neu aufrühren und durchſtöbern wollen. Sie glauben an mich. Reiſen Sie ab. Ich bleibe hier. So lange Ihnen der Zuſammenhang mit der armen Diakoniſſin kein läſtiger ſein wird, können Sie darauf rechnen, daß ich nicht wieder verſchwinde.

Neunzehntes Kapitel.

Das war ein halbes Jahr nach der Auflöſung des Verlöbniſſes die Sachlage geweſen. Was ſeitdem die Züge Bertholds ſchärfer und ſtrenger gemacht

Digitized by Google

hatte, war wohl hin und wieder durch ein Wiedersehen der Freundin gemildert worden, aber wie auch selbst ein Schmerz so sehr zur Gewohnheit werden kann, daß er, der Wolke in der gemalten Landschaft ähnlich, fast zu etwas Unentbehrlichem wird, so hatte, was die Vereinigung der Liebenden hinderte, je länger je mehr Gewalt über ihre beiderseitigen Auffassungen gewonnen, und selbst der einst so resolut gewesene Weltfahrer rüttelte nur noch selten an dem Gitter, das die Entsagungsmutige zwischen sich und ihm aufgerichtet hatte.

Lange war seine Sorge gewesen, die Eltern würden die ihm bisher bewiesene Geduld verlieren, würden in ihn dringen, unter den jungen Damen, die nach Fräulein von Mockritz als Schwiegertochter für sie erwünscht sein könnten, eine zu wählen. Daß sie es nicht thaten, rührte ihn, aber diese Enthaltung ihrerseits dadurch zu lohnen, daß er eine ehemals als Dienende unter ihrem Dach Gewesene als das Mädchen seiner Wahl bezeichnete — wie oft das alles verratende Wort auch auf seinen Lippen schwebte, ausgesprochen wurde es nicht.

Nun Frau Anna ihrem Gatten, wie schon früher erwähnt, die Liste der Brautschaftskandidatinnen aufgenötigt hatte, begann freilich der so lange schonend zurückgehaltene elterliche Wunsch die Flügel zu regen. Von Zeit zu Zeit lagen Photographien auf dem Frühstückstische des geadelten Ehepaares, Porträts junger hübscher Mädchen, und Frau Anna wußte bald ihren Gatten, bald Berthold zum Abgeben seiner Meinung zu bewegen. Der erstere lobte, der letztere verhielt sich schweigend. Diese da ist mit dem Grafen ** verschwägert, warf Frau Anna dazwischen; die andre hier soll der Baron *** heiraten, aber ich hoffe, sie giebt ihm einen Korb; am besten gefällt mir immer doch die drüben mit dem schiefen Scheitel, Marie von Droppelsdorf — du bist ihr wohl neulich vorgestellt worden, Berthold? Ein liebes, anspruchsloses Mädchen mit sehr angesehenen Verwandten.

Kaspar Benedikt war schon wieder im Hintertreffen. Frau Anna ging allein im Sturmschritt vor. Aber mit welchem herzensguten Ausdruck in Miene und Blick! Berthold litt und fühlte doch zugleich, wieviel mütterliche Liebe hier das Wort führte.

Als die Wünsche des elterlichen Paares immer dringender zutage traten, nahm Berthold eines Tages Frau Anna auf die Seite und bat sie, sich an ihm, wie er sei, genügen zu lassen, auch den Vater zu bestimmen, daß er nicht an Saiten rühren möge, die leicht einen mißtönenden Klang geben könnten.

Frau Anna wurde sehr kleinlaut. Mein guter, mein lieber Sohn, sagte sie, habe ichs schon wieder wie das thörichte Kind getrieben, das nach Mond und Sternen schreit? Wir sind alle drei ja so glücklich! Möchte dein guter Vater uns nur keinen Streich spielen, suchte sie abzulenken, sein Atem wird so kurz. Ach, du hast ja tausendmal Recht. Wie leicht giebt es Verstimmungen! In unserm Alter ist Frieden und Ruhe, was man vor allem braucht. Sei mir nicht böse — wie sollten wir denn an dir uns nicht genügen lassen!

Digitized by Google

Aber Berthold hatte sich oft das traurige Wort Elisens wiederholt, so treuer Pfleger werde man nur durch den Tod los und ledig, und der Gedanke, nach dem Tode dieser lieben, treuen Pfleger einen Schritt zu thun, den sie, wenn darüber befragt, nicht gebilligt haben würden, oder gar jenen Schritt aus solchem Grunde dann nicht thun zu dürfen, dieser Gedanke verfolgte ihn jetzt mit peinigender Gewalt.

Endlich ertrug er es nicht länger, zu schweigen, und eines Tages teilte er dem Vater — wenigstens als Vorläufer von weiterem — auf einer Gartenpromenade als etwas neues mit, daß er seine Retterin ausfindig gemacht und seine Schuld, soweit dies möglich, alsbald nach des Vaters früherer Verfügung berichtigt habe. Die Freude Kaspar Benedikts war groß. Sofort mußte Frau Anna herbei. Aber ihre Neugier brachte den Sohn bald in die Klemme, und er hatte nun kaum noch zu bereuen, daß er, um sein Herz nicht zu verraten, so lange Zeit das Geheimnis der Ermittlung seiner Retterin verschwiegen hatte. Ach, es war eine nur zu nötige Vorsicht gewesen, denn nun die Fragen nach der braven Lore immer mehr ins einzelne gingen, kam er so lebhaft ins Schildern hinein, und das Bild der Gefundenen gewann eine so warme Beleuchtung, daß mit dem Scharfblick des Weibes Frau Anna plötzlich alles durchschaute, und daß Berthold selbst auf dem Punkte stand, alles zu bekennen.

Hier nahm Frau Anna geschickt ein kühl durch den Garten wehendes Lüftchen zum Vorwand, um Kaspar Benedikt unter Dach zu bringen, und dann, zu Berthold zurückgekehrt, schlug sie besorgt und doch auch jubelnd die Hände über den Kopf zusammen und rief: Welch eine Überraschung, mein Sohn! Ich bin fast zur Salzsäule geworden! Aber eine ehemalige Kammerjungfer! Soll ich weinen oder lachen?

Acht Tage später hatte sie sich durch die Nesseln und Kletten, deren sich beim Erwägen dieser Angelegenheit und beim tiefern Eindringen in deren verschlungene Irrgänge immer zahlreichere fanden, wenigstens soweit durchgearbeitet, daß sie für sich selbst der Meinung zuneigte, Villa Anna müsse zur Not auch eine ehemalige Kammerjungfer — dies Wort wiederhallten von nun an alle Wände der merkwürdigen Villa — als Schwiegertochter über sich ergehen lassen.

Acht weitere Tage wurden von Frau Anna auf das allmähliche Vorbereiten Kaspar Benedikts verwendet, doch waren dann noch ganze acht Wochen nötig, ehe der Alte über den ihn empörenden Gedanken wegkam, daß nicht schlechtweg eine Kammerjungfer, sondern eine Kammerjungfer des Fräuleins von Mockritz in die von der letztern geräumte Stelle treten solle! Er hörte die bösen Zungen zischeln und quälte sich und die Seinen mit allen schlimmen Mutmaßungen, die in ähnlichen Fällen gäng und gäbe sind.

Zu guterletzt, als er für die doch auch zahlreichen erfreulichen Seiten der Angelegenheit fast schon gewonnen worden war, kam Frau von Mockritz noch mit einem Billet dazwischen, das den verwirrenden und betäubenden Charakter

Digitized by Google

einer platzenden Bombe hatte und das die beiden alten Eheleute völlig aus der Fassung brachte. Denn von den immer mehr oder weniger humanen Phrasen entkleidet, die der Ausdrucksweise der Frau von Mockritz längst zur andern Natur geworden waren, besagte das Billet der „guten Nachbarin" etwa folgendes: Ihre aus alter Freundschaft für Herrn von Hartig eingezogenen Erkundigungen hätten leider zu der Ermittlung geführt, daß die gewesene Kammerjungfer Lore, rectius Elise Müller, die Tochter des vor einer Reihe von Jahren in *** zum Zuchthaus verurteilten Fälschers und Bankerotteurs sei, der durch seine Selbstentleibung sich wohl dem Arme des Gesetzes entzogen habe, nicht aber den ihm ins Jenseits gefolgten Thränen und Verwünschungen der durch ihn an den Bettelstab gebrachten Witwen und Waisen. Ein beigelegter Zettel enthielt den Namen des Missethäters, des geheimen Kommerzienrats Gebhardi, und Kaspar Benedikts Herz wollte sich schier umwenden. Für welche Nachkommenschaft öffneten sich die berühmten, von so zahllosen Besuchern bewunderten Kinder- und Enkelzimmer der merkwürdigen Villa!

Zwanzigstes Kapitel.

Es war Herbst geworden, ehe Kaspar Benedikt sich von diesem Schlage erholte. Er hatte seine Einwilligung nicht zurückgezogen, aber wie fühllos hätte Berthold sein müssen, um angesichts der vergebens durch Lächeln und herzliche Worte verschleierten Traurigkeit des gütigen Greises die Braut ihm ins Haus führen zu wollen! Immer wurden neue Gründe von Berthold ausgesonnen, warum ein Aufschub nötig sei. Frau Anna mußte mit dazu thun, ob ihr auch das Herz dabei brechen wollte.

Dann blieb Kaspar Benedikts Auge eines Tages in seiner Bibliothek an einem Ausspruche Senecas haften, an den Worten: „Kleine Schmerzen sind beredt, großer Kummer ist stumm." Lange schritt er in seiner Bibliothek auf und ab, die Hände auf dem Rücken, den Zeigefinger in dem Buche. Er war in tiefernsten Gedanken.

Was ihm fast noch mehr als der für alle Zeit gebrandmarkte Name, dessen Elise sich entledigt hatte, ein immer gleich empfindlich schmerzender Stachel gewesen war, eben dieses Verschweigen einer so befleckten Abstammung — der philosophirende Greis begann milder darüber zu denken. „Großer Kummer ist stumm." In der That, der Kummer des armen Mädchens durfte ein großer genannt werden, und daß sie den Leuten die Möglichkeit entzog, sie auf die Berechtigung jenes Kummers anzusprechen, daß sie wie in eine verschlossene Urne alles bestattet hatte, was sonst dem Menschenherzen teuer ist: Kindheitserinnerungen, Heimat, Elterngedenken — durfte Kaspar Benedikt ihr daraus ein Verbrechen machen? „Großer Kummer ist stumm."

Digitized by Google

Ich will nichts länger von Aufschub wissen, rief der Fabrikant, sobald er seiner Frau ansichtig wurde. Mutter Anna, thue dazu, daß über vierzehn Tage in unserm grünen Speisesaale die Hochzeit hergerichtet wird. Es soll ein wirkliches Festessen werden. Wir wollen den Leuten zeigen, daß wir unsrer Schwiegertochter uns bei Leibe nicht zu schämen brauchen. Ihren Brautführer mache ich selbst.

Und ungefähr so ist es denn auch ins Werk gesetzt worden, nachdem freilich zunächst der Polterabend ausfiel, obschon Kaspar Benedikt aus seiner Bibliothek ein Buch, das Polterabendscherze enthielt, hervorgesucht und darin durch einige Dutzend Eselsohren die gereimten Aussprachen bezeichnet hätte, für welche Frau Anna durchaus die nötigen Sprecherinnen auftreiben sollte. Wenn dieser Teil des Festes dennoch ausfiel, so war vor allem eine Kunde daran schuld, eine zugleich frohe und unsäglich schmerzliche, die Major von Stobbe von einem Ausfluge in die Hauptstadt derjenigen Provinz mitbrachte, welche den Vater Elisens als den Verschulder zahlloser Verarmungen in Hütte und Haus ansah. Ganz neuerlich hatten nämlich die Widerrufe eines als Hauptzeuge dabei vornehmlich beteiligt Gewesenen zu einer Revision des Prozesses geführt, und worauf lief das endgiltige Ergebnis derselben hinaus? Auf Gebhardis völlige Schuldlosigkeit! Schon Tags darauf ging die Kunde von dieser sensationellen Wendung durch die Zeitungen. Sie mußte in der Villa Anna zunächst geradezu erschütternd wirken. Dann konnte Frau Anna endlich sich soweit fassen, daß sie für die Mängel der irdischen Richter, unter Hinweis auf den Richter über den Sternen, erbaulich beschwichtigende Worte fand; daß sie ferner von diesem Thema auf die so beklagenswert gewesenen Kinder Gebhardis und auf das Wiederehrbarwerden des so lange nur mit Verwünschungen ausgesprochenen Namens derselben überlenkte; ja daß sie zu guterletzt sogar Elise Gebhardi als diejenige bezeichnete, auf welche ebenso Frau Anna wie Kaspar Benedikt im Grunde bei der Wahl einer standesgemäßen Schwiegertochter hätte verfallen müssen, wären sie allwissender gewesen als die Richter des Unglücklichen. Jedenfalls stand soviel fest: die letzten Flecken, die unter der wohlwollenden Auffassung auch des alten Ehepaares von dem Bilde der vielgeprüften Braut im Verschwinden gewesen waren, jetzt hatten sie sich aufs vollständigste verflüchtigt, und als die künftige Tochter den beiden Alten unter die Augen trat, glaubte selbst Kaspar Benedikt kaum Worte genug finden zu können, um sie nach Gebühr zu ehren und willkommen zu heißen. Man hatte zu dem festlichen Hochzeitsmahle noch keine Einladungen ergehen lassen, glücklicherweise, denn welche ernsten Schatten blieben doch über diesem Bunde gelagert! Mutter Anna, sagte Kaspar Benedikt denn auch, wie wäre es, wenn wir die jungen Leute mit den neugierigen Gesichtern verschonten, die wir um sie zu versammeln beabsichtigt hatten? Sollte die Mustervilla nicht endlich einmal uns und den lieben Unsern ganz allein gehören? Alle Achtung vor der Mustergiltigkeit dieses

Digitized by Google

Weltwunders, aber wenn eine junge Frau ins Haus kommt, muß sie ein wenig nach Gefallen schalten und walten können. Morgen früh siehst du mich in Hemdsärmeln einen Spielplatz abstecken.

Nur nicht in Hemdsärmeln, Kaspar Benedikt, lächelte Frau Anna.

Gut, in einer leinenen Jacke.

In deiner seidnen, Kaspar Benedikt.

Auch gut, aber mit der Schaufel in den Händen. Da werden lästige Bewundrer unsers Eldorados schon hübsch draußen bleiben. Gute Freunde aber werden umso lieber bei uns einsprechen.

Und so ist man der Villa Sans-pareil denn in der That Herr geworden, gleichviel auf welcher Sprosse der Leiter des Glücks sich dieser Sieg vollzog — das einzige nämlich, worüber die Gatten nicht einig waren; denn mir graut vor dem Abschätzen des Glücks, pflegte Kaspar Benedikt zu sagen, und säßen wir in der Meinung der Leute auch auf der obersten Sprosse, wir brauchten nur der vielen Unglücklichen ringsum zu gedenken, um von allen jenen Sprossen nichts wissen zu wollen.

Frau Anna hatte oft den Kopf zu solchen Freudedämpfern geschüttelt. Am Tage nach der Hochzeit konnte sies nicht lassen, ihrem philosophischen Gatten die Zumutung zu stellen, er möge seine Theorie von der untersten Sprosse nunmehr endlich aufgeben.

Nein, Frau, gab er zur Antwort, bei dieser Theorie laß uns bis ans Ende unsrer Tage bleiben, und wäre es auch nur, um nicht von Schwindelanfällen behelligt zu werden.

Schwindelanfälle! Frau Anna machte ein besorgtes Gesicht. Aber Kaspar Benedikt blickte so schwindelfrei und heiter, daß sie schon im nächsten Augenblicke die Sache mutig von einer andern Seite wieder aufnahm.

Also gut! Hier meine Hand, Alter, sagte sie, ich will nie wieder gegen die unterste Sprosse Einspruch erheben. Eins wirst du mir aber einräumen, Kaspar Benedikt — angenommen, über Jahr und Tag kommt eine Zeit, wo wir zwei alten Glückspilze Hand in Hand von früh bis spät in unserm Enkelzimmer sitzen —

Gieb mir die Jacke und die Schaufel, sagte Kaspar Benedikt; zunächst soll alle Welt erfahren, daß Villa Anna künftig ohne Kustoden fertig werden muß.

Notizen.

Eine Philosophie der Erlösung. Wie die Schlingpflanzen mit farbenreichen Blüten im tropischen Urwalde üppig aufschießen, so entspringen aus dem Chaos unsrer heutigen Philosophie wunderbare Sumpfgewächse, voll Saft und

Digitized by Google

Farbenschmelz, aber giftig und sinnbetäubend. Zu ihnen gehört auch eine vor kurzem erschienene „Philosophie der Erlösung.“*) Man kann sich nicht ganz dem Zauber entziehen, den ein eleganter Stil, eine selbstbewußte Sprache und ein brillantes Feuerwerk von Zitaten aus den größten Geisteswerken aller Jahrhunderte auf den Leser ausübt. Man kann auch nicht leugnen, daß der Verfasser dieser Schrift sich treu an die berühmtesten Muster unter den neuesten Philosophen und Professoren der Philosophie angeschlossen hat. Ganz im Sinne der heutigen Ausleger Kants hält er diesen für einen Idealisten, der die reale Welt nicht habe erklären können, und das Ding an sich, welches Kant für unerklärbar gehalten habe, ist in völliger Übereinstimmung mit den modernsten Heroen, wie Kuno Fischer, das hauptsächlichste Objekt seiner Forschung gewesen.

Unsern berühmten Denkern muß das Herz im Leibe wackeln, wenn sie von diesem rätselhaften Ding an sich, dessen Eigenschaften sie erst so nach und nach durch strebsames Forschen zu enthüllen hofften, nun mit einemmale soviel unerwartete Neuigkeiten klar und deutlich auseinandergesetzt finden. Der Verfasser hat mit großer Mühe herausgebracht, daß „das Ding an sich Ausdehnung habe, die mit dem Raum nicht identisch ist,“ daß „das Ding an sich Bewegung habe, die mit der Zeit nicht identisch ist,“ daß „das Ding an sich eine bewegende, individuelle reine Kraft“ sei, in Übereinstimmung mit Schopenhauer: daß „das Ding an sich der erkenntnislose Wille zum Leben“ sei, und über Schopenhauer hinaus: daß „das Ding an sich der individuelle Wille zum Leben sei, der ein einziges Produkt habe: die Bewegung.“

So großartige Fortschritte in der Enthüllung der schwierigsten Probleme der Menschenvernunft sind gewiß lange nicht gemacht worden, und der Segen dieser wunderbaren Erkenntnis läßt denn auch nicht auf sich warten. Die Welt wird durch diese Philosophie kurzerhand von allem Übel erlöst, und darum nennt sie sich die Philosophie der Erlösung. Eine beneidenswerte Siegeszuversicht begleitet den Verfasser, nachdem er alle Feinde, die er in die Flucht schlagen will, aufgezählt hat. Die Gegner sind so ziemlich alle bestehenden theoretischen und praktischen Autoritäten, als Wissenschaft in der bisherigen Form, Ästhetik, Ethik, Staatsverfassung und Religion. Aber nachdem er sie mit Feldherrnblick ins Auge gefaßt hat, leistet er folgenden eleganten Satz: „Alle diese Gegner sind Riesen; einige derselben sind Jahrtausende alt, und ihre Kraft ist durch die Gewohnheit fast zur Allmacht gestiegen. Ich stehe noch allein da, aber hinter mir steht die erlösungsbedürftige Menschheit, die sich an mich klammern wird, und vor mir liegt der helle flammende Osten der Zukunft. Ich blicke trunken in die Morgenröte und in die ersten Strahlen des aufgehenden Gestirns einer neuen Zeit, und mich erfüllt die Siegesgewißheit.“

Die flammende Morgenröte erinnert ein wenig an die Blutfarbe, die Lassalle, der vergötterte Heros des Verfassers, seinen Aussichten in die Zukunft verlieh, wenn er im Geiste die Arbeiterbataillone marschiren hörte, um alle Feinde ihres Wohlseins zu erschlagen. An der Verherrlichung Lassalles, dieses „echten Deutschen jüdischer Konfession,“ erkennt man, daß der Verfasser auch ein Jude sein muß, obgleich er mancherlei Lob auch von Christus zu sagen weiß. Jedenfalls ist es sehr vor-

*) Die Philosophie der Erlösung. Von Philipp Mainländer. Zwölf philosophische Essays. Frankfurt a. M., Könitzer, 1888.

Digitized by Google

sichtig von ihm gehandelt, daß er vor der Schilderung von Lassalles Lebensbild, welches er in rhetorischer Form den deutschen Arbeitern entwerfen will, erklärt, daß der Privatcharakter desselben ihn nichts angehe; ob er liederlich oder geldgierig, oder ein Spieler, oder feig oder schlecht gewesen sei, das sei ganz einerlei; nur „wie der Mann im Priestergewande der Wahrheit aussah, und wie er die heilige Flamme der Wahrheit hütete," das allein sei interessant. Auf diese Weise kam er am leichtesten über den Verdacht hinweg, den wir andern, nüchternen Beobachter nun einmal nicht abweisen können, daß das letzte Motiv Lassalles in allen Agitationen der reine Egoismus gewesen sei. „Es giebt — sagt der Verfasser — zwei Arten von Volkshelden: Volkstribunen und Erlöser der Menschheit. Die einen wurzeln im Leben; sie stehen mitten in der Menschheit und überragen ihre Nebenmänner um eine volle Kopfeslänge; die andern schweben über der Menschheit. Jene suchen noch etwas in der Welt, sie wollen die Befriedigung irgend einer Begierde; die letztern dagegen sind völlig begierdelos; sie haben abgeschlossen mit dem Leben und wollen die Welt garnicht mehr." Zu der ersten Art der Volkstribunen rechnet er Moses und Lassalle, die beide neben dem Interesse des Volkes auch ihr weltliches Interesse wahrnahmen. Zu der zweiten Art gehören nur zwei, Buddha und Christus, deren Lehren er durchaus nicht von einander unterscheiden kann. Davon, daß die Erlösung im christlichen Sinne zur Seligkeit und zum ewigen Leben etwas andres ist als die Erlösung zum Nirwana, zum absoluten Nichts, zum Aufhören des Lebens, hat er keine Ahnung. Er hat vielmehr für die elende Menschheit, mit der er das tiefste Mitleid in wiederholten pathetischen Phrasen empfindet, ganz originelle, über das Christentum weit hinausgehende Erlösungspläne, die freilich zum Teil bereits in den Sitten des Orients und des Buddhismus angedeutet sind, nämlich Gemeinschaft des Eigentums und Gemeinschaft der Weiber. Wie seiner weitumfassenden Gelehrsamkeit, deren er sich öfter rühmt, nichts entgangen ist, was einen Einfluß auf unsre Kulturentwicklung gehabt hat, so hat er sich auch in das Dogma der Dreieinigkeit nach der Formel des Athanasius vertieft und hat dieselbe besser begriffen als irgend ein andrer je zuvor. Er hat herausgerechnet, daß Gott der Vater etwa dreitausend Jahre regiert hat bis zu Christi Geburt; dann hat er aufgehört und das Reich dem Sohne überlassen, welcher nun auch bald zweitausend Jahre regiert haben wird; dann kommt die Herrschaft des heiligen Geistes, die nur etwa tausend Jahre dauern wird; endlich geht alles in Nirwana über. Aber diese letzte Herrschaft wird sich durch ein ganz besondres Glück der erlösten Menschheit auszeichnen, welches der Verfasser schon im voraus empfindet und verkündet. Es wird die Sorge um das Eigentum, die nur so oft das Leben verbittert, mit einemmale gründlich beseitigt werden, indem alles Eigentum dem Staat übertragen wird, der jedem das wieder zukommen läßt, was er gewohnheitsmäßig bedarf, und es wird die Sorge um die Erziehung der Kinder und um die Führung einer guten Ehe allen abgenommen werden, indem jeder soviel Weiber nehmen und sich wieder von ihnen trennen kann, wie er will, und der Staat die Erziehung aller Kinder übernimmt. Dadurch werden eine Menge Verbrechen, z. B. alle gegen das Eigentum und die Heiligkeit der Ehe gerichteten, aufhören, und die Gefängnisse werden zum großen Teil abgeschafft werden können.

Das einzige, was an diesem Vorschlage zur Erlösung der Menschheit von allem Übel zu bedauern ist, ist der in der That bedeutende Aufwand von wissenschaftlicher und poetischer Kraft, der darauf verwandt ist. Träte die Sache nicht in so bestechendem Gewande auf, so würde es nicht der Mühe lohnen, ihrer überhaupt Erwähnung zu thun.

Digitized by Google

Die Lehre vom Mahdi. Der Glaube an den Mahdi oder Muhdi beruht auf alten Überlieferungen, die zwar nicht klar und offen im „deutlichen Buche“ (d. h. dem Koran) zu lesen, wohl aber durch das sogenannte Abged daraus zu gewinnen sind. Jeder Buchstabe des alten arabischen Alphabets, das mit den Zeichen A B G D anfängt, entspricht einer bestimmten Zahl, sodaß z. B. das Wort biduh die Zahl 2468 bedeuten kann. Damit wird allerlei für die Zukunft herausgerechnet, wobei die Astrologie helfen muß. Nach den Regeln dieser Kunst giebt es zwölf Gestirne für die Männer und zwölf für die Frauen. Will man die Sterne wegen eines Menschen befragen, so muß man die Abgedzahl seines Namens und desjenigen seiner Mutter berechnen. Von dieser zieht man 1212 ab, und bleibt dann als Rest 1, so ist das Sternbild des Betreffenden der Widder, sein Planet der Mars und sein Temperament sanguinisch, bleibt 2, so ist sein Sternbild der Stier, sein Planet die Venus, und sein Temperament phlegmatisch. Durch die Kunst des Abged erfährt man auch, ob ein Kranker sterben, ob ein Abwesender zurückkehren, wie das nächste Jahr sich gestalten wird u. dergl. Daraus hat man auch die Zukunft des Islam und der Welt herauskalkulirt — oder wohl richtiger aus alten Sagen und neueren Gebräuchen in die Zahlen hineingelegt. Der Islam wird tausend, nicht tausende von Jahren (el elf u la el uluf), nach andrer Meinung nicht zwölf Jahrhunderte bestehen. Jetzt schreibt man 1300 nach der Flucht. Die Welt muß also bald ein Ende nehmen, und die Zeichen davon mehren sich in der That. Man hat Eisenbahnen, Telegraphen, Luftballons, und die Macht der Franken sowie die Verbreitung fränkischer Sitte und Denkart greift alljährlich weiter um sich. Bald wird es übel um die Menschen stehen, die Könige bekriegen sich, es herrschen Unglaube, Zuchtlosigkeit und Teuerung. Die Horden des Königs von Habesch steigen von ihren Bergen und erobern Ägypten und Arabien. Der Padischa wird aus Stambul vertrieben und flieht nach dem Nillande. Dann tritt der Mahdi auf, der beiläufig nach seiner Abgedzahl, 1253, bereits geboren wäre. Er ist der Neneg des Koran, der Messias. Einer geringen Familie in Yemen, also nicht im Sudan, entsprossen, erhebt er sich durch seine trefflichen Eigenschaften, aber erst in seinem vierzigsten Lebensjahre, und gelangt binnen kurzem zur Herrschaft über die ganze Welt. Unter seinem Regimente versöhnen sich die Christen und die Muslime, und alle Menschen teilen brüderlich kommunistisch ihre Habe unter einander. Nach einiger Zeit aber erscheint ein Antichrist und bemüht sich, Mißtrauen zu säen und Unfrieden zu stiften. Indes kommt Christus und tötet den Böjewicht. Die Muslime sterben darauf allesamt durch die Pest und andre Seuchen, und es bleiben nur Christen übrig. Endlich aber sterben auch diese aus, und es giebt keine Menschen mehr auf Erden. Wir bemerken noch, daß vor etwa zwanzig Jahren zu Gau in Oberägypten in der Person eines gewissen Hag Thejib ein falscher Mahdi auftrat, der viel Anhang fand und nahe daran war, das ganze Land in Aufruhr zu versetzen, nach einigen Monaten aber gefangen genommen und hingerichtet wurde, während man zu gleicher Zeit die Ortschaft, wo er sich aufgehalten hatte, dem Erdboden gleich machte.

Zur gefälligen Beachtung.

Um die neue Novelle mit dem ersten Hefte des neuen Quartals (Heft 14) beginnen zu können, werden die beiden nächsten Hefte (12. und 13.) ausnahmsweise ohne erzählende Beigabe sein.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Eduard Lasker.

Wenn ein Mann, der sich lediglich durch seine persönlichen Eigenschaften eine Stellung erworben hat, kraft deren er lange Zeit hindurch Einfluß auf die Geschicke unsers Vaterlandes geübt, plötzlich noch in kräftigem Mannesalter aus dem Leben scheidet, so muß das auf jeden, der ihn gekannt, einen ernsten Eindruck machen. Dieses Gefühl wird bei der unerwarteten Nachricht von dem Tode Eduard Laskers vielleicht auch diejenigen ergriffen haben, welche während seines Lebens nicht zu seinen unbedingten Bewunderern gehörten. Wer öffentlich gewirkt hat, fällt mit seinem Tode der Geschichte anheim. Das De mortuis nil nisi bene mag noch für die Bestattungsreden gelten. Von da ab hat die Geschichte die Aufgabe, ein in jeder Beziehung gerechtes Urteil über ihn zu fällen.

Unzweifelhaft war Lasker mit großer Wärme deutsch-patriotisch gesinnt. Nicht in Widerspruch treten wir damit, wenn wir sagen, daß Lasker ein Jude war, ein Jude nicht allein nach seiner Geburt und seiner äußern Erscheinung, sondern auch seinem ganzen Wesen nach. Es sind viele deutsche Juden patriotisch gesinnt, da sie in Deutschland, wo es ihrem Stamme besser ergeht als irgendwo in der Welt, sich wohl und heimisch fühlen. Lasker war ein wohldenkender, in seiner Art liebenswürdiger Jude. Von den Eigenschaften, die man meist den Juden beimißt, nehmen wir nur eine bei ihm aus: er war frei von niedrigem Eigennutz. Es hat unsers Wissens nie verlautet, daß er seine Stellung in dieser Richtung mißbraucht hätte. Er lebte in bescheidnen Verhältnissen. Er übte seine Rechtsanwaltschaft, durch die er bei seiner Redebegabung Hunderttausende hätte verdienen können, nicht aus, um nicht dadurch Kollisionen mit seiner öffentlichen Thätigkeit herbeizuführen. Im übrigen besaß Lasker ganz die Eigentümlichkeiten seines Stammes. Vor allem die guten. Er war höchst

Digitized by Google

mäßig. Nie sah man ihn auf der Fraktionskneipe. Er rauchte auch nicht und war stets bemüht, das übertriebene Rauchen in den Fraktionsversammlungen zu beschränken. Er war über die Maßen fleißig und betriebsam. Er hatte stets alles gelesen und studirt. Er fehlte nie in einer Sitzung, weder des Plenums, noch der Fraktion oder einer Kommission. Er war stets auf seinem Platze und lieh der Sache unausgesetzt sein Ohr. So stand er gewissermaßen auf der Warte der Partei, stets auslugend, ob nicht Veranlassung gegeben sei, in die Verhandlung einzugreifen. Er war längere Zeit hindurch der häufigste Redner. Kam es zur Abstimmung, so gab er durch sein Aufstehen oder Sitzenbleiben den Unschlüssigen der Fraktion das Zeichen, wie sie stimmen sollten. Neben diesen vorzüglichen Eigenschaften besaß er aber auch die Schwächen, die man gewöhnlich mit dem jüdischen Naturell verbunden findet.

Fragen wir, wodurch Lasker seinen bedeutenden Einfluß gewonnen und lange Zeit hindurch bewahrt habe, so war es, neben den bereits hervorgehobnen Eigenschaften, vor allem eine außerordentliche Beweglichkeit des Geistes, die ihm zu Gebote stand. Lasker war weder ein tiefer Denker, noch ein bedeutender Jurist. Er nahm auch garnicht in Anspruch, die Gedanken, die er vertrat, durchweg selbst zu erzeugen. Er hörte gern andre und assimilirte sich deren Gedanken. Seine Kunst bestand in der unglaublichen Geschicklichkeit, jeden Gedanken sofort in Worte einzukleiden und mit großer dialektischer Schärfe zu vertreten. Seine Begabung zur Improvisation war so groß, daß meist seine Repliken noch besser ausfielen als seine ersten Angriffsreden.

Kam eine wichtige Frage zuerst in der Fraktion zur Beratung, so trat in der Regel Lasker als erster Redner auf und sprach mit der größten Entschiedenheit seine Ansicht aus. Damit war die Fraktion präokkupirt. Es gab ja oft manche darin, welche gegen die Ansicht Laskers Bedenken hegten. Aber wer vermochte mit gleicher Entschiedenheit wie er aufzutreten? Wer konnte es an Sprachgewandtheit mit ihm aufnehmen? Wagte jemand einen Widerspruch, so wurde er mit einer Flut dialektischer Wendungen überschüttet, gegen welche nicht aufzukommen war. Es ist ja wohl zu vermuten, daß Lasker bei solchem Auftreten meist schon im voraus mit den übrigen leitenden Persönlichkeiten der Fraktion ins Einvernehmen getreten war. Der äußern Erscheinung nach aber war es oft wunderlich, daß diese, denen man doch in erster Linie die Leitung beimaß, sie thatsächlich Lasker überließen. Mit der Fraktion, die er hinter sich herzog, leitete er dann aber auch das ganze Parlament.

Unbestreitbar hat Lasker im Laufe seiner parlamentarischen Thätigkeit sich Verdienste erworben. Es war schon von großem Wert, daß er bei dem Scheidungsprozeß, der im Herbste des Jahres 1866 zwischen Fortschritt und Nationalliberalen sich vollzog, auf die Seite der letztern trat und seine bedeutende Kraft in den Dienst einer Partei stellte, die um der nationalen Sache willen jede prinzipielle Opposition gegen Herrn von Bismarck aufgab und noch Ver-

Digitized by Google

ständigung mit ihm suchte. Er hat in diesem Sinne lange Jahre hindurch im großen Ganzen wohlthätig gewirkt. Er hat namentlich keine Scheu getragen, mit der Schärfe seiner Zunge auch seine frühern Freunde, die Fortschrittsmänner, in ihrer hohlen Prinzipienreiterei zu geißeln. Ihnen gegenüber war er namentlich bemüht, die Bundesverfassung zum endgiltigen Abschluß zu bringen. Als der Abgeordnete Virchow im November 1869 seinen vielgenannten Antrag auf „Abrüstung" stellte, war es Lasker, der in vortrefflicher Rede ihm entgegentrat. Auch bei der deutschen Gewerbeordnung und dem Strafgesetzbuch entfaltete Lasker die eifrigste Thätigkeit und hat in vielen Beziehungen Nützliches geschaffen. Überhaupt müssen wir hervorheben, daß Lasker nicht bloß, wie wohl andre hochstehende Parlamentarier, für große Fragen Interesse hatte, sondern auch dem, was man den kleinen Dienst bei der Gesetzgebung nennen kann, seine volle Aufmerksamkeit widmete. Sein rastloser Fleiß und seine vorzügliche Gestaltungskraft setzten ihn dazu in den Stand.

Auf der Höhe seiner Wirksamkeit stand Lasker, als er am 7. Februar 1873 im Abgeordnetenhause seine berühmte Rede gegen das Gründertum hielt, auf die dann im Reichstage am 4. April 1873 seine große Rede über die notwendige Reform des Aktienwesens folgte. Nicht ohne Grund hat man bemerkt, daß mit diesen Reden Lasker — freilich ohne es zu ahnen — den ersten Anstoß zu der rückläufigen Bewegung unsrer Wirtschaftspolitik gegeben habe. Und jedenfalls ist es fast komisch, daß jetzt, wo die Reform des Aktienwesens endlich in Angriff genommen werden soll, die Gesinnungsgenossen Laskers ihn gänzlich verleugnen und von der Reform nichts wissen wollen. Wir glauben auch nicht, daß Lasker, wie man wohl behauptet hat, jene Schritte nur gethan habe, um einen verhaßten politischen Gegner zu stürzen. Es war ihm aufrichtig um die Sache zu thun. Hatte er doch schon vorher vergeblich versucht, den preußischen Justizminister zu einem Einschreiten gegen den Unfug der Gründerei zu veranlassen. Auch müssen wir noch hervorheben, daß damals bereits, und zwar so viel wir wissen zu allererst, Lasker den Gedanken aussprach, es sei eine Notwendigkeit, daß das Eisenbahnwesen im Laufe der Zeit in die Hand des Staates übergehe. Ohne Zweifel hat er durch diese seiner Partei angewiesene Richtung dazu beigetragen, daß die spätere Verstaatlichung der Eisenbahnen im Abgeordnetenhause eine Mehrheit fand.

Aber schon damals war die Wirksamkeit Laskers auch nicht ohne Fehler. Hatte Virchow im Herbst 1869 einen thörichten Antrag auf Abrüstung gestellt, so stellte Lasker im Frühjahr 1870 einen Antrag auf „Aufnahme Badens in den norddeutschen Bund," einen Antrag, welcher kaum minder unzeitgemäß war, den Kanzler in große Verlegenheit brachte und der Partei eine arge Schlappe eintrug. Und ferner: wenn das Strafgesetzbuch zustande kam, so war es nicht das Verdienst Laskers, da dieser dasselbe an der Frage der Todesstrafe scheitern lassen wollte, auch die Mehrzahl seiner Partei, einschließlich sämtlicher Führer,

Digitized by Google

mit sich riß, sodaß das Werk nur durch wenige ihm abfallende Stimmen gerettet wurde. Hierbei, sowie noch bei manchen andern Gelegenheiten, zeigte sich in der Thätigkeit Laskers ein gewisser Idealismus, der ja persönlich liebenswürdig ist, für den praktischen Staatsmann aber leicht verhängnisvoll werden kann. Auch als im Laufe der weitern Jahre sich fühlbar machte, daß man in der Gewerbeordnung und dem Strafgesetzbuch mit den freiheitlichen und humanitären Grundsätzen etwas zu weit gegangen sei, und die Reichsregierung deshalb neue Vorlagen machte, war es Lasker, der vor allen diesen Vorlagen sich widersetzte und ihren Erfolg auf das geringste Maß zurückführte. Damit schuf er die Grundlagen des endlichen Umschwungs.

Dieser Umschwung in den Geschicken der Partei und zugleich die Wendung in der öffentlichen Stellung Laskers erfolgte mit Beginn des Jahres 1878. Der Reichskanzler wollte, um die Partei enger an sich zu ketten, Herrn von Bennigsen ein Ministerium übertragen. Dieser stellte die bekannten Bedingungen des Miteintritts zweier weitern Parteimitglieder und gewisser „konstitutioneller Garantien." Man hat wohl Bennigsen getadelt, daß er nicht unbedingt angenommen habe. Sicherlich handelte er aber nicht auf eigne Hand; die von ihm gestellten Bedingungen waren die nämlichen, welche ihm von den zunächst hinter ihm Stehenden für ihre fernere Gefolgschaft gestellt waren. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hierbei Lasker, wenn er auch nicht zu denen gehörte, deren Miteintritt verlangt wurde, eine hervorragende Rolle gespielt habe. Die Partei hatte — so war ungefähr die Anschauung — seit langen Jahren die seltene Resignation geübt, daß sie die Regierung stützte, ohne in ihr vertreten zu sein. Jetzt, wo endlich das Eis zu brechen schien, glaubte man, auch mit vollen Ansprüchen hervortreten zu dürfen. Waren erst drei Männer der Partei in der Regierung, dann fand sich leicht das übrige. Die Fraktion selbst wurde in solchen Dingen nicht gefragt. Sie wurde wohl nachträglich zusammenberufen; es wurde ihr einiges mitgeteilt und von ihr ein „billigender Fraktionsbeschluß" extrahirt — eine leere Formalität. Der Reichskanzler ging auf die gestellten Bedingungen nicht ein, wenn er auch anfangs die Sache dilatorisch behandelte. Daraus erwuchs nun, wie dies in der Natur der Dinge liegt, eine gewisse Verstimmung, vielleicht auf beiden Seiten. Zunächst folgten im Februar 1878 die Verhandlungen über das Tabaksteuergesetz, bei welchen Fürst Bismarck zuerst mit dem Gedanken des Tabaksmonopols hervortrat. Dabei wurde der früher von den liberalen Parteien gestützte Minister Camphausen durch die Reden der Abgeordneten Lasker und Bamberger so zugerichtet, daß er seine Entlassung nahm. Und wenn Herr Camphausen, wie die Zeitungen berichtet haben, jüngst bei der Leichenfeier Laskers sich beteiligte, so hat er damit jedenfalls dem Toten mehr Pietät erwiesen, als sechs Jahre früher der Lebende ihm. Dann kam die Verhandlung im Abgeordnetenhause vom März 1878, bei welcher Fürst Bismarck mit der von ihm persönlich vertretenen, dringend geforderten Änderung

Digitized by Google

in der Zuständigkeit der preußischen Ministerien unter Führung der Nationalliberalen, namentlich auch Laskers, angebrachtermaßen abgewiesen wurde. Dann erfolgte das erste unglückselige Attentat, und nach ihm die erste Vorlage des Sozialistengesetzes. Auch hier war Lasker die Seele des Widerstandes, welchen die nationalliberale Partei entgegensetzte. Er fand, daß auch gegen die Sozialisten nur im Wege des „gemeinen Rechts" vorgeschritten werden dürfe, ein Satz, welchen ein Berliner Rechtslehrer mit der Bemerkung kritisirte, daß man doch auch gegen den Koloradokäfer nicht im Wege des gemeinen Rechts vorschreiten könne. Das Gesetz fiel. Das zweite Attentat erfolgte. Der Reichstag wurde aufgelöst, und dem neuberufenen das zweite Sozialistengesetz vorgelegt. Nun beugte sich allerdings Lasker den Thatsachen; er stimmte für das Gesetz. Aber bereits bei der ersten Frage der Verlängerung desselben, im März 1880, ward Lasker rückfällig. Er stimmte gegen die Verlängerung, diesmal freilich von seinen Parteigenossen verlassen. Und auch jetzt wieder, wenn von der abermaligen Verlängerung des fraglichen Gesetzes die Rede ist, spukt in den liberalen Blättern jener Laskersche Satz, daß eine Rückkehr zum „gemeinen Rechte" notwendig sei!

Seit dem Verlauf der Dinge des Jahres 1878 gab Fürst Bismarck bei wiederholten Gelegenheiten kund, daß er Lasker als denjenigen ansehe, „dessen Thätigkeit mehr als die irgend eines andern Parlamentsgliedes ihm das Regieren erschwere." Im Jahre 1879 kam es zweimal zu sehr gereizten Auseinandersetzungen zwischen beiden, zuerst bei der Vorlage, betreffend das Zensurrecht des Reichstages über seine Mitglieder, sodann bei der ersten Beratung des neuen Zolltarifs. Und ähnliche Vorgänge wiederholten sich im Laufe der weitern Jahre noch öfters.

Die Ereignisse der Jahre 1878 und 1879 waren nicht ohne tiefe Erschütterungen in dem Bestande der nationalliberalen Partei vorübergegangen. Der Zusammenbruch der Partei erfolgte durch die „Sezession." Schon vorher war Lasker aus der Fraktion ausgetreten. Jetzt trat er zu den Sezessionisten über und bekannte sich damit offen zur Opposition. Gleichwohl stand Lasker den sozialpolitischen Plänen des Fürsten Bismarck weniger schroff gegenüber als wohl die meisten seiner Parteigenossen. Sein idealer Sinn war nicht unzugänglich für den Wert dieser Pläne. Er hat namentlich noch getreulich mitgewirkt für das Zustandekommen des Krankenversicherungsgesetzes.

Im Jahre 1880 war Lasker in seinem Wahlbezirk für das Abgeordnetenhaus nicht wiedergewählt worden. Er hatte auch keinen andern Bezirk für sich zu gewinnen vermocht. Zum erstenmale seit langen Jahren war das Abgeordnetenhaus ohne Lasker, was man sich früher kaum hatte denken können. Ohne Zweifel fühlte Lasker dies als eine tiefe Kränkung. Noch etwas andres mußte ihn schmerzlich ergreifen. Es begann die antisemitische Bewegung. Der darin liegende Gegensatz zu einer noch nicht fernen Vergangenheit tritt vielleicht

Digitized by Google

am schärfsten hervor, wenn wir uns folgenden Vorgangs erinnern, bei welchem ebenfalls Lasker die Hauptrolle spielte. Im Mai 1878 hatte die Reichsregierung dem Reichstage einen mit Rumänien abgeschlossenen Handelsvertrag vorgelegt. Nach diesem Vertrage sollten die Deutschen in Rumänien „für ihre Person und ihr Vermögen denselben Schutz und dieselbe Sicherheit genießen wie die Inländer." Nun ist Rumänien ein Land, welches unter seiner Bevölkerung 7½ Prozent (nach einer neuern Nachricht sogar 13 Prozent) Juden besitzt und von diesen fast aufgefressen wird. Man konnte es deswegen den Rumänen wohl kaum verargen, daß sie diesen Teil ihrer Bevölkerung noch nicht emanzipirt, vielmehr manchen Rechtsbeschränkungen unterworfen hatten. Die obengedachte Klausel des Vertrags würde hiernach die Folge gehabt haben, daß auch die deutschen Juden in Rumänien nicht die vollen Rechte der übrigen deutschen Staatsbürger erlangt hätten. Da trat Lasker gegen diesen Vertrag auf und erklärte es für unwürdig, daß Deutschland einen solchen Vertrag abschließe. Und in der That setzte er es durch, daß der Vertrag an eine Kommission verwiesen und dort begraben wurde. Deutschland verzichtete noch jahrelang auf alle die Vorteile, die seinen Angehörigen aus dem Vertrage erwachsen wären, weil seine Juden nach den rumänischen Gesetzen dieser Vorteile nicht in vollem Maße teilhaftig geworden sein würden. In der That ein großer Edelmut! Erst im Jahre 1881 wurde der Vertrag von neuem dem Reichstage vorgelegt, und nun konnte Lasker konstatiren, daß der Abschließung desselben nichts mehr im Wege stehe, da inzwischen der europäische Areopag, der 1878 in Berlin getagt, die Rumänen verurteilt hatte, ihre Juden zu emanzipiren. Die Übertreibung, mit welcher bei dieser und andern Gelegenheiten die Ansprüche der Juden in Deutschland auftraten, mußten naturgemäß im deutschen Volke endlich zu einer Reaktion führen, welche in der antisemitischen Bewegung sich Luft machte. Aber gerade Lasker in seiner ideal angelegten Natur wird diese Reaktion besonders schwer empfunden haben. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß er in den letzten Jahren weit seltener als Redner auftrat.

Die Gesundheit Laskers war nicht die festeste. Er war schon im Jahre 1875 in eine schwere Krankheit verfallen, die ihn fast ein Halbjahr hindurch von den Geschäften fernhielt. Er schien sich indessen völlig davon erholt zu haben. „Um neue Eindrücke zu gewinnen," unternahm er eine Reise nach Amerika. Ob die große kontinentale Tour, der er sich dort anschloß, für seinen Gesundheitszustand förderlich war, läßt sich wohl fragen. Nach deren Vollendung, kurz vor seiner geplanten Rückkehr, ereilte ihn ein jäher Tod.

Wer das Leben Laskers im ganzen betrachtet, wird sich eines gewissen tragischen Eindrucks kaum erwehren können. Freilich war es kein einzelnes tragisches Moment, welches die Peripetie in diesem Leben gebildet hätte. Lasker ist im Gange seiner Wirksamkeit ziemlich derselbe geblieben. Aber der natürliche Lauf der Dinge steigerte anfangs seine Bedeutung bis zu einer gewissen Höhe,

Digitized by Google

und ließ sie dann wieder sinken. Ihn selbst trifft dabei kaum eine andre Schuld als die, daß er dem Laufe der Dinge nicht richtig zu folgen vermochte, und daß er vielleicht auch in der Periode seines Steigens zuviel an Selbstvertrauen gewonnen hatte. Seine Verdienste um das Emporkommen der nationalliberalen Partei und um alles Gute, was aus dieser Partei hervorgegangen ist, haben wir oben anerkannt. Aber wir dürfen auch nicht verschweigen, daß er nicht minder an dem Niedergange dieser Partei und der daraus hervorgegangnen Zerrüttung unsrer gegenwärtigen parlamentarischen Verhältnisse einen wesentlichen Anteil hat. Es ist undenkbar, daß Fürst Bismarck sich in so herben Äußerungen gegen ihn ergangen hätte, wenn nicht bestimmte Thatsachen vorlägen, durch die er sich dazu für berechtigt gehalten hätte.

Wenige Tage nach dem eingetretenen Todesfalle hat das amerikanische Repräsentantenhaus beschlossen, dem deutschen Reichstage sein Bedauern über das Ableben Laskers auszudrücken. Es hat diesen Beschluß seiner Regierung mitgeteilt, und diese hat denselben durch den amerikanischen Gesandten an den Reichskanzler zur Übermittlung an den Reichstag übersandt. Der Reichskanzler hat diese Übermittlung abgelehnt, weil er sich das in dem Beschlusse ausgesprochene Urteil über die Wirksamkeit Laskers nicht aneignen könne.

Es ist unzweifelhaft, daß ein Beschluß dieser Art außer aller parlamentarischen Üblichkeit liegt. Das richtige Gefühl für die Sachlage hatte sich das Repräsentantenhaus allerdings insoweit bewahrt, daß es nicht etwa seinen Beschluß dem deutschen Reichstage unmittelbar zusandte, daß es vielmehr für denselben die Übermittlung von Regierung zu Regierung in Anspruch nahm. Denn wohin sollte es wohl führen, wenn die Parlamente der verschiednen Staaten sich untereinander bei dieser und jener Gelegenheit mit Beschlüssen begrüßten? Aber selbst bei Wahrung dieser Form gelangt man unwillkürlich zu der Frage: Wie kam denn überhaupt das Repräsentantenhaus dazu, einen Beschluß dieser Art zu fassen? Ohne Zweifel lag die Veranlassung in dem Umstande, daß Lasker auf amerikanischem Boden gestorben war, und daß sein plötzlicher Tod auch dort die Gemüter lebhaft erregt hatte. Indessen war in dem Beschlusse selbst diese Veranlassung garnicht zum Ausdrucke gebracht. Statt dessen war eine Charakterisirung der politischen Thätigkeit Laskers gegeben, welche nach Lage der deutschen Verhältnisse eine gewisse Zweideutigkeit in sich trug. Es war gesagt, daß seine feste und beständige Vertretung freier und liberaler Ideen die sozialen, politischen und ökonomischen Verhältnisse Deutschlands wesentlich gefördert habe. Was sollte damit gesagt sein? Galt dieses Lob dem frühern Helfer des Reichskanzlers, oder galt es dem gegenwärtigen Gegner und Oppositionsmanne? Wir halten es für höchst wahrscheinlich, daß die große Mehrzahl des Repräsentantenhauses sich dieser Frage garnicht bewußt war. Man kannte Lasker als einen „hervorragenden Mann“ und acceptirte ohne große Überlegung die vielleicht von bewußter Seite vorgeschlagene Phrase seines

Digitized by Google

Lobes. Daß man unserm Reichskanzler, vor dem die praktischen Amerikaner einen so ungeheuern Respekt haben — wir erinnern nur daran, daß schon mehrere amerikanische Städte nach Bismarck genannt sind, aber noch keine nach Lasker —, daß man dem Reichskanzler, sagen wir, hier gelegentlich einen Rippenstoß habe versetzen wollen, ist schwer zu denken. Und noch weniger zu denken ist, daß die amerikanische Regierung sich zu einer Mitwirkung dabei hätte bereit finden lassen. So aufgefaßt, ist die Kundgebung des Repräsentantenhauses eine völlig harmlose, konnte dann aber auch nicht von den Freunden Laskers in ihrem Parteiinteresse verwertet werden.

Faßte man die Sache anders auf, nahm man an, das amerikanische Repräsentantenhaus habe bei dieser Gelegenheit für Lasker im Gegensatze zum Fürsten Bismarck Partei ergreifen und letzterm die guten Eigenschaften und die Bedeutung des Verstorbenen zu Gemüte führen wollen, dann mußte sich doch bei jedem deutschen Manne in erster Linie die Frage regen: Was gehen denn die Amerikaner unsre innern Parteistreitigkeiten an? Mögen sie für Lasker oder für Bismarck, für Bebel oder für Windthorst Partei nehmen: sie haben mit ihren Erklärungen zu Hause zu bleiben und nicht in unsre Verhältnisse hineinzupfuschen!

Die deutsche liberale Presse zeigte aber hierfür wenig Empfindung — eine Bestätigung des vom Reichskanzler mitunter ausgesprochenen Satzes, daß dem Deutschen die Fraktionspolitik oft näher stehe als das Gefühl für das ganze Vaterland. Den Freunden Laskers war jene Kundgebung in ihrer lobpreisenden Fassung gerade Wasser auf ihre Mühle, und sie waren eben im Begriff, das Klapperwerk gegen den Reichskanzler losgehen zu lassen. Da schnitt letzterer ihnen durch seine ablehnende Erklärung diesen Zufluß ab. Darüber natürlich großer Zorn. Wer aber die Sache sich recht überlegen will, wird finden, daß auch in diesem Falle wiederum der Reichskanzler es gewesen ist, welcher die Selbständigkeit und Würde Deutschlands dem Auslande gegenüber gebührend gewahrt hat. Indem er seine Ablehnung nicht, wie ihm wohl zugestanden hätte, formell, sondern materiell motivirte, ist er gegen die Amerikaner sehr höflich verfahren. Immerhin liegt aber für das Repräsentantenhaus in diesem Vorgange die Lehre, welche ein altes deutsches Sprüchwort giebt: „Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Fürwitz.“*)

*) Zu dem Augenblicke, wo wir diese Zeilen schließen, kommt uns ein gutgeschriebenes Schriftchen zu Händen: Zur Erinnerung an Eduard Lasker. Von Arthur Wolff. Berlin, R. Pohl, 1884. Wir sehen mit Befriedigung, daß die darin gegebene Darstellung der Wirksamkeit Laskers mit der unsrigen im wesentlichen übereinstimmt, aber auch noch manche interessante Einzelheiten enthält. Neu und treffend ist am Schlusse die Bezugnahme auf eine Stelle von Carlyle, welcher darauf, hinweist, wie seinerzeit dem Diktator Cromwell eine Reihe von Männern gegenübergestanden, die man damals auch für sehr bedeutend gehalten habe; wie dann aber in der Geschichte alle diese Namen verschwunden seien, und nur

Digitized by Google

Gegen den Staatssozialismus.

Broschüre in drei Abhandlungen von Barth, Bamberger und Broemel.

Parire den!
Warum denn nicht?

s bedarf keines Fechtmeisters von erstem Range, wie Mephistopheles es ist, um diese Broschüre abzuwehren. Der jüngste Fuchs reicht dazu vollständig aus. Der Leser möge Nachsicht haben, wenn besagter Fuchs noch etwas „flachmeiert." Es kommt wirklich nicht darauf an, bei einem Gegner, der selber keinen scharfen Hieb zu schlagen versteht.

Übrigens ist es gut, daß sie endlich da ist, die Broschüre. Sechs Wochen vorher mindestens hat man gewußt, daß Drillingseier gelegt werden sollten. Was sonst in der Natur Eier legt, begnügt sich mit ebensoviel Minuten, um das große Werk geräuschvoll zu annonciren. Sechs Wochen vorher war grausamer Weise dem Staatssozialismus die Publikation seines Todesurteils in sichere Aussicht gestellt. Nun kam der große Tag. Zagend macht man sich an die Lektüre und — genießt am Schlusse das angenehme Gefühl: Gottlob, das lief noch gut ab. Also drei Abhandlungen auf einmal für eine deutsche Reichsmark! Vielleicht eine Trilogie? Nicht ganz: sie packen denselben Gegenstand von verschiedenen Seiten. Wenn man sie auch nacheinander liest, sollen sie doch gleichzeitig wirken. Richard Wagner würde gesagt haben: es ist ein polyphoner Satz, in dem jede Einzelstimme ihren individuell bestimmten Anteil am Gefühlsausdrucke hat. Der Meister duldet polyphone Sätze bekanntlich nur da, wo sich das Drama zum lyrischen Erguß zusammendrängt. Und lyrisch ist denn auch der Charakter unsrer Broschüre. Sie betrifft die bösen, bösen Zeiten — oder eigentlich auch nicht die bösen Zeiten. Die könnten ja wundernett sein, wenn nur nicht diese bösen Störenfriede da wären und aus der Welt einen feurigen Ofen machten. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß ich die Herren Verfasser mit den drei Männern im feurigen Ofen vergleichen will. Diese sangen in ihrer brenzlichten Situation doch wenigstens ein neues Lied, aber was wir in der Broschüre finden, das ist nichts als „die alte Weise wieder, die, fürcht' ich, weder stimmt noch tönt." Eher könnte man, wenigstens von der die Melodie führenden Oberstimme, sagen: Jeremias läßt auf den Trümmern Jerusalems

---

der einzige Cromwell übriggeblieben sei. „Er rang wie ein Riese von Angesicht zu Angesicht, Brust gegen Brust, mit der nackten Wahrheit der Dinge!" Die Anwendung ergiebt sich von selbst.

Digitized by Google

wieder einmal seinen nationalen Klageruf erschallen! Diesmal freilich — und das ist das einzig Neue an ihm — mit einer Intensität, als käme es ihm wirklich vom „Herzen"! Nach seinen Ausführungen ist nämlich dem Staatssozialismus bereits so viel gelungen, insbesondre sind den Herren Geldwechslern bereits die Fänge so wirksam beschnitten, daß man sich freudig staunend fragt: Sollten wir wirklich schon so weit sein, in ein paar lumpigen Jahren schon so Großes erreicht haben? Leider ist nur dem Handelsmanne gerade dann am wenigsten Glauben zu schenken, wenn er über schlechte Zeiten klagt. Der Staatssozialismus ist noch längst kein Heiland, der die Wechsler aus dem Tempel werfen könnte. Aber er wird's vielleicht noch einmal, trotz des allgemeinen Deutschen Geldsackvereins unter Herrn Broemels Präsidium. Dieser ist die Pointe der ganzen Broschüre. Alle drei Verfasser streben auf ihn hin, aber Herrn Broemel ist die Aufgabe geworden, recht eigentlich dem großen praktisch-politischen Plane die entsprechenden Worte zu verleihen. Leider hat diese Aufgabe so sehr sein ganzes Denken in Beschlag genommen, daß alles übrige in seiner langen Abhandlung steril ist wie ein Programm der Fortschrittspartei. Kein lichtvoller Gedanke, keine pikante Auffassung, keine drastische Darstellung. Das Ganze liest sich fast wie ein Wahlredenformular. Der Ideengang ist ungefähr folgender.

Der Staatssozialismus stelle die Lage der untern Klassen zu pessimistisch dar. Sie sei nicht so schlimm. Die Statistik (das versteht sich, immer die Statistik!) beweise, daß der Kapitalgewinn ab- und der Arbeitslohn zunehme. Eine Kontrole des wirtschaftlichen Erwerbes durch den Staat sei darum nicht notwendig. Der Staat kontrolire die Künstler nicht, wenn sie ihre Kunstwerke schaffen (ja ja, das steht darin, S. 51!) also brauche er sich auch bei der Füllung der Geldsäcke nicht einzumischen. Die Staatssozialisten verursachten nun aber in der wirtschaftlichen Entwicklung eine enorme Störung. Niemand könne mehr einen Rebbes machen. Und ihr Einfluß würde bereits so stark, daß die Herren Manchestermänner im Reichstage vollständig brachgelegt wären. Die besten legislatorischen Absichten, die sie fürs Volkswohl hätten, würden ihnen durchkreuzt. Sie säßen da „mit's Talent" und könntens nicht verwerten. Man dürfe aber ganz sicher sein, daß alle Wohlthaten, die die Regierung dem Volke erweisen wolle, von ihnen weit überboten worden wären, wenn man ihnen nach 1876 weiter freie Hand gelassen hätte. So wie die Sachen jetzt stünden, bliebe nichts übrig, als sich in Defensive zu halten. Und zu diesem Zwecke wird dann schließlich der indolente deutsche Philister energisch aus seiner Lethargie aufgerüttelt, und aufgefordert, sich baldmöglichst zu einem Vereine, der die „private Erwerbsthätigkeit" verteidigen soll, zusammenzuthun. Die verschiedenartigsten Parteinüancen könnten sich in diesem Verein zusammenfinden, sogar der Kulturkampf müsse hier aufhören. Mit Recht! Denn wenn irgend etwas, so ist der Geldsack den Weg nach Canossa wert. Das Ganze soll wohl so eine Art

Digitized by Google

„Reichsverein" mumienhaften Angedenkens werden, wie wir ihn eine Zeit lang in Bremen genossen haben, dirigirt von Tabak, Manchester und Langerweile.

Wie man sieht, bietet der Aufsatz des Neuen nicht gar viel. Das hindert indes nicht, daß man einige wenige Ausführungen mit großer Ergötzung liest. Ich übergehe die Stelle, in der die Statistik als Bundesgenossin herangezogen wird. Verständigerweise bringt Herr Broemel keine Zahlen. Gegen jemand, der mir mit statistischen Ziffern kommt, habe ich immer dasselbe Gefühl wie gegen meinen Tischnachbar, der mir Jagdgeschichten erzählen will. Ich sage ihm dann gewöhnlich: „Bitte, wenden Sie sich an Ihren Nachbar auf der andern Seite. Ich lüge selbst." Ganz in konventioneller Manier gehalten ist die Schilderung, wie der Mensch es — durch Dampfmaschinen und Elektrizität natürlich — bereits so herrlich weit gebracht habe, und das ohne den Racker von Staat! Ein Optimismus wie bei Reuters klassischem Dorfschulmeister, der die Welt so schön findet, daß er sie selbst nicht hätte besser machen können. Dann ist noch die schon vorher angedeutete Stelle (S. 51), die ich wörtlich zitiren will, außerordentlich bezeichnend für Manchester: „Wir haben gelernt, uns zu bescheiden den großen Äußerungen menschlichen Kulturlebens gegenüber, als Religion, Sitte, Wissenschaft, Kunst, Literatur. . . . Keiner Regierung kann heute der Gedanke kommen, der Kunst ihre Richtung mittelst Gesetz und Verordnung vorzuschreiben oder die Literatur eines Volks zu »verstaatlichen.«" Folglich — und nun kommt der reizende Schluß — darf auch der Geldsack nicht verstaatlicht oder vom Staat kontrolirt werden! Ist das nicht ungefähr, als ob sich ein eingelochter Spitzbube über das Gericht beschwerte: „Alle ehrlichen Leute laufen doch frei herum, und bloß ich soll brummen?" Wissenschaft, Kunst, Literatur und Geldsack, das ist für diese Herren alles eins. Wirklich amüsirt hat mich schließlich die Stelle, welche den Vorwurf der Unproduktivität von der Manchesterpartei abwehrt (S. 72—74). Herr Broemel will das laissez faire nicht als laissez mourir verstanden haben. Für absolute Passivität des Staates ist er nicht. Im Gegenteil hätten seine Leute, solange sie das Heft in der Hand gehabt, durch Thaten bewiesen, daß sie für soziale Mißstände und wirtschaftliche Bedrängnisse wohl gesetzgeberische Arznei gewußt hätten. Als solche wird denn nun die Reichsgesetzgebung von 1867 bis 1876 hingestellt, mit ihrer Preßfreiheit, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, den heillosen Genossenschaften u. s. w. Derartige Gesetze nennt Herr Broemel positives Eingreifen des Staates in die wirtschaftliche Entwicklung — ich nenne es positives Hinausgeworfenwerden aus derselben. Was aber für die Vergangenheit gelte, würde noch mehr für die Zukunft gegolten haben, erklärt der Verfasser. Arbeiterfrage, Besteuerung, Zollpolitik und Verkehrswesen, alle hätten die schönsten Beförderungsmaßregeln von Manchester zu erwarten gehabt. Jetzt natürlich sei alles Essig. Mir fällt dabei eine prachtvolle Geschichte aus den Fliegenden Blättern ein: Itzig sieht auf einem Baume einen Apfel, der schwer zu erlangen ist. „Ich geb' zehn Mark, wenn ich ihn

Digitized by Google

krieg" ruft er und klettert hinauf. Halb ist er oben. „Jetzt geb' ich nur noch fünf!" Endlich braucht er nur noch die Hand auszustrecken: „Jetzt geb' ich nischt mehr!" triumphirt der Treulose. In demselben Augenblicke bricht der Ast und Itzig plumpst ohne Apfel auf die Erde herab. „Haißt e Voreiligkeit vom Herrgott, meint er stöhnend, vielleicht hätt' ich doch gegeben!" Ja, unser Herrgott ist leider zuweilen recht voreilig, das hat er „so an sich."

Herr Broemel führt uns die Schlachtordnung vor, in welcher er seine Truppen aufzustellen gedenkt. Herr Dr. Barth dagegen repräsentirt die kühne Rekognoszirungspatrouille, die den Gegner scharf ins Auge faßt und seine Schwächen ausforscht. Er giebt uns die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Staatssozialismus. Zunächst setzt er uns auseinander, wer die Vertreter dieser Richtung seien, nämlich teils Philanthropen, teils Doktrinäre, teils Politiker, die den Sozialismus als Mittel zum Machterwerb benutzen. Dann schildert er die Hilfstruppen des Feindes: 1. Schutzzöllner und Agrarier, die eigentlich nur irrtümlicherweise in sein Lager geraten seien. Diese warnt er: der losgelassene Sozialismus würde vor dem Grundeigentum nicht Halt machen. 2. Die Arbeiter. Diese warnt er auch: der Staatssozialismus beabsichtige ihnen jede Disposition über ihre Einkünfte zu nehmen und sie völlig zu Unfreien, glebae adscriptis, zu machen. Endlich hebt er als hervorragende Eigentümlichkeit des Sozialismus seinen Haß gegen den Handel hervor. Damit ist's „alle," ein bißchen früh.

Es sind nicht eben viel Charakteristica, die uns mitgeteilt werden. Auch dienen sie eigentlich kaum weiter zur Kennzeichnung, als wenn man von einem Menschen sagt: „Er hat die Nase mitten im Gesicht." Aber an und für sich ist, was er sagt, klar, präzis und auch — cum grano salis — zum großen Teil richtig. Barth hat Esprit, ein in den Reihen Manchesters sonst unbekannter Artikel, und er wird recht gut wissen, wie seine beiden Broschürenkollegen in der Beziehung allerliebst Folie zu ihm bilden. Man verzeihe, wenn ich für meinen engern Landsmann über Gebühr schwärmen sollte. Wir Bremer sind allerdings fabelhafte Lokalpatrioten. Ich kenne Barth als Idealisten von jeher. Er ist vom Semitismus irregeführt, wie wir es alle wurden, und jetzt zu stolz, die einmal erfaßte Meinung zu ändern. Aber „diesen Butler geb' ich noch nicht auf."

Gleich die Formel, in der er die wissenschaftliche Begründung des Staatssozialismus zusammenfaßt: „Hervorrufen eines Maximums wirtschaftlicher Wirkung mit einem Minimum von wirtschaftlicher Kraft" ist freilich nicht tief gehend und nicht allumfassend, aber sie ist drastisch und größtenteils richtig. Diese Formel liege der Verstaatlichungspolitik des Staatssozialismus zu Grunde. Was nun diese betrifft, so leugnet er in seinen Deduktionen durchaus nicht, daß das Zusammenfassen wirtschaftlicher Kräfte in einer mächtigen Hand die Leistungsfähigkeit erhöhen könnte. Er meint nur, es gebe sehr bald eine Grenze,

Digitized by Google

an der die Zentralisation wegen eintretender Unübersichtlichkeit zu größerer Unwirtschaftlichkeit führe. Eine konsequent durchgeführte Verstaatlichung in allen Erwerbszweigen müsse wirtschaftlichen Schiffbruch leiden, weil die menschlichen Kräfte sich auf die Dauer nicht anspannen ließen ohne die Triebfeder des Egoismus. Das wolle der Staatssozialismus auch garnicht, er suche sich vielmehr die zur Verstaatlichung geeigneten Erwerbszweige aus. Logisch sei das freilich nicht, denn aus demselben Grunde, wie ein Erwerbszweig verstaatlicht würde, müßten es auch alle andern werden. Aber die praktische Welt baue sich auch nicht allein auf der Logik auf.

Ja, in diesen Ausführungen ist kein Wort, das man nicht gern unterschriebe. Der Staatssozialismus ist zur Zeit wirklich weiter nichts — und zwar nicht allein in seinen Verstaatlichungsideen, sondern auch in seinen Kontrolemaßregeln —, als eine Politik von Fall zu Fall. Man lese die Schriften seiner Koryphäen und überzeuge sich, mit welcher ängstlichen Vorsicht nur sie sich entschließen, Schritt vor Schritt weiter zu gehen. Verstaatlichung aller Gewerbe und Kollektiveigentum mögen höchstens in dem Sinne Ideale des Staatssozialismus sein, wie die Durchführung des Prinzips allgemeiner Brüderlichkeit unter den Menschen. In späterer Zeit soll auch einmal, wie unsre Naturforscher sagen, die Sonne erlöschen. Aber wem fällt es ein, sich mit derartigen fernliegenden Eventualitäten zu befassen?

Der Fehler des Verfassers besteht darin, daß seine Darstellung Lücken hat. Das Ziel, dem der Staatssozialismus zur Zeit nachstrebt, ist weniger eine Verstaatlichung, als eine Kontrole des Erwerbes. Es handelt sich in erster Linie darum, die Konkurrenzanarchie zu beseitigen oder zu mildern. Diese Richtung des Staatssozialismus erwähnt Barth nirgends, obwohl sie eigentlich allein für die Gegenwart von Interesse ist. Denn eine allgemeine Verstaatlichung des Eigentums ist zur Zeit nichts als ein Hirngespinnst, eine quaestio academica ohne praktischen Wert.

Aus den übrigen Ausführungen Barths möchte ich noch den interessanten Abschnitt, der die Stellung des Staatssozialismus zum Handel bespricht, hervorheben. Barth zeigt hier auch hübsche historische Kenntnisse und legt endlich den wahren Grund des Abfalls der Niederlande von Spanien bloß. Dieser soll nämlich die „Alkavala" sein, eine von Alba auferlegte ziemlich hohe Umsatzsteuer. Wenns ihm nur die Holländer nicht übel nehmen! Übrigens geht er zu weit, wenn er sagt, der Staatssozialismus sei ein Feind jedes Handels. Der wirtschaftlich berechtigte Handel, welcher Produzent und Konsument zusammenführt, wird wahrlich von uns nicht verachtet, sondern nur der, der sich unnötigerweise zwischen beide schiebt. Zum Schluß danke ich dem Verfasser für sein offnes Anerkenntnis, daß die Jugend Deutschlands bereits größtenteils staatssozialistisch sei. Ein Geschichtskenner wie Barth weiß, daß die großen Ideenumwälzungen im Kulturleben stets von der Jugend getragen werden. Instinkt und Divination ersetzen

Digitized by Google

bei ihr die Verstandesthätigkeit, zu der uns Ältere die Erfahrung anleitet. Und nur das Unbewußte siegt, im Leben wie in der Kunst.

In einem erstaunlichen Kontrast zu dem präzisen Stile Barths und den freilich oberflächlichen, aber von seinem Standpunkte aus nicht unverständigen Ausführungen Broemels steht nun die erste Abhandlung. Sie ist schwer wiederzugeben wegen ihres ganz molluskenhaften Charakters. Ein Thema hat sie nicht, wenigstens ist die Überschrift: „Invasion des Staatssozialismus" kein Thema, sondern nur eine Phrase. Gedankengänge kennt sie auch nicht. Man ist zu Anfang gerade so weit wie am Schluß, und dreht sich in einem Zirkel trotz der vier Kapitel, in die sie eingeteilt ist. Man könnte sie eine Ouverture nennen, in welche die Leitmotive des Dramas durch- und übereinander gebrockt sind. Die Tonart ist ein sehr entschiedenes Moll. Der Inhalt wimmelt von Vorwürfen gegen die Feinde, den Staat, die eignen Anhänger, von Zetergeschrei über alles, was schon ruinirt sei, von Beschwörungen, man möge doch um Gotteswillen Frieden halten, sonst ginge alles zu Grunde, von Insinuationen und Verdächtigungen; ja selbst Beleidigungen fehlen nicht. Ich muß darauf verzichten, die zahlreichen logischen Kraftleistungen der Schrift hier einzeln zu würdigen. Hochergötzlich ist, wie Bamberger den Staatssozialismus im einzelnen charakterisirt. Kapitalistisch heiße bei ihm soviel wie sündhaft. Bei den Debatten über Besteuerung des Kapitals frage man immer nur: Wie faßt man den Dieb? Die Gegenpartei bestehe aus Raubrittern, die „Pfefferſäcke niederwerfen" wollen. Der Staatssozialist erkenne im Diesseits nichts als die Materie an, das geistige Element verlege er ins Jenseits. Human sei er nur gegen Kaninchen, die vivisezirt werden sollten, Menschen gönne er die Prügelstrafe. Wer sich nicht für Hauen und Köpfen begeistere, gelte für schwächlich u. s. w. Man sieht, es ist Stimmung in dieser Schilderung. Humanität ist das dritte Wort. Und vom Standpunkt der Humanität aus erschallen denn auch sicherlich die wohlgemeinten Warnrufe an das deutsche Volk, daß sein ganzes bißchen Hab und Gut jetzt auf dem Spiele stehe, wenn es nicht umkehre in das gelobte Land Manchester.

Nun, mit solchen Warnrufen ist es eine eigne Sache. Manchmal hofft der Warner von seiner Warnung mehr für sich als für den Gewarnten. Um irgend ein hier gar nicht hergehöriges Beispiel zu nehmen: Niemand warnt seine Opfer mehr vor Leichtsinn und Verschwendung als der Wucherer, und niemand sucht eifriger vom Hasardspiel abzuraten als der glückliche Spieler, der kalte Füße bekommen hat. Von so etwas kann hier natürlich nicht die Rede sein. Herrn Bambergers Warnungen sind ja von der Humanität diktirt! Und materiell mag er Recht haben. Es wird eine bittere und langwierige Kur werden, der sich unser Volk unterziehen muß. Garnicht unmöglich, daß, wie Herr Bamberger S. 16 in Aussicht stellt, das angegriffene Kapital ganz flüchtet aus dem Bereiche einer so unangenehmen Gesetzgebung. Darüber wäre nun

Digitized by Google

vielleicht noch hinwegzukommen, aber wenn dann auch diejenige species generis humani mitflüchten sollte, die jetzt das Kapital ungefähr allein in den Händen hat, dann wäre es aus mit Deutschland. Von einem solchen Verluste würden wir uns allerdings nie wieder erholen.

Bremen. Leopold H. Müller.

Humanität im Strafrecht.

Es ist bezeichnend für die heute über den Begriff „Strafe" herrschenden Anschauungen, daß ein Verfechter der Ansicht, daß unverbesserliche Verbrecher und überhaupt solche Delinquenten, welche der Gesellschaft zur Plage werden, lebenslang einzusperren und angemessen zu beschäftigen seien, diese seine Ansicht mit den Worten begleitet, er sei sich „vollkommen bewußt, daß ihn von gewissen Seiten der Tadel der Grausamkeit oder wenigstens der Inhumanität treffen" werde. (Vgl. Nr. 43 des Jahrgangs 1883 dieser Zeitschrift.)

Diese „gewissen Seiten" sind leider nicht nur eine geringe Zahl besonders empfindsam angelegter Laien, sondern auch eine nicht unbeträchtliche Zahl Sachverständiger. Insbesondre begegnet jedes Wort, womit eine Lanze für schärfere Handhabung derjenigen Mittel gebrochen wird, welche dem Staate zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit gegeben sind, in den Kreisen, die sich um die Banner der liberalen Presse scharen, teils heftiger Opposition, teils mitleidigem oder höhnischem Lächeln. Diese Thatsache, von deren Vorhandensein sich jeder leicht überzeugen kann, der in größerem Kreise obige Ansicht verficht, muß umsomehr auffallen, als man unsrer Zeit, in der die Sonderinteressen so rückhaltlos einander bekämpfen und der Einzelne seine Ziele oft in so brutaler Weise verfolgt, nicht gerade das Zeugnis ausstellen kann, sie trage den Stempel der christlichen Liebe. Wird einmal ein Wort laut, welches nur einen annähernd inhumanen Beigeschmack hat, so brennt's an allen Ecken, und in dem Lager, wo die wahre Humanität nie gekannt ist, am allermeisten.

Der Begriff „Humanität" ist in unsrer Zeit zu einem wahren Übel geworden. In den meisten Fällen wird er von Leuten im Munde geführt, die, ohne sich über den Begriff im klaren zu sein, darthun wollen, daß sie jeder Härte und Grausamkeit der guten alten Zeit abhold sind und den Übelthäter nur durch Belehrung und Güte auf den Pfad der Tugend zurückführen wollen — sofern er nur ihnen selbst nichts zu Leide gethan hat; denn das ist der wunde

Digitized by Google

Punkt. Die eifrigen Humanitätsverfechter sind zugleich eifrige Verfechter des Grundsatzes Noli me tangere! Ist einem der Schönredner nur der geringste Schaden zugefügt worden, dann wird Polizei, Staatsanwaltschaft u. s. w. in Bewegung gesetzt zur energischen Bestrafung des Missethäters; keine Strafe im Kodex ist für den schweren Fall scharf genug. Ist dagegen einem Mitmenschen ein Leid zugefügt worden, so wird zwar in dem bekannten Entrüstungston die That besprochen und verurteilt: nach kurzer Zeit aber ist die Entrüstung verflogen, die „humane" Anschauung greift wieder Platz, und der Verbrecher wird entweder für einen unzurechnungsfähigen oder doch für einen bemitleidenswerten, verirrten Menschen angesehen, dem jedenfalls zu nahe getreten werden darf. Die Sonderinteressen sind ja durch die That nicht berührt, und es macht den guten Eindruck eines „gebildeten Mannes," sich über die „augenblickliche Leidenschaft" zu stellen und eine „humane Denkart" an den Tag zu legen: man ist für möglichst „humane" Bestrafung des Übelthäters.

Was heißt nun eigentlich human im Strafen sein? Die Antwort hierauf kann doch nur lauten: so strafen, daß der Thäter in der Strafe ein Übel erblickt, dabei aber unnötige Grausamkeit und Härte ferngehalten wird. Nun kann aber jede Grausamkeit und Härte nicht ausgeschlossen werden, es ist das mit menschlichen Mitteln nicht zu erreichen. Es wird z. B. nach allgemeinen Begriffen immer eine grausame Handlung bleiben, einem Mörder das Todesurteil vierundzwanzig Stunden vor der Hinrichtung zu verkünden, ihn also stundenlang in eine furchtbare seelische Aufregung zu versetzen und dann unter gewissen Zeremonien zu töten, auch wenn es kraft des Gesetzes geschieht. Ebenso bleibt es eine Härte, daß eine arme Witwe, die, um sich und ihre Kinder vor Hunger zu schützen, letztere, anstatt den richtigen Weg zur Armenbehörde einzuschlagen, aus falscher Scham zum Betteln ausschickt, deshalb mit Haft bestraft wird. Aber diese Erkenntnis darf nicht dazu verleiten, Strafen festzusetzen, welche den Übelthäter nicht empfindlich zu treffen imstande sind; für ihn muß die ausgesprochene Strafe in jedem Falle ein Übel sein, ein Übel, das er nicht auf sich geladen haben würde, wenn er nicht gefehlt hätte. Es darf daher die ausgesprochene Strafe nichts andres als ein wirkliches Übel, jedenfalls aber keine Wohlthat oder wenigstens kein Etwas sein, was dem Bestraften gleichgiltig ist; denn letzternfalls hat sie ihren Zweck gänzlich verfehlt.

Unsre Humanitätsbestrebungen haben uns glücklich dahin gebracht, daß in vielen Fällen der Bestrafte die ihm auferlegte Strafe garnicht als solche empfindet, daß er vielmehr, sofern die Strafe in Freiheitsentziehung besteht, eine Art Versorgung darin erblickt, sofern sie in Erlegung einer Geldsumme besteht, gleichgiltig darüber hinwegsieht. Man halte nicht ein, daß Fälle der ersten Art vereinzelt dastehen. Abgesehen davon, daß leider nur zu häufig Verbrechen, insbesondre Brandstiftung, Rückfallsdiebstahl ꝛc., begangen werden in der Absicht, im Zuchthause eingesperrt zu werden, spricht die erschreckend hohe Zahl der ge-

Digitized by Google

wohnheitsmäßigen Bettler und Landstreicher, die nach statistischen Erhebungen die Höhe von etwa 200 000 in Deutschland erreicht hat, für unsre Ansicht. Wer mit dieser Sorte von Menschen zu thun hat, wird bestätigen können, wie scharenweise diese Schmarotzer der menschlichen Gesellschaft im Herbste der Polizei geradezu in die Arme laufen, um im Korrektionshause Winterquartier zu erlangen. Kommt der Sommer, so suchen sie ebenso wieder aus diesen Anstalten freigelassen zu werden, was, falls sie nicht nur überhaupt auf kurze Zeit eingeliefert worden sind, sobald sie nur gute Führung gezeigt haben, verhältnismäßig leicht wird. Dann bevölkert sich Wald und Feld und bietet allen denen, die gern „ein freies Leben" führen, gastlich Quartier. Im Spätherbst beginnt die Misere von neuem.

Die Haftstrafe kann für diese unverbesserlichen Vagabunden, von denen mancher hundert und mehr Strafen aufzuweisen hat, unmöglich ein wahres Übel, also eine Strafe sein, sonst würde eine Wiederholung der Voraussetzung dazu möglichst vermieden werden. Aber auch das Kontingent der rückfälligen Verbrecher, sowie die erschreckend große Zahl derjenigen, welche immer und immer wieder Bestrafungen wegen Sachbeschädigung, Verübung groben Unfugs, Körperverletzung, Trunkenheit ꝛc. auf sich laden, ohne sich in ihrem rechtswidrigen Treiben stören zu lassen, erblickt in der ihnen auferlegten Strafe kein Übel, oder wenigstens kein solches, welches ihnen im Vergleich zu ihrer Lust am Bethätigen ihres bösen Willens oder der daraus zu erwartenden Vorteile abschreckend erschiene. Die zur Zeit gebotenen Strafmittel sind meistens zu schwachwirkend, um den rechtswidrigen Willen unter das Gesetz zu beugen: sie sind zu „human" geworden.

Es ist wahrlich an der Zeit, hierin eine Änderung eintreten zu lassen, denn die Humanität, welche in übertriebener Weise dem Delinquenten gegenüber gezeigt wird, ist die krasseste Inhumanität allen denen gegenüber, welche darunter zu dulden haben, d. h. den Staatsbürgern gegenüber, welche durch redliche Arbeit die Kosten für die Unterhaltung jener Schmarotzer, sowie für die sich immer wiederholenden Untersuchungen und Aburteilungen aufzubringen haben und obendrein Schaden an Leib und Gut durch sie erleiden.

Damit soll nicht gesagt sein, daß es wünschenswert sei, zu mittelalterlicher Strenge zurückzukehren. Ein solcher Rückschritt würde das Übel ebensowenig heilen, wie unsre heutige Humanität. Der einzige Weg, auf dem dazu zu gelangen ist, dem zu Bestrafenden ein wahres Übel mit der Strafe zuzufügen und gleichwohl den Forderungen wahrer Humanität gerecht zu werden, ist der, der strafenden Gewalt sowohl hinsichtlich der Strafarten wie der Strafhöhe möglichst weiten Spielraum zu lassen.

Solange der Richter nur in engen Grenzen sich bewegen kann, ist er außer Stande, die Strafe für den Delinquenten der Individualität desselben anzupassen, und dies ist unbedingt ebenso nötig wie die Berücksichtigung der Um-

Digitized by Google

stände, welche den verbrecherischen Entschluß herbeigeführt haben, wenn der eigentliche Zweck des Strafausspruches erreicht werden soll. Eine an sich gelinde Strafe kann inhuman werden, wenn der Richter bei Fällung des Urteils zu sehr durch ein festgesetztes Strafminimum gebunden ist und nicht vermag, unter dasselbe herunterzugehen, auch wenn er gegebenenfalls dasselbe noch für zu hart findet. Andrerseits kann der Richter den Übelthätern keine den Umständen angemessene hohe oder harte Strafe aussprechen, wenn er durch ein gewisses Strafmaximum gehindert ist und dasselbe nicht überschreiten darf, auch wenn er es noch für zu niedrig hält. Man denke an gewisse Geldstrafen, deren Höchstbetrag z. B. 3000 Mark nicht übersteigt, während z. B. in Frankreich und England für gewisse Übertretungen (Annahme falscher Titel ꝛc.), welche bei uns mit 150 Mark oder entsprechender Haft bedroht sind, Geldstrafen im Betrage von Tausenden zulässig sind. Unsre Richter haben eine so lange Vorschule durchzumachen, ehe sie selbständig urteilen können, und sind dann einer so vielseitigen Kontrole unterworfen, daß man schon erwarten kann, sie werden ein ihnen gebotenes weiteres Ermessen in befriedigender Weise zu benutzen verstehen.

Eine andre Frage, bei der die Humanität eine große Rolle spielt, ist die nach der Beschäftigung der Gefangenen. Unzweifelhaft ist eine geordnete Beschäftigung das beste Mittel, aus dem Verbrecher wieder ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu machen. Es fragt sich nur, ob diese geordnete Beschäftigung eine derartige sein darf, daß sie freien Menschen, die durch ehrliche Arbeit sich und die Ihrigen zu erhalten streben, schadet. Über die Konkurrenz der Zuchthausarbeit mit der freien ist schon genug gesprochen und geschrieben worden, eine Wiederholung würde überflüssig sein. Nur auf folgendes soll hier aufmerksam gemacht werden. Es giebt eine große Zahl von Menschen, die ihr Leben bei einer Arbeit verbringen müssen, welche ihre Lebenskraft nur allzuschnell aufreibt; eine Menge Familienväter sind durch das Schicksal gezwungen, das tägliche Brot für die Ihrigen durch eine Arbeit zu schaffen, die frühzeitigen Tod oder wenigstens Siechtum notwendig herbeiführen muß (Hantiren mit giftigen Substanzen, Kloakenräumung ꝛc.). Ihre Kräfte werden dadurch umso früher aufgebraucht, als der kärgliche Verdienst nur für elende Nahrung, Wohnung und Kleidung ausreicht. Abgesehen von der Freiheit, befinden sich diese Menschen weit weniger wohl als ein im Zuchthause eingesperrter Verbrecher, welcher immer nur eine seiner Körperkonstitution angepaßte Arbeit zu verrichten hat, bei welcher Gesundheit und Leben nie Gefahr läuft, dessen Aufenthalt wohlventilirt, dessen Kost kräftig ist, für den ärztliche Hilfe, geistlicher Zuspruch ꝛc. jederzeit bereit steht. Sollte hier nicht eine Änderung möglich sein? Was meint die „Humanität“ zu diesem Vergleiche? Die für Lebenszeit eingesperrten Verbrecher wenigstens sollten doch zu Arbeiten verwendet werden, die einem freien Manne, welcher zur Erhaltung und Unterstützung der Seinigen unentbehrlich, dem Staate aber ein nützlicher Bürger ist, auf die Dauer die Arbeitskraft rauben.

Digitized by Google

Die Strafgefangenen sollen sich nicht „wohlbefinden," sonst wäre es überflüssig, ihnen das Übel einer Freiheitsstrafe zuzufügen. Andrerseits sollen aber auch ehrliche freie Arbeiter nicht geschädigt werden dadurch, daß ihnen Strafarbeiter den Verdienst schmälern und sie gezwungen sind, zu Beschäftigungen ihre Zuflucht zu nehmen, bei denen sie zu Grunde gehen.

Man sieht: was heutzutage mit dem Namen „Humanität" im Strafrecht bezeichnet wird, ist teils ein Mittel, durch welches der Egoismus mit einem schönen Firnis überzogen werden soll, teils ein Mitleid, welches aus geistiger Kurzsichtigkeit am unrechten Platze zum Ausdruck gelangt und daher nur schädlich wirkt. Mitleid in diesem Sinne ist der Feind der wahren Humanität.

Uhlenhans.

Einer Buchkritik stehen zwei Wege offen. Sie kann den Leser auf die Lektüre des Werkes vorbereiten, ihn in Stimmung versetzen, sein Urteil klären, sein ästhetisches Gewissen wachrufen, oder sie kann ihm nachträglich zu Hilfe kommen, ihm die Orientirung über das bereits Gelesene erleichtern, den konkreten Einzelfall an der abstrakten Theorie messend, die Grundlagen zu einer sichern und bleibenden Beurteilung errichten. Der Autor wird an beiden gleichviel auszusetzen haben; er wird am ersten die Erweckung von Vorurteilen, am zweiten die Störung des unbefangenen Genusses, die Beeinträchtigung der unmittelbaren und lebendigen Wirkung tadeln, die er zu beiderseitigem Gewinn auf das Publikum auszuüben strebt. Dem Kritiker ist es immer nur um eines zu thun: wie er dem ästhetischen Ideal, dessen Anwalt er ist, und wie er dem Dichter, der dasselbe in einer Nachbildung wirklichen Lebens in concreto darzustellen suchte, gleichermaßen gerecht werden möge. Freilich, einem Autor gegenüber, dessen Bedeutung anerkannt und dessen Talent ein ungewöhnlich hervorragendes ist, wird er sich gern bescheiden, wird die Betonung allgemeiner Theoreme vor der Würdigung des Individuellen, Gegebenen zurücktreten lassen, seine Kritik zu einer Ausdeutung des vorliegenden Kunstwerks gestalten und dann erst untersuchen, ob das Gefundene sich vor den ewig giltigen Regeln poetischen Schaffens rechtfertigen lasse. Darin liegt nicht eine indirekte Rücksichtslosigkeit gegen andre, jüngere und kleinere Talente, sondern das ehrliche Geständnis, daß ein Meister poetischen Schaffens jenen Regeln praktisch auf mannichfachere Weise und tiefsinniger gerecht zu werden versteht, als der Kritiker theoretisch ermessen kann.

Digitized by Google

Spielhagens neuer Roman soll sicherlich, nach seines Autors Forderung in den „Beiträgen zur Theorie und Technik des Romans," ein Abbild der modernen Welt oder wenigstens eines abgeschlossenen Stückes derselben enthalten, und dieser Inhalt erhebt den Anspruch, bedeutend zu sein. Nun tritt wirklich in den gegenseitigen Bezügen der handelnden Personen, in ihren Interessen, sowie in dem Inhalte der Handlung selbst übereinstimmend und vorherrschend ein Motiv auf, zu dem nicht bloß jedermann im Roman bewußt oder unbewußt Stellung nimmt, sondern das gerade die Charaktere, durch welche die Handlung in Fluß kommt und Richtung wie Ziel erhält, vollständig ausfüllt und beherrscht. Es ist die Sorge um Stellung und Ansehen in der menschlichen Gesellschaft, das Streben, sich zur Geltung zu bringen und sich darin zu behaupten. In der That ein ebenso bedeutendes, als in mehrfacher Hinsicht modernes Motiv. Bedeutend, d. h. sowohl im Kreise individueller Empfindungen und Strebungen als auch unter den Faktoren des allgemeinen Weltlaufs, von hervorragendem Werte schon deshalb, weil es eine der Bedingungen enthält, unter denen eine menschliche Gesellschaft im sozialen Sinne des Wortes möglich ist; modern besonders im Zeitalter des Darwinismus, dessen Halbwahrheit von dem Kampfe ums Dasein es von einer neuen und interessanten Seite beleuchtet. Zudem in hohem Grade dankbar und ergiebig, weil es nicht nur die Entfaltung individueller menschlicher Empfindungen und Leidenschaften in den Bestrebungen aller gegen alle gestattet, sondern auch, im Kampfe des Einzelnen mit vielleicht berechtigten Interessen gegen allgemeine und notwendige Verhältnisse, rein tragische Motive voll Tiefe und Kraft zu entwickeln erlaubt. Eine interessante Vielfältigkeit der Charaktere, fesselnde Gegensätze, energische Licht- und Schattenpartien in der Handlung scheinen also gewährleistet. Haben wir den Dichter recht interpretirt, so müssen wir rühmen, daß er einen meisterhaften Griff in das lebendige Getriebe der Zeit gethan.

Wie hat er ihn entfaltet, wie jenes Grundmotiv ausgeführt? Da das Leben eine Fülle von Beziehungen und Strebungen neben, gegen und durch einander enthält, so kann es auch für den Dichter, der einen Abschnitt des Weltbildes geben will, nicht genug sein, auf verschiedne Personen ein Grundmotiv seinen einzelnen Richtungen nach zu verteilen und in einer passend erfundenen Handlung zum Ausdruck zu bringen. „Abschnitt" ist ja nicht so zu verstehen, als sollte von der Vielseitigkeit des wirklichen Lebens alles abgeschnitten werden, worin sich jenes Grundmotiv nicht lebendig zeigt. Vielmehr muß gerade zur Charakteristik der Rolle, die es im wirklichen Leben spielt, eine vergleichende Schätzung neben andern Motiven menschlichen Handelns ermöglicht werden. Es ist deshalb notwendig, eine Handlung nicht lediglich ad hoc, zur Illustrirung dieser speziellen Verhältnisse, zu erfinden, sondern eine reichere, vielseitigere Handlung so zu kombiniren, daß unter allen in Fluß kommenden Motiven dies eine systematisch nach allen seinen Beziehungen zum Ausdruck und durch den

Digitized by Google

Verlauf der Handlung zum Austrag, zur kritischen Lösung gelangt. Diese Forderung wird durch eine der wichtigsten Aufgaben künstlerischen Schaffens, die der Menschendarstellung, unterstützt. Wie in Wirklichkeit die seelischen Elemente des Individuums nicht ein Bündel zusammengeschnürter, sondern eine Einheit organisch verschlungener Teile darstellen, derart, daß keines derselben in Aktion treten kann, ohne durch den Zustand der andern dazu veranlaßt, mindestens disponirt zu sein, so darf sich auch der Dichter nicht darauf beschränken wollen, ein oder das andre seelische Motiv isolirt in Aktion treten zu lassen, weil es vielleicht dem dem Kunstwerke zu Grunde liegenden allgemeinen Motiv entspricht. Nur wo wir den vollen und ganzen Menschen kennen gelernt haben, können wir seine Handlungen in Bezug auf ihre treibenden Ursachen wie auf ihren moralischen Wert beurteilen, als psychologisch stichhaltig und wahrscheinlich anerkennen. Das aber ist doch unbedingt notwendig, wenn wir dem Dichter glauben sollen, sein Kunstwerk sei wirklich ein Weltbild. Wissen wir, wie ein Mensch bei andern, wichtigen Interessen seines Lebens und wie er im Laufe des Augenblicks, rein der momentanen innern Stimmung folgend, zu handeln pflegt, so können wir uns allenfalls, auch ohne Zuthun des Dichters, Rechenschaft davon geben, wie das Grundmotiv des Kunstwerks etwa auf ihn wirken wird; umgekehrt vermag uns der Dichter auch bei sorgfältiger psychologischer Analyse der diesem Grundmotiv entspringenden Handlungen nie vollkommen zu überzeugen, daß dieselben innerlich notwendig waren und daß dementsprechend der Verlauf seiner Handlung korrekt ist. Sucht das Kunstwerk eine über den Augenblick hinausreichende Bedeutung darin, daß es in der Form des Schönen die an Individuen aufgezeigte, aber für die Gesamtheit verbindliche Lösung eines ethischen Problems giebt, so geht ihm diese Bedeutung völlig verloren, wenn irgendwo statt psychologischer Folgerichtigkeit ein persönliches Belieben ersichtlich wird. Überdies ist es kaum möglich, eine Monotonie in Stimmung und Handlung zu vermeiden, wenn alles immer nur von derselben Seite und in demselben Lichte erscheint.

Ein Autor von Spielhagens Talent und Erfahrung hat sich das alles sicher längst selber gesagt. Aber dann sinnen wir vergeblich darüber nach, weshalb er dennoch die Handlung seines Romans so unglaublich einseitig gestaltet hat, daß wir von dem innern Leben seiner Personen kaum etwas erfahren, das nicht zu jenem obenerwähnten Grundmotiv in Beziehung stünde. Ihr Thun nicht allein, auch ihr Denken, soweit es sich in Dialog und Schilderung enthüllt, wird von jenem gemeinsamen Grundzug vollständig absorbirt; die Art, sich zu geben, miteinander zu verkehren, die Regelung ihres Lebens, ihrer Zukunft — alles erfolgt so, als ob es in der ganzen Welt kein andres Interesse gäbe, als die Erlangung oder Wahrung einer gesellschaftlichen Stellung. Nun kann ja gewiß nicht bloß der einzelne, sondern auch eine Mehrheit untereinander in Beziehung stehender Personen einmal von einer Idee, einem Gedankenkreise

Digitized by Google

so lebhaft ergriffen werden, daß diesem Interesse gegenüber kein andres in Betracht kommt. Aber dies Ergriffensein von einer Idee ist dann doch im Leben der Beteiligten nichts andres als eine Episode, bedeutet für ihren Charakter viel eher eine interessante Abweichung von der regelmäßigen Bethätigung, als eine Bereicherung und Erweiterung derselben. Es hätte dem feinfühligen Ästhetiker Spielhagen nicht entgehen dürfen, daß ein so episodenhaftes Motiv nicht die breite Ausführung des Romans, sondern höchstens die genrehafte der Novelle verträgt, eben weil die letztere darauf ausgeht, aus dem vielgestaltigen Getriebe des psychischen Lebens einzelne Momente, absonderliche Gestaltungen zu fixiren. Dies seltsame Zusammengeraten der verschiedensten Menschen auf demselben Wege des Denkens und Handelns sieht viel zu sehr einer, wodurch auch immer hervorgerufenen seelischen Abnormität ähnlich, als daß es, auch mit dem größten künstlerischen Geschick, sich zu einem Weltbilde verarbeiten ließe.

Dazu kommt noch eins. Seinem alten Hange zu problematischen Naturen getreu, hat der Dichter uns zumeist Charaktere vorgeführt, denen zur besonnenen oder nur überhaupt geschickten Gestaltung ihres Lebens und Ausführung ihrer Pläne bald dies bald jenes wichtige Charakterelement fehlt. Getäuschte Hoffnungen, verfehlte Lebenspläne, vernichtete Existenzen breiten deshalb an sich schon eine Wolke von Schmerz und Traurigkeit über den Roman. Weil aber nun alles ohne Umsehen und Stillstehen nur einem Ziele nachstrebt, wird diese trübe Atmosphäre nirgends durch einen Lichtblick unterbrochen. Trübes folgt auf Trübes, Frevelthat auf Mißgeschick, Bosheit und Gemeinheit auf Einfalt und Leichtgläubigkeit. Ein ununterbrochener Strom des Schmerzlichen und Häßlichen ergießt sich in die Seele des Lesers, bedrückt seine Stimmung, beschwert sein Empfinden, und wenn er das Buch schließt, ruft er aus: „Wie peinlich war das, wie unerquicklich!“ Ist das ein Weltbild, so stammt es sicher nicht aus der Welt, die wir kennen, in der wir atmen, sondern aus einer, die sich in dem Hirn des Dichters in Stunden pessimistischen Grübelns gestaltete. Zum mindesten ist es keine unverfälschte Wiedergabe des Laufes der Dinge. Fallen in unsrer Welt hin und wieder edle, schlichte Menschen, denen es an Umsicht und Widerstandsfähigkeit fehlt, gemeinen Anschlägen wehrlos zum Opfer, so hat doch noch niemand — es sei denn ein grilliger Sonderling — darin den Ausdruck des gewöhnlichen Geschehens gefunden. So etwas kann vorkommen, allein in der unerbittlichen, förmlich fatalistischen Strenge und Andauer, in der Spielhagen es vorführt, ist es in der Welt stets nur das Resultat ganz ausnahmsweise eintretender Kombinationen und eben darum nicht Objekt künstlerischer Wiedergabe.

Es hieße in das eigenste Recht des Dichters eingreifen, wollte man ihm über die Art und Weise der Ausgestaltung seines Grundmotivs selbst Vorschriften machen. Nur daß er innerhalb der einmal eingeschlagnen Richtung konsequent bleibe, müssen wir umso lebhafter fordern, als durch willkürliche

Digitized by Google

und einseitige Abschweifungen nicht bloß der ästhetische, sondern auch der ethische Wert des Kunstwerks herabgedrückt wird. Jedes Motiv der erzählenden Kunst enthält, weil es die Triebfedern menschlichen Handelns für einen bedeutenden Kreis der Lebensinteressen bloßlegt, in seiner Ausführung zugleich auch die ethische Kritik des Dichters über dies Motiv. Denn er mag wollen oder nicht: in der Bedeutung, die er sein Motiv für das Leben seiner Personen gewinnen, in dem Aufwand seelischer Erregungen, den er im Kampfe für oder gegen dasselbe entfalten läßt, kurz, in der Art, wie er sich zu ihm stellt, drückt sich notwendig seine sittliche Wertschätzung desselben aus. Im Kunstwerke aber ist uns der Dichter die Vorsehung; sein Urteil tritt als absoluter sittlicher Maßstab für die Welt auf, die er schildert, und deshalb berührt uns ein falsches ethisches Prinzip oder auch nur eine willkürliche Einseitigkeit in der Gestaltung des ethischen Grundmotivs unmittelbar wie eine Verletzung der sittlichen Weltordnung.

Im vorliegenden Falle ist der Dichter von seiner Absicht, die tiefe Bedeutung seines Motivs negativ, d. h. durch das Scheitern des Lebensglücks derer aufzuzeigen, die es nicht korrekt zu handhaben wissen, nur ein einziges mal abgegangen, aber dieses eine mal gestaltet sich in unsern Augen zu einer peinlichen Ironie, zu einer Verhöhnung aller derer, denen es um die Lösung der in jenem Motiv ausgesprochenen sittlichen Aufgabe tiefer Ernst ist. Eine Abenteurerin, deren Charakter im übrigen ein Meisterstück Spielhagenscher Kunst ist, erreicht durch allerlei verwerfliche Mittel — Koketterie, Betrug, Wortbruch u. s. w. — das, was die edelsten Charaktere durch ehrenwertes Handeln nicht erreichen: eine Stellung in der Gesellschaft, Reichtum, äußeres Glück. Sie ist die einzige, an der das Motiv in positivem Sinne zum Austrag kommt. Das verletzt, das beleidigt alles gesunde sittliche Empfinden. Sieht das nicht aus, als hielte der Dichter wirklich Schwindelei und moralische Prinziplosigkeit für das einzige Mittel, jener Aufgabe gerecht zu werden? Mußte er uns nicht, in Parallele zu dieser Lösung, eine andre auf sittlicher Grundlage zeigen oder uns auch mit jener verschonen? Glaubte er, es genüge, um ein korrektes Weltbild zu liefern, die nackte thatsächliche Wiedergabe dessen, was in der Welt zu geschehen pflegt, ohne den moralischen Reflex, den in eben dieser Welt unmoralische Handlungen hervorzurufen pflegen? Gewiß läuft, speziell in der gesellschaftlichen Stufenreihe, in der Mehrzahl der Fälle gewandte Spiegelfechterei einem ehrlichen Streben den Rang ab. Aber mit dieser brutalen Wirklichkeit ist doch die Sache nicht erledigt. Die Gesellschaft im ganzen setzt der thatsächlichen Gutheißung dieses Verhältnisses wenigstens ein theoretisches Desaveu entgegen, und dementsprechend können wir nur dasjenige ein zutreffendes, nicht einseitig willkürliches Weltbild nennen, worin die moralische Verurteilung unehrenhafter Handlungen stark und eindrucksvoll erscheint. Statt dessen bringt uns Spielhagen nur das sentimentale Bedauern eines um seine Hoffnungen betrognen alten Mannes (des Fürsten Prora), und stellt im übrigen den auf-

Digitized by Google

gehenden Glücksstern seiner Abenteurerin dicht neben den jämmerlich trübseligen Zusammenbruch des Lebensglückes seiner anständigen Leute. Die Neigung zu der den Meister fordernden Schilderung wurmstichiger Existenzen hat hier dem schönen sittlichen Berufe des Dichters einen bösen, sehr bösen Streich gespielt.

Nach dieser Besprechung der Handlung im allgemeinen wenden wir uns zu der besondern ihrer Träger, der Charaktere. Hier wollen wir bereitwillig anerkennen, was oben angedeutet war: die Gestalt der Abenteurerin Isäa ist ein wahres Kabinetstück romanesker Charakterschilderung. Ein tolles, übermütiges, gänzlich unerzogenes und moralisch von ihren Launen lebendes Kind, tritt sie auf den Schauplatz, Mitwisserin von ihres Gatten betrügerischen Plänen, die ihr, in voller Naivität, wie ein kostbarer Spaß, ein Faschingsscherz, erscheinen. Bald wird sie sich der Macht ihrer Schönheit und ihres Wesens auf die umgebenden Menschen bewußt; eine klarere Einsicht in ihres Mannes selbstsüchtiges und liebeleeres Herz entfremdet sie ihm und zeigt ihr die Notwendigkeit, sich auf eigne Faust Existenz und Karriere zu suchen. Nun verwandelt sich vor unsern Augen Schritt für Schritt dies kokette Kind in eine gewandte, berechnende, die Situation ganz im stillen beherrschende Schauspielerin, die sich aus dem Zusammenbruch ihrer Umgebung zu einer glänzenden und sichern Existenz hinüberrettet. Dies Erwachen des Selbstbewußtseins, das erste leise, prüfende Regen der Schwingen, bis zu dem zielbewußten, aber stets vorsichtigen und nach zwei Seiten sich sichernden Manöver ist mit einer ruhigen Sicherheit, gewinnenden Feinheit und psychologischer Korrektheit entwickelt, wie sie nur einem großen Talent, und auch diesem erst nach langer, übender Erfahrung zu Gebote steht. Das Interesse, welches uns der Dichter für diese Figur einflößt, ist umso bewundernswerter, als sie von vornherein auf dem Boden eines sehr ordinären und plump ersonnenen Betruges steht, also eher Widerwillen als Interesse erweckt. Allein der Dichter trifft das geschickte Arrangement, sie fast bis zum Schluß diesem Betrug äußerlich passiv gegenüberzustellen. Sie deckt ihr Spiel mit ihm, sie zieht Nutzen von ihm, allein sie verfährt im übrigen vollkommen so, als wäre er ihr gänzlich fremd. Damit sie das kann, hat der Dichter ihr eine hervorragende Schönheit gegeben: wer fragt bei einer bezaubernd schönen und anmutigen jungen Frau darnach, ob ihr Reisepaß in Ordnung sei? Der sicher am wenigsten, der sich in sie verliebt, und sie verlieben sich alle in sie. Und wiederum tritt diese äußere Schönheit, die wohl absichtlich wiederholt als eine taubenhafte, reine, kindliche bezeichnet wird, in schroffen Gegensatz zu der immer schlimmern Entwicklung des Innern, so den Gesamteindruck der Figur stets eigenartiger und lebhafter gestaltend. Gerade in Rücksicht hierauf ist es sehr bedauerlich, daß nun nicht auch ihre Bedeutung für das Motiv des Romans in entsprechender Weise interessant und korrekt hinzukommt, um den Eindruck einer dichterischen Meisterleistung zu vervollständigen.

Digitized by Google

Neben Isäa stehen als hauptsächliche Träger der Handlung ihr Gatte Gustav und dessen Bruder, der Held des Romans, Uhlenhans. Beide die denkbar frappantesten Gegensätze in ihren Lebenszielen und in der Art, sie zu erreichen, in ihrer Empfindung, in ihrer Wertschätzung der menschlichen Natur und in der daraus sich ergebenden Achtung vor den Rechten andrer. Gustav ist der Schuft, Uhlenhans der Biedermann par excellence. Die systematische Gegensätzlichkeit beider erstreckt sich bis auf ihr Äußeres: jener hübsch, gewandt, elegant, dieser einäugig, ungeschlacht, einfach, selbst ein wenig salopp. Aber eben diese systematische Gegensätzlichkeit scheint den Dichter verführt zu haben, über das Ziel hinauszuschreiten und nach beiden Seiten hin schärfer zu accentuiren, als im Interesse voller Wahrscheinlichkeit der Figuren wünschenswert war. Gustav verfolgt sein Ziel, sich in der aristokratischen Gesellschaft seiner Heimat eine Stellung zu schaffen, vom ersten bis zum letzten Augenblick mit einem nackten Cynismus, einer selbstbewußten, aller menschlichen Empfindung baren Verhöhnung von Treu und Glauben. Er nutzt alles aus: die Schönheit seiner Frau, die Ehrlichkeit und Treuherzigkeit seines Bruders, die Unentschlossenheit seiner frühern Geliebten. Er ist so ganz Berechnung und Lüge, daß auch nicht der kleinste menschlich-versöhnende Zug übrig bleibt. Das ist falsch, das ist häßlich. Selbst Richard III., selbst Jago sind, obschon böse, fürchterliche Menschen, doch immerhin Menschen. Und das müssen sie sein, wenn unser Interesse nicht in einfachem Widerwillen untergehen soll. Gewiß wird ein Charakter, der sich einmal über moralische Bedenken hinweggesetzt hat, einen Genuß darin finden können, mehr als gerade zur Erreichung eines bestimmten Zweckes notwendig, mit seiner Umgebung zu spielen, sich einen Luxus im Schlechten zu gestatten. Ja dies Überschäumen unsittlicher Kraft wird sogar vorzugsweise als Kraftfülle schlechtweg empfunden werden, wird uns deshalb den betreffenden Charakter ästhetisch erträglich, weil in einem gewissen Sinne kongenial machen. Nur muß dann dies selbstbewußte Spielen mit allen Schwierigkeiten, die Freude am eignen Können, entschieden betont und als eine wesentliche Seite des Charakters dargestellt werden. Andernfalls wirkt, wie in unserm Roman, das nun ganz grund- und zwecklos erscheinende Böse umso widerwärtiger, als gleichzeitig in dem Charakter des Handelnden ein Zug von weltverachtender Ironie durch Egoismus und kleinliche Motive verdrängt erscheint. Zugleich wird derselbe trotz aller dialektischen Auseinandersetzung seines Gemütszustandes sehr monoton. Das ist es ja, was Isäas Figur so reizvoll macht, daß sich in ihr verschiedne anscheinend unvereinbare Züge zur vollen Individualität verbinden. Kein Mensch ist nur einfach schlecht; jeder ist es aus bestimmten Motiven und unter bestimmten Voraussetzungen. Und vollends hier, wo wir erfahren, daß Gustavs Schurkerei sich aus einer energielosen und in der Wahl der Mittel nie bedenklichen Sucht zu herrschen, sich bemerklich zu machen, entwickelte, hier hätte wohl ab und zu ein reinerer Zug, eine edlere Auffassung der Verhältnisse, wie

Digitized by Google

ein Anklang an die Vergangenheit, hervorbrechen müssen. Wäre es auch nur so geschehen, daß in einem Moment leidenschaftlicher Spannung der Drang, der erste, tonangebende der Gesellschaft zu sein, als Ausdruck verzehrenden Ehrgeizes, ungestümen Selbstgefühls rein menschlich, aus dem Innern einer starken, stolzen Natur sich kundgab. Im Unwetter einer ruhe- und fruchtlosen Existenz haben häßliche Schlacken die ursprüngliche, an sich schöne Glut bedeckt. Noch einmal blitzt sie hervor — und jedermann weiß, daß er einen halb Unglücklichen, also nur halb Schlechten vor sich hat. So wie er im Roman erscheint, ist der Charakter nicht bloß ohne nachhaltige Entwicklung, sondern auch, trotz allen Aufgebots von List und Betrug, ohne Leben; ja die kümmerlichen und ohne bedeutende Erregung verlaufenden Selbsterinnerungen an die Vergangenheit machen wegen dieses Mangels an lebendiger Wirkung nur den Eindruck, daß hier edle und bedeutende Anlagen in einem Meere von Gemeinheit untergegangen sind.

Ähnlich, mutatis mutandis, verhält es sich mit Uhlenhans. Er steht als Held im Brennpunkt der Handlung, sein Schicksal ist zumeist das Ergebnis der Handlungen aller Figuren des Romans, nur in geringem Grade trägt er selbst aktiv zur Gestaltung desselben bei. Vielleicht hat der Dichter diese unentschlossene Passivität als ein wesentliches moralisches Gebrechen im Kampfe um die gesellschaftliche Existenz aufzeigen wollen; dann darf ihm aus dieser negativen Bedeutung seines Helden kein Vorwurf erwachsen. Ebenso soll wohl der schlichte, biedre Sinn, die Leichtgläubigkeit, die unendliche Gutmütigkeit in ihrer verhängnisvollen Bedeutung für einen inmitten schwieriger Verhältnisse und schlechter Menschen Stehenden charakterisirt werden. Allein moralische Schwächen und Eigenheiten gewinnen einen tragischen Wert doch nur dann, wenn sie, verderblich für den Einzelnen als Glied und im Getriebe der menschlichen Gesellschaft, zugleich ehrend, Teilnahme und Bewunderung weckend für das Individuum an und für sich sind. Nur so springt der ewige unversöhnbare, aller Tragik zu Grunde liegende Kampf individueller Rechte mit denen der sittlichen Weltordnung klar heraus. Wo aber eine Eigenschaft, sei es durch ihre Eigenart oder ihre Intensität, bereits für den Charakter selbst einen Makel bedeutet, da stehen doch unbedingt die Sympathien des ruhig und gesund Urteilenden auf seiten desjenigen Laufes von Begebenheiten und Handlungen, der jenen Charakter beeinträchtigt und unterdrückt. Ungefähr so geht es uns mit Uhlenhans: der Dichter hat zu starke Farben aufgetragen und damit das Gegenteil von dem erreicht, was er wollte. Es wäre zuviel gesagt, wollte man Uhlenhans einfältig, träge und plump nennen; seine Lebensführung entspringt zu sehr bestimmten Grundsätzen, sein Handeln ist zu rücksichtsvoll, sein Empfinden zu zart, als daß man an der innern Bedeutsamkeit dieser Natur zweifeln könnte. Gleichwohl muß jedem, der ihm fremd ist, sein Auftreten einfältig u. s. w. erscheinen, und folgerichtig gilt er allen andern Personen des Romans dafür. Allen ist er der Schemel, um sich höher zu stellen,

Digitized by Google

das corpus vile ihrer Spekulationen, der Mann, auf den nie jemand Rücksicht nimmt und von dem jeder ein Opfer verlangt. Nach hundertfachen Enttäuschungen ist er immer wieder bereit dazu. Dies wehrlose Sichpreisgeben erinnert mit häßlicher Konsequenz an das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Und wie hat der Dichter, geflissentlich, muß man sagen, alles gethan, diesen Eindruck zu verstärken! Nichts des Trüben und Traurigen, das sich allenfalls ereignen, aber ohne Beeinträchtigung der Folgerichtigkeit, ebenso gut ungeschehen bleiben konnte, wird uns erspart. Von allen Möglichkeiten trifft immer die ungünstigste ein, ununterbrochen wird der unglückliche Mann von Mißgeschick aller Art heimgesucht, ununterbrochen in seinen besten Absichten gehemmt, in seinem tiefsten Empfinden gekränkt. Wo die natürliche Folgerichtigkeit der Handlung nicht ausreicht, treten Mißverständnisse, Zufälle, raffinirt mißliche Kombinationen von Umständen hinzu, um nur ja den alles duldenden Helden tiefer und tiefer ins Elend hineinzuführen. Das ist unter allen Umständen unschön, aber es ließe sich, unter einem gewissen Vorbehalt, wenigstens im Prinzip rechtfertigen. Hätte der Autor ein ursprünglich weiches und nachgiebiges Innere unter den Hammerschlägen des Lebens hart und spröde werden lassen, so mußte jedermann diese Häufung des Traurigen als Mittel zum Zweck anerkennen. Aber das ist hier nicht der Fall. Uhlenhans bleibt derselbe, eine passive, sensitive Natur, die aus Zartgefühl nie zum Handeln kommt und in dieser fortwährenden That- und Hilflosigkeit gegenüber den ihn in Anspruch nehmenden Ereignissen den Leser ungeduldig und nervös macht. Ja selbst zuletzt, wo er durch einen brutalen, empörenden Zufall sein Leben einbüßt, giebt er sich höchstens in etwas gehobener Stimmung. Die kindlich reine, ideale Natur des Mannes kommt vor seiner wirklich abstoßenden Unbehilflichkeit nicht zur Geltung. Eben darum ist die Anlage dieser Figur fehlerhaft, und die Handlung erscheint nicht als Läuterungsprobe, sondern als Marterungsprozeß.

Wenn man das Buch aus der Hand legt, so fragt man sich unwillkürlich: Warum nun das alles? Wozu ein Roman, der wirklich nur ein sehr subjektiv angeschautes und obencin trübes, düsteres, unerquickliches Weltbild liefert? Die wirkliche Welt hat soviel des Jammers, des Schmerzes, daß nicht auch noch die Kunst zu kommen braucht, um uns das Herz schwer zu machen. Und wie kommt sie, die uns aus den Schranken der Endlichkeit heben, uns einen Blick in den ewigen Werdegang der Dinge lehren, das Irdische mit dem Maße des Ewigen messen soll, wie kommt sie dazu, sich und uns in eine Bahn des Geschehens einzuengen, in der der freie Flug der Empfindung Schritt für Schritt an tückischen Zufällen hängen bleibt? Statt daß uns das scheinbar Unendliche als winziger Durchgangspunkt für eine ewige Entwicklung gezeigt wird, ist hier dem Momentanen, Willkürlichen bleibende Bedeutung verliehen. Weshalb?

Spielhagen macht das Sprichwort wahr, daß man immer wieder auf seine alten Neigungen zurückkommt. Problematische Naturen spielten schon in „Angela“

Digitized by Google

ihre Rolle; sie sind auch hier wieder Träger des Werkes. Nun kann sich eine virtuose Kraft ja sicher in verzwickten Aufgaben am glänzendsten bethätigen, allein das höchste Ziel des Künstlers ist es doch wohl nicht, Virtuose zu sein. Das tiefe und reine germanische Gemüt verlangt andre Nahrung als die, deren hautgout durch starke Pfefferung maskirt ist. Ihm hat Spielhagen früher gerecht werden können, ihm soll er wieder gerecht werden. Wir wünschen von Herzen, daß der Dichter unsre oft absprechenden Worte nicht als Ausfluß wohlfeiler Tadelsucht ansehen möge. Vieles wäre noch zu sagen über Schilderung, Ökonomie der Handlung u. s. w., Anerkennendes, Bewunderndes und Tadelndes. Wir wollten nur das hervorheben, was uns das Bedenklichste, was uns ungesund schien. Ein Roman von Spielhagen ist immer ein bedeutendes Buch, das auf die Achtung der Nation Anspruch machen kann. Aber eben weil der Dichter nationale Bedeutung besitzt, sollte er seinen höchsten Ruhm darin finden, national zu sein. Den tiefsten und reinsten Ausdruck germanischer Empfindung und Weltanschauung sollte er suchen. Nicht der Beifall der Kenner über technische Meisterschaft, nicht das Behagen des literarischen Gourmands über interessante und geistreich behandelte Stoffe kann dem Dichter den warmen Herzschlag ersetzen, welchen ihm das Volk entgegenbringt, dessen innerstem Fühlen, dessen stummem Streben er Ausdruck verlieh. Das Volk macht ihn groß, dem Volke soll er dienen.

Trier. G. Hartung.

Ein Wort über Kunstschulen.

Die schreibseligen Maler, die zu glauben scheinen, daß die Druckerschwärze ihnen zu den Lorbern verhelfen werde, welche die Ölfarbe versagt hat, können sich eines Erfolges bereits rühmen: alle lebenden Künstler stehen jetzt in dem Verdacht, von Brotneid gegen die toten verzehrt zu werden. Diejenigen, welche der Vorwurf nicht trifft, mögen sich dafür bei den in jedem Sinne unberufenen Wortführern bedanken, welche bald direkt, bald durch irgend ein unschuldiges Mundstück die Lehre verkünden, daß das Geld, welches jetzt zur Erwerbung alter Kunstschätze aufgewandt wird, von Gottes und Rechtswegen der Heranbildung junger Künstler in den Akademien und Unterstützung älterer durch Ankauf ihrer Werke gewidmet werden müsse. Mitgefangen, mitgehangen! Künstler von wirklicher Bedeutung sind gewöhnlich friedfertige Leute und lassen lieber ihre Werke sprechen, als daß sie sich in Zeitungspolemik mischen, ihr

Digitized by Google

Schweigen wird von den Condottieren als Zustimmung gedeutet, und hinter diesen zieht der Troß jubelnd einher. Um gerecht zu sein, muß man aber nicht bloß zwischen den Besonnenen und den Schreiern unterscheiden, sondern — wie bei jeder Volksbewegung — zwischen den Demagogen und ihrem Anhange. Die große Masse der Maler, Bildhauer u. s. w. ist wirklich in übler Lage. Mit mittelmäßigem Talent und mittelmäßigem Können kämpfen sie vergebens gegen die Teilnahmlosigkeit des Publikums an, ringen oft mit bittrer Not, während sie die wenigen Höherbegabten oder vom Glücke Getragnen Gunst und Geld in Überfluß gewinnen sehen. In solcher Stimmung ist man nicht zum unparteiischen Überlegen und Untersuchen aufgelegt, ist vielleicht mit sich selbst und gewiß mit aller Welt unzufrieden und sehr empfänglich für Weltverbesserungstheorien. Und da fehlen nie die uneigennützigen Biedermänner, die zwar keine Not leiden, aber die Not der andern so tief empfinden, daß sie diesen andern gern nützliche Beschäftigung als Stimmvieh und Kanonenfutter verschaffen. Die Forderung wird verschieden eingekleidet, bald drohend: Du Staat hast die Verpflichtung, mich in mir zusagender Weise zu beschäftigen und zu ernähren! bald resignirt: Weshalb hast du, Staat, mich ausgebildet, wenn du mich nicht auch erhalten willst?

Ein solches Räsonnement kann bei Personen entschuldigt werden, in welchen die Phantasie stärker und mehr gepflegt ist als der Intellekt; einer Widerlegung bedarf es selbstverständlich nicht. Und doch enthält es einen Fingerzeig, welcher nicht unbeachtet bleiben sollte. Es ist wahr, was in diesen Diskussionen öfter angeführt worden ist: der Staat übernimmt damit, daß er Anstalten für die Ausbildung in den verschiedensten Berufszweigen gründet und unterhält, zwar nicht die Verpflichtung, den Ärzten Kranke, den Advokaten Prozesse und den Offizieren Kriege zu liefern, damit die einen gute Einnahmen haben und die andern avanciren können; aber bei Unterrichtsanstalten, welche ausdrücklich und ausschließlich für einen bestimmten Lebensberuf vorbereiten, muß doch die Frage des Bedarfs in Erwägung kommen. Wenn in irgend einem Zweige des Staatsdienstes Aspiranten in Überzahl vorhanden sind, so pflegt die Unterrichtsverwaltung bekannt zu machen, daß an jener Stelle die Aussichten zum Fortkommen ungünstig seien, damit junge Leute, welche noch nicht genötigt waren, über ihre Zukunft zu entscheiden, eine andre Laufbahn einschlagen. Mehr zu thun, ist in solchem Falle nicht die Sache des Staates. Doch gesetzt den Fall, der Andrang zu den Militärbildungsanstalten wäre größer als der voraussichtliche Bedarf an Offizieren, so würde gewiß die Aufnahme von neuen Zöglingen beschränkt werden. Oder nehmen wir ein dem Ausgangspunkte dieser Betrachtung näherstehendes Beispiel. Alle Staaten richten jetzt Schulen für die gewerblichen Künste ein. Sie thun dies, weil die Werkstatt heutzutage aus verschiednen Gründen nicht mehr die rechte Schule sein kann, nämlich weil die größeren Geschäfte zu sehr auf den Maßstab der Fabrik organisirt sind und

Digitized by Google

die kleinern Gewerbtreibenden zu häufig selbst das nicht ordentlich gelernt haben, was sie lehren sollen. Nun muß aber, wenn die kunstgewerblichen Fachschulen das leisten, was man von ihnen fordert und erwartet, wenigstens die Möglichkeit zugelassen werden, daß sie mit Hilfe einer angemessenen Organisation des Gewerbestandes wieder normale Verhältnisse herbeiführen, d. h. Werkstätten, die von wirklichen Meistern mit wirklichen Gesellen betrieben werden, und in denen der Lehrling wirklich unterwiesen wird. Wäre dieses Ziel erreicht, so würde der Staat die Aufgabe jener Schulen als erfüllt ansehen und sie umso lieber aufheben, als sie immer nur Notbehelf sein können und auch ihre bedenkliche Seite haben. Jenes Ziel liegt allerdings vorläufig noch in weiter Ferne. Indessen kann ein andrer Fall sehr bald eintreten. Die Schulen erziehen nicht nur praktische Handwerker, sondern auch, oft sogar vorzugsweise, Musterzeichner und Modelleure, von denen schon jetzt an manchem Punkte der Vorrat viel größer als die Nachfrage ist. Wo man sich von diesem Verhältnis überzeugt, wird man sich schwerlich begnügen, junge Leute vom Betreten dieser speziellen Laufbahn abzumahnen, sondern zuvörderst durch die größte Strenge in den Anforderungen an Talent und Fleiß das Mittelgut fernhalten und endlich fragen müssen, ob die Züchtung einer solchen Spezialität auf Staatskosten überhaupt noch gerechtfertigt sei.

Ob dieser Fall überhaupt oder ob er früher oder später eintreten werde, das hängt zum großen Teil von der Einsicht, Gewissenhaftigkeit und Energie der Schulleiter ab. Sie werden unnachsichtig diejenigen Elemente abwehren müssen, welche ohne Beruf und Liebe zur Sache sich gegenwärtig an die neuen Anstalten herandrängen, weil sie meinen, dort sei leichter als anderswo eine Versorgung zu ersitzen; und sie werden in den Schülern das Bewußtsein wach erhalten müssen, daß sie bestimmt sind, Gewerbsleute zu werden. Denn der deutsche Tic, sich, sobald man ein wenig mehr gelernt hat als Vater und Großvater, auch gleich zu gut für die Sphäre zu halten, in welcher Vater und Großvater zufrieden gewesen sind, lieber der letzte in einer höheren als der erste in einer niederen Gesellschaftsklasse sein zu wollen, welcher überall soviel Unheil anstiftet, kann in Anstalten der gedachten Art üppigste Nahrung finden, wenn nicht wachsam und entschieden vorgebaut wird. Der Lehrling tritt wohl noch mit dem guten Willen in die Schule ein, sich Kenntnisse anzueignen, welche ihm dereinst in seinem Gewerbe förderlich sein können; hat er aber erst einige Jahre hinter dem Reißbret und vor einem Katheder gesessen, von dem aus allerlei schwer faßliche Dinge vorgetragen werden, so kommt ihm leicht die Rückkehr in die Werkstatt wie ein Herabsteigen vor, er fühlt sich als Künstler und halber Gelehrter. Einzelnen glückt es in der „höheren" Laufbahn, andre vermehren das Künstlerproletariat, und das Gewerbe empfängt nicht nur nicht, was es braucht, besser gebildete Meister, es büßt noch vielfältig gerade die besten Elemente ein.

Digitized by Google

Damit ist Klarblickenden nichts neues gesagt, und wir wissen, daß an vielen Orten mit vollem Ernste der wichtige Gesichtspunkt festgehalten wird, Handwerker zu erziehen, welche fähig sind, ihr Handwerk zur Kunst zu erheben, nicht halbe Künstler, die sich des Handwerks schämen; und das ist nur möglich, wenn die Schule das Ideal einer Werkstatt ist.

Aber liegen denn in der hohen Kunst die Dinge anders? Einer von den Schreibmalern glaubte neulich einen großen Trumpf auszuspielen, als er die Neuigkeit verkündete: die Kunstsammlungen hätten nicht den Niedergang der Kunst aufzuhalten vermocht. Der Unvorsichtige vergaß, daß dies ebensowenig die Kunstakademien geleistet haben, die doch zu dem Zweck erfunden wurden — was bei den Museen nicht der Fall ist. Waren die Bedingungen für Kunstblüte vorhanden, dann brauchte man keine Schulen und Akademien zu gründen. Schulen waren da die Werkstätten der Meister; der anstellige Lehrling und der geschickte Geselle nahmen je nach ihrer Befähigung und dem Grade ihrer Ausbildung an der Arbeit des Meisters teil, bis sie sich endlich auf eigne Füße stellen konnten. Erst als dem großen Aufschwunge im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Erschöpfung folgte, auf die Genien die Talente, auf die großen Anschauungen in der Welt der Künstler und der Mäcenaten die Jagd nach starken Effekten, erst da glaubten wohlmeinende Leute, durch die Schule helfen zu können. Aber weder die Carracci noch Sandrart haben die völlige Verflachung aufgehalten, nicht einmal die Technik haben ihre Akademien den späteren überliefert. Und wenn die Kunst am Ende des vorigen und Anfang unsers Jahrhunderts sich wieder emporraffte, so waren überall die Akademien nicht Förderer, sondern Hindernis, Rebellen gegen akademischen Zwang die Führer, welche Begeisterung in den Galerien und Museen eingesogen hatten. Ein weniger glückliches Argument hätte also jener „Altebilderstürmer“ nicht wählen können.

Es gehört überhaupt ein starker Grad von Kurzsichtigkeit zu der Annahme, daß durch Schulen und Aufträge eine große Kunst geschaffen werden könne, und daß der Zweck des staatlichem Kunstaufwandes die Heranbildung von Malern und Bildhauern sei. Umgekehrt fragt man sich heute überall und mit Recht, ob die Erhaltung von Kunstakademien in ihrer jetzigen Gestalt länger zu verantworten sei. Und zwar steht nicht die finanzielle Frage im Vordergrunde, sondern die Rücksicht auf die Kunst und die Künstler. Der Unterricht im Zeichnen soll so allgemein zugänglich gemacht werden als möglich, und kaum jemand wird widersprechen, wenn die Befriedigung dieses Bedürfnisses bedeutende Mittel in Anspruch nimmt. Denn es giebt beinahe keinen Beruf, in welchem eine gewisse Schulung des Auges und der Hand nicht von mannichfachem Vorteil sein würde. Aber dabei handelt es sich um allgemeine Bildung. Große Anstalten, in welchen Jahr für Jahr unübersehbare Scharen von jungen Leuten für irgend einen Zweig der Kunstübung abgerichtet werden, wo der gänzlich Unberufene

Digitized by Google

und die aussichtslose Mittelmäßigkeit solange mitgeschleppt werden, bis sie die Jugend und die Lust, noch etwas andres zu ergreifen, eingebüßt haben, wo unter den breitkrämpigen Hüten der Künstlerstolz ohne Können, das Verachten von Vernunft und Wissenschaft so fröhlich gedeihen und nur zu oft noch gehegt und gepflegt werden, die Treibhäuser, aus denen fort und fort so viele Unzufriedne und Unglückliche hervorgehen, die draußen in Feld und Wald sich vielleicht ganz gesund entwickelt haben würden: dergleichen Anstalten zu gründen und zu erhalten ist in der That nicht Sache des Staates. Man gebe tüchtigen Künstlern Ateliers — das ist eine nicht unbedeutende, aber gerechtfertige Unterstützung. Sie werden aus denen, welche ihre Schüler werden wollen, die talentvollen und fleißigen auswählen, sie an ihren Arbeiten teilnehmen lassen, ihnen endlich gewisse Dinge zur selbständigen Durchführung anvertrauen, ganz so, wie es die großen Maler und Bildhauer und Goldschmiede und Kupferstecher u. s. w. vergangner Zeit gemacht haben. Und aus solchen Ateliers werden freilich nicht lauter große Künstler hervorgehen, aber brauchbare Menschen, welche arbeiten und mitarbeiten, sich ein- und unterordnen gelernt haben. Denn den Unbrauchbaren wird der Meister bei Zeiten fortschicken, während der Professor ihn vielleicht ans falsch angewandter Gutmütigkeit oder Gleichgiltigkeit immer weiter stümpern lassen würde. Darin liegt der eine große Unterschied. Ein andrer liegt darin, daß in der Werkstatt der Lehrling und der Gehilfe zuerst nach fremdem Gedanken und Plan arbeiten muß, nicht die Einbildung in sich aufkommen lassen darf, er als — angehender! — Künstler könne nur nach eignen Eingebungen thätig sein. Es ist möglich, daß jemand gerade darin einen Vorzug des akademischen Unterrichts erblicken will; er sollte jedoch bedenken, daß nur höchst selten ein Künstler mit stark ausgeprägter Individualität es über sich gewinnen wird, seine Schüler gänzlich unbeirrt ihre eignen Wege suchen zu lassen. Und wir halten es für viel nachteiliger, wenn ein Kunstjünger angeblich frei schafft, thatsächlich aber das zu machen sucht, was der Lehrer an seiner Stelle gemacht haben würde. Daher kommt es ja, daß schwächere Naturen ihr Leben lang nicht nur Äußerlichkeiten, Manieren, Eigentümlichkeiten des Vortrages, sondern auch Anschauung und Auffassung der Schule nicht loswerden, kräftigere aber bald ausbrechen. In diesem Punkte haben also beide Methoden des Unterrichts einander nichts vorzuwerfen. Hingegen befördert die akademische die frühzeitige Entwicklung jenes Dünkels, der so manchem Talent verderblich wird, die andre aber die technische Tüchtigkeit, die Grundbedingung jeder künstlerischen Leistung. Wimmelt es nicht allerorten von Genies, deren großartige oder geistreiche Kompositionen von Mitschülern, auch wohl von Professoren, bewundert werden, die es jedoch nie dahin bringen, etwas auszuführen, weil sie immer zu genial und geistreich waren, um ordentlich malen oder modelliren zu lernen? Und wie groß ist vollends die Zahl derer, welche gewissenhaft alles gelernt haben, was in einer Akademie gelehrt werden kann, und dann erst des Mangels

Digitized by Google

jener Gaben innewerden, welche sich nicht durch Lernen erwerben lassen? Wohl ihnen, wenn sie Resignation genug besitzen, Zeichenlehrer oder Photographen zu werden und nur in den Freistunden der göttlichen Kunst zu fröhnen! Das Eine wird niemand in Abrede stellen können, daß die Akademien Pflanzstätten des Künstlerproletariats sind — und es braucht hier nicht von neuem hervorgehoben zu werden, ein wie gefährliches Ferment in der heutigen Gesellschaft die Menschen bilden, welche nicht etwa durch ihre Leistungen, sondern durch ihre „Bildung" sich zu unerfüllbaren Ansprüchen an das Leben berechtigt glauben.

Fragen wir uns nur, was die Welt dazu sagen würde, wenn jemand die Gründung von Staatsschulen für Dichter, wenn er Staatsaufträge forderte, damit Epiker und Dramatiker zu leben hätten. Und die Poesie gehört doch nicht minder zu unsern höchsten Gütern, dient ebenso zu unsrer Erhebung und Erbauung wie die bildende Kunst. Der förmlichen Züchtung bedürfen aber beide nicht.

Arabische Kriegführung.

General Graham hat die ihm an Zahl weit überlegenen Scharen Osman Dignas bei demselben El Teb geschlagen, wo zwei Wochen vorher Baker Paschas Ägypter dem Ansturme der arabischen Wüstenkrieger schmachvoll unterlagen und zum großen Teile niedergehauen wurden. Den Rebellen des Sudan ist damit eine Lektion erteilt worden, und England hat seine Prestige wiederhergestellt. Wie weit, muß die Zukunft lehren. Für jetzt hat der Sieger nicht wagen können, weiter als bis Tokar vorzurücken, und nach den letzten Telegrammen hat er sich wieder nach Trinkitat und von da zur See nach Suakim zurückgezogen, in dessen Nähe Osman Digna seine Leute zu sammeln bemüht ist.

Auf der Ebene von Teb haben Gegner ihre Kräfte miteinander gemessen, die so ziemlich in allen Stücken von einander verschieden waren. Auf der einen Seite focht eine verhältnismäßig kleine Schar britischer Soldaten, die aber wohlgeübt und mit den besten Waffen versehen waren, und denen auch der Dampf und die Elektrizität als Kriegswerkzeuge zur Verfügung standen. Auf der andern Seite sah man einen Schwarm von Halbwilden sich tummeln, muslimische Fanatiker, Leute ohne militärische Zucht und Übung, großenteils nur mit dem historischen Speer und Schild ihrer Rasse ausgerüstet, die sich in der

Digitized by Google

Hoffnung auf Beute unter der Fahne eines siegreichen Rebellen gesammelt hatten und dort von der ansteckenden Begeisterung religiöser Schwärmerei festgehalten wurden. Jene Schaar war eine Armee im vollen Sinne des Wortes, zwar gering an Zahl, aber in allen Stücken gut ausgestattet, sie bewegte sich, ordnete sich, gliederte sich durchaus nach den Grundsätzen der militärischen Wissenschaft und focht genau nach den Vorschriften derselben. Der Schwarm der Gegner aber war keine Armee, sondern ein Zusammenlauf wandernder Araber und herumziehender Neger in ein gemeinsames Lager, den die irrlichtartige Erscheinung eines Abenteurers und dessen Erfolge hervorgerufen hatten, und der sich bei der ersten bedeutenden Schlappe wieder in die kleinen Gruppen von Nomaden auflösen mußte, aus denen er bestand. Daß die wilde Glaubensglut dieser Menschenmasse und ihre Begier nach Beute sie bisher zu furchtbaren Gegnern für solche Truppen machte, wie sie die ägyptische Regierung zur Verfügung hatte, ist bei El Obeid, Kaschgil und im ersten Treffen bei Teb festgestellt worden, aber das zweite hat mit nicht geringerer Klarheit gezeigt, daß alle persönliche Todesverachtung jener Wüstensöhne, all ihr ritterlicher Mut nichts ausrichtet, wenn ihnen die stramme Entschlossenheit und Geschlossenheit wohldisziplinirter Truppen, geführt von tüchtigen Offizieren, gegenübertritt und die modernen Schußwaffen in geschickten Händen ihre Wirkung thun.

Immerhin eignen sich diese Araber, gleichviel, ob sie Beduinen oder Städtebewohner sind, durch ihren nationalen Charakter, durch ihre physische Anlage und durch ihre Lebensgewohnheiten vorzüglich zum Waffenhandwerke und geben, wenn sie gut eingeübt sind, ausgezeichnete Soldaten ab. Als Plänkler und leichte Reiter stehen sie in Asien und Afrika kaum andern Stämmen nach, und als Hilfstruppen einer regelmäßigen Streitmacht, bestimmt, die Verbindungen des Gegners zu bedrohen und zu stören, dem Feinde durch plötzlich erscheinende und rasch wieder verschwindende Reiterzüge Abbruch zu thun, Nachzügler abzuschneiden und das gegnerische Lager fortwährend in Spannung und Aufregung zu erhalten, sind sie unbedingt ohne Rivalen. Sieht man sie in ihrem Heimatslande, so fällt einem die außerordentliche Monotonie ihrer Gesichtszüge auf. Der Weiße kennt im Ausdruck der Gesichter nur wenige Unterschiede. Bisweilen begegnet uns ein Typus, der halb Stumpfheit, halb Wildheit ausprägt, aber in der Regel herrscht in den Zügen der Beduinen der Ton grimmer Selbstgenügsamkeit vor, an dessen Stelle im Alter oder in hoher Stellung ein sehr würdevoller Blick tritt. Die Gewohnheit, draußen im Freien die Augen halb geschlossen zu halten, eine Gewohnheit, die teils gegen Flugsand und grellen Sonnenschein schützen soll, teils von der steten Wachsamkeit herrührt, mit welcher der mißtrauische Beduine nach dem Horizonte hinspäht, giebt dem Gesicht einen unheimlichen Ausdruck, während die stets gerunzelte Stirn, die sich auf dieselben Ursachen zurückführen läßt, das Antlitz des Wüstenbewohners vor der Zeit mit Falten furcht. Abgesehen hiervon ist der echte Wüstenaraber genau das, was

Digitized by Google

seine Erscheinung verrät: ein wilder, abgehärteter und an Strapazen und Entbehrungen gewöhnter Räuber. Die Stämme haben unter sich keine Zwerge und Trottel, andrerseits aber auch keine Leute von ungewöhnlich hohem Wuchse. Ein wohlbeleibter Beduine ist etwas unerhörtes. Auch alte Leute trifft man in ihren Zelten nur selten an; denn das Schwert, das erste und oberste Beweismittel des Volkes der Wüsten, ist einem langen Leben nicht günstig. Wäre es hier nicht wie unter Löwen, d. h. gewänne nicht in jeder Gemeinschaft der wildeste und stärkste die Obergewalt, übte er nicht seine Macht mit unparteiischer Härte aus, und hielten nicht die Schrecken der erblichen Blutfehden in gewissem Maße die Speere von den Hälsen und die Stämme von wechselseitigem Blutvergießen zurück, so würde die Nation schon lange zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen sein und, statt innerhalb ihrer Grenzmarken die stärkste Rasse zu sein, sich in bloße Schakals der Einöde verwandelt haben. Ihre Vorstellungen von der Tapferkeit stehen nicht im Einklang mit den westlichen Ideen in Betreff dieser Tugend; denn der Araber hält es für ehrenwerte Kriegführung, aus dem Hinterhalt auf arglose Reisende zu schießen. Als Held gilt bei ihnen auch der, welcher nur ein Meuchelmörder ist. Die Kriege der Araber unter sich sind, wie schon die Urgeschichte des Islam und die Heldenlieder von Antar zeigen, nur eine Aufeinanderfolge von Scharmützeln, in welchen etliche hundert Mann die Flucht ergreifen, nachdem sie ein Dutzend ihrer Leute verloren haben. Der erste Ansturm sichert gewöhnlich den Sieg, und die Geschlagenen fliehen dann, bis die Schatten der Nacht sie bedecken. Dann giebts Geschrei und Spott von seiten der Weiber, schwere Gelübde und Eide, Rachelieder, wilde Aufregung und schließlich Repressalien, die leicht zur Flucht des frühern Siegers führen. Wenn Friede geschlossen wird, zählen beide Parteien ihre Toten, und wenn die eine Seite deren mehr hat, so zahlt die andre das herkömmliche Blutgeld. Gewöhnlich aber währt die Fehde fort, bis, nachdem alle ihrer überdrüssig geworden, irgend ein vornehmer Mann, etwa der Scherif von Mekka, ersucht wird, ein Abkommen zu vermitteln, das aber nichts als ein Waffenstillstand zu sein pflegt. Nach einem Frieden von einigen Monaten fordert ein Blick oder ein Wort von neuem Blut; denn der gegenseitige Haß rührt von Alters her und erzeugt unaufhörlich neuen Zank und Hader.

Das sieht neben unsern Ideen vom Wesen des Krieges ziemlich erbärmlich aus. Aber Burton, vielleicht der beste Kenner des Charakters der arabischen Stämme, sagt, daß die Beduinen keineswegs Feiglinge seien, und die Schlachten der sudanischen Revolution bestätigen seine Behauptung. Die Gewöhnung an die Gefahr, die sie sich bei ihren Raubzügen gegen einander und gegen bewaffnete Karawanen sowie bei Verfolgung von Blutschuld erwerben, die stete Unsicherheit der Existenz, das Wüstenleben mit seinen Entbehrungen, die Jagd stählen das Nervensystem, während ihr unabläßiger Gebrauch der Waffen in Spiel und Ernst und ihre große Neigung zu kriegerischen Übungen sie gewöhnen,

Digitized by Google

dem Tode wie Männer ins Gesicht zu blicken. Unter dem Einfluß mächtiger Antriebe erheben sie sich leicht zu absolutem Heldensinn, namentlich unter der Wirkung religiöser Motive. Ein gewisser ritterlicher Sinn gegenüber den Frauen läßt sie deren Meinung über ihre kriegerische Tüchtigkeit sehr hoch stellen, und ihre Dichter regen zu Thaten an, wie sie die fahrenden Ritter der Sagenwelt verrichten, beides aber, das Urteil der Frauen und das der Dichter, macht ein friedliches und harmloses Hinleben des Einzelnen zum Gegenstande des Tadels und Spottes. „Der Name eines Harami (Räuber) ist noch heute eine Ehre unter ihnen." Bei einem Beutezug oder Überfall fallen, heißt als Ganbur sterben. Wer dagegen in seinem Bette stirbt, ist Fatis (Aas), seine weinende Mutter ruft klagend aus: „O daß doch mein Sohn als Räuber gefallen wäre," und ihre Mägde äußern demütig die Vermutung, daß dieses Unglück der Ratschluß Allahs gewesen sein möge. Wo solche Auffassung vorherrscht, muß der Zustand der Gesellschaft eine fast unaufhörliche Aufregung und Verwirrung sein und der Pegel des persönlichen Mutes einen ungewöhnlich hohen Grad anzeigen. Und in der That hält der asiatische und der afrikanische Beduine nichts für manneswürdig als die Gewaltthat und nichts für so ehrenvoll als den Krieg. Nur zu Rosse, den Speer in der Hand, erscheint er sich als ganzer Mann, und die einzigen einem solchen ziemenden Beschäftigungen sind Waffenübungen und Reiterkünste. In der Regel sind die Beduinen schlechte Schützen, aber treffliche Reiter. Ihre Waffen sind die langläufige Luntenflinte, die dem Jizail des Afghanen gleicht, ein sehr weit gebohrtes Pistol mit Steinschloß, Wurfspieße, Lanzen, Schwerter und Dolche. Neuerdings haben sie sich auch gezogene Gewehre verschafft, und die Araber, mit denen Graham zu thun hatte, waren teilweise mit Remingtons ausgerüstet, welche Bakers Ägypter bei El Teb weggeworfen oder welche die Aufständischen in den Zeughäusern von Sinkat und Tokar erbeutet hatten. Aber die Lieblingswaffe des Arabers, mit der er sich jeden Tag übt, ist der Kanat, eine zwölf Fuß lange Lanze, die oben in eine sehr dünne und scharfe Stahlspitze ausläuft und mit Büscheln von Straußenfedern oder Pferdehaaren verziert ist. Andre tragen eine kurze Partisane mit breiter Klinge, und mit dieser thut der Unberittene im Kampfe die beste Arbeit. Der Schild gleicht dem der Beludschen, er besteht aus Leder, das mit Messing eingefaßt ist. Ihr Schwert ist lang und nur leicht gekrümmt. Manche führen auch das breite und völlig gerade zweischneidige Schlachtschwert der Abessinier. Ihre Pferde sind klein, aber schnell. Wie die Orientalen überhaupt, reiten sie mit sehr kurzgeschnallten Steigbügeln und auf ungewöhnlich hohen Sätteln, sodaß sie ihre Tiere stark in der Gewalt haben und sie mit der größten Plötzlichkeit zum Haltmachen nötigen können. „Fliehen macht bei ihnen keine Schande." Im Gegenteil, es gehört zu ihren Hauptmanövern, und wenn sie dann, wie das oft geschieht, nicht in dichter Masse, sondern in einem zerstreuten Schwarm sich wieder auf ihre Verfolger werfen, endigt die Scheinflucht nicht selten mit einem thatsächlichen Siege.

Digitized by Google

Natürlich sind diese Wüstenkrieger mit ihren unvollkommenen Waffen und ihrer elementarischen Kriegführung für Truppen zivilisirter Völker, wenn die betreffende Gegend sich nicht zu Hinterhalten und Überfällen eignet, trotz ihrer Todesverachtung nicht sehr gefährliche Gegner. Ihr wildes Äußere und ihr furchtbares Geschrei beim Angriffe jagte wohl die kaum gedrillten und gründlich feigen Ägypter Bakers ins Bockshorn, aber nicht die „schwarze Wache“ und die Fünfundsechziger Grahams. Mit unglaublicher Schnelligkeit und, wie es schien, mit verzweifelter Entschlossenheit stürmten sie gegen die englischen Hochländer und Rotröcke heran, aber rasch aufeinanderfolgende Salven hemmten bald ihren Lauf, und vor dem Anblicke eines wohlgeformten Karrees prallten sie zurück, um sich zur Flucht zu wenden. Ähnlich erging es bei andern Zusammenstößen orientalischer Krieger mit modernen Truppen. In Afghanistan stürzten sich muslimische Fanatiker, angetrieben von ihren Heiligen und Derwischen, mit erstaunlicher Begeisterung in die Schlacht, aber ein kräftiger Empfang mit Infanterie- und Artilleriefeuer verwandelte gewöhnlich den Sturm in Flucht und die religiöse Glut in panischen Schrecken. In Algerien ferner schlugen die Franzosen den Aufstand der Araber, da sie besser bewaffnet als diese und etwa gleichstark an Zahl waren, zuletzt nieder. Aber die Niederlage der Engländer bei Kandahar ist noch unvergessen, und in Algerien währte der Kampf, allerdings auch infolge der Natur und des Klimas des Landes, Jahrzehnte hindurch. Wenige Heere haben eine so große Unerschrockenheit und Ausdauer an den Tag gelegt als die Scharen Abd el Kaders gegenüber den Franzosen, und die Lektion, die damals den Europäern erteilt wurde, sollte in England auch nach Grahams Sieg unvergessen bleiben. Osman Digna mag kein so energischer Charakter sein wie andre Feldherrn der muslimischen Welt, aber die Leute, die er befehligt, gleichen doch in vielen ihrer Zügen denen, welche wiederholt die tapfersten französischen Truppen bis an die Seeküste zurücktrieben, und sie scheinen von derselben Glaubensschwärmerei beseelt zu sein, welche die grüne Fahne des Propheten triumphirend von Land zu Land, bis nach Spanien und Indien trug und Europa zwei Jahrhunderte mit Furcht und Schrecken erfüllte.

Digitized by Google

Zwei Erwiederungen.

1. Die Praxis der deutschen Feuerversicherungsgesellschaften.

nser unter dieser Überschrift veröffentlichter Artikel hat sich eines Angriffs der „Berliner Börsenzeitung“ zu erfreuen gehabt, auf den wir, unter strengster Beschränkung auf die Sache, eine kurze Erwiederung für nötig halten.*) Vor allem danken wir der „Börsenzeitnng“ für die reiche Zitirung ganzer Abschnitte unsers Artikels. Es ist dadurch die Kenntnis desselben auch zu einem Teile des Publikums gedrungen und hat diesen zum Nachdenken und Vergleichen über den behandelten Gegenstand angeregt, zu dem er durch die grünen Hefte allein nicht gekommen wäre. Den Vorwurf, nicht sachverständig zu sein, sowie alle persönlichen Verdächtigungen können wir getrost der Beurteilung der Leser überlassen. Sie beweisen jedenfalls, daß der Hieb gesessen, und er kann auch durch eine Handbewegung nicht weggewischt werden. Oderint, dum metuant.

Der Saltomortale von den „Drohnen“ auf die „Arbeitsbienen,“ um als letztere die Sozietätsdirektoren hinzustellen, war eine unnütze Kraftanstrengung, denn es genügt ein einfacher Schritt in das geschäftliche Treiben des Volks, um die Arbeitsbienen bei den die fetten Dividenden produzirenden Prämienzahlern zu finden.

Wir verwahren uns auch gegen die uns untergeschobene Absicht, mit unsrer Arbeit das Reskript des Reichskanzlers vom 19. März v. Js. rechtfertigen zu wollen. Dieser Versuch hieße von unserm Standpunkte aus Eulen nach Athen tragen. Der Behauptung des unverhältnismäßig hohen Gewinns, der zu hohen Prämiensätze und vorkommender ungerechtfertigter Mittel bei den Regulirungen von Brandschäden ist der Ausschuß des Verbandes deutscher Privatfeuerversicherungsgesellschaften in einer an die Oberpräsidenten des preußischen Staates gerichteten Eingabe entgegengetreten. Die in dieser Eingabe durch unrichtige Gruppirung gewonnenen Zahlen haben wir durch andre Zahlen widerlegt, welche den eignen Abschlüssen der Gesellschaften entnommen sind. Ferner haben wir durch Beispiele unredlicher Schadenregulirungen, die aus der Praxis entnommen waren, bewiesen, daß solche nicht nur auf Mißgriffen der Regulirungsbeamten beruhen, sondern mit Wissen und Willen der Gesellschaften zum Vorteil ihrer Aktionäre systematisch betrieben werden. Daß nur vier konstatirte Fälle als Beispiele angeführt wurden, beruhte nicht auf Mangel an Material, sondern lediglich auf dem Umfange des uns zur Verfügung gestellten Raumes.

Den Gegenbeweis durch Zahlen ist die Erwiederung der Börsenzeitung ihren Lesern schuldig geblieben. Wenn sie sich in ein vornehmes Gewand hüllt und sich stolz hinter dem Vorwurfe des „Klatsches“ zurückzieht, so erinnert sie nur an den Ausspruch jener Gesellschaft, welche dem Prinzip des mittelheiligenden Zweckes huldigt: Si fecisti, nega. Vor uns liegt der Bericht eines Gesellschaftsvorstandes

*) Wir machen mit Bezug auf den Artikel der „Börsenzeitung“ ausdrücklich darauf aufmerksam, daß unsre Artikel in Nr. 26 des vorigen Jahres und in Nr. 7 und 9 des laufenden Jahrgangs von zwei verschiednen, völlig unabhängig von einander arbeitenden Verfassern herrühren. Die Red.

Digitized by Google

an seine Aktionäre, in dem es heißt: „Es haben auch zahlreiche Konkurrenzorgane die Situation durch Verdächtigung der jüngern Kompagnien mit sehr großem, aber wenig rühmenswertem Eifer ausgenützt. Wir hatten sehr oft um die Erhaltung unsers alten Bestandes zu kämpfen.“ Wir können nicht annehmen, daß diese Beschuldigung der schwesterlichen Konkurrenz nicht auf Thatsachen begründet sei. Um die Erinnerung an die Verheimlichung ungünstiger Geschäftsresultate aufzufrischen, lenken wir die Aufmerksamkeit auf No. 32 des vorigen Jahrgangs der „Allgemeinen Versicherungspresse,“ wo es heißt: „Von verschiednen Seiten sind wir daran erinnert worden, daß wir über die letzten Rechnungsabschlüsse mehrerer [Aktien-] Gesellschaften noch keine Referate gebracht haben. Die Mehrzahl dieser Gesellschaften sind allerdings solche, die wir am liebsten mit Stillschweigen übergehen möchten. . . . Einige wenige Gesellschaften behalten [enthalten?] uns regelmäßig den Geschäftsbetrieb vor, wozu sie vielleicht, als lichtscheu, Grund genug haben mögen.“

Die bewiesenen Unredlichkeiten in den aufgewiesenen vier Schadenfällen werden durch die Behauptung zu entkräften gesucht, daß sich derselben keine der großen „Prima“-Kompagnien, auch keine Verbandsgesellschaft schuldig gemacht habe. Woher diese Wissenschaft? Etwa aus den Paragraphen-Nummern der Versicherungsbedingungen? Dann genüge der Hinweis, daß diese Fährte falsch ist. Und kann es ein Trost für den Übervorteilten sein, nicht von der Crême der Assekuranz, sondern nur von den diis minorum gentium übers Ohr gehauen worden zu sein? Und wäre es nicht eine Pflicht derjenigen, welche die „Prima“-Kompagnien kennen, diese zu nennen, um das unwissende Publikum vor fernerem „Reinfall“ zu bewahren?

Die gegnerische Durchschnittsberechnung in der erwähnten, für die preußischen Oberpräsidenten bestimmten Eingabe geht von unrichtigen, die vertuschende Absicht der Eingabesteller befördernden Prämissen aus. Wenn der für diese Behandlung erbrachte Beweis unverständlich sein soll, so liegt das Nichtfassungsvermögen nur an dem bösen Willen, welcher sich sogar gegen das Verständnis beweisender Zahlen hartnäckig verschließt. Von den aufgeführten dreißig Gesellschaften sind ihrem Kundenkreise 24 000 000 Mark an Dividenden, Zinsen und zuviel verwendeten Verwaltungskosten abgenommen worden. Um diese 24 000 000 Mark würden die 36 Milliarden Werte billiger versichert worden sein, wenn die Verwaltungskosten der Gesellschaften das Niveau der Aachen-Münchener nicht überschritten und ihren Aktionären keine Dividenden und Zinsen zu zahlen gehabt hätten.

Die Schäden und Verwaltungskosten sind für die Prämiensätze der Aktiengesellschaften, trotz der wiederholten Behauptung des Gegenteils, nicht einflußlos, denn diese Prämiensätze müssen stets so normirt werden, daß sie außer der Deckung der Schäden und den Bedürfnissen der Regie noch die Dividende der Aktionäre abwerfen. Bei der Normirung der Beiträge der reinen Gegenseitigkeitsgesellschaften sind keine schonenden Rücksichten auf das Wohlwollen leicht verstimmter dividendenberechtigter Aktionäre maßgebend. Unsre Tabelle zeigt auch, daß der Durchschnittsprämiensatz der Aachen-Münchener, deren Aktionäre 70 Prozent Dividende erhielten, 1,43 Prozent, der der gegenseitigen Gothaer, deren Geschäft und Bonität von gleicher Beschaffenheit ist, nur 0,57 Prozent betrug.

Eine Gesellschaft, deren ausländisches Geschäft verlustbringend war, wird den Ausfall auf die Schultern ihrer inländischen Kunden abzuwälzen und durch erhöhte Prämien für das inländische Geschäft zu einem möglichst konvenabeln Durchschnitt zu gelangen suchen. Vor uns liegt der Geschäftsbericht einer deutschen Aktien-

Digitized by Google

gesellschaft über das Jahr 1882, in welchem es heißt: „Das deutsche Geschäft ist auch im verflossenen Jahre in zufriedenstellender Weise verlaufen. . . . Dagegen hat unser außerdeutsches Geschäft uns im vergangenen Jahre besonders schwere Verluste zugefügt, . . . daß sie den aus unserm sonstigen Geschäfte erzielten Nutzen total absorbirten. Wir teilen in Bezug auf diese Geschäfte das Schicksal andrer deutschen Kompagnien." Wenn trotz dieses Schicksals aus den reinen Prämien eine Durchschnittsdividende von 27 Prozent gegeben werden konnte, so ist es evident, daß dieses schöne Geld nicht vom Auslande verdient, sondern vom Inlande in zu hohen Prämien gesteuert wurde.

In der Behauptung, es sei unwahr, daß eine große Anzahl von feuergefährlichen Risiken überhaupt keine oder doch nur eine unvollständige Versicherung fänden, liegt eine Dreistigkeit, für welche wir in Deutschland gar keinen passenden Ausdruck haben. Unsre Mitbürger semitischer Abstammung bezeichnen sie mit dem Worte Chuzpe. Die Behauptung wird durchaus aufrecht erhalten, und gerade aus dem ihr zu Grunde liegenden Übelstande leitet sich die Notwendigkeit einer großen Reichsversicherungsanstalt mit her.

Es ist ein trauriges Zeichen für unsre gesellschaftlichen und geschäftlichen Zustände, wenn jedem zu ihrer Besserung oder Umgestaltung gemachten Versuche persönliche Motive und selbstische Zwecke von der Gegenseite unterschoben werden. Den Organen, die für eine Reform des heutigen Versicherungswesens eintreten, wird entweder das Verständnis der Sache abgesprochen oder, um das Urteil der Menge zu verwirren, die Parteinahme aus dem Interesse eines Sozietätsbeamten untergeschoben. Die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet es daher, die kaptatorische Behandlung dieser Angelegenheit durch die Fachpresse und einige sich um die Fahne der Versicherungsgesellschaften scharenden Tagesblätter, auf welche vielleicht der Gewinn aus den umfangreichen Annoncen und Reklamen der Gesellschaften nicht ohne Einfluß ist, nicht unerwähnt zu lassen.

Wir sind uns bewußt, in unserm Artikel weder für die Feuerversicherungssozietäten in ihrer heutigen Verfassung und Gestalt eingetreten zu sein, noch in schneidigen Polizeibeamten das Muster eines Regulirungsbeamten hingestellt zu haben. Unsre oratio pro domo bezog sich auf die Abschaffung von Mißverhältnissen, welche im gesamten deutschen Feuerversicherungsgeschäft bestehen, und damit auf die Möglichkeit, dasselbe in regenerirter Gestalt dem deutschen Volke billiger und besser zu gewähren. Die frühere Zerrissenheit unsers Vaterlandes spiegelt sich noch heute in der Buntscheckigkeit seines Feuerversicherungswesens ab. Reiche, große, sicher fundirte Kompagnien haben schwache Kolleginnen zur Seite, welche nur mit Mühe und Not den Kampf mit den mächtigen Rivalinnen bestehen und zur Aufrechterhaltung ihres Umfanges zur unverhältnismäßig starken Aufnahme solcher Risiken gedrängt werden, welche die stolzen Schwestern als nicht annehmbar abgewiesen haben. Die durch diese Geschäftsführung verursachte pekuniäre Lage bietet ihren Klienten nur eine zweifelhafte Sicherheit. Doch keine von allen diesen Gesellschaften hat das Prinzip, den durch elementare Unfälle Betroffenen vom wirtschaftlichen Untergang zu retten oder von ihm tiefeinschneidende wirtschaftliche Störungen abzuwenden, sondern das Alpha und Omega ihrer Bestrebungen ist der Erwerb einer möglichst hohen Dividende. Neben ihnen arbeiten die Gegenseitigkeitsgesellschaften, welche zwar die Aufgabe der Schutzgenossenschaft zum Vorwande ihrer Existenz genommen, jedoch zum Besten einer begünstigten Minorität das Prinzip der Aktiengesellschaften adoptirt haben. Trotzdem sind sie das Band, welches zu den Stadt- und Landfeuerversicherungssozietäten führt. Alle drei Systeme

Digitized by Google

haben neben sich die Zerrbilder des Versicherungswesens, jene zahllosen kleinen, in engster örtlicher Ausdehnung beschränkten lokalen Brandkassen und Vereine, deren Mitglieder durch einen verirrten, vom Sturme angefachten Funken an den Bettelstab gebracht werden können. In einem gewissen Grade leiden an dem Übel der örtlichen Beschränkung sämtliche öffentliche Sozietäten. Diese haben auch in ihrer Leitung und in ihren Verfassungen noch viele, mit den Anfangsgründen des Versicherungswesens zusammenhängende Zöpfe und einen krassen Schematismus, der ihre Entwicklung hindert.

Eine Korrektur dieser Mißstände suchen wir in der Bildung einer allgemeinen, unter staatlicher Leitung stehenden Reichsfeuerversicherungsanstalt. Durch deren Bildung sollen weder dem Staate Kosten verursacht werden, noch einer seiner Unterthanen Einbuße am Vermögen erleiden. Der Staat braucht zur Übernahme des Versicherungsgeschäfts weder noch im Gange befindliches Betriebsmaterial, noch altes Eisen, das als Betriebsmaterial gilt, anzukaufen. Die Gesellschaften werden bald von der Nutzlosigkeit des Wettkampfes überzeugt sein und an ihre Auflösung schreiten. Die Aktionäre der „Prima"-Gesellschaften werden in diesem Falle den drei- bis fünffachen Betrag ihrer eingezahlten Gelder und ihre Depotwechsel aus den Tresors der Kompagnien zurückerhalten, die der minder gut situirten Gesellschaften werden froh sein, durch eine auf anständige Weise herbeigeführte Liquidation der auf den Leib einiger versorgungsbedürftigen Vettern gegründeten Institute der Angst vor Nachzahlungen enthoben zu werden.

2. Die Nationalzeitung und die Kunstpflege.

In der ganzen deutschen Presse giebt es kein Blatt, das in der Bekämpfung der Meinung andrer einen so hochmütigen Ton anschlüge wie die Nationalzeitung, und doch hat in Rücksicht auf innern Wert kein Blatt so wenig Grund, eine herausfordernde Haltung anzunehmen wie das sezessionistische Finanzblatt. War es nach Zabels Versicherung die Aufgabe der Nationalzeitung, „den demokratischen Ariadnefaden" in dem Labyrinth der Tagesereignisse festzuhalten, unter der ausdrücklichen Betonung, daß bei dem Unternehmen stets auf den Beruf der Presse, nicht auf den finanziellen Gewinn Bedacht genommen werde, so befleißigt sie sich gegenwärtig vornehmlich den „finanziellen Ariadnefaden" nicht zu verlieren, was zur Genüge erklärt, weshalb sie gestern konservativ-nationalliberal und heute sezessionistisch-fortschrittlich-radikal schillert, je nach dem Ergebnis der Abonnentenjagd. Kein deutsches Blatt illustrirt besser Feuerbachs Worte: „Schein ist unsre Politik, Schein unsre Sittlichkeit, Schein unsre Religion, Schein unsre Wissenschaft" als die Nationalzeitung, nach deren Lektüre man seit Jahren immer die Empfindung hat, welche der ebengenannte Philosoph dahin zusammenfaßt: „Kurz, sittlich ist nur die Lüge, weil sie das Übel der Wahrheit oder — was jetzt eins ist — die Wahrheit des Übels umgeht, verheimlicht."

Wir hatten in dem Rückblick auf die Thätigkeit des preußischen Landtags auch auf die Bewilligung von zwei Millionen Mark zu Kunstzwecken Bezug genommen und dabei bemerkt:

Die Forderung wurde unter dem Beifall der Liberalen bewilligt, denen ja bekanntlich „in der Förderung von Kunst und Wissenschaft kein Opfer zu groß" ist. Wer auch auf diesem Gebiete den von ihnen sonst so nachdrücklich gepredigten Grundsätzen der reiflichen Erwägung hinsichtlich der Leistungsfähigkeit der Steuerkraft des Volkes huldigt und auch hier daran erinnert:

Digitized by Google

Est modus in rebus, sunt certi denique fines — der wird als ein „Dunkelmann“ und Erzreaktionär verschrieen. Aber es giebt Leute genug, die in Bezug auf „Aufklärung“ und als „Lichtfreunde“ den Herren von der Linken so nahe als möglich stehen und doch die Ansicht vertreten, daß auch auf dem Gebiete von „Kunst und Wissenschaft“ ein Zuviel gethan werden könne und wir in Berlin nicht mehr weit von diesem Punkte entfernt seien. Die „Kunstsimpelei“ grassirt in der Berliner Gesellschaft in erschrecklichem Maße, und die „Wiedergeburtstümelei,“ das Renaissancefieber hat schon manchen und manche um ihr bißchen Verstand gebracht. Wenn man die verschwenderische Ausstattung betrachtet, mit der jetzt Staats- und Gemeindebauten bedacht werden, so sollte man glauben, daß wir „heidenmäßig viel Geld“ hätten, was doch, wie nicht nur der Finanzminister weiß, keineswegs der Fall ist. Der fortwährende Hinweis auf Paris und London hat etwas Krankhaftes; den Vorsprung der Jahrhunderte, den die beiden Hauptstädte vor Berlin voraus haben, kann die kaiserliche Residenzstadt niemals einholen, und es liegt auch nicht der Grund vor, sie dazu anzuspornen. Berlin soll sich als deutsche Hauptstadt entwickeln und braucht weder der Metropole an der Themse noch dem Seinebabel, dem Victor Hugoschen „Hirn der Welt,“ nachzueifern. Diese Anfeuerung zum Wettstreit mit London und Paris geht, das verdient nachdrücklichst hervorgehoben zu werden, auch nur in geringem Grade von den eingebornen Berlinern und den in der Hauptstadt ansässigen Deutschen, sondern vorwiegend von den Mitgliedern der goldnen Internationale und der ihr dienstbaren Presse aus.

Die Nationalzeitung hat Anweisung bekommen, gegen diese unsre Bemerkung loszugehen, und entledigt sich dieses Auftrags in folgender geschmackvollen, den veredelnden Einfluß der Kunst in jeder Silbe verratenden Weise:

Zur Orientirung darüber, nach welcher Richtung die Hunde, die bellen wollen, eben losgelassen werden, dient die folgende Bemerkung der Grenzboten über die Bewilligungen des Abgeordnetenhauses zu Kunstzwecken. [Hierauf folgt unsre Auslassung, natürlich, wie es bei der punischen Fechtweise des Blattes üblich ist, unter Weglassung der für den richtigen Sinn unsrer Bemerkung entscheidenden Worte des Eingangs- und Schlußsatzes. Dann fährt sie fort:] Daß die Schule, welcher die Grenzboten angehören, sich in direktem Gegensatz gegen die Pflege der Kunst fühlt, ist begreiflich; die Kunst hat die Verfeinerung der Gesinnung im Auge, der Grundzug der Grenzboten und verwandter Geister ist die Täppigkeit und Rohheit, welche sie mit Genie und Kraft verwechseln. Daher auch dieser Ausbruch von Abgunst gegen die Kunst als eine Macht, in der sich der Widerstand gegen diese Brutalisirung aller Lebensverhältnisse immer von neuem sammelt, von welcher die Reaktion gegen die jetzt herrschenden Tendenzen ausgehen wird.

In der That, ein unvergleichliches Beispiel von „Verfeinerung der Gesinnung“! Wie konnten wir aber auch auf die „goldne Internationale und ihre Presse“ hinweisen, das ist ja in den Augen gewisser Leute ein unsühnbares Verbrechen! Die Nationalzeitung und ihre Souffleure fühlten sich schwer getroffen, es war die Stelle, wo sie sterblich sind. „Hunde, Täppigkeit, Rohheit, Brutalisirung“ — welch herrlicher Wortschatz „verfeinerter Gesinnung“!

Also wer behauptet, daß es auch in dem Aufwand für Kunst und Wissenschaft ein Zuviel geben könne, der geht nach der Ansicht der Souffleure der Nationalzeitung auf nichts geringeres aus, als auf „die Brutalisirung aller Lebensverhältnisse.“ Prächtiges Schlagwort! Wenn die Herren Direktoren und Assistenten der Berliner Museen nicht Millionen bewilligt bekommen, um leere Wandstellen mit zweifelhaften Rubensbildern à 200000 Mark füllen oder alte Handzeichnungen, über deren Wert und Ursprung die Lermolieffs sehr verschiedner Ansicht sind, aufspeichern zu können, wenn die Orientalisten in den Museumsverwaltungen verhindert werden, für persische Lumpen, die erst für schweres Geld in Paris notdürftig aufgebügelt werden müssen, unerhörte Preise zu zahlen, wenn dem albernen Sport, den man mit Chinoiserien und japanesischen Lackarbeiten treibt, ein Riegel vorgeschoben wird, dann werden „alle Lebensverhältnisse brutalisirt,“ dann hängen wir uns wieder die Bärenfelle unsrer Vorfahren um oder fangen gar an, auf allen Vieren

Digitized by Google

zu laufen! Das wäre freilich schrecklich. Dann könnten die Herren Museumsbeamten, von denen übrigens der und jener die „Verfeinerung der Gesinnung“ schwer erkennen läßt, keine Reisen mehr auf Staatskosten nach Italien, Frankreich und England machen, dann müßte der arme Finanzbaron sein koscheres Mahl wieder in der Lehmhütte wie seine über unsre Ostgrenze eingewanderten Vorfahren einnehmen; aus wäre es mit den „antiken“ Stühlen, der „antiken“ Tischwäsche und den massiv goldnen Prunkgefäßen aus dem „Familienschatz.“ Ja, die „Brutalisirung aller Lebensverhältnisse“ — es ist unglaublich, was die „Reaktion“ nicht alles anstrebt, sogar den Antiquitäten- und Raritätenhändlern will sie das Geschäft verderben.

Die Grenzboten der „Abgunst gegen die Kunst“ zu beschuldigen, ist gerade so abgeschmackt, als wenn jemand der Nationalzeitung „Abgunst“ gegen die fortschreitende Verjudung unsers öffentlichen Lebens oder „Abgunst“ gegen die intimen Beziehungen einer Zeitung zu Börsenmatadoren oder „Abgunst“ gegen die „Täppigkeit und Rohheit“ semitischer Literaten nachrühmen wollte. Weit entfernt, den Aufwand einiger Millionen für Kunstzwecke abgünstig zu beurteilen, gewährt es uns vielmehr die höchste Befriedigung, zu sehen, wenn dem Staate zur Förderung idealer Zwecke ausreichende Mittel zur Verfügung stehen. Aber die Grenzboten werden sich durch die „Rohheit und Täppigkeit“ der Nationalzeitung nicht davon abhalten lassen, ihre Stimme zu erheben gegen die Verwendung von Staatsgeldern im Interesse einseitiger Liebhabereien und zur Begünstigung herrschender Modethorheiten.

* * *

Anmerkung der Redaktion. Die Nationalzeitung hat in Verbindung mit ihren eignen Auslassungen eine Notiz der „Germania“ abgedruckt, worin wieder einmal angenommen wird, daß unser Mitarbeiter, Herr Dr. Moritz Busch, Redakteur dieser Blätter oder gar Verfasser des Artikels „Aus dem preußischen Landtage“ sei; auch der „Kladderadatsch“ sagt über diesen Artikel: Herr Busch „ulkt“ in den Grenzboten ꝛc. Dem „Kladderadatsch,“ bei dem ja schon längst die „Gesinnungstüchtigkeit“ den Witz bedeutend überwiegt, nehmen wir das nicht übel. Die Nationalzeitung aber weiß, daß sie damit einem Irrtum Vorschub geleistet hat, denn sie hat schon vor einiger Zeit einmal die Behauptung widerrufen müssen, daß Herr Dr. Busch Redakteur der Grenzboten sei. In dem ganzen Angriff der Nationalzeitung macht sich wohl nur der versetzte Grimm über die Zurechtweisung etwas Luft, welche sie jüngst wegen Buschs Buch „Unser Reichskanzler“ hat hinnehmen müssen. Da wurde man plötzlich ganz still, nachdem man vorher den Mund gewaltig weit aufgerissen hatte.

Digitized by Google

Notizen.

Johann Heinrich von Thünen. Es mag wohl sein, daß unsre Zeit schnelllebiger geworden ist, als es noch die unsrer Großväter war; jedenfalls ist sie selbstbewußter, kühner und — oberflächlicher geworden. Wer die alljährlichen dickleibigen Bände des Reichsgesetzblattes und der preußischen Gesetzsammlung betrachtet, der wird den Standpunkt Savignys, daß unsre Zeit keinen Beruf für die Gesetzgebung habe, für einen überwundnen halten. Und doch wäre zu wünschen, daß nur eines unsrer modernen Gesetze die Stetigkeit und den Einfluß besäße, wie jene alten, lange durchdachten und wohlerwogenen Verordnungen des vielgeschmähten Absolutismus. Wer die zahllosen Bücher und Broschüren überschaut — Leser aller kann nur ein Rentier von dem Alter Methusalems sein —, mit denen fast täglich der Büchertisch über die soziale Frage, über die Lage der Landwirtschaft und sonstige zeitbewegende Fragen überschüttet wird — der sollte glauben, daß die Lösung des Problems garnicht so schwer sein und unter den unzähligen Versuchen doch ein gelungener sein würde. Aber wieviele lohnen nicht einmal den Blick, der hineingeworfen wird; einseitige, flüchtige Beobachtungen, vielleicht auch geistreiche Einfälle, aus verschiednen Äckern Zusammengepflügtes — das ist der Inhalt der Mehrzahl, ganz abgesehen von den Anpreisungen der Charlatans und Wunderdoktoren, wie sie sich in den berufsmäßigen Leitartikelschreibern der Tagespresse darstellen.

Gegenüber diesen Erscheinungen der Gegenwart ist es eine wahrhafte Erquickung des Geistes wie des Herzens, in der Biographie Johann Heinrichs von Thünen ein Forscherleben vor sich aufgerollt zu sehen, das aus dem engen Berufskreise nach jahrelangen, sorgfältigsten und peinlichsten Untersuchungen zu bahnbrechenden Ergebnissen gelangte, und doch daneben ein harmonisches, fest in sich abgeschlossenes Gesamtbild bietet. Zum erstenmale hat im Jahre 1868 Schumacher, ein Hausgenosse und Schüler Thünens, dessen Leben beschrieben und eine Reihe seiner Briefe herausgegeben. Von dieser Lebensbeschreibung ist zur Erinnerung an seinen hundertjährigen Geburtstag — Thünen ist am 24. Juni 1783 im Jeverlande geboren — jetzt eine zweite mit dem Bilde Thünens geschmückte Auflage erschienen (Rostock und Ludwigslust, Verlag von Hinstorff). Die Biographie an sich nimmt nur einen kurzen Raum ein; es ist das Leben eines einfachen Gutsbesitzers und Forschers, der wacker arbeiten und sich quälen muß, um sich seine Existenz zu erringen, der aber nicht müde wird, einen aus seinen Erfahrungen gewonnenen Gedanken bis in den letzten Ursprung mit unerschöpflicher Genauigkeit und mathematischer Schärfe — Thünen war von Jugend auf mit Vorliebe der Mathematik ergeben — zu verfolgen. Dabei ein liebevoller Gatte, ein sorgsamer, zärtlicher Vater, ein hingebender Freund, ein Mann von Herz für die Leiden der kleinen Leute, ihr Berater und Wohlthäter. Die Briefe, hauptsächlich an Mitglieder der Familie, namentlich den Bruder und Schwiegersohn Christian von Buttel, gerichtet, zeigen uns nicht nur alle Seiten dieses herrlichen

Digitized by Google

Charakters, sondern führen uns auch in die Werkstatt seines Gedankens und geben uns einen Aufschluß über seine Werke.

Die großen Verdienste Thünens auf dem ökonomischen Gebiete bedürfen kaum einer Erwähnung mehr; er hat in seinem berühmten Buche vom isolirten Staat den Einfluß der Lage des Grundstücks zum Marktgebiet und zu den Wirtschaftsgebäuden auf die Bildung der Grundrente mit solcher Schärfe dargelegt, daß erst durch ihn die Ricardosche Theorie ergänzt und gegen alle Zweifel sichergestellt erscheint. Er hat ferner eine Formel für den naturgemäßen Arbeitslohn gefunden, wonach sich dieser als die mittlere Proportionalzahl zwischen dem Bedürfnis des Arbeiters und seinem Arbeitsprodukt darstellt, d. h. der Lohn muß das Bedürfnis in demselben Maße übersteigen, wie das Erzeugnis den Lohn. Es ist dies die berühmte, auch in das Grabmal des Forschers eingegrabene Formel „der naturgemäße Arbeitslohn $= \sqrt{a.p}$," wobei p das Arbeitsprodukt eines mit einem gewissen Kapital arbeitenden Arbeiters, a die Größe des Unterhaltes einer Arbeiterfamilie mit zwei Kindern bezeichnet. Die Richtigkeit dieser Formel ist zwar heute mit sehr gewichtigen Gründen angefochten, weil die Voraussetzungen, von denen Thünen ausgegangen ist, nicht zutreffend erscheinen. Die Anteile der verschiedenen Produktionsfaktoren gehen so sehr in einander über, daß es unmöglich gelingen kann, diese Anteile, so oft sie besonders und entsprechend vergütet werden können, auszuscheiden. Der größere und eine immerdauernde Geltung beanspruchende Wert der Thünenschen Untersuchung liegt aber darin, daß Thünen zuerst die laufenden Theorien über den Arbeitslohn durch seine Kritik vernichtet und ausgesprochen hat, daß der naturgemäße Arbeitslohn auch der Gerechtigkeit entsprechen muß. Er stellt sich nicht als etwas von dem Erzeugnis Unabhängiges, als die Befriedigung des notwendigsten Bedürfnisses des Arbeiters dar, sondern ist zu dem Produkt der Arbeit in Beziehung zu bringen. Thünen hat nicht bloß theoretisch diesen Satz ausgesprochen, er hat ihn auch auf seinem durch ihn berühmt gewordenen Mustergute Tellow verwirklicht. Nicht ohne persönliche Opfer, wie ein Brief an seinen Sohn Heinrich beweist, hat Thünen im Jahre 1848 seine Arbeiter an seinem Gutsertrag beteiligt, indem er jedem derselben jährlich etwa 10 Thaler zuschrieb, sodaß der Betrag zu $4^1/_6$ Prozent unkündbar bis zum 60. Jahre des Arbeiters stehen blieb Mit geringfügigen, im Laufe der Zeit notwendig gewordenen Änderungen besteht diese Anordnung seit 35 Jahren noch fort. Jeder Dorfbewohner hat, wie der Biograph bemerkt, durchschnittlich einen jährlichen Anteil von 66,80 Mark erhalten, und der höchste Anteil beläuft sich bei einem über 60 Jahre alten Arbeiter, der sich bereits Auszahlungen machen ließ, auf 2193,13 Mark. So hat Thünen bereits dasjenige für sich ins Werk gesetzt, was erst heute unter schweren Kämpfen gegen kleinlichen Parteigeist Deutschlands größter Staatsmann zu unternehmen im Begriffe steht. Der berühmte Tünensche Satz: „Der Mensch, welcher sein Leben rechtlich und in angestrengter Thätigkeit bis zum Greisenalter verbracht hat, soll in seinem Alter weder von der Gnade seiner Kinder noch der bürgerlichen Gesellschaft leben. Ein unabhängiges, sorgenfreies und mühevloses Alter ist der naturgemäße Lohn für die unausgesetzte Anstrengung in den Tagen der Kraft und Gesundheit" — dieser Satz ist heute zum Programm der kaiserlichen Botschaft, zur Richtschnur des Entwurfs des Kanzlers geworden. Mag auch der Einzelne, wenn er ein Thünen ist, diesen Satz in seinem kleinen Kreise zur Wahrheit gestalten können, um ihn der Allgemeinheit nutzbar zu machen, bedarf es auch eines Einschreitens der Allgemeinheit, d. i. des Staates, und wir sind sicher, daß es Thünens höchster Lohn gewesen wäre, wenn er es noch hätte

Digitized by Google

erleben können, wie von dem Fürsten Bismarck seiner theoretischen Formel vollsaftiges Leben eingeflößt wird. Auch in vielen andern wesentlichen Punkten begegnen sich die Anschauungen dieses Forschers mit denen unsers praktisch wirkenden Staatsmannes. Wir wollen nur berühren, daß Thünen die Verwirklichung seines politischen Ideals in dem preußischen Erbkaisertum sah, aber nicht in der in Frankfurt beschlossenen Fassung, sondern in Unterstützung eines Fürstenrats, dessen von Thünen skizzirte Grundzüge dem heutigen Bundesrate sich nähern, wobei er schon damals den jetzt in die Reichsverfassung aufgenommenen Satz aufstellt, daß die Gesandten stimmen müssen, ob sie Instruktionen erhalten haben oder nicht. Und ahnungsvoll spricht er aus, daß 33 Millionen Deutsche mit preußischer Militärverfassung genügend sind, um jedem andern Volke zu widerstehen. Thünen ist es auch, der für den Schutzzoll eintritt, um die inländischen Erzeuger vor dem Verlust ihres Wohlstandes zu schützen und sie mit dem Auslande konkurrenzfähig zu machen.

Es erfüllt uns mit Genugthuung, daß es Thünen an der Liebe und Verehrung der Seinigen, an der Dankbarkeit seiner Arbeiter, an der Erkenntlichkeit seiner Mitbürger und an der Anerkennung der Besten nicht gefehlt hat. Die Briefsammlung giebt hiervon reichliches Zeugnis; sie wird auch denjenigen angenehm berühren, dem die ökonomischen Fragen der Zeit ferner stehen. Denn es ist immer interessant, zu sehen, wie ein redlicher und geistig hervorragender Mensch hohe Probleme in sich verarbeitet und zur Reife bringt.

Zur Höhe der Prozeßkosten. Erst heute gelangen die Nummern 38 und 39 des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift in meine Hände, und das mag es entschuldigen, wenn ich erst jetzt mir gestatte, zu dem dort abgedruckten sehr schätzbaren Aufsatze über die Höhe der Prozeßkosten einige kurze Bemerkungen zu machen, zu denen ich mich für kompetent halte, da ich selbst sechzehn Jahre lang die Rechtsanwaltschaft unter der Herrschaft der verschiedensten Gebührenordnungen ausgeübt habe.

Daß eine Revision der Anwaltsgebühren im Interesse des rechtsuchenden Publikums notwendig ist, bedarf keines Wortes; sie liegt aber auch im Interesse der Rechtsanwälte selbst, da die jetzige Höhe der Prozeßkosten und insbesondre der Anwaltsgebühren für die Thätigkeit der Rechtsanwälte thatsächlich in wahrnehmbarer Weise immer engere Schranken zieht.

Mit Recht wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Gebühren für die Bagatellsachen und die für die wertvolleren Streitgegenstände zu hoch sind, im Bagatellverfahren namentlich in gar keinem Verhältnis zum Streitgegenstande stehen, aber es wird regelmäßig übersehen, wie nachteilig die Veränderung der Wertklassen, nach welchen die Gebühren zu berechnen sind, gewirkt hat. Nach dem preußischen Anwaltsgebührentarif stiegen die Gebühren für die Bagatellsachen (bis zu 150 M.) von 3 zu 3 M. ursprünglich um 1 M., später um 1,25 M.; jetzt hat man nur die vier Klassen bis 20 M., 20—60 M., 60—120 M. und 120—200 M. Von da an steigen die Wertklassen alsbald von 300—450, 450—650, 650—900, 900—1200, 1200—1600 M., während der preußische Tarif zwischen 150 und 450 M. Klassen von 30 zu 30 M. und zwischen 450 und 1500 M. solche von 150 zu 150 M. hatte und dadurch die Kosten bei weitem mehr dem jedesmaligen Streitgegenstande anpaßte, als dies jetzt der Fall ist. Nicht also allein eine Revision der Gebühren bezüglich deren Höhe, sondern die Umarbeitung des gesamten

Digitized by Google

Tarifs nach andern, dem preußischen Tarife nachgebildeten Wertklassen, die der jetzigen Währung besser angepaßt werden könnten, als es der für die Thalerwährung bestimmte preußische Tarif war, ist zu verlangen, wenn wirklich geholfen werden soll.

Eine Herabsetzung der Gebühren ist für Bagatellsachen, für die wertvolleren Streitgegenstände, für die Strafsachen und namentlich für die Erteilung eines Rates zu verlangen; auch mir ist kein Anwalt bekannt geworden, der — abgesehen von den geringsten Sätzen — für einen Rat die volle Gebühr erhoben hätte. In den mittlern Wertklassen ist dagegen bei einer Revision sehr vorsichtig zu verfahren, da dieselben in vielen Fällen den preußischen fast gleich kommen, wenn der Prozeß glatt verläuft. Allerdings hat die Reichsgebührenordnung eine Menge von Voraussetzungen geschaffen, unter welchen neben den regelmäßigen Gebühren (für Prozeßführung, mündliche Verhandlung und Beweisverfahren) besondre Gebühren erhoben werden können (wiederholte mündliche Verhandlung u. s. w.). Dies verteuert den Prozeß unendlich, und gerade auch in dieser Richtung ist eine strenge Revision und sehr bestimmte Definition dessen, was als besonders zu vergütende Anwaltsthätigkeit anzusehen sei, erforderlich.

Nicht zu vergessen sind ferner die Nebenkosten. Da sind zunächst die Schreibgebühren, welche nach der Seite bemessen werden und für die Seite 10 Pfg. betragen, während in Preußen der Bogen mit 25 Pf., also 15 Pf. billiger als jetzt, bezahlt wurde. Es wird behauptet, man könne die Seite nicht unter 10 Pf. herstellen, allein das trifft nicht immer zu, zumal wenn Formulare oder mit der Kopirpresse hergestellte Abzüge verwandt werden. Auch läuft jetzt erweislich manches Blatt Abschrift mit unter, welches früher nie das Dasein erblickt hätte, ohne daß damit etwas verloren gewesen wäre; aber da es ja bezahlt wird, so hat ein vorsichtiger Anwalt keinen Grund, solche Schriftstücke zurückzuhalten, z. B. eine für den Gegner vollständig gleichgiltige Abschrift seiner Vollmacht und dergleichen. Man kann es auch dem Büreaupersonal nicht verdenken, wenn es im Interesse seiner Prinzipale nicht allzu eng schreibt, verschiedne Anlagen nicht zu einer gemeinsamen Abschrift vereinigt. Ist es nicht möglich, diese Schreibgebühr ganz zu beseitigen, so setze man sie wenigstens herab und schließe ausdrücklich alle überflüssigen Abschriften von der Honorirung aus.

Weitere bedenkliche Nebenkosten verursacht der Gerichtsvollzieher, dessen Zustellungsgebühren, wenn man mehrere Miterben, mehrere Mitbesitzer oder bei einer Wechselklage mehrere Verpflichtete gleichzeitig in Anspruch nimmt, leicht zu bedenklichen Höhen anwachsen. Ich habe einen Wechsel einer Vorschußkasse über etwa 20 M. ausklagen müssen, wobei der Gerichtsvollzieher allein 3,60 M. Zustellungsgebühr (einschließlich seiner Schreibgebühren) nur für die Zustellung der Klage erhielt. Geradezu exorbitant sind die Gebühren der Gerichtsvollzieher für die Exekution. Nun weiß ich sehr wohl, daß man gegen eine Ermäßigung der Gebühren der Gerichtsvollzieher einwenden wird, daß diese eine solche Herabsetzung nicht vertragen könnten, ohne in ihrer Existenz gefährdet zu werden. Darauf erwiedere ich: Wie die Gerichtsdiener bis zum 1. Oktober 1879 die Zustellungen und Exekutionen besorgt haben und jetzt als Hilfsgerichtsvollzieher in manchen Fällen besorgen müssen, können sie es wohl auch jetzt noch. Wo sich also in einem Gerichtsbezirke ein Gerichtsvollzieher nicht halten kann, stelle man statt dessen einen neuen Gerichtsdiener an, lasse diesen als Hilfsgerichtsvollzieher die Geschäfte des Vollziehers besorgen und erhebe die (ermäßigten) Gebühren für die Staatskasse; Fiskus und Parteien werden dabei ein gutes Geschäft machen. Auf diese Weise wird an der jetzigen Prozeßgesetzgebung nichts geändert.

Digitized by Google

Endlich entsteht eine ungemeine Verteuerung der Prozesse durch die zu zahlenden Zeugengebühren, welche bei den beliebten großen Gerichtssprengeln, da das erkennende Gericht womöglich die Zeugen selbst vernehmen soll, oft sehr hoch sind. Kleine Landgerichte in Anlehnung an die frühern preußischen Kreisgerichte einzuführen, wird nicht wohl thunlich sein; wohl aber läßt sich auf zwei andern Wegen eine Verminderung der Zeugengebühren herbeiführen. In Strafsachen sollte die Justizverwaltung mehr auf die Einführung detachirter Strafkammern bedacht sein, und in Zivilsachen müßte die ausschließliche Zuständigkeit der Landgerichte für Sachen über 300 Mark beseitigt werden. Weshalb in juristisch einfachen Sachen bei Gegenständen über 300 Mark unbedingt drei Richter urteilen sollen, ist nicht abzusehen, ich verweise auf Wechselklagen, Hypothekensachen und dergleichen. Aber auch in manchen Sachen, bei denen viele Zeugen vernommen werden müssen, z. B. bezüglich einer Fahrgerechtigkeit, ist das Urteil eines Einzelrichters vollkommen genügend, wenn nicht besser, da ein Amtsrichter seinem Bezirke näher steht als der entfernt wohnende Landrichter. Nun gestattet zwar der dritte Titel des ersten Buches der Zivilprozeßordnung eine Prorogation des Amtsgerichts, eine ausdrückliche oder stillschweigende; die letztere ist aber nicht im Falle der Kontumaz vorhanden. Wie erstaunt nun der einfache Mann, der von einer unter Voraussetzung der Einwilligung in die Prorogation alsbald am Amtsgerichte angebrachten Klage am besten dadurch loszukommen glaubt, daß er garnicht erscheint, wenn er hierauf vor das Landgericht geladen und aufgefordert wird, nunmehr einen Rechtsanwalt zu bestellen! Muß ihm das nicht unwillkürlich den Gedanken wachrufen, daß ihm doch, wenn auch zur Zeit noch unbekannte, Einreden gegen den Anspruch des Klägers zur Seite stehen, und ihn zum Prozessiren herausfordern? In dieser Richtung hatte die 1869 zu Gunsten der Ausgleichung der preußischen Rechtspflege beseitigte kurhessische Zivilprozeßordnung vom 28. Oktober 1863 eine bessere Bestimmung. Zur Aburteilung jeder Zivilsache war das Amtsgericht zuständig; es konnte jedoch sowohl der Kläger in der Klage, als auch der Beklagte bei der Klagebeantwortung die Entscheidung des Kollegialgerichts provoziren. Hierdurch blieben alle einfachen Sachen beim Einzelrichter, verwickelte, namentlich juristisch schwierigere Sachen kamen gleich an das Kollegialgericht; doch ist von dieser Befugnis zur Prorogation nur ein mäßiger Gebrauch gemacht worden. In dieser Richtung bedarf die Zivilprozeßordnung einer baldigen Änderung; es würde damit für viele Sachen die Verteuerung durch den Anwaltszwang fallen, es ermäßigte sich in vielen Fällen die Höhe der Zeugengebühren, der am Sitze des Amtsgerichts wohnhafte Rechtsanwalt — ein sehr wichtiges Glied der Justizorganisation — bekäme mehr und lohnendere Thätigkeit und, was auch nicht gering anzuschlagen ist, es würde die jetzt etwas gedrückte Stellung des Einzelrichters entschieden gehoben.

Hildesheim. Otto Gerland.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Der Verfassungskonflikt in Norwegen.

Am 27. Februar dieses Jahres hat das Reichsgericht zu Christiania ein Urteil verkündet, das von der demokratischen Presse Deutschlands ebenso einstimmig mit Jubel begrüßt wird, wie es die Organe der konservativen und gemäßigten Parteien verurteilen. Das Urteil des Reichsgerichts lautet: „Der Staatsminister Selmer soll sein Amt als Staatsminister und Mitglied des königlichen Rates verwirkt haben. An Prozeßkosten hat derselbe 18225½ Kronen zu bezahlen, wovon 15000 Kronen für die drei Ankläger bestimmt sind.“ Dieses Urteil wurde gegen ihn gefällt, weil er dem Könige geraten hatte, 1. den Beschluß des Storthings vom 17. März 1880 über den Zutritt der Staatsräte zu den Verhandlungen des Storthings nicht zu genehmigen und in Kraft treten zu lassen; 2. den Beschluß des Storthings vom 14. Juni 1882 über eine Bewilligung für die Volksbewaffnungsvereine und den Zentralverein für die Verbreitung von Körperübungen und Waffengebrauch nicht zu vollziehen; 3. teilweise den Beschluß des Storthings vom 16. und 17. Juni 1882 betreffend das Gehaltsregulativ für die Anordnung einer Zentralverwaltung für die in Betrieb befindlichen Eisenbahnen anzunehmen (d. h. die Aufnahme zweier vom Storthing gewählten Mitglieder in die zentrale Eisenbahnadministration zu verweigern). Den Hauptpunkt des Urteils bildet der unter Nummer 1 aufgeführte Entscheidungsgrund, mit welchem dem Könige das absolute Veto in Fragen des Grundgesetzes und, rechtlich verstanden, jedes Veto abgesprochen ist, und es soll nun erörtert werden, was von dem Urteile des norwegischen Reichsgerichts in dieser Beziehung und damit von dem ganzen Urteile zu halten ist. Die nähern thatsächlichen Grundlagen bietet ein im sechsten Bande der kritischen Viertel-

Digitized by Google

jahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft erschienener Aufsatz von Konrad Maurer, dem hervorragenden Kenner skandinavischen Rechtes.

Nach dem norwegischen Grundgesetze (Verfassungsurkunde) können die Mitglieder des Staatsrates, d. h. die Minister, nicht in das Storthing gewählt werden, und sie haben infolge dessen zu den Verhandlungen desselben keinen Zutritt, soweit nicht das Storthing von der ihm zustehenden Befugnis, sie zum Erscheinen in einer Sitzung vorzufordern, Gebrauch macht. Die Minister sind dadurch von den Verhandlungen der Volksvertretung grundsätzlich ausgeschlossen und einerseits an der persönlichen Vertretung ihres Standpunktes gegenüber der Volksvertretung gehindert, andrerseits in einen umso schärferen Gegensatz zu derselben gebracht. Diese den Einrichtungen andrer parlamentarischen Länder widersprechende Institution führte bald zu Versuchen zu Änderung dieses Zustandes, welche anfänglich von der konservativen Partei ausgingen und von deren Gegnern bekämpft wurden, später von der Opposition befürwortet und von der Regierung und ihren Anhängern abgewiesen wurden. Der jetzige Führer der Storthingsmajorität, Bankdirektor J. Sverdrup, setzte im Jahre 1872 den Beschluß auf Zulassung der Staatsräte zu den Storthingsverhandlungen durch, während er vorher Jahre lang die entgegengesetzte Ansicht vertreten hatte. Die Änderung dieser Bestrebungen erklärt sich aus der seit der Einführung der Verfassung erfolgten Verschiebung der Machtverhältnisse der Parteien, indem der inzwischen erstarkten Opposition die Anwesenheit der Staatsräte in den Sitzungen des Storthings nicht mehr als eine gefährliche Verstärkung der konservativen Partei, sondern als ein geeignetes Mittel erschien, um durch fortgesetzte Angriffe auf die Regierung den Widerstand derselben zu brechen und zu einer rein parlamentarischen Regierung zu gelangen. Die Regierung verlangte als Ersatz für die von der Storthingsmajorität geforderte Zulassung der Staatsräte zu den Sitzungen gewisse andre, ihre Macht verstärkende Verfassungsänderungen, darunter als die erheblichsten die Gewährung einer bestimmten Pension für die abtretenden Staatsräte, und das Recht des Königs, das Storthing aufzulösen und Neuwahlen anzuordnen, welches Ansinnen von der Storthingsmajorität verworfen wurde. Im Jahre 1874 und ebenso im Jahre 1877 wiederholte das Storthing seinen frühern Beschluß, und nach einer inzwischen erfolgten Neuwahl wurde derselbe Beschluß im Jahre 1880 aufs neue gefaßt. Auch diesem Beschlusse verweigerte der König seine Sanktion und ließ durch die Regierung einen dem frühern Vorschlage ziemlich gleichartigen einbringen, welcher verfassungsmäßig nach einer vorgenommenen Neuwahl am Storthing des Jahres 1883 zur Verhandlung kommen sollte. Inzwischen brachte am 2. Juni 1880 Sverdrup einen Antrag beim Storthing dahin ein, daß der gefaßte Beschluß von diesem als geltendes Grundgesetz Norwegens betrachtet und der Regierung mit der Aufforderung zu dessen vorschriftsmäßiger Publikation übermittelt werde. Dieser Antrag wurde am 9. Juni vom Storthing angenommen; unter dem 17. Juni

Digitized by Google

aber wurde dem Storthing von der Regierung eröffnet, daß der Beschluß als vom Könige nicht sanktionirt nicht publizirt werden könne. Um den hiermit ausgebrochenen Streit über die Existenz eines Vetorechts des Königs bei Abänderungen des Grundgesetzes womöglich zu einem friedlichen Austrage zu bringen, wandte sich die Regierung auf Grund einer königlichen Resolution vom 30. August unter dem 6. September 1880 an die juristische Fakultät der Landesuniversität zu Christiania mit dem Ansuchen, daß sich dieselbe darüber aussprechen möge, „wie weit und in welcher Ausdehnung dem Könige nach der Verfassung ein Sanktionsrecht in Bezug auf Veränderungen des Grundgesetzes zukomme." Am 23. März 1881 wurde dieses Gutachten erstattet, und die Fakultät (bestehend aus sechs Mitgliedern) sprach sich einstimmig für die Existenz eines absoluten königlichen Vetos bei Verfassungsänderungen aus.

Die nähere Motivirung dieses Gutachtens hier darzulegen würde zu weit führen, sie ist in dem oben angeführten Aufsatze Maurers zu finden. Nur folgendes soll hier hervorgehoben werden. Eine ausdrückliche Bestimmung darüber, ob und in wieweit dem Könige gegenüber Storthingsbeschlüssen, welche auf eine Verfassungsänderung abzielen, ein Veto zustehe, ist im norwegischen Grundgesetze nicht enthalten, und zwar weder in dessen ursprünglicher Fassung vom 17. Mai 1814 noch in dessen veränderter Gestalt vom 4. November 1814. Dagegen finden sich verschiedne Bestimmungen, welche festsetzen, daß zu einem vom Storthing gefaßten Beschlusse des Königs Sanktion einzuholen ist und erst durch diese der Beschluß Gesetz wird; ferner daß der König bei der Schließung des Storthings zugleich auf alle nicht bereits zuvor von ihm erledigten Beschlüsse desselben seine Entschließung mitzuteilen habe, indem er sie entweder bestätige oder verwerfe, und daß alle von ihm nicht ausdrücklich bestätigten als von ihm verworfen gelten sollen. Weiter sind als Storthingsbeschlüsse, welche der königlichen Sanktion nicht bedürfen, folgende und zwar nur diese bezeichnet: 1. diejenigen, durch welche sich das Storthing verfassungsmäßig für versammelt erklärt, oder 2. seine Geschäftsordnung bestimmt, oder 3. die Vollmachten seiner Mitglieder erledigt, oder 4. Urteile über Wahlstreitigkeiten bestätigt oder verwirft, oder 5. Fremde naturalisirt, oder 6. eine Anklage gegen Staatsräte oder andre Personen erhebt. Endlich wird bezüglich der Gesetzesvorschläge ausdrücklich bestimmt, daß der König den ihm vorgelegten Storthingsbeschluß, falls er ihn nicht billigt, dem Odelsthinge (der aus drei Vierteilen des Storthings bestehenden Abteilung des letztern) mit der Erklärung zurückzuschicken hat, daß er es zur Zeit nicht angemessen finde, ihn zu sanktioniren, und daß ihm solchenfalls der Beschluß von dem eben versammelten Storthinge nicht nochmals vorgelegt werden dürfe, daß dagegen ein Beschluß, der von drei ordentlichen Storthingen, welche nach drei verschiednen auf einander folgenden Wahlen zusammengesetzt und überdies durch mindestens zwei dazwischen liegende ordentliche Storthinge getrennt sind, unverändert angenommen wurde, ohne daß in der

Digitized by Google

Zwischenzeit ein entgegengesetzter Storthingsbeschluß ergangen wäre, und der nun dem Könige nochmals mit dem Begehren vorgelegt wird, daß er demselben seine Sanktion nicht verweigern möge, sofort Gesetz werden solle, wenn auch dessen Sanktion nicht erfolgt sei, ehe das Storthing auseinandergeht.

Aus dieser Bestimmung ergiebt sich, daß dem Könige legislativen Beschlüssen des Storthings gegenüber ein Veto zusteht, daß aber dieses Veto nur ein suspensives ist und durch beharrliches Festhalten des Storthings an seinen Beschlüssen beseitigt werden kann, und auf diese Bestimmung des Grundgesetzes stützt sich der obengenannte, unter dem 9. Juni 1880 vom Storthing angenommene Sverdrupsche Antrag sowie in der Folge das jetzt ergangene Urteil des Reichsgerichts.

Daß diese Bestimmung des Grundgesetzes jedoch nur auf legislative Beschlüsse des Storthings, nicht aber auf Storthingsbeschlüsse andrer Art und insbesondre nicht auf Beschlüsse, welche Verfassungsänderungen involviren, Anwendung findet, ergiebt sich aus folgenden Erwägungen. Die Thätigkeit des Storthings ist keine bloß legislative, da dasselbe nicht nur Gesetze zu geben, sondern auch Steuern, Abgaben, Zölle und andre öffentliche Lasten aufzulegen, Staatsanlehen zu eröffnen, die Geldmittel für die Staatsausgaben zu bewilligen und in mehrfachen Beziehungen die Regierung zu kontroliren hat. Auch diese Thätigkeit macht Beschlüsse notwendig. Die eben ausgeführten, ausdrücklich nur auf das Zustandebringen von Gesetzen beschränkten Bestimmungen über das suspensive Veto des Königs können somit nicht ohne weiteres auch auf derartige andre Beschlüsse Anwendung finden. Durch Beschluß der Reichsversammlung vom 11. Mai 1874 ist deren ausschließliche Beziehung auf die Gesetzgebung im engern Sinne des Wortes festgestellt worden. Die oben aufgeführten, ausnahmsweise der königlichen Sanktion nicht bedürfenden Beschlüsse sind lauter solche nicht legislativen Charakters. Damit ist von selbst gesagt, daß prinzipiell allen und jeden Storthingsbeschlüssen gegenüber ein königliches Sanktionsrecht besteht, nicht bloß Beschlüssen, welche auf die Einführung oder Aufhebung von Gesetzen abzielen. Dieses stillschweigend vorausgesetzte allgemeine Sanktionsrecht des Königs ist aber noch ausdrücklich durch die oben aufgeführte Bestimmung ausgesprochen, nach welcher alle beim Schlusse des Storthings vom Könige nicht ausdrücklich bestätigten Storthingsbeschlüsse als von ihm verworfen gelten. Dem Könige steht also gegenüber allen und jeden Storthingsbeschlüssen (mit Ausnahme der oben angeführten sechs Fälle) ein Sanktionsrecht zu; nur bezüglich der legislativen Beschlüsse des Storthings ist das königliche Veto als ein suspensives bezeichnet, es muß deshalb allen andern Storthingsbeschlüssen gegenüber als ein absolutes anerkannt werden. Daß dieser Grundsatz nicht nur auch bei Verfassungsänderungen, sondern ganz besonders und hauptsächlich bei diesen gelten muß, liegt in der Natur der Sache, denn wo immer zwischen Verfassungsänderungen und andern Akten der Gesetzgebung unterschieden wird, geschieht

Digitized by Google

dies in der Art, daß man die erstern den letztern gegenüber zu erschweren sucht und zwar mit vollem Recht und aus dem guten Grunde, weil die Staatsverfassung eines erhöhten Schutzes gegen unbedachte Neuerungsvorschläge bedarf. Der Paragraph 112 des Grundgesetzes, welcher die betreffende Bestimmung enthält, setzt fest, daß ein etwaiger Veränderungsvorschlag einem ordentlichen Storthing vorgelegt und zugleich durch den Druck veröffentlicht werden soll. Doch soll erst das nächste ordentliche Storthing bestimmen, ob die vorgeschlagene Veränderung einzutreten habe oder nicht, und die Annahme setzt einen von mindestens zwei Dritteln der Stimmen vom Storthing gefaßten Beschluß voraus. Endlich darf die Veränderung niemals den Prinzipien des Grundgesetzes widersprechen, vielmehr lediglich Modifikationen betreffen, welche den Geist der Verfassung nicht verändern. Von dem Sanktionsrechte des Königs ist hier nicht besonders oder wiederholt die Rede, es ist aber ganz selbstverständlich, daß diese Bestimmung nicht aus allem Zusammenhange mit den übrigen Bestimmungen des Grundgesetzes gerissen werden darf, sondern daß diese mit zur Auslegung des den Schluß des Gesetzes bildenden Paragraphen 112 herangezogen werden müssen, und aus diesen ergiebt sich die Existenz eines Sanktionsrechts des Königs gegenüber beantragten Verfassungsänderungen. Wäre das Gegenteil der Fall, so würde eine Verfassungsänderung, wie die obigen Darlegungen nachweisen, ungleich leichter als die Erlassung eines gewöhnlichen Gesetzes vom Storthing durchzusetzen und auf dem Wege der erstern die Erzwingung eines vom Könige verweigerten Gesetzes viel rascher und sicherer zu bewirken sein. Aus den Verhandlungen der Reichsversammlung ergiebt sich, daß man die Paragraphen 76 und 79 (über die Behandlung der Gesetzesvorschläge) nicht auf die Vorschläge von Verfassungsänderungen bezogen wissen wollte. Hat eine solche Absicht aber nicht bestanden, so ist man auch nicht berechtigt, das in diesen Paragraphen behandelte suspensive Veto auf die letzteren zu beziehen; es kann vielmehr nur auf die im Paragraph 80 ausgesprochene und im Paragraph 82 vorausgesetzte Regel zurückgegriffen werden, daß alle vom König nicht längstens bis zum Schlusse des betreffenden Storthings sanktionirten Beschlüsse des letztern als von ihm verworfen zu gelten haben, daß also dem Könige hinsichtlich der Verfassungsänderungen so gut wie hinsichtlich aller andern nicht legislativen Beschlüsse im engern Sinne ein absolutes Veto zusteht.

Diese Ansicht hat übrigens nicht erst neuerdings die Juristenfakultät zu Christiania aufgestellt, sondern dieselbe ist mehrfach in Kundgebungen der Volksvertretung zu unumwundenem Ausdrucke gelangt; so hat insbesondre das Storthing in einer Adresse vom 29. Mai 1824 ausdrücklich mit allen gegen zwei Stimmen anerkannt, daß der König „zufolge der Natur der Sache bereits im Besitze des absoluten Vetos sei, soviel die Änderungen des Grundgesetzes anlange," und zwar erfolgte dieses Anerkenntnis aus Anlaß einer königlichen Proposition, welche die Aufhebung des Paragraphen 79 des Grundgesetzes und somit die Verwand-

Digitized by Google

lung des suspensiven Vetos des Königs bei gewöhnlichen Gesetzesvorschlägen in ein absolutes bezweckte, also bei einem Anlaß, welcher die Aufmerksamkeit des Storthings ganz besonders auf die hohe Bedeutung einer derartigen Erklärung lenken mußte. Auch später hat das Storthing offiziell nie eine andre als die soeben erwähnte Ansicht ausgesprochen. Einzelne, die entgegengesetzte Auffassung vertretende Stimmen im Storthing stießen stets auf den entschiedensten Widerspruch bis zum Jahre 1877; erst im Jahre 1880 gelang es dem Oppositionsführer, den oben aufgeführten, den gegenwärtigen Verfassungskonflikt veranlassenden Beschluß durchzusetzen.

Weil nun der Minister Selmer die die Rechte des Königs gegenüber den Anmaßungen der Storthingsmajorität wahrende Ansicht ohne Furcht seiner Überzeugung gemäß vertreten hat, ist er (samt seinen Kollegen) vor das Reichsgericht gestellt und von diesem zur Amtsentsetzung und zu einer hohen Geldstrafe verurteilt worden, welche zum größten Teile (15000 Kronen) die Beute seiner, aus der Storthingsmajorität genommenen Ankläger bildet, verurteilt von dem Reichsgericht, einem Gericht, welches zur großen Mehrzahl nicht aus unbeteiligten staatlichen Richtern, sondern aus Mitgliedern gerade der Partei im Storthing besteht, deren Ansprüche gegenüber den Rechten des Königs geprüft werden sollen; von einem Gericht, welches der Mehrzahl nach nicht aus gebildeten Juristen, sondern aus Bauern, Kirchensängern und Lehensleuten zusammengesetzt worden ist; von einem Gericht, welches auf diesen Namen gar keinen Anspruch hat, weil eine Partei nicht zugleich Richter sein kann; verurteilt, nicht etwa weil ihm eine die Rechte der Storthingsmajorität verletzende That nachgewiesen werden konnte, sondern weil seine Ansicht eine andre als diejenige dieser Majorität war, weil er seinem Könige den Rat erteilte, einem — seiner Überzeugung gemäß eine Verfassungsverletzung bildenden — Ansinnen dieser Majorität nicht zu entsprechen, weil er seine Pflicht gethan, weil er die Rechte seines Königs, die Verfassung und gesetzliche Ordnung des Landes gewissenhaft und ehrenhaft gewahrt hat. Wer mit diesem Urteile in Norwegen einverstanden ist, das ist nicht, wie die demokratischen Blätter glauben machen möchten, die große Mehrzahl der ganzen Bevölkerung, sondern es ist nur die radikale Storthingspartei und ihr Anhang, während die ganze gebildete Bevölkerung, wie aus den allseitigen Kundgebungen hervorgeht, dieses Urteil aufs tiefste beklagt. Der König hat inzwischen, um den Konflikt nicht zu verschärfen, den Minister Selmer seines Amtes enthoben; man wird aber zuversichtlich erwarten dürfen, daß er eine Auslegung der Verfassung durch einen solchen einseitigen Parteispuch nicht zuläßt, und daß er sich durch eine derartige nichtswürdige Posse wie dieses Reichsgerichtsurteil nicht zwingen lassen wird, seine Minister nach der Anweisung der Radikalen zu wählen.

Digitized by Google

Zur Frage der zweijährigen Dienstzeit.

eine unsrer vielumstrittenen Heereseinrichtungen zählt wohl soviele Gegner als die dreijährige Dienstzeit. Zu ihnen gehört neben den wenigen, welche aufrichtig an die Möglichkeit einer allgemeinen Abrüstung glauben, und denjenigen, deren politischem Ideal unsre festgefügte Armee mit ihrem der Person des Kriegsherrn geleisteten Eide im Wege steht, die große Menge derer, denen jede Absicht, die Kriegstüchtigkeit der Armee zu schmälern, fernliegt, die aber gerade in der Verkürzung der Dienstzeit ein Mittel gefunden zu haben glauben, ohne eine solche Gefahr die von allen ersehnte Erleichterung der Heereslasten herbeizuführen.

Für die Agitation bietet sich hier das beste Feld der Thätigkeit. Nichts ist ja leichter, als einem Laienpublikum plausibel zu machen, daß der gemeine Infanterist keine drei Jahre zu seiner Ausbildung für den Krieg brauche: merkt man denn einen Unterschied zwischen den Mannschaften der verschiednen Jahrgänge, wenn man einem Manöver oder einer Parade zusieht? Werden nicht auch jetzt schon eine Menge nach zwei Jahren entlassen? Werden nicht neuerdings die Ersatzreservisten in wenig Wochen ganz leidlich geschult? Da ist doch augenscheinlich nur eine etwas größere Anspannung des Ausbildungspersonals und vor allem der Wegfall alles „nicht auf den Krieg bezüglichen" nötig. Hierzu wird dann das gesamte Exerziren im Tritt, der Garnisonwachtdienst, manche Übungen im Turnen und Fechten, ja auch die Ausbildung im feinen Schießen gerechnet, denn „im Kriege wird ja doch nicht lange gezielt."

Giebt es denn aber überhaupt ein Laienpublikum im Lande der allgemeinen Wehrpflicht? Manche betrachten die Bezeichnung als Laien in militärischen Dingen fast wie eine Beleidigung, namentlich wenn sie selbst jener Pflicht genügt haben; während es ihnen garnicht einfällt, sich als Sachverständige in juristischen Dingen auszugeben, wenn sie auch noch so oft als Geschworene, Schöffen und Schiedsmänner fungirt haben. Geht doch eine kürzlich erschienene und — wenn man dem betreffenden Vermerk auf dem Titelblatt Glauben schenken darf — viel gelesene Broschüre (Die Vorrechte der Offiziere im Staate und in der Gesellschaft) soweit, die Kenntnis der ja „so durchaus einfachen" militärischen Verhältnisse auch allen denen zuzuschreiben, die zwar nicht selbst gedient, aber doch — Verwandte in der Armee haben oder — gehabt haben! Allen Respekt vor solchen Kennern, die denn auch, derselben Broschüre zufolge, wenn sie nur allgemeine Bildung und gesunden Menschenverstand besitzen, ohne

Digitized by Google

weiteres zur Führung einer Kompagnie und eines Bataillons „im Frieden ausreichend und im Kriege sogar sehr gut“ befähigt sind! Solchen noch etwas von militärischen Dingen auseinandersetzen zu wollen, wäre geradezu vermessen. Die folgenden Zeilen sind daher auch nur für solche Nichtmilitärs bestimmt, die sich trotz alledem in militärischer Hinsicht als Laien oder Dilettanten fühlen.

Es liegt zunächst in der Forderung der zweijährigen Präsenzzeit und der Behauptung, daß die Armee dadurch keine Einbuße erleiden würde, weil ja an der Kriegsstärke sich nichts ändere, eine Überschätzung der Zahl auf Kosten der Güte der Truppen. Nicht die Übermacht hat uns gegen die Heere der französischen Republik den Sieg verschafft, auch nicht die bessere Bewaffnung — beides war auf Seiten der Gegner, und leicht kann es wieder so kommen —, sondern, neben der überlegenen Führung, die bessere Ausbildung unsrer Truppen.

Wieviel Zeit und Mühe es nun aber kostet, unserm Landmann oder Handwerker den geschickten Gebrauch aller seiner Gliedmaßen und diejenige zweckmäßige Verwendung seiner Kräfte zu lehren, welche allein zur dauernden Ertragung der Strapazen des Felddienstes befähigt, das vermag nur der Berufssoldat vermöge langjähriger Erfahrungen zu beurteilen. Ähnlich verhält es sich mit der Ausbildung im Schießen; daß aber nicht nur in der Theorie, sondern in Wirklichkeit auch heute noch gute Schützen den schlechten überlegen sind, selbst wenn die letztern die besten und am schnellsten feuernden Gewehre führen, das haben die Engländer den Boers gegenüber erfahren.

Eine gute, im Ernstfall nicht versagende Disziplin ferner läßt sich nur durch dauernde Gewöhnung an unbedingten Gehorsam, peinlichste Ordnung und Pünktlichkeit erzielen; hierzu sind aber nun einmal noch keine bessern Mittel erfunden als der sogenannte „Drill“ auf dem Exerzierplatze und der Wachtdienst. Endlich genügt es nicht, die Leute dahin zu bringen, daß sie dem Kommando oder der Signalpfeife folgen, sondern ihr Verständnis für das Gefecht muß soweit gefördert werden, daß sie jeden Wink richtig verstehen und deuten, daß sie schließlich selbst ohne Führer — diese werden im letzten Moment oft genug fehlen — gewohnheitsmäßig, instinktiv dem einmal gegebenen Impulse in richtiger Weise folgen. Jeder einzelne soll dabei verstehen, das Terrain zur eignen Deckung gehörig auszunutzen, und außerdem müssen sich in jeder Kompagnie eine ganze Anzahl von Leuten finden, die zu Patrouillen- und Gruppenführern geeignet sind. In dieser Notwendigkeit, die Leute einerseits zur straffsten Disziplin, andrerseits zu großer Selbständigkeit zu erziehen, liegt augenscheinlich eine enorme Schwierigkeit.

Gerade an den Infanteristen werden heutzutage in beiden Beziehungen ungemein große Ansprüche gemacht: seine Disziplin wird auf die härtesten Proben gestellt, von seiner Findigkeit und Gewandtheit das höchste verlangt; es charakterisirt daher recht den Laienstandpunkt, wenn gerade für diese Waffe die kürzere Dienstzeit als besonders leicht einführbar bezeichnet wird.

Digitized by Google

Für die große Masse bleiben drei Jahre das knappste Maß, wenn obige Anforderungen erreicht und die erworbenen Eigenschaften und Fertigkeiten für die ganze Dauer des Reserve- und Landwehrverhältnisses nur einigermaßen vorhalten sollen. Einzelne befähigte und besonders eifrige Leute, die den Anforderungen rascher genügen, werden ja auch jetzt schon nach zwei Jahren beurlaubt, und die Aussicht auf diese Vergünstigung ist ein vortrefflicher Sporn zur Anstrengung aller Kräfte. Das Ausbildungspersonal ist schon jetzt fast überlastet — man denke nur an die nebenbei noch zu bewältigenden Übungen der Wehrmänner, Reservisten und Ersatzreservisten der verschiedenen Jahrgänge.

Was diese letztern betrifft, deren rasche Ausbildung oft als Beweismittel gegen die Notwendigkeit längerer Dienstzeit angeführt wird, so sind sie bekanntlich garnicht bestimmt, sogleich bei einer Mobilmachung ins Feld zu rücken, noch weniger kann man daran denken, aus lauter solchen Leuten brauchbare Truppenkörper zu bilden, sondern sie sollen zunächst nur in die Ersatzbataillone eingestellt, dort weiter ausgebildet und dann, auf die verschiednen Kompagnien ihrer Regimenter verteilt, als erster Ersatz für eingetretene Verluste ins Feld nachgesandt werden. Für diesen Zweck mag ihre flüchtige Ausbildung, in Ermangelung einer bessern, genügen; es hat sich jedoch längst herausgestellt, daß den häufig überraschend günstigen Erfolgen bei der ersten Übung die Leistungen bei den folgenden nicht entsprachen, da die Leute das meiste wieder verlernt hatten.

Die Frage der zweijährigen Dienstzeit hat aber noch eine ganz andre Seite, welche weniger mit der Ausbildung als mit der Organisation zusammenhängt. Hier liegt die Unzweckmäßigkeit derselben auch für den Laien auf der Hand, und infolge dessen wird man sie in Agitationsschriften und -Reden stets mit Stillschweigen übergangen finden. Sind nämlich nur zwei Jahrgänge der diensttauglichen Mannschaften im Frieden unter den Waffen, so ist natürlich die Friedenspräsenzstärke um etwa ein Drittel geringer als jetzt. Man hat also nur die Wahl, alle bestehenden Truppenkörper auf zwei Drittel ihrer jetzigen Stärke zu setzen oder ein Drittel dieser Truppenkörper selbst für den Frieden aufzulösen. Die erstere Maßregel würde die Truppenteile fast zu Kadres herabdrücken. Schon jetzt besteht ein großer Unterschied zwischen einer Friedenskompagnie von 134 und einer Kriegskompagnie von 250 Köpfen. Bei einer Stärke von nur 90 Mann, von denen noch dazu, nach Abrechnung der Unteroffiziere, die Hälfte Rekruten wären, hörte aber überhaupt die Möglichkeit einer kriegsgemäßen Ausführung von Felddienstübungen auf. Bei einer Mobilmachung würden alsdann die Reserven nicht als eine hinzutretende Verstärkung zu betrachten sein, sondern die wenigen Stammmannschaften würden sich unter der Menge der Reservisten verlieren.

Für die Artillerie liegen die Verhältnisse ähnlich; am schlimmsten aber würde die Kavallerie betroffen werden, welche bei unsrer jetzigen Organisation

Digitized by Google

durch Auflöſung der fünften Schwadronen wenige Tage nach Erlaß der Mobilmachungsordre fähig iſt, auszurücken. Für ihre Kriegsbereitſchaft wäre jene Maßregel geradezu der Todesſtoß. Durch Verwirklichung der zweiten der obenerwähnten Möglichkeiten andrerſeits würde unſre geſamte Mobilmachung, auf deren Schnelligkeit wir bekanntlich große Hoffnungen bauen, ungemein erſchwert und verlangſamt werden. Etwa ein Drittteil der Feldarmee erſter Linie würde dabei aus Regimentern beſtehen, die durchweg aus Reſerviſten zuſammengeſetzt wären. Mit einem Wort: Die Reorganiſation von 1860 würde zum großen Teile rückgängig gemacht und annähernd wieder die Zuſtände herbeigeführt werden, deren Unhaltbarkeit die Mobilmachungen der fünfziger Jahre, wenn nicht aller Welt, ſo doch jedem einſichtigen Militär, deutlich gemacht haben, und aus denen uns der klare Blick und die feſte Hand unſers jetzigen kaiſerlichen Herrn noch zur rechten Zeit erlöſt hat.

Die Sage vom ewigen Juden.

So nennt ſich eine kürzlich erſchienene Schrift von L. Neubaur, welche den intereſſanten Gegenſtand gründlich und mit Einſchluß der über denſelben vorhandnen ältern und neuern Literatur behandelt. Die Sage iſt bekanntlich viel und mehr als irgend eine andre von deutſchen Dichtern bearbeitet worden. Wir erinnern an Schubarts wilde Rhapſodie, an Goethe, der ſie in ein Epos umbilden wollte, es aber bei einem Fragmente ließ, an die Dichtungen Lenaus, Moſens und Hamerlings, und an Klingemanns Trauerſpiel „Ahasver,“ in welchem Ludwig Devrient mit Vorliebe die Titelrolle ſpielte. Desgleichen haben Literarhiſtoriker die Legende bereits behandelt, u. a. Görres und in den letzten Jahren Helbig, doch kann man ſagen, daß ihr Urſprung und ihre Fortbildung erſt durch die Unterſuchung Neubaurs vollkommen aufgehellt worden ſind, nur möchten wir den Reſultaten desſelben hinzufügen, daß auch der Elias der mittelalterlichen und der heutigen orthodoxen Juden und der arabiſche Chidr bei ihrer Entſtehung mitgewirkt haben müſſen.

Die Sage von dem fluchbeladenen und zu ewiger Wanderung verdammten Juden Ahasver hat ſich zunächſt aus alten Traditionen gebildet, die ſich um zwei Bibelſtellen gruppirten. Die erſte iſt das Wort Chriſti Matth. 16, 28: „Wahrlich, ich ſage euch, es ſtehen hier etliche, die werden den Tod nicht ſchmecken, bis daß ſie des Menſchen Sohn kommen ſehen in ſein Reich.“ Die andre,

Digitized by Google

Joh. 21, 20 ff., lautet: „Petrus wandte sich um und sah den Jünger folgen, welchen Jesus lieb hatte, der auch beim Abendmahl an seiner Brust gelegen und gesagt hatte: Herr, wer ist es, der dich verrät? Da Petrus diesen sah, spricht er zu Jesus: Herr, was soll aber dieser? Jesus spricht zu ihm: So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an? Folge du mir nach. Da ging eine Rede aus unter den Brüdern: Dieser Jünger stirbt nicht." Daraus hauptsächlich entstand in späterer Zeit das Legendenbild eines ewigen Wanderers. Derselbe war anfangs der Apostel Johannes. Schon Tertullian fand sich bewogen, die Ansicht, daß der Lieblingsjünger Jesu noch fortlebe, zu bestreiten. Um das Jahr 400 berichtet der Kirchenlehrer Sulpicius Severus von einem Menschen, der sich im Orient für den Apostel Johannes ausgegeben habe. Etwa siebenhundert Jahre nachher meldet der bulgarische Erzbischof Theophylaktus, es herrsche die Meinung, daß Johannes nicht gestorben sei, sondern zugleich mit Elias erst durch den Antichrist seinen Tod finden werde. Wieder dreihundert Jahre später verfaßte der byzantinische Philolog Georg von Trapezunt eine Schrift, in welcher er nachzuweisen suchte, daß Johannes noch am Leben sei. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurde in Frankreich ein Betrüger verbrannt, welcher behauptet hatte, er sei dieser unsterbliche Apostel, und in England existirte hundert Jahre später eine Sekte, welche von der Wiederkunft des Johannes eine kirchliche Neugestaltung hoffte.

In der Passionsgeschichte des vierten Evangeliums wird ferner berichtet, daß ein Diener des Hohenpriesters Kaiphas Christo einen Backenstreich versetzt habe. Die spätere Tradition identifizirt diesen Mann mit jenem Malchus, dem Petrus im Garten von Gethsemane ein Ohr abgehauen hatte. Nach einer alten italienischen Legende, in welcher derselbe Markus heißt, traf den Verbrecher die Strafe, unter der Erde fortzuleben und unaufhörlich um die Säule zu laufen, an der Jesus vor seiner Kreuzigung gegeißelt wurde. Nach einer im siebzehnten Jahrhunderte verfaßten „Relation" eines Danzigers heißt der Verurteilte weder Malchus noch Markus, sondern Josef, und man hat ihn einem venetianischen Patrizier aus dem Geschlechte der Bianchi zu Jerusalem „in einem verborgenen gepflasterten Saale" gezeigt, „woselbst er von den Türken als etwas besondres in steter Verwahrung gehalten worden. . . . Alldar der Gefangene in seinem alten römischen Habit . . . in dem Saal auf- und niedergangen und ohne Wort sprechen sonst nichts gethan, als mit der Hand zuweilen an die Wand, zuweilen an die Brust geschlagen, zum Zeugnis, daß er Christum unverschuldet in sein heiliges Angesicht geschlagen."

Aus diesen Überlieferungen über den zur Belohnung im Leben gelassenen Johannes und den zur Strafe der Ruhe im Grabe entzogenen Malchus entstand nach der Ansicht des Verfassers unsrer Schrift die Figur, in der wir das Urbild des „ewigen Juden" erblicken dürfen. Wahrscheinlich wirkten dabei apologetische Tendenzen mit, indem man während des Mittelalters die evan-

Digitized by Google

gelische Geschichte häufig nicht bloß gegen Juden und Sarazenen, sondern auch gegen Zweifler im christlichen Lager zu verteidigen hatte. „Konnten die biblischen Berichte eine glänzendere Bestätigung finden als durch Aussagen eines noch lebenden Zeitgenossen Christi?"

Den ältesten Bericht über das Vorbild des ewigen Juden enthalten die Flores Historiarum Rogers von Wendower, eines Mönches der englischen Abtei St. Albans, der 1237 starb. Derselbe meldet aus dem Jahre 1228, daß in letzterem ein Erzbischof aus Großarmenien auf einer Wallfahrt nach den heiligen Stätten des Abendlandes auch in jene Abtei gekommen und, da er Empfehlungsschreiben vom Papste mitgebracht, mit allen Ehrenbezeugungen empfangen worden sei. Zum Danke für die Auskunft, die man ihm auf seine Erkundigungen nach dem englischen Ritus und Brauch erteilt, habe er allerlei von den Eigentümlichkeiten seines Heimatlandes erzählt. „Man fragte ihn u. a. nach jenem berühmten Josef, heißt es im gedachten Berichte weiter, der bei dem Leiden des Herrn zugegen war, mit ihm gesprochen hatte und zum Beweise der Wahrheit des christlichen Glaubens noch lebt. Als man sich erkundigte, ob er ihn nicht gesehen oder etwas über ihn gehört hätte, erzählte der Erzbischof die nähern Umstände. Ein Ritter aus seinem Gefolge antwortete, indem er dessen Rede übersetzte, auf französisch: »Mein Herr kennt den Mann sehr gut, kurz vor seiner Abreise hat er jenen Josef zur Tafel gezogen.« Weiter gefragt, was sich zwischen Christus und diesem Josef zugetragen, erwiederte er: »Zu der Zeit, als Christus von den Juden als Gefangener nach seinem Verhöre vor Pilatus aus dem Richthause zur Kreuzigung abgeführt wurde, versetzte ihm an der Pforte der Thürhüter, Cartaphilus, verächtlich mit der Faust einen Schlag in den Nacken und sagte spöttisch zu ihm: Geh doch schneller, Jesus, was zögerst du? Darauf sah Christus ihn traurig an und sprach: Ich gehe, und du wirst warten, bis ich komme. . . . Und so wartet er nach dem Worte des Herrn. Er war damals ungefähr dreißig Jahre alt; so oft er das hundertste Jahr erreicht hat, kommt er [ungefähr wie der ewig zu gewissen Perioden sich neu verjüngende Chidr] wieder in das Alter, in dem er bei dem Leiden des Herrn stand. Als nach der Kreuzigung der katholische Glaube sich immermehr ausbreitete, wurde Cartaphilus von Ananias, der auch den Apostel Paulus taufte, zum Christentum bekehrt und erhielt den Namen Josef. Er wohnt gewöhnlich in dem einen oder dem andern Armenien und andern Gegenden des Morgenlandes, lebt unter Bischöfen und Prälaten als ein Mann von hiesiger Sitte und Rede und spricht wenig oder überhaupt nicht, außer wenn Bischöfe und andre fromme Männer ihn fragen. Dann erzählt er von der Vergangenheit und den nähern Umständen der Kreuzigung und Auferstehung. . . . Er berichtet auch über das apostolische Symbolum und die Einteilung desselben, sowie über die Predigt der Apostel, und dieses alles ohne Lachen und irgend welche Leichtfertigkeit in den Worten und Zeichen von Widerspruch und Tadel,

Digitized by Google

wie einer, der mehr in Thränen und in der Furcht des Herrn wandelt, indem er sich vor der Wiederkunft Christi ängstigt, der im Feuer erscheinen und die Sünder strafen werde. . . . Aus entlegenen Gegenden kommen viele zu ihm, die sich an seinem Anblick und seinen Gesprächen ergötzen. Alle ihm angebotenen Geschenke weist er zurück und begnügt sich mit mäßiger Kost und Kleidung.«"

Diese Erzählung Rogers hat der 1259 gestorbene Matthäus Parisiensis, gleichfalls ein Mönch von St. Albans, mit einigen Zusätzen in seine Chronik aufgenommen, wobei er bemerkt, die Richtigkeit derselben habe „ein vornehmer Ritter, Richard von Argentan, der mit vielen andern eine Pilgerfahrt nach dem Morgenlande unternommen, und später der Bischof Gualeranus von Beirut bestätigt." Gleichfalls auf Grund der Mitteilungen des armenischen Erzbischofs, der auf seiner Reise auch nach Tournay kam, schildert das Ereignis der dortige Erzbischof Philipp Mouskes um das Jahr 1243, nur schlägt hier der Übelthäter nicht, sondern wünscht nur den „falschen Propheten" kreuzigen zu sehen. Wieder ein wenig anders erzählt der von Dante im Inferno erwähnte Astrolog Guido Bonatti die Sache, indem er in einem seiner Werke sagt: „Einige Menschen haben ein sehr hohes Alter erreicht; von ihnen sah ich zu meiner Zeit nur einen gewissen Ricardus, der am Hofe Karls des Großen gewesen und vierhundert Jahre alt sein wollte. Auch behauptete man damals, daß es einen andern gebe, welcher schon zur Zeit Jesu Christi gelebt habe, und der Johannes Buttadeus [vom italienischen buttare, also Gottesschläger] heiße. Weil er den Herrn, als er zur Kreuzigung geführt worden, fortgetrieben habe, habe dieser ihm erklärt: ›Du wirst mich erwarten, bis ich wiederkomme.‹ Den Ricardus sah ich zu Ravenna im Jahre 1223, jener Johannes aber zog, auf einer Wallfahrt zum heiligen Jakobus [von Compostella] begriffen, im Jahre 1267 durch Forli." Diese drei von einander unabhängigen Berichte zeigen bereits eine Verschmelzung der Traditionen über Johannes und Malchus. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ist dieselbe weiter fortgeschritten und tritt uns in einem neuen Gewande entgegen. Der Novellist, der den Ahasverus aus dem vorhandenen Material schuf, hat eine Erzählung geliefert, die in Deutschland und dem westlichen Europa sehr populär wurde. Im Jahre 1599 ging durch die katholische und protestantische Christenheit die Schreckenskunde, der Antichrist sei von Babylon her, wo er geboren, gegen das Abendland im Anzuge, und gleichzeitig verbreitete sich das Gerücht, der Untergang der Welt stehe nahe bevor. Mit Hinweis auf „diesen zunehmenden jüngsten Tag" erschien nun im Jahre 1602 von einem nichtgenannten Verfasser die „Kurtze Beschreibung und Erzehlung von einem Juden mit Namen Ahasverus," gedruckt zu „Leyden bey Christoff Creutzer." Hierin berichtet der Autor, daß er und andre Studenten von dem spätern Bischofe von Schleswig, Paul von Eitzen, wiederholt vernommen, daß er 1542 auf einer Reise von Wittenberg, wo er studirt, nach Hamburg am letzteren Orte in der Kirche einen Mann von etwa fünfzig

Digitized by Google

Jahren getroffen habe, der ihm durch sein seltsames Benehmen aufgefallen sei. Es sei eine große Gestalt gewesen, mit langen, über die Schultern herabhängenden Haaren, bekleidet mit zerlumpten Hosen und einem Rocke, über den er einen bis an die Füße reichenden Mantel getragen habe. Trotz des harten Winters sei er in der Kirche barfuß erschienen. Auf Befragen habe er sich für einen Schuhmacher aus Jerusalem, Namens Ahasverus, ausgegeben, welcher von Christus, dem er auf seinem Wege nach Golgatha eine kurze Rast vor seinem Hause verweigert, zu ewiger Wanderschaft verurteilt worden sei.

Nachdem die Schrift mehrfach nachgedruckt worden war, erschien, aus Danzig vom 9. Juli 1602 datirt, ein etwas ausführlicherer Bericht über die Begegnung Eitzens mit den Juden, der von einem Westfalen, Chrysostomus Duduläus, verfaßt sein sollte, und in welchem das lange Fortleben Ahasvers mit den Worten erklärt wurde: „Vielleicht hat es also müssen damit herlauffen, auff daß etliche unter den verstockten, verblendeten Juden, die hin und her in der Welt noch itzt zerstrewet sind, von diesem Ahasvero, der bis dato das Ite in orbem universum langwierig practiciret, die großen Wunder Gottes in allerley Sprachen anhören möchten, ob sie noch könnten bekehret werden."

Nachdem durch schnell aufeinander folgende Ausgaben die Erzählung vom „ewigen Juden" populär geworden, wußten auch andre über sein Auftreten in der oder jener Stadt zu berichten. Daß er 1603 in Lübeck gewesen, trug der dortige Bürgermeister Colerus als der Überlieferung wert in sein Tagebuch ein; daß er in Sachsen erschienen sei, meldet der Theolog und Historiker Clüver. In Naumburg wurde er während des Gottesdienstes in der Kirche gesehen, wie er sich wiederholt an die Brust schlug und den Kopf zur rechten Seite neigte, aber nicht lange auf einer Stelle stehen konnte, sondern bald vorwärts, bald rückwärts schritt, wobei er häufig in Thränen ausbrach. In Leipzig erschien er nach Vogels Annalen 1642 als ein „abgelebter und eisgrauer Mann vor den Thüren," der die Leute um Brot ansprach und vorgab, er sei ein geborner Jude und mit bei des Herrn Christi Leiden gewesen und müsse bis an den jüngsten Tag also herumgehen. Nach Anton kam er hundert Jahre darauf ein zweites mal durch Leipzig.

Noch in unserm Jahrhundert ist der Glaube, daß es einen ewigen Juden gebe, vielfach verbreitet. In Holstein und im westlichen Deutschland sieht man ihn dann und wann in kleinen Orten, zuweilen schläft er auf einem Steine vor der Stadt oder auf einem Pfluge oder unter einer Egge, deren Zinken man zu diesem Zwecke abends gegen einander gerichtet hat. Zu Ertingen in Schwaben kehrte er bei einem Bauer ein. Beharrlich ging er um den Tisch herum, den er in die Mitte der Stube gestellt hatte, und nur zwischen zwölf und ein Uhr legte er sich zu kurzer Ruhe hin. In Hohenstatt erschien er um die Mittagsstunde im Bettlerhause, wo er sich ganz still verhielt, und von wo er nach dem Zwölfeläuten weiter zog. Auch in Waldeck wurde er gesehen, desgleichen zu

Digitized by Google

Wulften in Hannover, wo er alle sieben Jahre auf demselben Wege zu bemerken ist. Rock und Bart reichen ihm bis zur Erde. Jeden Tag erhält er achtzehn Pfennige zu seiner Zehrung. Julius Mosen berichtet aus dem voigtländischen Dorfe Marieney: „Ich war fast noch ein Kind, als sich in meinem Geburtsorte das wunderliche Gerücht verbreitete, daß der ewige Jude durch das Dorf gegangen wäre. Er wurde geschildert als ein Mann von mittleren Jahren, von rüstiger Gestalt und nachdenklich entschlossenem Ansehen. Er soll mit einem Reisemantel bekleidet und sein Haupt mit einem breitkrämpigen grauen Hute bedeckt gewesen sein. Ein abergläubiger Schäfer wollte mit ihm gesprochen haben. Aus der Verwunderung des Reisenden, daß auf der Stelle, wo er vor tausend Jahren nichts als Wald gefunden habe, jetzt ein großes Dorf mit Feldern und Wiesen liege, machte jener den Schluß, daß dieser Fremde kein andrer als eben der ewige Jude gewesen sein müsse." Wir aber schließen daraus weiter, daß in dem ewigen Juden jener dem Gros der Leser aus Rückerts Gedicht bekannte mythische Chidr der Araber steht, der in der Zeit der Kreuzzüge ins Frankenland gelangt sein wird. In der Schweiz ist der Jude gleichfalls bekannt. Wenn er das Frickthal und die angrenzende Baselandschaft bereist, übernachtet er stets in demselben Wirtshause, wobei er aber nicht zu Bett geht, sondern bis zum Morgen unablässig in seiner Stube herumläuft. Er erzählt, als er das erstemal in diesen Rheinwinkel gekommen, habe er da, wo jetzt Basel steht, nur einen schwarzen Tannenwald vorgefunden, das zweitemal sei hier ein breites Dorngestrüpp, das drittemal eine vom Erdbeben zerstörte Stadt gewesen. Wenn er zum letztenmale dieses Weges kommen werde, werde man stundenweit gehen müssen, um Reiser zu einem Besen zusammenzubringen. Man sieht, wieder starke Ähnlichkeit mit Chidr, die sich auch in einer andern Schweizersage ausdrückt, in der erzählt wird: Einst kam der ewige Jude durch die auf dem Matterberg unter dem Matterhorn im Walliserland gelegne, jetzt verschwundne Stadt und erklärte: „Wenn ich zum zweitenmale hier durchwandre, werden da, wo jetzt Häuser und Gassen sind, Bäume wachsen und Steine liegen. Und wenn mich zum drittenmale der Weg daherführt, wird nichts dasein als Schnee und Eis." Letzteres ist jetzt eingetreten.

Von Deutschland aus verbreitete sich die Sage in ihrer letzten Gestalt nach Frankreich, wo im siebzehnten Jahrhundert aus ihr das Volksbuch Histoire admirable du Juif Errant entstand. Im Jahre 1604 sah ihn der Advokat Louvet, der Chronist der Stadt Beauvois, dort im Hause des Sachwalters Raoul Adrian um Almosen bitten. Zehn Jahre später erschien Ahasverus in der Nachbarschaft von Fontainebleau und bald nachher in Chalons sur Marne, auch traf er in Isle de France mit Soldaten des Prinzen von Condé zusammen, der ihn vor sich führen ließ und von ihm Vorwürfe hören mußte, daß er die Waffen gegen den König, seinen Herrn, und die Königin, seine Mutter, ergriffen

Digitized by Google

habe. Wie bretonische Volkslieder von dem wandernden Juden, der nicht sterben kann, erzählen, so auch vlämische. Eins der letztern berichtet, daß er eines Tages in Dünkirchen gesehen worden sei. Einem Bürger, der ihn in sein Haus einlud, erklärte er, 1800 Jahre alt und von Gott verurteilt zu sein, solange Erde und Wolken auf ihrem Platze stehen würden, durch alle Völker zu wandern bis zum letzten Trauertage. Keine Gefahr hat ihm etwas an. Seine ganze Baarschaft besteht aus fünf Stübern, die sich erneuern, so oft er sie ausgiebt. In Belgien weiß man ebenfalls mancherlei von dem berühmten Juden zu erzählen. Er heißt hier Isaak Laquedem [Kedem, hebräisch Osten, dann Vorwelt], und die Bauern behaupten, er besitze das Geheimnis, alte Weiber wieder jung zu machen. Um das Jahr 1640 begegnete er zwei Bürgern aus der Gerberstraße zu Brüssel im Sonienwalde. Es war ein alter, grauer Mann mit Kleidern von urzeitlichem Schnitte. Er trat mit den Leuten auf deren Einladung in eine Schenke, setzte sich dort aber nicht, sondern trank sein Glas stehend aus. Vor der Thür erzählte er ihnen Geschichten, die sich vor vielen hundert Jahren zugetragen hatten, woraus sie merkten, daß ihr Gefährte der ewige Jude war. In Dänemark wurde der Bericht des Duduläus bereits 1621 übersetzt, und die Geschichte vom Schuhmacher aus Jerusalem fand bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts besonders in Jütland viele Gläubige. Ähnliche Beliebtheit hat sie sich nach unsrer Schrift in Schweden, in Italien bis nach Sizilien hinab und in Spanien erworben, wo gewisse Bilder den Juden mit einem brennenden Kreuze auf der Stirn darstellen, welches sein Gehirn beständig verzehrt, ohne es vernichten zu können, da es immer wieder wächst.

Die Neubaursche Darstellung der Entstehung der Sage beweist, daß sie kirchlichen Ursprungs ist und eine bestimmte Tendenz hatte. Verschmolzen ist mit ihr die Figur Chidrs, und hie und da klingt sie auch an andre Mythenbilder, z. B. an Wotan an. Eine Allegorie, nach welcher Ahasver die Personifikation des über die ganze Welt zerstreuten Judenvolkes wäre, „der sinnbildliche Ausdruck der Strafgerichte, welche auf diesem Volke lasten," darf nicht angenommen werden, und ebensowenig begründet ist die Behauptung, Ahasver sei der Vertreter der „ewig ringenden, ewig sich neu gebärenden Menschheit." Poesie und Malerei freilich werden sich daran nicht kehren, und was letztere aus der Sage machen kann, sehen wir an Kaulbachs von der Trümmerstätte Jerusalems hinwegflüchtendem ewigen Juden.

Digitized by Google

Hermann Hettners Kleine Schriften.

Fast zwei Jahre sind seit dem Tode Hermann Hettners verstrichen, ehe die angekündigte Sammlung der Kleinen Schriften aus seinem Nachlasse erschienen ist (Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn). In einem stattlichen Bande hat die Pietät der Witwe des hochverdienten Literar- und Kunsthistorikers eine umfassende Auswahl, nicht (wie das am Schlusse stehende sorgfältige Verzeichnis der sämtlichen Schriften Hettners bezeugt) eine vollständige Sammlung der ästhetischen, historischen und kritischen Aufsätze, sowie der Gelegenheitsreden ihres verstorbenen Gatten veranstaltet. Es haben vermutlich einige kleine Abhandlungen und Rezensionen mehr Aufnahme gefunden, als Hettner, der mild gegen andre und streng gegen sich selbst war, einer von ihm selbst veranstalteten Sammlung seiner in weit auseinanderliegenden Zeiten und an sehr verschiednen Orten gedruckten kleinen Schriften einverleibt haben würde, aber man darf nicht sagen, daß hier nach dem falschen Prinzip der Vollständigkeit um jeden Preis verfahren worden sei. Die älteste der in den „Kleinen Schriften" vereinigten Abhandlungen reicht in das Jahr 1844 zurück und ist in Wigands Vierteljahrsschrift, einem der vielen Nachfolgeversuche der unterdrückten Hallischen, bez. Deutschen Jahrbücher, die letzte, „Die Franziskaner in der Kunstgeschichte" (die, nebenbei gesagt, wohl einer neuen Auflage von Hettners „Italienischen Studien" einzuverleiben sein wird), Ende 1881 in der Monatsschrift „Nord und Süd" veröffentlicht worden. Der Band gewährt also einen Überblick über die Gesamtentwicklung Hettners und die allmähliche Ausbildung jener Eigenart, welche sich am eindringlichsten in den großen Werken des Ästhetikers, der „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" und den „Italienischen Studien" geltend macht, aber auch aus den besten der hier vereinigten Aufsätze und Reden lebendig hervortritt. Für die Einflüsse, welche die gerade herrschende Zeitströmung auch auf eine so geistvoll selbständige Natur wie Hettner immerhin hat, sind diese über ein Menschenalter hinwegreichenden Aufsätze gleichfalls sehr lehrreich. Während in den Arbeiten der vierziger Jahre die Nachwirkungen des Junghegelianismus und die Einwirkungen der politisch-religiösen Gährung deutlich erkennbar sind und der jugendliche Kunst- und Literarhistoriker darnach ringt, seine eignen sachlichen Einsichten und die tendenziösen Neigungen des Tages miteinander zu versöhnen, läßt sich in den Arbeiten der letzten Zeit der geheime Zwang, den die inzwischen herrschend gewordene Methode der Detailforschung und Detaildarstellung auch auf einen Gegner wie Hettner ausübte, leicht nachweisen.

Digitized by Google

Wenige Aufsätze ausgenommen, in denen sich der Archäolog und Kunsthistoriker ausschließlich an seine Fachgenossen wandte, hatte Hettner bei allen seinen historischen und ästhetischen Bestrebungen jederzeit die größern Kreise der allgemeinen Bildung im Auge. Nur daß er den Begriff der allgemeinen Bildung anders faßte, als die große Mehrzahl der Schriftsteller, welche angeblich dieser Bildung diente und sich auf sie berief. Für den wissenschaftlich geschulten, ebenso ernsten wie geistvollen Ästhetiker galten ein ununterbrochener Anteil und eine tiefere Hingabe an die Erscheinungen der Literatur und Kunst, ein lebendiges und jederzeit reges Interesse am historischen Werden der Dinge, eine gewisse Vielseitigkeit des Blicks als Voraussetzungen der eignen Thätigkeit und Wirkung. Wenn bei Hettners Abneigung gegen alle Pedanterie, gegen falsche Feierlichkeit wie gegen geistlose und unkritische Materialanhäufung, bei seiner unleugbaren Gleichgiltigkeit in Fragen philologischer Mikrologie die Gegner sich bis zu der Beschuldigung verstiegen, er habe mehr wie ein Belletrist oder Journalist denn wie ein Gelehrter geschrieben, so hat doch auch der bitterste Feind nie gewagt, ihm Flachheit und arbeitsscheue Schnellfertigkeit vorzuwerfen, die den Schriftsteller nur allzuleicht bedrohen, welcher die Resultate seiner Forschung und seiner Kritik einem großen Kreise zugänglich machen will. Auch die Sammlung der „Kleinen Schriften," so verschieden sie ihrem Zwecke und Werte nach sind, legt im ganzen für die umfassende Bildung, den Ernst, die geistvolle Schärfe und die Vornehmheit der literarischen und künstlerischen Anschauungen Hettners vollgiltiges Zeugnis ab.

Die ältesten Aufsätze interessiren uns hauptsächlich als Merksteine an dem Wege, auf welchem Hettner zu den Grundanschauungen gediehen ist, die uns aus den besten und innerlich reichhaltigsten Gaben dieses Buches im Einklang mit den Anschauungen der größern Werke ansprechen. Die Abhandlung „Gegen die spekulative Ästhetik" (aus Wigands Vierteljahrsschrift von 1845) erscheint hierfür besonders wichtig. Überall verrät sich hier noch der Ausgang Hettners von der Hegelschen Philosophie, und wenn sich der Autor auch von den Anschauungen der Schule losgerungen hat, so bewegt er sich doch noch mehr als billig in der abstrakten Schulsprache. Die Hauptsätze der Abhandlung laufen auf die Forderung einer neuen Theorie des Stiles hinaus. Es wird ausgesprochen, daß eine Formeneinteilung, die durch alle Künste gleichmäßig hindurchgeht, der Kunst Gewalt anthue, nichts sei und bleibe als logischer Schematismus, daß die Betrachtung der einzelnen Künste sich daher um ein solches durchgehendes Einteilungsprinzip nicht ferner zu kümmern habe, „selbst auf die Gefahr hin, daß sie als bloße Empirie erscheinen werde." Da aber die Formen, die unmittelbar durch den Begriff der Kunst und die Natur des Materials vorgezeichnet sind, ihrer Natur nach äußerlich, abstrakt und unlebendig erscheinen, Leben erst durch den Inhalt, den lebendigen Hauch des Individuums bekommen, der in ihnen schöpferisch wirkt, so ist dies ein tieferer Grund, warum notwendig

Digitized by Google

jede Kunsttheorie in die Geschichte hinüberführt. Die spekulative Ästhetik muß daher in die Kunstgeschichte, in die Geschichte der Künste in ihrer ganzen Breite, in ihrer äußerlichen Abhängigkeit von Religion und Nationalsitte münden. „Dadurch hört die Trennung einer philosophischen und empirischen Kunstwissenschaft auf. Auf der einen Seite steht nicht die Philosophie, auf der andern die Empirie, technische, historische, positive Kunstgelehrsamkeit, die sich feindselig ausschließen, sondern beide sind wesentlich eins, wie ihr Gegenstand nur einer und ein- und derselbe ist." Auf dem Boden dieser Anschauung bewegen sich nun schon die ältesten kunst- und literarhistorischen Versuche Hettners: „Die neapolitanische Malerschule" und die „Drangsale und Hoffnungen der modernen Plastik" (Schweglers Jahrbücher 1846) und die Abhandlung über „Die altfranzösische Tragödie" (Blätter für literarische Unterhaltung, 1850). Besonders interessant ist der in Rom geschriebene Aufsatz über die moderne Plastik. Er spricht aus, daß die moderne Plastik seit Thorwaldsen wieder Stil habe, wenn man das Wort „Stil" ausschließlich auf das Sichfügen in die Forderungen des Materials beschränke. Allein Stil bedeute auch das in Formen verkörperte Empfindungsvermögen einer bestimmten Zeit. Und hier müsse der modernen Plastik der Stil ganz und gar abgesprochen werden. „Auffassung und Behandlung ist in ihr nicht unsre eigenste unmittelbarste Denk- und Gefühlsweise, die wir rückhaltlos verkörpern, sondern eine durch Reflexion erzeugte, durch vielfache Bildung künstlich erlernte, gewaltsam aufgedrungene." Die Plastik dürfe nicht länger in ihrer vornehm isolirten Stellung, ihrer kaltabweisenden Idealität, in der abstrakten Reproduktion einer vergangnen Weltanschauung verharren. Namentlich für die Monumentalplastik wendet sich Hettner gegen alles falsche Gräzisiren und fordert „die individuellere, detaillirtere, wenn man will im Verhältnis zu den Griechen mehr porträtartige naturalistische Darstellung." Der junge Ästhetiker kannte damals weder die Entwürfe zu Rauchs Friedrichsdenkmal, noch wußte er, unter welchen innern und äußern Kämpfen Rietschel soeben seinen Lessing schuf. Man wird ihm also einen entschiednen Instinkt für das, was Not that und sich vorbereitete, nicht absprechen.

Seit den ersten fünfziger Jahren, um die Zeit der Berufung nach Jena, war für Hettner die Zeit der vollen Reife gekommen. Wie glücklich er auch später im einzelnen erkennen und urteilen mochte, und obschon in seiner „Geschichte der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts" eine gewisse Vertiefung der spätern gegenüber den zuerstgezeichneten Charakterbildern erkennbar ist, und die „Italienischen Studien" eine Annäherung an die strengere Methode der neuern Spezialforschung verraten, so hat sich doch die Gesamt- und Grundanschauung Hettners seit der angegebenen Zeit weder erweitert noch im wesentlichen verändert. Sein Anteil an den Einzelerscheinungen und Einzelschöpfungen war im höchsten Grade frisch und lebendig, wenn diese Naturen und Schöpfungen den Maßstäben gewachsen erschienen, die ihm unerläßlich dünkten. Dies tritt deutlich aus den

Digitized by Google

besten seiner „Kleinen Schriften“ hervor. Unter den „Biographien“, welche den Band einleiten, möchten wir dem Aufsatz über „Ernst Rietschel“ (aus den Grenzboten von 1861) den Vorzug geben und dann die zuerst in verschiedenen Jahrgängen der Allgemeinen Zeitung gedruckten Lebensskizzen von „Alfred Rethel“ und „Ludwig Schnorr von Carolsfeld“ anreihen. Auch die kleine Biographie „Wolf Graf Baudissin“ (aus der Deutschen Rundschau 1880) ist ein sehr feines und anschauliches Charakterbild. Unter den nicht schon genannten Aufsätzen „Zur Kunst,“ die den zweiten Abschnitt des Buches bilden, heben wir die sinnig eingehende Beschreibung „Das neue Museum in Dresden“ und die geistvolle Abhandlung „Der Zwinger in Dresden“ besonders hervor. In den Abhandlungen „Zur Literatur“ interessiren vor allem der bereits erwähnte Aufsatz „Die altfranzösische Tragödie“ und zwei Studien über „Goethes Iphigenia“ und „Goethes Stellung zur bildenden Kunst seiner Zeit,“ letztere beiden allerdings in der Hauptsache in Kapiteln des letzten Teiles der Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts bereits aufgenommen, aber auch in ihrer ursprünglichen Fassung von Wert. Unter den Gelegenheitsreden steht die „Festrede bei der Säkularfeier der Dresdner Kunstakademie“ insofern obenan, als sie die besondern Anschauungen und Überzeugungen Hettners in schärfster Weise wiedergiebt. Auch die Rede bei der Enthüllung des Gellertdenkmals in Hainichen und die bei der Enthüllung des Winckelmanndenkmals im Treppenhause des japanischen Palais zu Dresden legen von der Einheit und Konsequenz dieser Anschauungen Zeugnis ab. Freilich mußte ein Ästhetiker, der so unbedingt nicht nur von künstlerischem Wert, sondern auch von der Mustergiltigkeit der historischen Kunst der römisch-deutschen und Münchener Schule vom Anfange dieses Jahrhundert durchdrungen war, lebendiger Einwirkung auf die jüngeren, größtenteils andern Wegen folgenden Künstlertalente entbehren. Gleichwohl war Hettner von der Einseitigkeit der strengen Cornelianer (welche Paul Heyse mit so köstlichem Humor in der Figur des Philipp Emanuel Kohle poetisch verewigt hat) weit entfernt. Aber er meinte doch, daß der Begriff der künstlerischen Monumentalität nicht nur vorübergehend wiedererobert sein dürfe. „Alle wirklich lebensfähigen Kunstrichtungen der Gegenwart stehen unter dem Segen dieses belebenden Einflusses. Der Architekt sowohl wie der Bildhauer; nicht nur der Historienmaler, sondern auch der Genremaler und der Landschaftsmaler. Im Zeichen dieses Idealismus wollen wir siegen; im Zeichen des echten und wahren Idealismus, der nicht, wie die platten Naturalisten meinen, die Verneinung und Verleugnung, sondern die Vertiefung und Verklärung der Natur ist.“ Für Hettner waren Künstler wie Rietschel und Preller in diesem Zeichen inbegriffen. Immerhin aber ergab sich hier ein Zwiespalt nicht nur mit ganzen Gruppen lebendig schaffender Künstler, sondern auch mit jenen jungen Ästhetikern, welche das Recht der Lebenden zu einem unbedingten Recht auch allen großen Toten gegenüber erheben.

Digitized by Google

Die ganze Sammlung der „Kleinen Schriften" verdient es in hohem Grade, gelesen zu werden. Überall eröffnen sich von dem gerade in Rede stehenden Thema Ausblicke auf größere Perioden, überall bekundet sich die reiche historische Bildung, das feine Form- und Stilgefühl, die lebendige Anregungskraft des Verfassers. Sie ruft das Bild desselben anschaulich für alle zurück, die ihn gekannt haben. Sie gemahnt noch lebendiger als die größern und kunstvollern literarischen Werke an jene Persönlichkeit, welche durch die Kraft und Eigentümlichkeit ihres Wesens und ihrer Bildung eine so unmittelbare Wirkung auf einen großen Lebenskreis übte. Sie bestätigt, wenn man die Beziehungen der meisten dieser Reden, Aufsätze und Kritiken zu den Verhältnissen, in denen Hettner in Dresden beinahe ein Menschenalter hindurch lebte, ins Auge faßt, durchaus was Adolf Stern seiner kleinen Biographie Hettners (in Westermanns Monatsheften, Februar 1883) vorausschickte: „Es giebt leichter Ersatz für ein rein literarisches Talent, und wäre dasselbe auch von seltener Tiefe und Reichhaltigkeit, als für eine bedeutende Persönlichkeit, welche Lehr- und Thatkraft, Anregungsfähigkeit und reiche Erfahrung, vielseitigste Bildung mit einer großen literarischen Begabung verbindet. In diesem Sinne mag man, ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen, wohl sagen, daß der Verlust Hermann Hettners für die Lebenskreise, in denen er gewirkt, schlechthin ein unersetzlicher sei. Seine literarischen Leistungen werden ihn überleben, seine energische Organisationskraft, seine Lehrkraft, seine geistig geselligen Vorzüge sind mit ihm in die Gruft gesunken." Ein Abglanz alles dessen, was hier gerühmt ward, liegt allerdings auf den frischesten und lebendigsten der „Kleinen Schriften" und verbürgt ihnen bleibende Geltung und Nachwirkung.

Die niederländische Genre- und Landschaftsmalerei.

Von Adolf Rosenberg.

3.

Pieter Aertsen. — Der Einfluß der italienischen Kunst. — Joachim Beuckelaer. — Pieter Brueghel der Ältere.

Lukas von Leyden war nicht der einzige niederländische Künstler aus den nördlichen Provinzen, welcher durch den aufblühenden Wohlstand Antwerpens nach der glänzenden, prachtliebenden und volkreichen Scheldestadt gezogen wurde. Pieter Aertsen aus Amsterdam (1508—1573), der „lange Peer" (lange Peter) genannt, war länger als ein Menschenalter hindurch in Antwerpen thätig und hat einen Ein-

Digitized by Google

fluß auf die Antwerpener Schule gewonnen, welcher für eine gewisse Richtung der Genre- und Stilllebenmalerei, die Küchenintérieurs mit Gerätschaften und Eßwaren, sogar sehr nachhaltig gewesen ist. Karel van Mander erzählt, daß Aertsens Vater, ein armer Strumpfwirker, den Sohn für sein Handwerk bestimmt hatte, obwohl dieser bereits eine Neigung zur Malerei zeigte. Aber seine Mutter erklärte: „Und sollte ich das Geld dazu durch Spinnen verdienen müssen, er soll malen lernen!", und so wurde der kleine Peter zu einem Amsterdamer Maler namens Allart Claasz in die Lehre gegeben, welcher noch der mittelalterlichen Richtung folgte. Als er siebzehn Jahre alt geworden war, begab er sich mit einem Empfehlungsbriefe des Schultheißen von Amsterdam nach dem Haus te Bossu im Hennegau, welches eine kostbare Gemäldesammlung besaß, um dort weitere Studien zu machen, und von da wandte er sich nach Antwerpen, wo er sich an seinen Landsmann Jan Mandijn (1502—1560) anschloß. Dieser Mandijn, aus Harlem gebürtig, war ein Schüler oder Nachahmer des Hieronymus Bosch. In dessen Geschmack malte er wenigstens phantastische Darstellungen und Szenen aus dem Volksleben, und dieser realistischen Seite seiner Kunst folgte auch Pieter Aertsen, welcher im Jahre 1535 unter dem Namen „Langhe Peter" als Freimeister in die Lukasgilde von Antwerpen aufgenommen wurde. Seine auf die Schilderung des Volkslebens gerichtete Thätigkeit ist eine doppelte: einmal nahm er nach dem Vorgange von Lukas von Leyden und Hieronymus Bosch Momente aus der heiligen Geschichte zum Vorwande, um das Treiben des Volkes zum Gegenstande einer figurenreichen Darstellung zu machen; auf der andern Seite stellte er lebensgroße Figuren in Küchen und auf Marktplätzen dar, umgeben von Körben mit Gemüse und Früchten. Damit bringt er ein neues Element in die niederländische Genremalerei, welches von seinen Zeitgenossen auch schnell anerkannt und geschätzt wurde. Lebensgroße Halbfiguren in Innenräumen hatte schon Quinten Massijs dargestellt. Pieter Aertsen eröffnete aber einen neuen Stoffkreis und ging noch energischer auf die Wiedergabe des täglichen Lebens los. Wie Massijs, bevorzugte er in seiner Malweise vollwirkende Lokaltöne, besonders rot, dann auch blau und weiß bei einem bräunlichen Fleischton. Die Auffassung seiner Figuren ist eine derb naturalistische, als ob es ihm nur um die Abschrift des Lebens zu thun gewesen wäre. Ein Hauptwerk dieser Art besitzt das Brüsseler Museum: eine holländische Küche, in welcher die Köchin mit einem Kohlkopfe unter dem Arme an dem mächtigen Herde steht, auf welchem eine Ente am Spieß bratet. Ein Knabe mit einem Hunde auf dem Schoß, welcher auf der Erde hockt, dreht den Spieß. Im Mittelgrunde sehen wir eine Magd, welche ein Gefäß aus rotem Thon auf einen Schrank stellt. Der Kohlkopf sowohl wie die Ente und die Küchengerätschaften verraten in ihrer sorgfältigen Behandlung ein genaues Modellstudium. Damit ist wiederum ein weiterer Schritt zum Stillleben gethan. Eine Marktszene, ebenfalls mit lebensgroßen Figuren, befindet sich in Privatbesitz in Antwerpen. Zwei kräftige Bauern halten

Digitized by Google

Hähne und Hennen zum Verkauf, und hinter ihnen steht eine Bäuerin mit einem Korbe voll Feldfrüchten. Auf der Erde stehen noch andre Körbe und ein Käfig mit einem Hahn, einem Küken und einer Ente. Eine Magd nähert sich dieser Gruppe, um ihre Einkäufe zu machen. Von einem dritten Küchenbilde haben wir nur durch Karel van Mander Kunde, welcher berichtet, daß Pieter Aertsen in dieser Küche seinen zweiten Sohn, einen kleinen Knaben, dargestellt habe und daneben unter andern einen abgehäuteten Ochsenkopf, wie ihn die Schlächter zuzurichten pflegen. Der holländische Schriftsteller setzt höchst naiv hinzu, daß dieses Bild so gefallen habe, daß der Maler infolge dessen den Auftrag erhielt, das Hochaltarbild für die Liebfrauenkirche in Amsterdam, den Tod der Jungfrau Maria, zu malen.

Dieses und andre große Kirchenbilder des Meisters sind zu Grunde gegangen. Doch haben sich einige der Szenen aus der heiligen Geschichte erhalten, so ein Kalvarienberg im Antwerpener Museum, auf welchem in die tragische Haupthandlung genrehafte Züge eingeflochten sind, und eine Kreuztragung Christi in der Berliner Galerie, welche mit den Anfangsbuchstaben des Künstlernamens, dem Datum „22. Dezember 1552“ und dem Dreizack des Neptun, der auch sonst vorkommenden Marke des Malers, auf einer Mulde aus Flechtwerk bezeichnet ist. Auf dem letztern Bilde ist der biblische Vorgang schon so sehr in den Hintergrund gedrängt worden, daß man die Schilderung eines niederländischen Volksfestes vor sich zu haben glaubt. Weit mehr als das Drama auf Golgatha fesselt der Volkshaufe im Vordergrunde. Hier haben sich Verkäufer und Bauern mit beladnen Wagen eingefunden, welche die Gelegenheit benutzen, um ihre Produkte loszuschlagen. An der saubern Durchführung der Körbe und der in flachen Schalen liegenden Früchte erkennt man den feinen Beobachter und Nachahmer der Natur. Zugleich macht man aber eine andre, weit merkwürdigere Beobachtung. Die Figuren sind durchweg in kleinem Maßstabe gehalten. In ihren Bewegungen, in ihrer Haltung, in dem Arrangement der Gewänder, in den ungebührlich langgestreckten Körperverhältnissen giebt sich aber das Streben nach einem feierlichen, idealen Ausdrucke kund, welches sonderbar genug mit dem genrebildlichen Charakter der ganzen Komposition kontrastirt. Die Erklärung dieses Zwiespaltes zwischen Inhalt und Form ist nicht schwer. Am Ende konnte auch ein so spezifisch nationaler Künstler wie Pieter Aertsen dem Einflusse Italiens nicht widerstehen, umsoweniger, als ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß seine Bilder jenseits der Alpen geschätzt wurden. Wir erfahren durch Vasari, daß man ihn in Italien unter dem Namen Pietro lungo kannte, und so glaubte auch der „lange Peer“ es seinem in Italien gewonnenen Rufe schuldig zu sein, daß er sich der italienischen Manier anschloß, welche damals, als er jene Kreuztragung malte, schon ein halbes Jahrhundert lang einen großen Teil der niederländischen Künstler zur Heeresfolge gezwungen hatte. Wir haben schon früher gesehen, daß selbst Lukas von Leyden, vermutlich

Digitized by Google

durch Jan Gossaert, genannt Mabuse, und Bernhard van Orley veranlaßt, noch in den letzten Jahren seiner Thätigkeit den nationalen Stil des Realismus dem Streben nach italienischer Formenschönheit opferte. Uns erscheinen diese Künstler, denen noch Jan van Scorel, Martin van Heemskerk, Frans Floris, Jan Massijs, Quintins Sohn, Martin de Vos, Cornelius van Harlem und die Familie Francken anzureihen sind, in ihren historischen Kompositionen manierirt, schwülstig, gespreizt und unerfreulich, und nur in ihren Bildnissen und dem landschaftlichen Teil ihrer Gemälde hat sich der realistische Zug noch ziemlich frisch erhalten. Die Zeitgenossen feierten dagegen in dem Anschluß an die italienischen Meister, welcher mit der Aufnahme der klassischen Studien und der Wiederbelebung der Wissenschaften parallel lief, einen ruhmvollen Aufschwung der heimischen Kunst. Im Wetteifer mit Michelangelo, Raffael und Giulio Romano sah man damals das höchste Ziel der Kunst, und besonders war es der erstere, welcher in den Niederlanden eines großen Ansehens genoß. Man sah nicht ein, daß das nordische Kunstnaturell in vollstem Widerspruch zu dem Formenidealismus der Italiener stand. Man wollte auch nackte Figuren in idealem, großem Stile malen, obwohl man weder die dazu nötigen Modelle vor Augen hatte, noch die Schulung besaß, um des spröden Stoffes Herr zu werden. Länger als ein Jahrhundert dauerte dieser Kampf zwischen dem widerstrebenden Naturell und dem heiß ersehnten Ideal, ohne daß es einem der Künstler, die nach Italien zogen, glücken wollte, aus diesem Kampfe als Sieger hervorzugehen. Erst dem größten Kunstgenius des siebzehnten Jahrhunderts, dem Haupte der Antwerpener Malerschule, gelang es, den italienischen Idealismus mit dem niederländischen Geiste so innig zu verschmelzen, daß ein neuer, selbständiger Stil daraus erwuchs. Nach Rubens und van Dyck folgte aber wieder ein Absturz von der mühsam erkämpften Höhe. Die Manieristen der Spätzeit des siebzehnten Jahrhunderts sind nicht viel erfreulicher als die des sechzehnten, unter denen wohl Cornelius van Harlem mit seinen riesengroßen mythologischen Stücken die widerwärtigste Figur bildet.

Zu solchen Verirrungen scheint sich Pieter Aertsen nicht haben hinreißen zu lassen, obwohl auch er gelegentlich Gemälde mit lebensgroßen Figuren malte. Das Bruchstück eines solchen besitzt das Berliner Museum: von einer Frau, welche ein nacktes Kind auf der Schulter trägt, ist nur die obere Körperhälfte zu sehen. Das Bossagenwerk der Mauer hinter ihr, mehr noch die ausdrucksvolle, ins Massige und Muskulöse gehende Formengebung zeigen deutlich den Einfluß der Italiener, besonders Michelangelos. Die Art, wie die Lokalfarben gedämpft und matt gehalten sind und wie die Modellirung der nackten Körperteile in breiten Flächen behandelt ist, erinnert an die Freskomalerei des Südens, welche auf die Niederländer einen besonders mächtigen Eindruck machte, weil ihnen die monumentale Kunst fremd war.

Digitized by Google

Die Bilderstürmer haben unter den Werken Pieter Aertsens so gründlich aufgeräumt, daß wir diese Seite seiner Kunst nicht weiter beurteilen können. Das Amsterdamer Museum besitzt noch ein Genrebild von seiner Hand, einen „Eiertanz" mit sehr lebendig charakterisirten Figuren, und von einigen andern Bildern hat F. Jos. van den Branden in seiner gehaltreichen Geschichte der Antwerpener Malerschule aus den Inventaren alter Kunstsammlungen wenigstens die Titel ermitteln können: eine Küchenmagd, ein Fruchtmarkt, ein Neujahr und — een Bordeelken op paneel. Mit letzterm Bilde berühren wir eine Seite des niederländischen Lebens, welche in der Malerei eine so umfassende Berücksichtigung gefunden hat, daß wir über diesen heiklen Gegenstand nicht hinweggehen dürfen. Es ist dabei zu bemerken, daß die ältern Sittenmaler das Treiben in öffentlichen Häusern mit so strengem Ernst behandelt haben, daß ein naiver Beschauer garnicht auf den bedenklichen Charakter der Darstellung aufmerksam wird. Die spätern, Terborch, Metsu, Pieter Codde, J. A. Duck, van Laenen und andre, wußten den Genrebildern dieser Art wiederum den Stempel äußerer Eleganz aufzuprägen, sodaß dieselben oft unter den unschuldigsten Bezeichnungen in den Galerien populär geworden sind. Es scheint, daß es im siebzehnten Jahrhundert für gewisse Gesellschaftsklassen, welche sich zu vornehm dünkten, um in den niedrigen Wirtshäusern zwischen Bauern, Marktweibern und Handwerkern Platz zu nehmen, keine andern öffentlichen Vereinigungspunkte gegeben hat als diese Häuser, welche etwa die Stelle unsrer feinern Restaurants vertraten. Einen allzustrengen moralischen Maßstab darf man daher an diese Darstellungen nicht anlegen und nicht etwa aus dem häufigen Vorkommen solcher Bilder schließen, daß die Sittenverderbnis in den Niederlanden größer gewesen sei als anderswo. Man sagt gewöhnlich, daß das wüste Söldnerleben des dreißigjährigen Krieges, dessen Wogen auch Holland überfluteten, erst eine allgemeine Verwilderung der Sitten bewirkt habe, und in der That sind auch Offiziere und Soldaten die Hauptfiguren in der bedenklichen Gesellschaft, welche uns mit den raffinirtesten Virtuosenkunststücken des Pinsels vorgeführt wird. Diese allerdings auffallende Erscheinung erklärt sich aber daraus, daß uns aus dem siebzehnten Jahrhundert eine unübersehbare Masse von Genrebildern erhalten ist, während Genrebilder des sechzehnten Jahrhunderts nur sehr vereinzelt vorkommen, weil die Religionskriege dem Familienbesitz äußerst verhängnisvoll gewesen sind.

Umso wertvoller sind die übrig gebliebenen Sittenbilder des sechzehnten Jahrhunderts, und zu ihnen gehören auch einige der angedeuteten Schilderungen aus Häusern. Der Name des Urhebers derselben ist bis jetzt noch unbekannt. W. Bode, welcher sich mit seinen Bildern eingehend beschäftigt hat, konnte bisher nur soviel ermitteln, daß sich auf einem im Braunschweiger Museum befindlichen Bilde, einer „Speisung der Armen," ein aus I. v. M. und andern Buchstaben gebildetes Monogramm befindet, weshalb er diesen Maler bis auf weiteres

Digitized by Google

den „Braunschweiger Monogrammisten" nennt. Dieser anonyme Maler ist für die Entwicklungsgeschichte der niederländischen Genremalerei insofern von besondrer Wichtigkeit, als er unmittelbar an Lukas von Leyden anknüpft und gewiß auf Pieter Aertsen, mit dem er mancherlei Verwandtschaft hat, von Einfluß gewesen ist. Man wird den Höhepunkt seiner Thätigkeit etwa in die Zeit von 1530—1540 zu setzen haben. Das Städelsche Institut in Frankfurt a. M. besitzt eines der Bilder, welche den oben angedeuteten Gegenstand behandeln. In dem Gesellschaftsraume des Hauses sitzen Landsknechte und Dirnen um einen Tisch gruppirt beim Trunk. An einem Kamine zur Rechten bäckt die Wirtin Waffeln, und im Mittelgrunde steigt ein Mädchen mit ihrem Galan eine Treppe hinauf. Noch figurenreicher und drastischer ist ein ähnliches Bild der Berliner Galerie. Der Raum ist größer und durch Verschläge in verschiedene Abteilungen getrennt. Die Gesellschaft am Tische in der Mitte des Raumes hat sich den Freuden der Tafel gewidmet, und dazu hat ein junger Mann die Flöte geblasen. Auf dem Tische stehen Zinnkannen, Teller und dunkelgrüne, mit Buckeln verzierte Gläser. Einige Pärchen drücken bereits die Harmonie ihrer Seelen durch Umarmungen aus, während dagegen im Vorraum an der offnen Thür nichts weniger als Harmonie herrscht. Dort wälzen sich zwei Weiber, zwischen denen eine Rauferei ausgebrochen ist, auf dem Boden, und ein Mann sucht sie zu trennen, indem er ein Gefäß mit Wasser über sie ausgießt. Rechts von der Thür hängt an der Wand das gewöhnliche Gerät einer niederländischen Wohnstube aus dieser Zeit, runde Hohlspiegel in achteckigen Rahmen. In der offnen Thür hängt ein Vogelbauer, welcher wohl eine Art Aushängeschild des Hauses bildet. Auf der andern Seite des Bildes heben wir nur, indem wir über intimere Details hinweggehen, einen Tabuletkrämer hervor, dem ein junger Mann für seine Dirne etwas abkauft. Der Schöpfer dieses Bildes ist als Koloriſt sowohl wie in der Zeichnung und in der Kunst zu charakterisiren dem Pieter Aertsen bedeutend überlegen. Er liebt klare und leuchtende Lokaltöne, wie rot, grün und gelb, sucht aber bereits durch einen bräunlichen Gesamtton eine gewisse Harmonie herzustellen. Auf seinen biblischen Bildern, die im Freien vor sich gehen, erweist er sich auch als einen tüchtigen Landschaftsmaler. Ein Gemälde wie die „Speisung der Armen" ist natürlich trotz des neutestamentlichen Motivs ganz vom Standpunkte eines Genremalers behandelt.

In welchen Beziehungen Pieter Aertsen zu diesem, jedenfalls holländischen Meister gestanden hat, wissen wir nicht; wohl aber hinterließ Aertsen in Antwerpen einen Erben seiner Kunst in Joachim Beuckelaer (etwa 1535 bis 1575), dessen Tante jener geheiratet hatte. Es war daher natürlich, daß Beuckelaer zu ihm in die Lehre trat. Nach van Manders Bericht hielt ihn Aertsen zu gewissenhaften Naturstudien an. Er mußte Feld- und Gartenfrüchte, Fleisch, Vögel, Fische u. dergl. kopiren und eignete sich dadurch eine große Gewandtheit

Digitized by Google

in der Pinselführung an. Sein Stoffgebiet ist daher auch dasselbe wie dasjenige seines Oheims: Kücheninterieurs, Märkte und biblische Szenen, auf welchen das Volksgetümmel die biblische Staffage ganz in den Hintergrund drängt. So sind z. B. auf einer „Schaustellung Christi durch Pilatus“ in der Münchener Pinakothek die Gemüsefrauen, welche mit ihren Körben auf dem Markte sitzen, und die Käufer in ihrer Umgebung die Hauptsache, während die Halle mit dem ausgestellten Christus daneben kaum in Betracht kommt. Die Architektur der Renaissancepaläste, welche den Hintergrund bildet, zeigt uns, daß auch Bueckelaer sich dem italienischen Einflusse nicht entziehen konnte. Es scheint sogar, daß die wohlhabenden Kunstliebhaber alles, was italienischen Anstrich hatte, bevorzugten und die nationale Kunst darüber vernachlässigten. Nach dem Berichte van Manders ist es dem armen Bueckelaer nämlich recht schlecht gegangen. Abgesehen, davon daß er für seine an Details ungemein reichen Bilder nur geringe Preise erhielt, kam es gelegentlich auch vor, daß seine Auftraggeber, namentlich bei Küchenintérieurs, eine Menge von Gegenständen in das Bild hineingepfropft wissen wollten, sodaß er nach seinem eignen Geständnis „nicht seinen Käse und sein Brot dabei verdiente.“ Und noch kurz vor seinem Tode klagte er darüber, daß er sein Leben lang für einen zu geringen Lohn gearbeitet habe. Nichtsdestoweniger muß Bueckelaer sich eines hohen Ansehens unter seinen Landsleuten erfreut haben, sodaß selbst der Jesuit Carolus Scribanus in seiner 1610 erschienenen Beschreibung Antwerpens unsers Malers in ehrenvollen Ausdrücken Erwähnung thut. „Varro erzählt, so schreibt er, daß er einen gewissen Posis (?) gekannt habe, von dem in Rom Trauben und Fische existirten, die so gemalt seien, daß sie beim bloßen Sehen nicht von wirklichen unterschieden werden konnten. Was würde er erst gesagt haben, wenn er eine Küche von Joachim Bueckelaer gesehen hätte, in welcher Äpfel und andre Gartenfrüchte, Geflügel, Fleisch, Fische so treu der Wirklichkeit nachgebildet sind, daß sie nicht bloß die Köchin täuschen?“ Von diesen Küchenstücken ist uns nur eines vom Jahre 1562 in Antwerpener Privatbesitz erhalten, welches uns zugleich zeigt, in welcher Weise Bueckelaer über seinen Lehrmeister hinausgekommen ist. Die Küche ist hier nämlich so geräumig, daß sie der Familie als Speisezimmer dient. Rechts sitzen an der gedeckten Tafel Mann und Frau, wie die andern lebensgroße Figuren, und ihnen gegenüber eine Magd mit einem Kinde auf dem Arm, das mit erhobnen Armen nach der Bierkanne schreit, welche die Magd an den Mund setzt. Hinter dem Tische steht noch eine zweite Magd, welche ein gefülltes Weinglas über die Tafel reicht. Auf einem dreibeinigen Schemel zur Linken sieht man ein Stück rohes Fleisch, ein paar Würste und einige Gurken liegen. Am Herde steht die Köchin, welche ein Huhn am Spieße bratet. Zahlreiches Küchengerät und Geschirr füllt die Wände und einen Schrank. An der Hinterwand stehen zwei Thüren offen. Durch die eine blickt man in eine Kammer, in welcher ein alter Mann am Tische eingeschlafen ist. In der andern erscheint

Digitized by Google

ein Knabe, welcher in die Küche blickt. Van den Branden, welcher uns von diesem Bilde Kenntnis gegeben hat, hebt hervor, daß die Perspektive besonders wohlgelungen sei. Ein andres Genrebild von Bueckelaer, die Fischverkäufer, besitzt die Münchener Pinakothek. Hier sind auf einem Tische Fässer und andre Gefäße mit Fischen aufgestellt, und dahinter stehen zwei Frauen und ein Mann, welcher sich mit der einen einen Scherz erlaubt. Max Rooses hat in seiner „Geschichte der Antwerpener Malerschule" diesen Zug mit Recht betont, weil er ein neues Element in diese Darstellungen bringt, den Humor, freilich von jener derben Art, welche man als „vlämisch" zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Die groben Späße der Bauern und Marktleute treten auf den Schilderungen des Volkslebens immermehr in den Vordergrund, und um die Mitte des Jahrhunderts blühte jener Meister, welcher wegen seiner komischen Schilderungen des Lebens der Landleute „Bauernbrueghel" oder „Viezen-Brueghel," d. h. der närrische Brueghel, genannt worden ist.

Pieter Brueghel der ältere (etwa 1525—1569) ist das Haupt einer Künstlerfamilie, welche in drei Generationen thätig war. Nächst Rubens und Teniers ist kein andrer niederländischer Künstlername in öffentlichen und Privatversammlungen so häufig vertreten wie derjenige der Brueghel, und man wird schwerlich eine öffentliche Galerie namhaft machen können, in welcher nicht wenigstens ein Bild auf den Namen Brueghel getauft wäre. Um die verschiednen Glieder dieser Familie von einander zu unterscheiden, hat man ihnen Beinamen gegeben, welche ihre Hauptthätigkeit charakterisiren sollen. Man hat einen Bauern-, einen Höllen- und einen Sammetbrueghel; aber daneben giebt es noch drei Brueghel, von welchen uns Werke erhalten sind, Jan den jüngern, Pieter den dritten und Ambrosius, und von drei andern wird wenigstens berichtet, daß sie Maler gewesen. Sie malten alle Genrebilder aus dem Bauernleben, Landschaften, Blumen und Früchte, und es ist daher in vielen Fällen nicht leicht, die Werke des einen von denen des andern zu unterscheiden; besonders bei Jan Brueghel dem ältern und dem jüngern begegnet es großen Schwierigkeiten.

Pieter Brueghel der ältere war kein Pfadfinder, kein bahnbrechender Künstler, sondern nur ein Talent, welches eine große Aneignungsfähigkeit mit einer ebenso großen Leichtigkeit des Schaffens vereinigte. Er machte sich alles zu nutze, was originelle Meister vor ihm geleistet hatten, und unter ihnen war es vornehmlich Hieronymus Bosch, dessen zwiespältige Neigung zu phantastischen und realistischen Stoffen ihn am meisten anzog. Dann muß aber auch Cornelis Massijs, der zweite Sohn von Quintin, auf ihn von Einfluß gewesen sein. Des letztern Bilder sind außerordentlich selten, oder wenigstens noch nicht aus dem Dunkel der Anonymität hervorgezogen. Ein mit seinem Monogramm versehenes, welches die Jahreszahl 1543 trägt, besitzt die Berliner Galerie. Auf einer Dorfstraße fährt ein Fuhrmann mit seinem Planwagen.

Digitized by Google

Von hinten steigen drei Frauen, welche den Fuhrmann vermutlich bestohlen haben, heimlich aus dem Wagen aus, während vorn eine vierte Frau mit dem Fuhrmann schön thut, um seine Aufmerksamkeit abzulenken. Die Häuser des Dorfes, Hügel mit Obstbäumen und im Hintergrunde blaue Berge füllen die Landschaft, welche den Eindruck macht, als wäre aus einem Gemälde Joachims de Patinir ein Stück herausgeschnitten und vergrößert worden. Die Figuren zeigen deutlich, daß sich Brueghel nach ihnen gebildet hat. Karel van Mander, unser Gewährsmann für die Jugendgeschichte unsers Malers, weiß freilich von den Lehrmeistern nichts, welche wir auf Grund stilistischer und stofflicher Verwandtschaft annehmen zu müssen glauben. Er berichtet vielmehr, daß Brueghel, welcher in dem Dorfe Bruegel bei Breda das Licht der Welt erblickt und davon auch seinen Namen angenommen habe, bei einem Maler Pieter Koek von Aalst und dann bei Hieronymus Koek gelernt habe. Wahrscheinlich ist die Annahme des letzteren Lehrmeisters daraus entstanden, daß Brueghel später einen Teil seiner Zeichnungen bei dem Stecher und Kunstverleger Hieronymus Cock herausgab. Im Jahre 1551 wurde er als Freimeister in die Lukasgilde von Antwerpen aufgenommen, und bald darauf muß er sich, dem Zuge der Zeit folgend, nach Italien begeben haben, da zwei radirte Landschaften von ihm existiren, welche seinen Namen und die Bezeichnung Romae 1553 tragen. Einen großen Einfluß übte jedoch das Studium der italienischen Kunst nicht auf ihn aus. Seine Figuren tragen wenigstens in jedem Zuge einen nationalen Charakter, und nur in seinen Landschaften klingt hie und da die Erinnerung an die südliche Natur hindurch.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat ließ er sich in Antwerpen nieder, und hier scheint er bald mit Hieronymus Cock, der nicht bloß Kunstverleger, sondern auch selbst Stecher war, in Verbindung getreten zu sein. Er lieferte für ihn meist Zeichnungen, welche Cock durch andre, namentlich durch Petrus Myricenus, in Kupfer stechen ließ. Anfangs ging er in seinen Arbeiten von Hieronymus Bosch aus, dessen Kompositionen er entweder getreu kopirte oder umarbeitete. Dann entlehnte er nur einige Motive von ihm, und schließlich komponirte er selbständig in dem Geiste des ältern Meisters. Die Sammlung der Albertina in Wien besitzt eine mit seinem Namen versehene Zeichnung, auf welcher jene Waffelbäckerei dargestellt ist, die wir bei der Charakteristik von Hieronymus Bosch kennen gelernt haben. In dem von Cock herausgegebenen Stiche nach dieser Zeichnung ist noch der Name des Bosch als des Erfinders hinzugesetzt, ein Beweis, daß Brueghel jenem zum mindesten das Motiv, wenn nicht gar die ganze Komposition entlehnt hatte. In derselben Sammlung befindet sich auch eine Darstellung des jüngsten Gerichts, welche sich eng an die phantastische, dem Bosch geläufige Anschauung anschließt. Wie dieser, verfolgte auch Brueghel mit seinen Genrebildern eine lehrhafte, moralisirende Tendenz. Unter seinen burlesken Darstellungen aus dem Volksleben verbirgt sich meist eine ernste

Digitized by Google

Wahrheit, und selbst wenn er eine Bauernprügelei schilderte, war es ihm nicht so sehr um den komischen Moment, als um eine ernste Warnung vor solchen Ausschreitungen zu thun.

Brueghel war aber keineswegs ein bloßer Kopist, der fremde Ideen verarbeitete und in ein modernes Gewand kleidete. Auch ihm ging das Studium der Natur über alles, und das Streben nach Wahrheit bot ihm einen Ersatz für das, was ihm etwa an Phantasie und eigner schöpferischer Kraft abging. Karel van Mander berichtet, daß er in Gesellschaft eines befreundeten Kaufmanns oft als Bauer verkleidet die Stadt verlassen habe und aufs Land gegangen sei, um bei Kirmessen und Bauernhochzeiten seine Studien zu machen. Sie hätten, um Zulaß zu finden, vorgegeben, Verwandte des Bräutigams oder der Braut zu sein, und hätten es sich gelegentlich auch ein Geschenk kosten lassen. Man ist geneigt, diese Erzählung für eine nachträglich zurechtgemachte Anekdote zu halten, durch welche Brueghels realistische, für die damalige Zeit überaus naturwahre Darstellung des Bauernlebens eine Erklärung finden soll. Wir haben indessen noch zwei Zeugnisse, welche uns den Beweis liefern, daß der alte Brueghel wirklich solche Naturstudien trieb, und daß er auch einen besondern Wert darauf legte. Im Berliner Kupferstichkabinet befinden sich nämlich zwei mit der Feder gezeichnete, sehr lebendig behandelte Studienblätter mit Bauernfiguren von seiner Hand. Auf dem einen sieht man einen Bauern im Gespräch mit einer Bäuerin, und auf der Rückseite des Blattes oben eine sitzende Bauersfrau mit einem Tragkorb auf dem Rücken, welche Geld aus einem Beutel in ihren Schoß schüttet, und unten eine Verkäuferin, welche vor einem Korbe mit Eiern sitzt. Das zweite Blatt zeigt zwei auf einem Baumstumpf sitzende Bauern. Bei jeder Figur ist bemerkt, welche Farbe die einzelnen Kleidungsstücke u. s. w. haben, und unter jeder Zeichnung steht der Zusatz: nart lewen, d. h. „nach dem Leben." Diese Blätter sind zwar, wie es die Gelegenheit wohl nicht anders gestattete, sehr flüchtig gezeichnet. Andre Federzeichnungen aber, wie z. B. ein Blatt mit Bienenzüchtern in derselben Sammlung, rechtfertigen vollkommen das Lob Karel van Manders: „Er handhabte die Feder sehr sauber und hübsch im Zeichnen von Gesichtern nach dem Leben." Über Brueghels Lebensumstände berichtet derselbe Gewährsmann weiter, daß ein junges Mädchen ihm in Antwerpen die Wirtschaft geführt habe, welche er wohl auch geheiratet hätte, wenn sie dem Laster des Lügens nicht zu sehr ergeben gewesen wäre. Er hatte mit ihr, so erzählt van Mander wörtlich, eine Abmachung dahin getroffen, daß jede ihrer Lügen auf einem Kerbstock, wozu er einen recht langen nahm, vermerkt werden sollte und daß, wenn der Stock bis zu einem gewissen Zeitpunkt voll würde, aus der Heirat nichts werden sollte, was denn auch am Ende eintraf. Schließlich verliebte er sich in die Tochter der Witwe des Pieter Koek (seines Lehrmeisters), die mit ihrer Mutter in Brüssel wohnte und die er einst auf dem Arme getragen hatte, und

Digitized by Google

verheiratete sich mit ihr, doch unter der Bedingung, daß er Antwerpen verlassen und seinen Wohnsitz in Brüssel nehmen sollte, um sich das andre Mädchen desto schneller aus dem Sinne zu schlagen, was er auch that." Es ist anzunehmen, daß der moralisirende Zug, welcher die Kunst Brueghels erfüllte, nicht ohne Einfluß auf die Ausschmückung dieser Geschichte gewesen ist. Thatsache ist jedenfalls, daß Brueghel im Jahre 1563 nach Brüssel übersiedelte, daß ihm dort seine beiden Söhne Pieter (1564) und Jan (1568) geboren wurden, und daß er im Jahre 1569 daselbst starb, nachdem er zu solchem Ansehen gelangt war, daß ihm die Regierung der Stadt Brüssel den Auftrag erteilt hatte, ein Erinnerungsbild an die feierliche Eröffnung des Kanals zwischen Antwerpen und Brüssel zu malen. Der Tod verhinderte ihn an der Ausführung dieses Unternehmens. Nach der Erzählung Karels van Mander ließ er das Moralisiren selbst auf dem Totenbette nicht. In seinem Testamente vermachte er seiner Frau ein Bild, auf welchem eine auf einem Galgen sitzende Elster dargestellt war. Er wollte damit andeuten, daß Geschwätzigkeit und Klatschsucht an den Galgen bringen. Dieses Gemälde ist uns zufällig in der Darmstädter Galerie erhalten, und wir können daraus konstatiren, daß Brueghel in seinen letzten Lebensjahren seine Bilder farbiger und weicher behandelte als früher, wo er noch mehr unter dem Einflusse von Hieronymus Bosch stand. Wir sehen aber auch zugleich, daß er bis zuletzt seinen Kompositionen immer eine moralische Nutzanwendung mitgab und das stoffliche Element nicht allein wirken ließ. Ein Genremaler im modernen Sinne ist er daher trotz seiner volkstümlichen Richtung nicht gewesen. Die gleichzeitige Literatur mit ihren Schwulst von Allegorien und Sentenzen war so mächtig, daß sich ihr selbst ein so realistisch angelegter Geist wie derjenige Brueghels nicht entziehen konnte. Auf dem Bilde mit der geschwätzigen Elster ist übrigens die Landschaft sehr reich ausgebildet: ein Fluß, welcher sich durch Felsen hindurchschlängelt, eine Mühle, sehr sorgfältig durchgeführte Baumgruppen und dazu eine Gesellschaft tanzender Bauern. Es sind also schon dieselben Elemente, aus welchen sein Sohn Jan später seine Landschaften mit Bauernstaffage zusammensetzte.

Der Kunstcharakter des ältern Brueghel läßt sich nur in großen Zügen schildern, weil nur ein geringer Teil von den Bildern, welche unter seinem Namen gehen, ihm mit Sicherheit zugeschrieben werden kann, und weil andrerseits unter den Stichen, deren Komposition auf ihn zurückgeführt wird, eine große Verworrenheit herrscht. Wir haben eine ganze Reihe von Stichen, welche bald seinen Namen, bald denjenigen des Hieronymus Bosch tragen. Man möchte demnach annehmen, daß er anfangs, wie schon oben gesagt, Zeichnungen von Bosch modernisirte und später, als sein Name bekannt und beliebt wurde, für seine eignen ausgab, und daß nach seinem Tode die Kunstverleger sich kein Gewissen daraus machten, alle Zeichnungen im Geschmacke von Bosch und Brueghel unter dem Namen des letztern in die Welt zu schicken.

Digitized by Google

Brueghels Werke lassen sich in drei Gruppen scheiden. Die erste umfaßt Gemälde aus der heiligen Geschichte wie den „Turmbau zu Babel," den „Bethlehemitischen Kindermord," die „Predigt Johannis des Täufers in der Wüste," die „Kreuztragung," eine „Schlacht zwischen Israeliten und Philistern." In der Weise des Pieter Aertsen ist hier das Hauptgewicht auf das Getümmel der Figuren gelegt, wobei aber der nationale Charakter strenger betont ist. So wird z. B. der Mord der unschuldigen Kinder in einen vlämischen Dorfe vollzogen, welches dicht mit Schnee bedeckt ist, wie es sich für den nordischen Winter geziemt. Die zweite Gruppe umfaßt phantastische Darstellungen zum Teil spukhaften Inhalts, wie das „Jüngste Gericht," den „Sturz der Verdammten" und die mannichfachen Schilderungen der Höllenqualen, welche seinem Sohne Pieter (1564—1638), weil er sie häufig kopirte, den Namen Höllenbrueghel eingetragen haben. Dieser selbst bewegte sich vornehmlich im Bauerngenre und in figurenreichen Szenen aus der biblischen Geschichte, ohne jedoch zu einer besondern Originalität zu gelangen. Die dritte Gruppe wird von den Genrebildern aus dem täglichen Leben gebildet, in welchen Brueghel, von biblischer und klassischer Weisheit erfüllt, als der Sittenprediger seines Volkes auftritt. Um die Moral seiner Darstellungen recht eindringlich zu machen, beschränkt er sich bisweilen nicht auf einen Vorgang, den die einheitliche Komposition des Bildes doch verlangt hätte, sondern er erzählt auf derselben Tafel eine Geschichte in verschiednen Stadien ihrer Entwicklung. Er will z. B. darauf hinweisen, daß die unglückliche Manier, den Stein der Weisen zu suchen, schon manches Hauswesen zerrüttet, schon manche Familie an den Bettelstab gebracht habe. Dazu braucht er vier Szenen. Auf der rechten Seite des Bildes sitzt der Alchymist an seinem Studierpulte und glaubt, wie man an seiner freudigen Miene sehen kann, endlich das Geheimnis der Mischung gefunden zu haben. Seine Frau setzt, bereits mit verdrossener Miene, den Blasebalg in Bewegung, um das Feuer unter einem Schmelztiegel anzufachen. Links sitzt der Goldmacher, total zerlumpt und mit abgemagertem Gesicht, an dem mit seinen Geräten voll besetzten Herde, während seine Frau den Geldbeutel umkehrt, um zu zeigen, daß kein Heller mehr darin vorhanden ist. Im Hintergrunde sind die Kinder in den leeren Speiseschrank geklettert. Durch ein großes Fenster blickt man ins Freie, wo sich der letzte Akt dieser Tragikomödie menschlicher Narrheit abspielt: der Goldmacher und seine Familie suchen in Armenhause ihre Zuflucht. Fastnachtsaufzüge, Bauernhochzeiten, Schlägereien und Trinkgelage bilden meist die Motive von Brueghels Genrebildern, sodaß sie im großen und ganzen schon den Kreis beschreiben, in welchem sich auch die vollentwickelte Genrekunst des siebzehnten Jahrhunderts bewegt.

Digitized by Google

Die parlamentarischen Fraktionen.

Bei dem Aufsehen, welches die Verbindung der bisherigen Sezessionisten mit den Fortschrittlern hervorgerufen hat, dürfte es sich lohnen, einmal einen etwas tiefern Blick in das innere Getriebe der parlamentarischen Fraktionen zu werfen. Wir werden dadurch vielleicht auch über die Bedeutung jenes überraschenden Ereignisses größere Klarheit gewinnen.

Die Fraktionen der Parlamente haben ihre natürliche Grundlage in dem von den meisten Parlamentsmitgliedern gefühlten Bedürfnisse, nicht völlig unvorbereitet in die allgemeine Verhandlung wichtiger und schwieriger Angelegenheiten einzutreten; vielmehr mit demjenigen Teil der Kollegen, mit welchen sie in ihrer Gesamtrichtung sich eins wissen, über solche Angelegenheiten im voraus die Ansichten auszutauschen, um dadurch sich gegenseitig zu belehren und, wenn möglich, ein übereinstimmendes Verhalten zu erzielen. Führt dieser Zweck zu regelmäßigen Versammlungen, so ist es auch natürlich, daß die Parteigenossen sich eine gewisse Organisation geben, daß sie einen Vorstand wählen, welcher die Versammlungen anordnet, die Geschäfte darin leitet u. s. w. Beschränkte sich nun hierauf das Wesen der Fraktionen, so wäre alles ganz gut. Man käme zusammen, spräche vorläufig über die Sache und erwartete dann die allgemeine Verhandlung, bei welcher jeder nach seiner aus allem Verhandelten gewonnenen Überzeugung seine Stimme abgeben könnte. Das ganze parlamentarische Leben ist aber nicht zu verstehen, wenn man das Parlament lediglich als einen Kampfplatz ansieht, auf welchem öffentliche Interessen den Gegenstand des Streites bilden. Es ist zugleich die Arena, in welcher der persönliche Ehrgeiz einer gewissen Anzahl von Männern gegen einander ringt. Dieses Element unsers parlamentarischen Lebens hat sich auch des Fraktionswesens bemächtigt. Die Fraktion ist das Podium, auf welchem der strebsame Parlamentarier seine Stellung nimmt; und je höher und fester er dieses Podium unter sich aufzubauen vermag, umso höher und fester ist auch seine Stellung. Demgemäß gilt die Fraktion nicht bloß als eine Institution, um sich gegenseitig zu unterrichten, sondern sie ist auch ausgebildet als das Mittel der Beherrschung der großen Masse der Parlamentarier durch eine kleine Anzahl derselben. Es giebt ohne Zweifel eine Menge Parlamentarier, welche gern auf jedes selbständige Denken verzichten und sich ganz behaglich fühlen, wenn sie vertrauensvoll fremder Führung sich überlassen können. Diese Masse zu gewinnen und als sichern Schweif hinter sich herzuziehen, dazu bietet die Fraktion das geeignete Mittel. Nun

Digitized by Google

finden sich wohl in allen Fraktionen auch solche, die, wenn sie auch nicht das Talent oder nicht den Ehrgeiz besitzen, als Führer sich aufzuspielen, doch nicht auf jedes selbständige Denken verzichtet haben, und welche deshalb nicht unbedingt von den Führern sich imponiren lassen. Hier gilt es nun, eine Art Fraktionsdisziplin zu üben, welche auch diese disparaten Elemente zusammenhält. Deshalb wird in den Fraktionsversammlungen nicht bloß diskutirt, sondern es wird auch am Schluß der Diskussion ein „Fraktionsbeschluß" gefaßt, welcher den „Willen der Fraktion" zum Ausdruck bringt. Allerdings gilt nicht jeder dieser Fraktionsbeschlüsse für absolut bindend. Nur in einzelnen Fällen pflegt ausgemacht zu werden, daß jedes Fraktionsmitglied bei seiner Abstimmung im Plenum sich dem Fraktionsbeschlusse zu unterwerfen habe. Indessen auch bei den nicht bindenden Beschlüssen pflegt doch gegen die Abfallenden eine gewisse Disziplin geübt zu werden, wenn diese auch bei den verschiednen Fraktionen nicht in gleichem Maße ausgebildet sein mag. Die geschlossene Art und Weise, wie z. B. Zentrum und Fortschrittspartei meistens bisher gestimmt haben, deutet darauf hin, daß bei ihnen die Fraktionsdisziplin sehr stark gehandhabt worden ist. Die geringste Zensur ist das stille Mißfallen der Fraktion, welches bei dieser oder jener Gelegenheit sich kundgiebt. Dann kommt es auch wohl zu lauten tadelnden Bemerkungen, wenn auch diese öfters nur von untergeordneten Größen ausgehen, welche bemüht sind, bei den Führern der Fraktion das „liebe Kind" zu spielen. Denn auch solche Persönlichkeiten giebt es in den Fraktionen, und sie werden dann für ihre „Fraktionstreue" bei dieser oder jener Gelegenheit durch eine kleine Auszeichnung belohnt. Ist aber einer der Fraktionsgenossen der Führerschaft ernstlich in die Quere gekommen, dann kommt es mitunter zu erschütternden Szenen, bei welchen vielleicht ein hochachtbarer Mann in einer für ein unbefangenes sittliches Gefühl tief verletzenden Weise mißhandelt wird. Nach außen hin pflegt ein solcher Vorgang meist nur durch den Austritt des Betroffenen aus der Fraktion sich kundzugeben.

Man wird nun vielleicht fragen, weshalb denn bei diesen oft nichts weniger als anmutigen Verhältnissen des innern Fraktionslebens gleichwohl fast alle Parlamentarier sich irgend einer Fraktion anschließen? Der Grund dafür liegt darin, daß die Fraktionen das ganze parlamentarische Leben beherrschen. Sie haben große Ähnlichkeit mit den Korpsverbindungen der Studenten; und nicht ohne Grund hat man — nach einem treffenden Witz von Windthorst — den Zusammentritt der Fraktionsvorstände „den Seniorenkonvent" genannt. Namentlich werden auch alle für die Vorberatung der Gesetze bestimmten Kommissionen von den Fraktionen, natürlich nur mit Fraktionsmitgliedern, besetzt; und wer daher nicht ganz darauf verzichten will, innerhalb dieser oder jener Kommission seine Kräfte zu verwerten, ist genötigt, einer Fraktion beizutreten. Der „Wilde" im Parlament ist ein fast verlorner Mann,

Digitized by Google

selbst wenn es ihm gelingt, noch hie und da für seine Person im Plenum zum Worte zu gelangen.

Die schlimmste Seite des Fraktionswesens liegt ohne Zweifel darin, daß dadurch die Verhandlung im Plenum oft zu einer bloßen Formalität herabsinkt. Die Fraktion hat ihren Beschluß gefaßt, und dabei muß es bleiben, was auch die öffentliche Verhandlung ergeben mag. Diejenigen, welche innerhalb des parlamentarischen Parteigetriebes sich den Sinn dafür bewahrt haben, daß auch in politischen Dingen der Satz: Audiatur et altera pars! eine gewisse Berechtigung habe, müssen sich öfters schmerzlich dadurch berührt fühlen, daß, welche Gründe auch, bisher vielleicht ganz unerörtert, von andrer Seite, namentlich vom Regierungstische aus, für die Sache gebracht werden, doch der Fraktionsbeschluß unerschütterlich feststeht und darnach abgestimmt werden muß. Freilich für den Fraktionsführer ist es weit angenehmer, wenn er an der Spitze von so und soviel Mann, die bereits festgemacht sind, aufmarschirt; und er kann ganz anders ins Zeug gehen, wenn er seine Rede mit den Worten beginnen kann: „Meine Freunde und ich werden so und so stimmen." Aber dem Interesse der Sache ist damit nicht immer gedient.

Sehr verwickelt pflegt sich das Getriebe im Innern einer Fraktion zu gestalten, wenn darin mehrere Führer sich befinden, welche in dem Ansehen, das sie genießen, sich die Wage halten und in ihrer Richtung nicht ganz übereinstimmen. In diesem Falle spielen sich dann wohl manche Intriguen ab, mittelst deren der eine den andern aus dem Sattel zu heben sucht. Gelingt das nicht, so tritt öfters die Erscheinung auf, daß die Fraktion in „zwei Flügel" sich teilt, welche unter Umständen nicht mehr zusammengehen. Ein solcher Dualismus hatte sich bereits seit längerer Zeit in der nationalliberalen Partei gebildet, als er bei den Zollverhandlungen des Jahres 1879 zum vollen Ausdruck kam. Schon beim Schluß dieser Verhandlungen war es klar, daß die Partei nicht mehr zusammenhalten könne, und es handelte sich in der That nur noch um die Frage, wer die Firma fortführen solle. Aus Widerwillen an den Vorgängen, welche im Innern der Fraktion sich abgespielt hatten, schied bereits damals die Gruppe Schauß-Völk aus. Der eigentliche Bruch an der natürlichen Stelle vollzog sich aber erst einige Zeit später durch die „Sezession." Man hat öfters geglaubt, daß auch in der Fortschrittspartei ein ähnlicher Dualismus bestehe zwischen den Fortschrittlern Richtersscher und denen Hänelscher Observanz. Indessen hat diese Fraktion, nachdem die kleine Gruppe Löwe-Berger ausgeschieden war, wieder zusammengehalten; und Herr Hänel hat durch seine famose Reichstagsrede vom 30. August vorigen Jahres gezeigt, daß auch er vom echt fortschrittlichen Standpunkt aus zu reden verstehe.

Neuerdings ist nun an die Stelle der bisherigen Trennungen eine neue Vereinigung getreten zwischen Sezession und Fortschritt. Wie wir durch eine Rede Rickerts erfahren haben, ist der Antrag auf diese Verbindung — wir

Digitized by Google

hätten beinahe gesagt der Heiratsantrag — von den Fortschrittlern, namentlich von den Herren Richter und Hänel, ausgegangen. Wochenlang hat man verhandelt und endlich ein Programm zusammengedrechselt, auf welches man sich geeinigt hat. Verlorne Liebesmühe! Als ob im wirklichen Leben die Fragen sich nach einem im voraus festgestellten Programm beantworten ließen! Um die Zukunft der neuen Fraktion zu bestimmen, wird man ebenso, wie Äsop dem Wandrer zurief, der ihn nach der Länge des von ihm noch zurückzulegenden Weges fragte, auch dieser Fraktion vorerst zurufen müssen: „Gehe!“ Wer wird die Ausführung des Programms diktiren? Das ist die Frage. Ohne Zweifel ist Herr Eugen Richter derjenige Mann, welcher in den Eigenschaften, die den einflußreichen extremen Parteiführer machen — wohin wir namentlich auch Rücksichtslosigkeit rechnen —, die bisherigen Führer beider Parteien erheblich überragt. Auch wird wohl niemand glauben, daß Herr Richter die Verbindung gesucht habe, weil er etwas von Reue fühle und sich den sanftern Anschauungen und Formen seiner neuen Freunde anschließen wolle. Er wird sicherlich auch in Zukunft sein Licht nicht unter den Scheffel stellen. Das eigentliche Programm Richters ist nicht das, welches er jetzt unterschrieb. Es ist ein weit kürzeres und lautet einfach: „Fort mit Bismarck!“ Sind nun die neuen Freunde Richters auch auf dieses Programm mit ihm einverstanden? Können sie den Augenblick nicht erwarten, wo das deutsche Reich einer Epigonenherrschaft anheimfällt? Was ist denn so entsetzliches geschehen, daß man den Mann, welcher das deutsche Reich geschaffen hat, verfolgen zu müssen glaubt, mit einem Hasse ohne gleichen?

Unter den Führer der Sezessionisten, welche der Vereinigung zugestimmt haben, sind auch Männer, die man bisher nicht anders denn als warme Patrioten gekannt hat. Freiherr Schenk von Stauffenberg gehört einem alten ruhmwürdigen süddeutschen Geschlechte an und genießt in seinem Heimatlande Baiern das größte Ansehen. Herr von Forckenbeck bekleidet die ehrenvolle Stelle an der Spitze der Bürgerschaft der Reichshauptstadt und hat lange Jahre das Amt des ersten Präsidenten im Abgeordnetenhause und Reichstage ruhmvoll verwaltet. Beide Männer waren es, welche Herr von Bennigsen dem Reichskanzler zum Miteintritt in das preußische Ministerium vorschlagen zu müssen glaubte. Wußten denn diese Männer im deutschen Parlamente keine andre Stellung für sich zu gewinnen als in der Gefolgschaft Eugen Richters? Wollten sie damit etwa den Beweis führen, daß sie unverdient eine Zurückweisung vom Reichskanzler erfahren haben? Und wenn sie vielleicht für ihre Person nicht in jene Gefolgschaft eintreten wollten, war es dann weise von ihnen gehandelt, diejenigen, welche bisher zu ihnen gehalten, den demagogischen Redekünsten des Fortschrittlertums zuzuführen?

In der That, wir sind wieder weit in Deutschland gekommen. Ein halbes Jahrhundert lang hat unser Vaterland schwer gelitten unter dem Zwiespalt

Digitized by Google

seiner Regierungen. Österreich, Preußen und die Kleinstaaten, so hießen die drei Gruppen, welche die Zerrissenheit Deutschlands darstellten und ein Gedeihen im deutschen Volke nicht aufkommen ließen. Der deutsche Bundestag war das Emblem deutscher Jämmerlichkeit. Heute, wo die Regierungen geeinigt sind, ist das deutsche Volk selbst in seinen Vertretern wieder der alten Zerrissenheit verfallen. Extreme Parteien rechts und links und die Zentrumspartei in der Mitte, diese sind es, welche um die Herrschaft ringen und jede in ihrer Art unser Land beglücken wollen. Und der deutsche Reichstag droht zu werden, was der deutsche Bundestag war. Solange ein mächtiger einheitlicher Wille die Dinge in Deutschland noch zusammenhält, ist dieser Zustand vielleicht zu ertragen. Wie aber später? Armes Deutschland!

Notizen.

Die Bedeutung Merws. In England beschäftigen sich die Zeitungen noch immer lebhaft mit der Erwerbung der Oase Merw von seiten Rußlands, und diese Frage, die auch im Parlamente wiederholt erörtert worden ist, hat in der That für die Stellung der Engländer in Ostasien nicht gewöhnliche Bedeutung. Ein Blick auf eine gute Karte Afghanistans und seiner Nachbarländer zeigt, wie nahe jene neueste Erwerbung des „weißen Chans“ die unablässig weiter nach Süden vordringende russische Flut dem Kreise des britischen Einflusses im südlichen Zentralasien gebracht hat, d. h. wie wenig diese Flut noch vom Lande der Afghanen entfernt ist, dessen Emir von England Subsidien empfängt, und dessen Grenzen vor anderthalb Jahrzehnten von Gladstone und Granville abgesteckt wurden. Man sieht auf einer solchen Karte, daß die afghanische Grenze, von Chodscha Sala am Oxus ausgehend, zuerst durch Wüsten- und Steppenland, dann durch das Thal des Murgab und über diesen Fluß hinweg bis Sarachs im Westen läuft, wo sie die Grenze Persiens berührt und von wo sie sich nach Süden wendet, um etwa 14 deutsche Meilen westlich von Herat und ungefähr 4 Meilen westlich von Gurian bis zum Helmand weiter hinabzugehen. Merw ist etwa 15 Meilen nördlich von dieser Linie entfernt, da aber das ganze Land auf der linken Seite des Oxus unterhalb der Stadt Chodscha Sala als zu Rußland gehörig betrachtet wird, so folgt, daß seit der Unterwerfung Merws das gesamte Gebiet im Westen der afghanischen Grenze unter die Obmacht Rußlands geraten wird. Man wird ferner bemerken, daß die wichtigen Städte Balch und Maimana, von denen jene am Oxus, diese in dem wohlangebauten Hügellande an der großen Straße nach Herat liegt, durch die Einverleibung Merws ebenfalls der Region beträchtlich näher gebracht worden sind, wo die Russen gebieten. Sie sind deshalb weit weniger sicher, als vor dem Feldzuge gegen die Achaltekes, der den letzteren Merw ver-

Digitized by Google

schaffte. Die Sarik- und Salor-Turkmenen, die innerhalb der afghanischen Grenzen wohnen, sind nicht leicht zurückzuhalten, und da Badghis in gewissem Sinne streitiges Land ist, obwohl es auf dem Papiere gleichfalls zu Afghanistan gehört, so ist leicht zu sehen, daß sich bald Ereignisse begeben können, aus denen sich ernste Schwierigkeiten entwickeln.

Rußland hat aber mit seiner neuesten zentralasiatischen Eroberung noch mehr gewonnen. Indem es Merw in seine Gewalt brachte, welches es 1881 nicht besetzen zu wollen schien, hat Rußland die Verbindung zwischen seinen turkestanischen und seinen transkaspischen Provinzen vervollständigt; mit andern Worten: es hat Samarkand, Bochara und Chiwa durch Merw mit Askabad und Krasnowodsk vereinigt. Er hat infolge dessen jetzt nichts mehr von den berittenen Wüstenräubern zu befürchten und wird sich wahrscheinlich seine besser gewordene Lage zu nutze machen und mit dem Bau einer Eisenbahn nach Osten gegen Sarachs vorgehen, das es natürlich auch nicht eher wegnehmen wird, als bis sich eine passende Gelegenheit findet. Dann hat es den großen zentralasiatischen Schienenweg wieder um eine Station näher nach Herat hin vorgeschoben. Man muß dabei in Betracht ziehen, daß das russische Gebiet, wie es in dem Grenzvertrage mit Persien festgestellt worden ist, nur bis zu einem gewissen Punkte genau bestimmt ist, dann aber als je nach den Umständen dem einen oder dem andern Nachbar gehörig betrachtet werden kann. Infolgedessen ist kaum zu bezweifeln, daß alles, was nicht spezifizirt worden ist, für herrenloses Land angesehen werden wird, und daß die Russen sich bis dicht vor Sarachs ausbreiten werden. Darf man von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen, so ist man berechtigt, anzunehmen, daß allmählich und bei passender Gelegenheit die natürliche Festung von Kalat, das Deregez und Sarachs für notwendig zu den großen Zivilisirungswerke werden erachtet werden. Man wird sich mit ihnen der Beherrschung der besten Operationslinien gegen Herat und der geeignetsten und vorteilhaftesten Straßen nach Kandahar bemächtigen. Die Karte zeigt, daß die Russen jetzt viel weniger weit bis nach Herat haben als die Engländer. Man weiß ferner, daß das Land zwischen Sarachs und jener berühmten alten Stadt am Herirud den Ingenieuren keinerlei Schwierigkeiten entgegenstellt, daß die einst hier vermuteten massiven Gebirgsketten in der Wirklichkeit nur 800 bis 900 Fuß hohe Sandhügel sind, und daß zwischen den Truppen des Zaren und Herat, Maiman und Balch kein andres Bollwerk steht, als die papierne Grenze, die Gladstone und Granville einmal sanktionirt haben. In Sibi (südlich von Kandahar) stehen die Engländer 100, in Quetta 120 deutsche Meilen von Herat, wogegen die letztere Stadt von Merw nur etwa 60 und von Askabad ungefähr 80 Meilen entfernt liegt. Das wichtigste aber ist bei der Sache, daß Rußland jetzt mit einer Eisenbahn rasch nach der afghanischen Grenze vorrückt, daß es mit der Einverleibung Merws seine weitgestreckten Grenzen südlich und nördlich von Oxus abgerundet, daß es die Herrschaft über Stämme, die stets zu Vorstößen und Raubzügen bereit sind, erlangt, daß es sich einen neuen Ausgangspunkt zu einem weitern Sprunge nach zwei Nachbarreichen verschafft, und daß es sich endlich eine Stellung gesichert hat, von wo es mit Leichtigkeit von drei Punkten, von Bochara, Merw und Askabad aus, Minen nach Afghanistan hineintreiben kann. Dazu kommt schließlich, daß es sein Ansehen im ganzen Osten beträchtlich gehoben hat. Es ist eben anders vorgegangen als England unter Gladstones Leitung. Es hat moralische Kraft an den Tag gelegt, Konsequenz und Beharrlichkeit, es hat eine kluge Politik verfolgt und im Felde zu siegen verstanden. Das Resultat ist gestiegner Kredit und Einfluß an den asiatischen Höfen.

Digitized by Google

Die Reichstagsvorlage des Aktiengesetzentwurfs. Von der in diesen Blättern (1883. Heft 45 u. 46) besprochenen Bundesratsvorlage weicht die dem Reichstage gemachte Vorlage in verschiednen Punkten ab. Der Bundesrat hatte sich ganz auf den Boden der von der Reichsregierung ausgearbeiteten Vorlage gestellt; die von ihm beschlossenen Veränderungen berühren nicht das Prinzip, sondern Einzelheiten, von denen einige freilich von weittragender Bedeutung sind. Der erste Entwurf hatte für Inhaberaktien als Nominalbetrag mindestens 5000 Mark, für Namensaktien 1000 Mark in Vorschlag gebracht; die jetzige Vorlage hat den ersten Betrag auf 2000 Mark herabgesetzt. Man kann im Zweifel sein, ob darin eine Verbesserung liege. Das eine ist jedenfalls richtig, daß auch der höchste Nominalbetrag den kleinen Mann nicht vom Spekuliren abhält, solange der Ausbeutung durch Ratengeschäfte freier Spielraum bleibt. Wie aber diese einzuschränken sei, das läßt sich mit einigen Worten kaum sagen; jeder sollte in seinem Kreise wenigstens nicht aufhören, vor den marktschreierischen Annoncen und Zirkularen der Ratenbankiers zu warnen. Der erste Entwurf hatte den Fall, daß gleich bei der Gründung die Aktien zu einem höhern als dem Preiskurse ausgegeben würden, nicht weiter ins Auge gefaßt. Es würde demnach der dadurch erzielte Gewinn lediglich den Gründern anheimgefallen sein. Die jetzige Vorlage hat die Frage einer Überpari-Emission bei der Gründung sehr eingehend geregelt, und darin liegt eine dankenswerte Verbesserung. Eine ganze Reihe solider Gesellschaften hat ihre Aktien mit einem Agio aufgelegt und sich dadurch von vornherein einen Reservefonds geschaffen. Ein solcher Vorgang verdient Begünstigung, die ihm in dem gegenwärtigen Entwurfe umsomehr zuteil wurde, als ausdrücklich angeordnet ist, daß der Agiogewinn dem Reservefonds zugeführt werden muß. Von den sogenannten Individualrechten hat die Reichstagsvorlage das Recht der Minorität, auf Auflösung zu klagen, beseitigt. Hier hatte die erste Vorlage allzuviel in das richterliche Ermessen gestellt. Die Frage, ob eine Aktiengesellschaft noch geeignet sei, ihre gesellschaftlichen Zwecke zu erfüllen, ist in der That keine solche, die auf dem Wege des Zivilprozesses geregelt werden kann. Hierbei kann nur der Wille der Mehrheit entscheidend sein, und der Entwurf hat genügende Vorsorge dafür getroffen, daß der Wille dieser Mehrheit zum gesetzlichen Ausdruck gelangt. Die erste Vorlage endlich hatte den Fall wohl erwogen, daß die der Minorität gewährten Rechte leicht zu einer faktiösen Baissespekulation benutzt werden könnten, aber in der Bestimmung des Strafgesetzbuchs einen genügenden Schutz gegen eine etwaige absichtliche Kreditgefährdung der Gesellschaft zu haben geglaubt. Die gegenwärtige Vorlage geht noch weiter, indem sie der letztern auch einen zivilrechtlichen Anspruch gegen diejenigen gewährt, welche böslicher Weise von dem Minoritätsrechte Gebrauch gemacht haben. Das sind die wichtigsten Abweichungen der neuen Vorlage. Die übrigen sind weniger wirtschaftlichen als juristischen Charakters.

Der Kolportageparagraph. Angesichts des aus den Reihen der „Freisinnigen" hervorgegangnen Antrages, den in der neuesten Gewerbenovelle enthaltenen Kolportageparagraphen wieder zu beseitigen, scheint es uns angemessen, eine sehr hübsche Darstellung über die Wirksamkeit des Kolportagewesens in der Reichshauptstadt hier zu reproduziren. Dieselbe lautet:

„Berlin ist seit dem ersten Tage dieses Jahres um eine Spezies ärmer; eine der typischen Persönlichkeiten wurde an demselben Tage, an welchem das geaichte Maß in allen Restaurants und Wirtsstuben eingeführt wurde, aus denselben verwiesen. Weniger allerdings aus den[jenigen] Restaurants, hinter deren Spiegelscheiben

Digitized by Google

befrackte Kellner den Fremdling bedienen, als vielmehr aus jenen Schankstätten, in denen die Weiße noch ein beschauliches Dasein neben dem Kartoffelsalat und dem Kuhkäse führt, und wo kalte Bouletten noch den Inbegriff der kulinarischen Herrlichkeit bilden. In Budiken und Schnapsläden, auf den Droschkenhalteplätzen und in Fabrikräumen, auf Hausfluren und Hintertreppen befand sich das überaus ertragsreiche Arbeitsfeld des »fliegenden Verkäufers der Schauerliteratur.« Der Kolporteur, jene durchaus existenzberechtigte Erscheinung, bleibt nach wie vor; aber er muß jetzt ein Verzeichnis seiner Verkaufsartikel mit sich führen und der Behörde jederzeit Einblick in seine Mappen und Taschen gestatten — und dadurch, sowie durch den Ausschluß gewisser Werke vom Kolportagevertriebe ist dem »Hintertreppler« der Lebensfaden durchschnitten worden. Daß fliegende Buchhändler sich ganz ausschließlich dem Vertriebe der Schauerromane widmeten, kam aber nur in der Hauptstadt vor, und die große Zahl der Abnehmer machte das Geschäft zu einem höchst einträglichen. Es war ein ganz eigenartiger Anblick, und die Szene hätte wohl verdient, von einem Zeichner, der sich dem Studium des Volkslebens gewidmet, aufgenommen zu werden: der Mann mit der schwarzen Mappe und dem Bilderkasten, wie er, umgeben von den Rosselenkern, den Inhalt seiner Romane und die Prachtbilder, die man gegen geringe Nachzahlung beim letzten Heft erhielt, als »von einem feinen Maler« herrührend, anpries. »Die Kinder des Gehenkten, oder Der Fürst vom Rabenstein,« »Der Totenvogel, oder Die Genossen des schwarzen Bundes,« »Die schöne Bianca, oder Die Geheimnisse des Serails« — so und ähnlich lauteten die verlockenden Artikel. Wenn der harmlose Fabrikarbeiter, der biedre Droschkenkutscher, die romantische Nähmamsell und die gebildete Köchin nun gar den Prospektus durchlas, die Bilder sah, und auch noch hörte, daß zum Schluß sieben Uhren von fast echtem Golde, zwölf Nähmaschinen, zwanzig halbwollene Roben und ein Dutzend Regenschirme unter den Abonnenten verlost werden sollten, das Los bekam man gratis, und die »Einschreibegebühr« betrug nur eine Mark — ja, wer konnte dann noch widerstehen? Allwöchentlich erschien ein Heft, und trotzdem [daß] sein Inhalt so hübsch spannend war, und es bei der Lektüre einen so recht gruselte, kostete es nur dreißig Pfennige! Eine Bagatelle! Schade wars nur, daß immer gerade dann, wenn die Geschichte am spannendsten oder am gruseligsten wurde, das Heft zu Ende war. Man konnte kaum die Fortsetzung erwarten, und der »Hintertreppler«, der gewöhnlich am Sonnabend Abend kam, wenn der Arbeiter und kleine Handwerker seinen Lohn in der Tasche hatte, war der ersehnteste Mann. So las man den Roman bis zum Schluß, so kaufte man achtzig, wohl auch hundert Hefte, so zahlte der unbemittelte Arbeiter, die Nähmamsell oft vierundzwanzig Mark für einen einzigen, elenden Roman. Nun ist die Herrlichkeit zu Ende, und da der »Hintertreppler« von andrer Literatur nichts wissen wollte, so ist auch er auf den Aussterbeetat gesetzt. Die gefühlvollen Nähmamsells und die Köchinnen, die Kutscher und Fabrikarbeiter werden ihn schmerzlich entbehren und weidlich auf das Gesetz räsonniren, durch welches ihnen ihre geistige Kost entzogen wird; denn in Buchhandlungen kauft man solche Werke nicht, man kauft sie lieferungsweise auf Hintertreppen, in Budiken und auf offenen Plätzen oder garnicht."

Woher stammt wohl diese Darstellung? Sie ist entnommen der Nationalzeitung (Nr. 9, vom 6. Januar d. J.), einem Blatte, welches zwar in seinem vorderen politischen Teile über die neue Kolportagebeschränkung, in welcher es eine Wiederherstellung der Zensur erblickt, stets in höchster Entrüstung sich ergeht, nebenbei aber auch unter der Rubrik „Lokales" Mitarbeitern Raum gewährt, welche

Digitized by Google

der Wahrheit die Ehre geben und die Dinge zeichnen, wie sie wirklich sind. Einem solchen verdanken wir auch das vorstehende klassische Zeugnis über den sittlichen Wert des Kolportagehandels — die beste Kritik des neugestellten Antrages.

Zu einem preußischen Schuldotationsgesetz. Das Allgemeine Landrecht (Teil II, Tit. 12) bezeichnet die Schulen als Veranstaltungen des Staates. Den Unterhalt der gemeinen Schulen (d. h. der Volksschulen, welche der Erfüllung der allgemeinen Schulpflicht dienen) überträgt das Landrecht, soweit es sich um die eigentlichen Schulbeiträge handelt, den „Hausvätern" (in Neuvorpommern hat man dafür den bezeichnendern Ausdruck „Familienvorstände" gewählt), soweit Schulbauten in Betracht kommen, den zu der betreffenden Schule gewiesenen „Einwohnern" ohne jeden Unterschied, auch des Religionsbekenntnisses. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Unterhaltung der landrechtlichen Schule auf dem Kommunalprinzip beruht, jedoch ist auch die Zusammenlegung mehrerer Gemeinden zu einem Schulsystem vorgesehen, woraus sich dann das Schulsozietätsprinzip entwickelt hat. Diesen Vorschriften gegenüber hat die preußische Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 in den Artikeln 21—26 ein Programm für ein zu erlassendes Unterrichtsgesetz aufgestellt. Dies Programm ist bis heute nur teilweise ausgeführt, und soweit dies noch nicht geschehen ist, bewendet es vorläufig bei den, in den Rahmen des jetzigen Staatsrechts vielfach nicht mehr passenden, landrechtlichen Vorschriften (Art. 112 der Verfassung).

Die Verfassung wollte alle öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten der Aufsicht des Staates unterstellen, und es ist dieser Teil des Programms in dem Gesetze betreffend die Beaufsichtigung des Unterrichts- und Erziehungswesens vom 11. März 1872 (Gesetzsammlung S. 183) bereits in Erfüllung gegangen. Im übrigen wollte die Verfassung die öffentliche Schule (wie dies auch das einzig richtige ist) verstaatlichen. Demgemäß sollten die öffentlichen Lehrer die Rechte und Pflichten der Staatsdiener haben, dem Staate sollte unter gesetzlich geordneter Mitwirkung der Gemeinden das Recht der Anstellung der Lehrer an den öffentlichen Volksschulen zustehen, der Staat gewährleistete den Volksschullehrern ein festes, den Lokalverhältnissen angemessenes Einkommen.

Die richtige Konsequenz dieses Verstaatlichungsgedankens wäre nun wohl die gewesen, daß der Staat gegen Übernahme des vorhandnen Schulvermögens und der Schuleinkünfte (z. B. der Schulversäumnisstrafen) die Hergabe der Mittel zur Errichtung, Unterhaltung und Erweiterung der öffentlichen Volksschule in Aussicht gestellt hätte; das ist aber nicht geschehen, vielmehr hat die Verfassung prinzipiell an dem Kommunalprinzip festgehalten und nur eine subsidiäre Verpflichtung des Staates im Falle des nachgewiesenen Unvermögens anerkannt.

Nun ist es ja richtig, daß die öffentliche Volksschule, soweit dieselbe der Erfüllung der allgemeinen Schulpflicht dient, von jeher als Gemeindeanstalt angesehen worden ist. Denn als mit der Einführung der Reformation die damals allein bestehenden Kloster- und Kirchschulen in dem protestantischen Deutschland aufhörten, fand die öffentliche Volksschule zunächst eine Zuflucht in den großen Städten. Die Anregung hierzu hatte Luther gegeben in seiner epochemachenden Schrift: „An die Ratsherren aller Städte Deutschlands: daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen (1524)." Die in dieser Schrift enthaltenen, wertvollen Grundsätze gelten im großen und ganzen noch heute und sind später auch auf dem Lande und unbewußt selbst in katholischen Teilen Deutschlands zur Geltung gelangt. Allein es ist zu erwägen, daß Luther staatlichen Verhältnissen gegenüber-

Digitized by Google

stand, welche heute nicht mehr zutreffen. Die Städte, an welche Luthers Mahnruf erging, waren selbst in der überwiegenden Mehrzahl kleine, mit der ausgedehntesten Autonomie und Selbstverwaltung ausgestattete Staaten, welche sich in dem Bewußtsein ihrer Selbständigkeit viel lieber von dem volkstümlichen Reformator Vorschriften machen ließen, als von den Territorialfürsten oder wohl gar von dem katholischen Kaiser. Hiernach war das lutherische Kommunalprinzip hinsichtlich der öffentlichen Volksschulen im Grunde genommen auch nichts weiter, als das jetzt von der Verfassung in den Vordergrund gestellte Staatsprinzip.

Wenn das Kommunalprinzip hinsichtlich der Unterhaltung der öffentlichen Volksschule auch nach dem Untergange der städtischen Selbständigkeit aufrechterhalten wurde, so liegt deshalb kein zwingender Grund zu der Annahme vor, daß die Landesherren von der Vortrefflichkeit dieser Einrichtung oder von der Unentbehrlichkeit derselben überzeugt gewesen wären, vielmehr dürfte hier wohl die Scheu vor dem Übernehmen von Lasten, welche von den Gemeinden ohne Widerspruch getragen wurden, auf die Kasse des Staates, welche damals mit der des Landesfürsten identisch war, als der eigentliche Beweggrund zum Festhalten an dem Bestehenden anzusehen sein. Heute liegen diese Verhältnisse, staatsrechtlich betrachtet, ganz anders, denn dem Lehrer muß es lieber sein, wenn er sein auskömmliches Gehalt prompt und ohne Rücksicht auf die jetzigen Verpflichteten aus der Staatskasse erhält, als wenn er bei der Normirung seines Einkommens von dem Wohlwollen der Kommunalbehörden abhängig gemacht ist. Andrerseits würden aber auch die Schulbauten, wenn sie von Staatsbeamten und auf Staatskosten ausgeführt würden, im Interesse der Schule schneller, besser und im Verhältnis billiger ausgeführt werden als jetzt. Man muß nur in der Praxis gesehen haben, mit wievielen Umständen es in den meisten Fällen verbunden ist, wenn es sich darum handelt, an einem Schulhause einige unbedeutende Reparaturen, Verbesserungen oder Erweiterungen vorzunehmen.

Hätte der Staat das gesamte Schuleinrichtungswesen in der Hand, könnte er bei der jetzt bereits gesetzlich bestehenden Befugnis, die geeigneten Schulbezirke (auf dem Lande) zu bilden, vorgehen, ohne durch die Einsprüche der Schulunterhaltungspflichtigen eingeschränkt zu werden, so würde das für die Schule zu verwendende Geld viel nützlicher angelegt werden, und die Schule würde dabei zum Besten des Allgemeinen viel kräftiger gedeihen als jetzt. Dies wäre im Interesse der Volkserziehung wohl zu wünschen und würde den Anfang der Mittel bilden, um den immer mehr umsichgreifenden destruktiven Tendenzen entgegentreten zu können.

Mit der in diesem Sinne durchgeführten Verstaatlichung der Schule würde mit einemmale gewissen verrotteten Zuständen ein Ende gemacht werden, namentlich der ganz unwirtschaftlichen Verpflichtung der Gutsherren zur Hergabe von Baumaterialien und zur Unterstützung ihrer sogenannten „Unterthanen“ (A. L.-R. Teil II, Tit. 12, § 33); alle Zweifel über die oft garnicht festzustellende oder nur zu Willkürlichkeiten führende Leistungsfähigkeit der Schulbezirke würden aufhören, der für den Laien durchaus unbegreifliche Unterschied zwischen Gemeinde und Sozietät würde entbehrlich werden. Den widerwärtigen, kulturkämpferischen Streitigkeiten über die Berücksichtigung der konfessionellen Verhältnisse bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen (Art. 24 der Verfassung), der intoleranten Unterdrückung der Minoritäten würde mit einem Schlage ein Ende gemacht und es würde damit eine — Fundgrube — für unfruchtbare juristische oder administrative Disteleien für immer geschlossen werden.

Durchaus unzulässig erscheint es, zwischen dem Kommunalprinzip und dem Staatsprinzip ein schwächliches juste-milieu hinstellen zu wollen, etwa in der Art,

Digitized by Google

daß die Gemeinden die eine Hälfte und der Staat die andre Hälfte der Schulunterhaltungskosten zu tragen hätten. Das würde erst recht eine unerschöpfliche Quelle für Streitigkeiten abgeben und der Schule sicherlich nicht zum Segen gereichen.

Also: Entweder — Oder. Will man den gewaltigen Schritt der vollständigen Verstaatlichung der Schule nicht wagen, so lasse man es wenigstens beim alten; wir werden dann auf Grund der jetzt so beliebten „konstanten Judikatur" schon weiter kommen. Könnten wir aber diese „kostbare Perle der Wissenschaft" (wie neulich ein eingefleischter Jurist sagte) loswerden, so wäre das ein großes Glück für das Vaterland.

Über die Aufbringung der Mittel für die verstaatlichte Schule soll später einmal gesprochen werden. Die Frage dürfte sich leichter erledigen, als mancher meint. Dabei wird dann auch über die vollständige Aufhebung des Schulgeldes noch ein Wort zu sagen sein.

Antispiritismus in Wien. Die Entlarvung eines sehr bekannten „Mediums" durch zwei junge Erzherzoge hat allgemeine Heiterkeit hervorgerufen. Wer aber glaubt, daß damit dem Schwindel der Spiritisten der Todesstoß gegeben worden sei, kennt die Menschen nicht. Schon vor Jahren hatten Münchener Künstler denselben Herrn Bastian oder einen seiner Kollegen in ähnlicher Weise behandelt, aber der Erfolg bestand höchstens darin, daß der Ertappte den Platz mied, wo ihm die Unannehmlichkeit begegnet war. Man erinnert sich dabei unwillkürlich der schönen Zeit, wo die Banken in Westdeutschland florirten: wurde einem Industrieritter der Boden unter den Füßen in Homburg zu heiß, so verschwand er und tauchte in Baden-Baden oder Wiesbaden wieder auf oder im Notfall in Wildungen oder Spaa; bis er den Kreislauf vollendet hatte, waren seine frühern Abenteuer vergessen und andre Vögel bereit, sich rupfen zu lassen. Ohne Zweifel geht es ebenso in den „Cercles" und ist es ebenso gegangen im goldnen Zeitalter der Grecs und Geisterbanner. Wenn Missionäre ein Götzenbild umstürzen, so zerstören sie damit den Glauben der alten Weiber noch nicht. Es ist denn auch durch Bastians Mißgeschick das Vertrauen der Gemeinde nicht erschüttert worden. Personen, welche ihm am nächsten stehen (man lege sich diesen Ausdruck nach Belieben aus!), geben ihn preis, um die Sache zu retten. Tief betrübt verzeichnen sie den Fall als abermaligen Beweis, daß Medien, welche ihre Kräfte schwinden fühlen, sich auf Taschenspielerkünste verlegen und die heilige Sache kompromittiren. Andre, nämlich Betrogene, lassen sich von dem ganzen Vorfall garnicht anfechten. Nach ihrer Ansicht war es illoyal, das Vertrauen ihres Bastian so zu täuschen, und wenn wirklich er in der Falle zurückblieb und kein Bewohner der vierten Dimension — was beweist das? Solchen standhaften Bekennern, welche den von einem Herrn von Hellenbach in dicken Büchern vorgetragnen Unsinn nachbeten, ist schon früher die Frage vorgelegt worden, wie sie sich die „Materialisation" der Kleidungsstücke vorstellen, in welchen die Geister auftreten; ob die Hemden und Röcke der Verstorbenen uns blöden Sterblichen unsichtbar aufbewahrt werden, um gelegentlich den Seelen als Garderobe zu dienen, oder ob in der vierten Dimension gewebt und genäht wird, ganz wie auf der Erde? Man hat ihnen zugesetzt, die Geister doch zu etwas mehr Aufwand an Geist zu bestimmen, da am Ende kein Geist von jenseits zu kommen brauche, um Schnüre zu verknüpfen, Harmonika zu spielen und Papiermesser zu schleudern. Allein auf dergleichen Spitzfindigkeiten lassen sich die Wackern nicht ein; credunt, quia absurdum est.

Digitized by Google

Immerhin ist die Niederlage der Herren Spiritisten unter ungewöhnlichen Umständen erfolgt und könnte deshalb längere Zeit geschäftsstörend nachwirken, und ein gewiegter Industrieller muß bedacht sein, mit heiler Haut über die Krisis hinwegzukommen und die Wiederkehr „günstigerer Konjunkturen“ abzuwarten. Ist der Spiritismus augenblicklich nicht „gefragt,“ nun so wirft man Antispiritismus auf den Markt. Auf der einen Seite verschwand Mr. Bastian, und wie in einem Wetterhäuschen erschien auf der andern Mr. Stuart Cumberland mit der Ankündigung, allen spiritistischen Schwindel aufdecken zu wollen. Er ist ein wirklicher Engländer, also eine ungewöhnliche Erscheinung auf einem Arbeitsfelde, welches sonst Domäne der polnischen Juden mit französischen, italienischen oder englischen Namen ist, dem Felde der „Geschwindigkeit ohne Hexerei.“ Er ist ebenso geschickt wie jene und macht auch so geistreiche Scherze, wie man sie von dergleichen Herren gewohnt ist. Wort hält er insofern, als der Hokuspokus der Spiritisten ziemlich vollständig ohne Mitwirkung viertdimensionaler Kräfte aufgeführt wird. Aber in der Erklärung der „natürlichen Magie“ leistet er weniger als die während der letzten Jahre in populärwissenschaftlichen Zeitschriften erschienenen Aufsätze über dieses Thema. Und das darf nicht Wunder nehmen. Denn so sehr es Mr. Cumberland darum zu thun sein mag, die Menschheit aufzuklären, etwas anders liegt ihm noch mehr am Herzen: Geld einzunehmen, und wenn er das Publikum völlig in die Karten blicken ließe, würden die Einnahmen bald sehr dünn ausfallen. Deshalb behauptet er bei seinem größten Kunststücke, dem Erraten der Gedanken andrer, selbst nicht zu wissen, wie er es mache, er könne das Gelingen nicht garantiren, die andre Person müsse ihre Gedanken ganz und ausschließlich auf einen Punkt richten, seine eigne Disposition komme ebenfalls mit in Frage, das „Gedankenlesen“ greife ihn sehr an u. s. w. Genug, der alte Hokuspokus unter neuer Etikette! Und wie seinerzeit beim Tischrücken und Tischklopfen, haben wir auch sofort eine wissenschaftliche Begründung der merkwürdigen Erscheinung erhalten. Ein Professor der Mathematik erklärte es als wohl denkbar, daß ein Gedankenprozeß von den Kopfnerven des einen Menschen auf die Handnerven eines andern übertragen werden könne; gegen diese Hypothese protestiren aufs lebhafteste allerlei Ärzte, die in populärisirter Medizin machen, erklären aber zugleich vornehm, die Wissenschaft habe mit derlei Spielereien nichts zu schaffen.

In diesem Punkte erlauben wir uns andrer Ansicht zu sein. Der weitern Verbreitung einer Volkskrankheit entgegenzuwirken wäre eine Aufgabe, welche nicht unter der Würde der Wissenschaft läge, und welcher sich zu unterziehen die Naturwissenschaft umsomehr Grund hätte, als sie — indirekt und unabsichtlich — gewiß am meisten dazu beigetragen hat, die Gemüter für den neuen Aberglauben empfänglich zu machen. Durch hunderttausend Kanäle ist die materialistische Weltanschauung in alle Volksschichten geleitet worden und hat den alten Glauben hinausgetrieben. Allein die letzten Rätsel bleiben ungelöst (einige Herren scheinen die Lösung zwar gefunden zu haben, doch behalten sie dieselbe mißgünstig für sich!), und da der Mensch, wie er einmal beschaffen ist, von der Physik nicht satt wird, sondern nach Metaphysik Verlangen trägt, anderseits aber nichts so sehr fürchtet, als auf Gläubigkeit ertappt zu werden, so verfällt er umso leichter einem Aberglauben, der unter der Maske einer neuen Wahrheit auftritt. Eine Übersinnlichkeit, die sich herabläßt, unsern Sinnen wahrnehmbar zu werden, kann man sich schon gefallen lassen! Vergessen wir nicht, daß die Blütezeit der „Aufklärung“ im vorigen Jahrhundert auch den Humbug der Cagliostro, Gaßner und Konsorten üppig ins Kraut schießen ließ. Die Hauptsache wäre wohl, daß die Herren Materialisten es

Digitized by Google

über sich gewinnen würden, einzugestehen, es gebe zwischen Himmel und Erde wirklich Dinge, welche sie noch nicht ergründet haben, und daß sie sich die Untugend abgewöhnen, die Existenz alles dessen zu leugnen, was sich nicht mit Wage und Mikroskop konstatiren läßt. Sie verurteilen oder verspotten jeden Glauben, welcher dem Gemüte des Menschen entsprosst ist, und verlangen zugleich unbedingten Glauben für ihre Theorien. Wenn aber zwei Propheten mit einander in Streit geraten, so wird gewiß derjenige den Sieg behalten, welcher sichtbare Wunder thut. Die Wissenschaft war es nicht, die den Spiritisten Bastian zu Falle gebracht hat, jetzt lehnt sie sich gegen den Antispiritisten Cumberland auf und meint, ihn mit einer wegwerfenden Handbewegung abfertigen zu können, doch dafür ist der Mann augenscheinlich zu stark — im Geschäfte. Das sensationsbedürftige Publikum findet dabei ebenso seine Rechnung wie er selbst. Denn, ob Spiritismus oder Antispiritismus, das bedeutet so viel wie Staatsanwalt und Verteidiger, Redner von der Rechten und von der Linken; ein aufregendes Schauspiel will man haben.

Francesca von Rimini. In der zuerst von den Grenzboten gebrachten und jetzt auch in der „Grenzbotensammlung“ erschienenen Novelle „Francesca von Rimini“ wird auch der rührenden Episode der göttlichen Komödie Dantes gedacht, wo die schöne Tochter von Rimini dem Dichter die Ursache ihres frühen grausamen Todes erzählt. Die Heldin der erwähnten Novelle sucht, wie viele andre, dafür eine Erklärung, daß Dante jenes rührende Liebespaar in die Hölle versetzt, und findet den Grund in der religiösen Anschauung, wie sie der Dichter vielfach in jenem großen Werke äußert. Der Tod durch die Hand des Gatten und Bruders hat die Liebenden überrascht, bevor sie imstande waren, ihre Sünden zu bereuen. Wer aber ohne Reue vom Tode hingerafft wurde, der mußte nach der auch vom Dichter geteilten Ansicht des Mittelalters an den Ort des „ewigen Schmerzes.“

Gegen diese von vielen Danteerklärern vertretene Deutung wendet sich eine Studie von Luigi Morandi.*) Sie ist zunächst ein Beweis, wie hoch in Italien noch immer die Verehrung der „Göttlichen Komödie“ steht. Jene Studie war eine Jugendarbeit, die der Verfasser auf Dringen des Redakteurs wider Willen und in Ermangelung andrer Aufsätze einem Journal überließ. Kaum aber war die neue Deutung veröffentlicht, so ergossen sich wie in einer Sturmflut unzählige Briefe, Karten, Artikel, Schriften über diesen Gegenstand und drohten durch ihre Menge den Redaktionstisch zu erdrücken. Es war, als ob in ein Wespennest gestochen worden wäre.

Wir hoffen, daß ein kurzer Bericht über diese neue Deutung den Lesern der Grenzboten nicht unwillkommen sein wird. Die Erklärung Morandis ist eine rein ästhetische und deshalb besonders anmutend. Morandi weist nach, daß der Dichter viel größere Sünder in das Fegefeuer und in das Paradies versetzt habe, und daß es nach seiner Meinung, um dieser göttlichen Gnade teilhaftig zu werden, nur eines einzigen frommen Ausrufes im letzten Augenblicke bedurfte (vergl. z. B. Purg. III. 118—123). Es wäre also dem Dichter ein leichtes gewesen, auch der sterbenden Francesca und ihrem Geliebten ein solches Wort in den Mund zu legen, um sie von dem Höllenbanne zu erlösen. Dante wurde von rein künstlerischen Beweggründen geleitet. Das Fegefeuer und das Paradies sind in sich selbst so großartig, daß gegenüber diesen Orten der einzelne, der darinnen weilt, viel weniger

*) La Francesca di Dante. Studio di Luigi Morandi. 1884. Città di Castello. S. Lapi, Tipografo editore.

Digitized by Google

unser Interesse in Anspruch nimmt als der Verdammte in der Hölle. Auch wollte der Dichter, welcher die Schuld der Liebenden nicht beseitigen konnte, das Mitleiden der Leser umsomehr rühren, je größer er das Mißverhältnis der Strafe zur Schuld hinstellte. Endlich sollte es als ein Zeichen unbegrenzter Liebe gelten, daß diese Liebe selbst die Höllenqualen überdauert.

Literatur.

Die Unfallgesetzgebung der europäischen Staaten. Von T. Bödiker, Geh. Reg.-Rat und vortragendem Rat im Reichsamt des Innern. Leipzig, Duncker und Humblot, 1884.

Auf dem ganzen Gebiete der europäischen Kultur steht die Regelung der aus dem Unfall hervorgehenden Rechtsverhältnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitern schon seit einer Reihe von Jahren auf der Tagesordnung. Die Frage ist in dauernder Bewegung; selbst da, wo die Gesetzgebung dazu gelangte, die Haftpflicht der Arbeitgeber nach ihrer privatrechtlichen Seite zu erweitern, wie dies u. a. auch in Deutschland durch das Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871 geschehen, ist weder Befriedigung noch Ruhe eingetreten. Im Gegenteil, wenn früher das Wohlwollen der Arbeitgeber den verunglückten Arbeiter nach Kräften zu unterstützen suchte, ist jetzt das Schwergewicht aus dem Gebiete der Humanität auf das des Prozessirens gefallen, wodurch die Gegensätze und die Verbitterung zwischen den beteiligten Klassen nur gewachsen sind. Die Unfallsentschädigung ist ein Alpdruck, der das Völkergewissen beschwert, und es ist deshalb ein neues, charakteristisches Merkmal des genialen Reichskanzlers, daß er mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit und mit der Begeisterung, welche die sittliche Kraft und die Überzeugung des Guten einflößt, dem immer drohender werdenden Gespenst der Frage kühn ins Gesicht sah und den Weg zur Lösung nicht auf dem Gebiete des privaten, sondern des öffentlichen Rechts suchte. Mit dem Jahre 1881 beginnen, eingeleitet durch die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881, die Reformversuche des Reichskanzlers, durch eine allgemeine Unfallversicherung mit staatlichem Charakter eine befriedigende Lösung zu finden. Es ist bekannt, wie wenig Entgegenkommen der Reichskanzler im Parlament für seine Pläne gefunden hat. Vergebens hat er selbst von seinen Ideen soviel als möglich geopfert, um eine Annäherung mit den Gegnern herbeizuführen. Gegenwärtig ist der dritte Entwurf eines Unfallversicherungsgesetzes an den Reichstag gelangt. Es gehört zu den beliebtesten Manövern der Gegner, mit denen alle furchtsamen Philisterherzen im deutschen Reiche bange gemacht werden, daß alle die Entwürfe unreife Produkte einer kühnen Phantasie seien und jedes sichern Bodens entbehrten; parlamentarisch wagte sogar der Abgeordnete Bamberger diese Entwürfe als „Schrullen“ zu bezeichnen. Besser als durch das vorliegende Buch kann dieser schwere Vorwurf nicht widerlegt werden. Bödiker gehört zu den berufensten Mitarbeitern des Kanzlers; er ist kein Neuling auf dem wirtschaftlichen Gebiete, sondern hat sich bereits, abgesehen von frühern theoretischen Arbeiten, durch seine Thätigkeit in der Richtung der Gewerbeordnung bewährt. Er ist der

Digitized by Google

Verfasser der letzten Gewerbeordnungsnovelle, er hat sie allein gegen die Masse der Gegner im Reichstage vertreten und durchgebracht, und wenn das deutsche Volk aus den gesünder gewordenen Grundsätzen der Gewerbeordnung die unausbleiblichen Segnungen schöpfen wird, dann wird auch der Name Bödikers unvergessen sein. Neben diesen großen Arbeiten hat aber der Verfasser mit einem bewunderungswerten Fleiß die Unfallstatistik des deutschen Reiches bearbeitet und sich dadurch einerseits eine Grundlage, andrerseits seine eigne Qualifikation für die Reform der Unfallversicherung geschaffen. In ihm hat der Kanzler einen wackern Gehilfen für die Vertretung des gegenwärtigen Entwurfes gefunden. Das vorliegende Buch Bödikers kann man gleichsam als die Unterlagen zu den Motiven jenes Gesetzentwurfes bezeichnen. Es enthält eine objektive Darstellung der rechtsgeschichtlichen Entwicklung der Haftpflicht in Europa, es deckt die verschiedenen Stadien, welche die europäische Gesetzgebung in dieser Frage durchlaufen hat, mit Gründlichkeit und Sachkunde nach allen Seiten hin auf und zeigt, wie allmählich die Wandlung aus einer reinen Frage des Privatrechts mit einem Übergang (Italien) sich zu einer Frage des öffentlichen Rechts (Deutschland, Österreich) vollzogen hat. Mit ganz besondrer Schärfe und Klarheit giebt Bödiker die Entwicklung in Deutschland, die Unterschiede der verschiednen Entwürfe von einander und die Vorzüge des gegenwärtigen. Bescheiden sagt der Verfasser, seine Schrift sei „nach wenigen Jahren nur noch ein Merkstein an dem Wege der sozialpolitischen Entwicklung, heute noch ein Wegweiser." Sie ist es viel mehr als dieses; sie bildet die wissenschaftliche Grundlage des Unfallversicherungsrechtes, welche maßgebend sein wird, welches Schicksal auch der Vorlage der Regierung von verblendeter Gegnerschaft bereitet werden mag. Mag sie zu Falle gebracht werden, die Frage wird vor ihrer endgiltigen Lösung im Sinne des Reichskanzlers von der Tagesordnung der europäischen Parlamente nicht verschwinden, und jeder, der sie weiter zu fördern oder zu bekämpfen haben wird, wird seinen Ausgangspunkt immer wieder von der lichtvollen Darstellung Bödikers zu nehmen haben.

Die Agrarfrage der Gegenwart. Sozialpolitische Studien. Von Dr. Eugen Jäger. Zweite Abteilung. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht, 1884. 384 S.

Die in der ersten Abteilung des Werkes begonnene geschichtliche Entwicklung des Bauernstandes wird zunächst in dieser zweiten Abteilung fortgesetzt. Im 16., 17. und 18. Jahrhundert verschlimmert sich die Lage des Bauernstandes durch den Sieg des fürstlichen Absolutismus, welcher dem Adel zum Ersatz seines politischen Freiheitsverlustes den Bauern ausliefert, der leibeigen und rechtlos wird. Die Kirche selbst, die berufene Fürsorgerin der mühselig Beladenen, vergißt ganz ihre hohe Aufgabe und stellt sich vollständig in den Dienst der absoluten Gewaltherrschaft. Freilich giebt es auch rühmliche Ausnahmen; unter den deutschen Fürsten waren es besonders die Hohenzollern, die rois des geux, welche schon frühzeitig begannen, für das Interesse ihrer Bauern zu sorgen und dieselben von der Hörigkeit zu befreien. Auch der schleswig-holsteinische Adel giebt ein rühmliches Beispiel. Die französische Revolution bewirkt sodann auch in Deutschland die völlige Aufhebung der Hörigkeit. Wieder ist es Preußen, welches mit seinen Befreiungsedikten allen andern deutschen Staaten vorangeht, allein die Ablösung der gutsherrlichen Rechte ist eine ungenügende. Der Bauer, welchem die Baarmittel fehlen, ist nicht imstande, sich die volle Unabhängigkeit zu erringen. Dieselbe wird erst durch die liberale Bewegung des Jahres 1848 vollendet. So sehr auch diese Unabhängigkeit und diese Aufhebung der Hörigkeit als Akt der Gerechtigkeit und Zivilisation anerkannt

Digitized by Google

werden muß, so wenig erreicht sie ihr Ziel. Denn gleichzeitig mit ihr tritt die soziale Gesetzgebung des Liberalismus mit allen ihren egoistischen und kapitalistischen Konsequenzen ein. Der Grundbesitz wird lediglich zum Kapital erklärt, und wie bezüglich der Mobilien, so tritt auch hinsichtlich der Immobilien die römisch-rechtliche Verschuldung und Vererbung ein. Gerade diese Vererbung ist es, welche den Grundbesitzer zu steigender Verschuldung zwingt, denn er soll Zinsen geben, die ihm die Rente seines Grundstückes nicht einträgt. Soweit aus der noch unzureichenden Statistik es ermittelt werden kann, zeigt sich in allen Ländern des Kontinents eine steigende Verschuldung des Bauernstandes, nicht zum wenigsten im deutschen Reiche, wo jährlich an Zins für die hypothekarischen Forderungen von der Landwirtschaft allein etwa 500 Millionen Mark gezahlt werden. Die weitern Folgen sind Latifundienherrschaft oder Zwergbau, welche beide zur Vernichtung des gesunden mittleren Bauernstandes führen. Gegenüber dieser privatrechtlichen Behandlung des Grund und Bodens gilt es, denselben wieder mit den Grundsätzen des öffentlichen Rechts zu beleben und von diesem aus den Bauernstand und dessen Grundeigentum neu zu gestalten. Der Hauptmangel liegt in der Verschuldung; dieselbe muß anders als bei dem mobilen Kapital geregelt werden, Grund und Boden ist kein Kapital, er kann daher keine Zinsen, sondern nur Grundrenten geben. Die Grundrente ist daher das Prinzip der Verschuldung des bäuerlichen Besitzes.

Dies ungefähr ist die dürftige Skizze des reichhaltigen Buches. Der Verfasser verfügt über ein so tiefes Wissen und ein so umfangreiches Material, daß die einzelnen von ihm behandelten Fragen vielleicht über Gebühr belastet und zuweilen der logische Faden des Ganzen nur mit Mühe wieder aufgefunden werden kann. So tritt z. B. mitten in die geschichtliche Darstellung ein Exkurs über die Stellung des Adels namentlich in seinen Beziehungen zum Bauernstand. Auch hat der Wunsch des Verfassers, zum Volke zu sprechen, infolge dessen er glaubt, nicht deutlich genug sein zu können, ihn unwillkürlich zu einer gewissen Breite veranlaßt und zuweilen auch zu Wiederholungen desselben Gedankens, wenn auch in andrer Form, geführt. Nichtsdestoweniger bekennen wir gern und frei, daß wir es mit einem hochbedeutenden Werke zu thun haben, aus dem nicht bloß jeder, dem das Wohl der staatserhaltenden Landwirtschaft am Herzen liegt, Belehrung schöpfen kann, sondern durch das der Leser auch von der hohen Begeisterung ergriffen wird, die den Verfasser durchglüht. Wir stehen aber auch inhaltlich den Vorschlägen des Verfassers, der an die Rodbertussche Rententheorie anlehnt, durchaus sympathisch gegenüber und stimmen namentlich mit ihm in der ebenso gründlichen wie scharfen Kritik der bestehenden Zustände überein. Abhilfe ist notwendig. Wir wollen nicht die gleiche Erfahrung mit dem Bauernstande wie mit dem Arbeiterstande machen. Die rein kapitalistische Gesetzgebung des Manchestertums, welche auch die berechtigtsten Forderungen des Arbeiterstandes lediglich mit der bloßen Nachtwächterthätigkeit des Staates abspeiste und weder auf Krankheit noch auf Unfälle, noch auf Altersversorgung der Arbeitsinvaliden Rücksicht nahm, hat die Arbeiter zu Sozialdemokraten ausgebildet. Wir sehen auch, daß in andern Ländern, so namentlich in Italien, die gleichgiltige Haltung der Gesetzgebung der Bauernbevölkerung gegenüber diese in das gleiche Lager getrieben hat. Eben deshalb erscheint es uns auch von Bedeutung, daß der Verfasser nicht bloß die materielle Lage des Grundbesitzes ins Auge faßt, sondern mit eben solcher Entschiedenheit für die ethische Belebung desselben eintritt und seine Vorschläge mit den Grundsätzen des Christentums durchdringt. Aber bedenklich ist es, wenn der Verfasser die Bauern zur Verbesserung ihrer Lage auf das Zentrum und die deutschkonservative

Digitized by Google

Partei verweist und sie nicht bloß vor den Liberalen, sondern auch vor dem Fürsten Bismarck warnt. Der Nutzen, den sein Buch stiften könnte, wird durch diese Weisung nicht bloß paralysirt, sondern in das Gegenteil verwandelt. Wenn der Verfasser nicht geradezu ultramontane Propaganda treibt — was seine sonstige Haltung eigentlich ausschließt —, so müssen wir seine Verblendung tief beklagen. Sind an ihm die letzten Jahre deutscher Geschichte so spurlos vorübergegangen, daß er glaubt, das Zentrum verfolge andre Grundsätze als lediglich die Wiederaufrichtung der päpstlichen Herrschaft nach außen und innen? Wie kann er einer Partei vertrauen, welche lediglich ihre Maßregeln und ihre Abstimmung von welfisch-jesuitischen Eingebungen abhängig macht? Was aber die deutschkonservative Partei betrifft, so übersieht der Verfasser, daß sie noch vielfach an denjenigen Velleitäten klebt, die er selbst an verschiednen Stellen so heftig tadelt. Eben aus diesem Grunde vermag diese Partei nicht den Einfluß im Volke zu gewinnen, der den Vertretern echt konservativer Ideen eigentlich zukommen sollte. Die deutschkonservative Partei mit ihren Anklängen an Stahl, Senfft-Pilsach, Waldow und die andern Heißsporne der Reaktion hat selbständig und ohne die Unterstützung der Regierung noch nichts geleistet, worauf sie stolz sein könnte. Im Gegenteil, sie vergißt nur zu häufig, daß es ihre erste und heiligste Aufgabe ist, in jeder Hinsicht die Politik des Reichskanzlers zu unterstützen. Was bisher im deutschen Reiche und in Preußen — abgesehen von den sonstigen Großthaten der letzten Jahre, die hier nicht in Frage stehen — geschehen ist an der Lösung der sozialen Frage, verdankt lediglich der Initiative unsers großen Staatsmannes den Erfolg. Speziell die Hebung des Bauernstandes, die Erleichterung der untern Klassen, die Beförderung der Landwirtschaft hat in dem Fürsten den eifrigsten Förderer gefunden, und es würde ermüdend sein, hier alle die Wohlthaten aufzuführen, die gerade in diesen Richtungen das deutsche Volk und der deutsche Bauer dem Reichskanzler verdanken. Aber der Fürst treibt praktische Politik; wollte der Bauernstand dem Zentrum und der deutschkonservativen Partei blindlings Heeresfolge leisten, so würden sicherlich die von dem Verfasser erstrebten Ziele nicht erreicht werden, und es wäre sehr die Frage, ob nicht wieder ein Zustand einträte wie im achtzehnten Jahrhundert, den der Verfasser mit so düstern Farben geschildert hat. Radikale Reformen können bei unsern heutigen Verhältnissen nicht plötzlich eingeführt werden: es bedarf hierzu eines sichern Vorgehens, ohne die Kontinuität mit der Vergangenheit auf einmal zu zerstören. Fürst Bismarck weiß dies wohl, er rechnet nicht mit utopischen Faktoren, sondern mit der Wirklichkeit, und er bedarf daher der Unterstützung aller, denen das Wohl des Vaterlandes wie des Bauernstandes am Herzen liegt.

Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte. Stuttgart, Cotta, 1884.

Diese neue Zeitschrift, die jährlich in zwölf Monatsheften erscheinen soll, will die gebildeten und nach Erweiterung ihrer Kenntnisse strebenden Kreise des deutschen Volkes mit den Ergebnissen der Forschung und mit allen hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der historischen Literatur in leichtverständlicher Fassung und anregender Form vertraut machen. Sie wendet sich also an dasselbe Publikum wie Raumers Historisches Taschenbuch, nur daß es sich hier um häufigere und kürzere Anregungen und weniger weit ausgesponnene Darstellungen handelt. Ein solches nicht bloß für den Fachmann bestimmtes orientirendes Journal fehlte bisher allerdings, und da geschichtlicher Sinn in immer weiteren Kreisen lebendig wird, so

Digitized by Google

wird es ihm auch an einem Leserkreise nicht fehlen, wenn es tüchtig geleitet wird und die namhaft gemachten hervorragenden Mitarbeiter sich nicht damit begnügen, im Prospekt zu paradiren. Ein Herausgeber hat sich merkwürdigerweise nicht genannt.

Das vorliegende erste Heft enthält außer kürzern Mitteilungen (worunter ein Nekrolog Nordens): Das alte Syrakus von Ad. Holm. Ein Bild aus dem Klosterleben Österreichs von Adalbert Horawitz. Ein Gesandtenmord im siebzehnten Jahrhundert von Moritz Brosch. Die Pest in Rußland 1634 von A. Brückner. Die Staatsmänner Amerikas von Anton E. Schönbach.

Unser Wissen von der Erde. Allgemeine und spezielle Erdkunde. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten von Alfred Kirchhoff. Erster Band: Allgemeine Erdkunde von Dr. J. Hann, Dr. F. von Hochstetter und Dr. A. Pokorny. Mit vielen Abbildungen und Karten in Holzstich und Farbendruck. Leipzig, G. Freytag, 1884.

Unter dem Titel „Unser Wissen von der Erde" bietet der rührige Verleger des „Wissens der Gegenwart" den Freunden der Erdkunde ein Werk dar, das in „wissenschaftlicher und doch populärer Weise, streng sachlich und doch fesselnd, das beredte Wort mit der veranschaulichenden graphischen Darstellung vereinend, uns die Kenntnis unsers Planeten nach allen seinen vielfachen Beziehungen und doch nicht in allzugroßem Umfang vermitteln soll." Das ganze Werk, dessen Redaktion dem ausgezeichneten Geographen Kirchhoff in Halle übertragen ist, wird fünf Bände umfassen, von denen der erste die allgemeine Erdkunde oder die astronomische und physikalische Geographie, die Geologie und Biologie in drei Abteilungen enthält. Die erste Abteilung, welche die Erde als Weltkörper betrachtet, hat den namhaften Meteorologen Hann in Wien zum Verfasser, die zweite, welche die feste Erdrinde nach ihrer Zusammensetzung, ihrem Bau und ihrer Bildung zum Gegenstande hat, wird von dem hochverdienten Reisenden und Geologen F. von Hochstetter in Wien bearbeitet, und die dritte, welche die Erde als Wohnplatz der Pflanzen, Tiere und Menschen betrachtet, ist aus der Feder des bekannten Wiener Botanikers A. Pokorny. Aus den bis jetzt vorliegenden zehn Lieferungen (à 90 Pf.) des ersten Bandes können wir schon ersehen, daß unsre geographische Literatur hier um ein Werk bereichert werden wird, das hinsichtlich seiner prachtvollen Ausstattung wie seines gediegenen Inhalts sich mit Elisée Réclus' La Terre und Géographie Universelle wird messen können. [Wirklich auch hinsichtlich der Ausstattung? Die Red.] „Unser Wissen von der Erde" kann daher allen Freunden der Erdkunde aufs angelegentlichste empfohlen werden. Wir glauben übrigens unsrer Empfehlung noch größern Nachdruck zu verleihen, wenn wir bemerken, daß der vorliegende erste Band zugleich eine wesentlich erweiterte und reich illustrirte Auflage der bei Tempsky in Prag erschienenen, aber jetzt vergriffenen „Allgemeinen Erdkunde" von Hann, v. Hochstetter und Pokorny ist, eines Werkes, das als eines der vorzüglichsten geographischen Handbücher längst bekannt ist.

Zur Beachtung.

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Quartal ihres 45. Jahrgangs, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schleunige Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im März 1884. **Die Verlagshandlung.**

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Property of the
32101 064095167

Digitized by Google

This Book is Due

Digitized by Google

Digitized by Google